

Mark W. Clark





*Calculated  
Risk*



**GEN. MARK W. CLARK**  
COMMANDING GENERAL

Die amerikanische Originalausgabe dieses Werkes erschien unter dem Titel  
«**Calculated Risk**» im Verlag Harper & Brothers, New York – Copyright 1950  
by Mark W. Clark

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten  
Copyright 1954 by Obelisk Verlag, Velden a. W. – Wien  
Satz und Druck:  
Hans Bulla & Sohn, Wien IX, Nussdorfer Strasse 14

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Dieses Buch ist all jenen Männern und Frauen vieler Nationen gewidmet, die in den Reihen der Fünften Armee und der 15. Armeegruppe in Italien kämpften und starben. Kein Heerführer kann stolzer darauf sein als ich, mit diesen hingebungswilligen Mitkämpfern so eng verbunden gewesen zu sein.

M. W. C.

Bei den Vorbereitungen zur Herausgabe dieses Buches hat mir Joe Alex Morris sachverständig Rat und Hilfe geleistet, wofür ich ihm meinen tiefgefühlten Dank ausspreche. Von Stolz erfüllt danke ich auch meiner Tochter Ann Clark, die sich liebevoll um Kartenmaterial und Illustrationen bemühte.

M. W. C.

## INHALT

Seite

I.	Zum zweitenmal auf dem Weg nach Rom – Mai 1949. (Statt eines Vorwortes).....	1
II.	Kriegsvorbereitungen – Juli 1940 bis Juni 1942 .....	10
III.	Der Entschluss zur Aktion «Fackel» – Juni bis August 1942 .....	30
IV.	Eisenhowers Stellvertreter – August bis Oktober 1942 ..	47
V.	In geheimer Mission nach Afrika – Oktober 1942 .....	80
VI.	Die Affäre Darlan – November-Dezember 1942 .....	109
VII.	Der Vorstoss auf Tunis – Dezember 1942 bis Januar 1943 ..	159
VIII.	Die Fünfte Armee, die Araber und einige wichtige Persönlichkeiten – Januar 1943 bis September 1943 ....	170
IX.	Salerno: Hart an der Katastrophe vorbei – September 1943	221
X.	Auf schlammigen Wegen vom Volturno nach Cassino – Oktober bis November 1943 .....	259
XI.	Der Einbruch in die deutschen Winterstellungen – Dezember 1943 .....	283
XII.	Die Rapido-Garigliano-Front – Januar 1944 .....	309
XIII.	Das Ringen um Anzio – Januar-Februar 1944 .....	331
XIV.	Cassino – März 1944 .....	363
XV.	Rom, der grosse Preis – April bis Juni 1944 .....	389
XVI.	Verfolgung bis zum Arno – Juni bis Oktober 1944 ....	427
XVII.	Der harte Winter in den Apenninen – November 1944 bis März 1945 .....	468
XVIII.	Die Kapitulation – 2. Mai 1945 .....	492
XIX.	Die Besetzung Österreichs und die Russen – August 1945 bis November 1946 .....	520
XX.	Die Konferenz von Moskau – März 1947 .....	554

## KARTEN

Seite

Unternehmen der Verbündeten in Tunis – November bis Dezember 1942 .....	161
Landung der Fünften Armee und Anfangsoperationen – 9. September 1943 .....	229
Vormarsch von Salerno – Eroberung von Neapel.....	252
Vormarsch der Fünften Armee zum Volturno.....	262
Vormarsch der Fünften Armee über den Volturno bis zur deutschen «Winterlinie» – 12. Oktober bis 15. November 1943 .....	268
Unternehmen Raincoat (Regenmantel) – 2. bis 6. Dezember 1943 .	284
Aufstellung der Fünften Armee und Anfangsangriffe auf die Gustav-Linie – 12. bis 19. Januar 1944 .....	313
Angriffsplan der Fünften Armee für den Durchbruch der Gustav-Linie .....	332
Deutscher Vorstoss gegen den Anzio-Brückenkopf.....	357
Angriffe der 34. Infanteriedivision auf Cassino .....	368
Strategie der Verbündeten für die Eroberung Roms – Mai 1944 . .	398
Vormarsch der Fünften Armee an der Südfront.....	403
Durchbruch bei Anzio und die Eroberung Roms .....	413
Verfolgungskämpfe der Fünften Armee zum Arno – 5. Juni bis 23. Juli 1944 .....	439
Durchbruch der Fünften Armee durch die Gotenlinie – 12. bis 22. September 1944 .....	457
Vormarsch durch die Po-Ebene – 5. April bis 2. Mai 1945 ....	499
Die Besetzungszonen in Österreich.....	521



# I

## ZUM ZWEITEN MALE AUF DEM WEG NACH ROM: MAI 1949

### STATT EINES VORWORTES

Das Leben eines Soldaten, der im Kampf steht, setzt sich aus einer endlosen Reihe von Entschlüssen zusammen, die zu Erfolg oder Misserfolg führen. Zuweilen aber bedeuten sie noch mehr, nämlich Leben oder Tod für ihn oder für seine Kameraden. Der Schütze, der über Trümmer und Schutt einer ausgebombten Strasse kriecht, muss jederzeit darauf bedacht sein, den günstigsten Augenblick abzuwarten, um dem feindlichen Feuer zu entrinnen, wenn er von einem Haustor zum anderen springt. Er muss wagemutig sein. Der General, der danach trachtet, feindliche Linien zu durchbrechen und die gegnerischen Kräfte zu zerstören, muss den Zeitpunkt abwägen, zu dem er sich entschliesst zuzuschlagen. Er muss genau überlegen, bis zu welchem Grade er den einen Abschnitt seiner Front schwächen darf, um die dadurch freigewordenen Truppen an jenem anderen Frontabschnitt zu massieren, von dem aus er den Angriff wagen will. Auch er muss wagemutig sein. Die gespreizte Ausdrucksweise militärischer Verlautbarungen bezeichnet dieses Verhalten als ein wohlbedachtes Risiko<sup>1</sup>.

Der alliierte Feldzug im Mittelmeerraum während des zweiten Weltkrieges war von Anfang an ein Unternehmen dieser Art von gigantischen Ausmassen. Unsere Aufgabe bestand im Jahre 1942 darin, eine Front gegen Deutschland und Italien aufzuziehen. Nachdem wir alle Vor- und Nachteile gründlich geprüft hatten, machten wir uns zunutze, was nach Ausspruch des Premierministers Winston Churchill die «Weichteile der Achse» genannt wurde. Wir gingen hiebei eine Reihe von Risiken jener Art ein, wie ich sie

<sup>1</sup> Darunter versteht man eine unternommene oder geplante Aktion, deren Ausgang ungewiss ist, die jedoch nach sorgfältiger Erwägung aller Für und Wider zur Ausführung gelangt, weil die Möglichkeit des Gewinnes wichtig genug ist, alle zu erwartenden Einwände, Gefahren und Verluste auszugleichen oder zu überwiegen.

schilderte. Wir riskierten es, die britischen Inseln eines Teiles ihrer Streitkräfte zu entblößen. Wir liessen es darauf ankommen – und es war kein geringes Wagnis zu hoffen –, dass sich die Franzosen in Nordafrika statt gegen uns zu kämpfen, mit uns vereinigten. Wir riskierten einen deutschen Gegenangriff quer durch Spanien, der unsere Nachschublinien ernstlich gefährdet hätte. Wir riskierten es schliesslich, amerikanische Truppen, die keine Kampferfahrung besaßen, einem Feind gegenüberzustellen, dessen Armeen uns weit überlegen waren. Dies alles aber taten und riskierten wir zu einer Zeit, in der ein Scheitern unserer Aktionen zu einer Katastrophe hätte führen können.

Ich glaube aber, dass das grösste Wagnis darin bestand, dass wir uns von Churchills blendender Redekunst und seiner Überzeugung leiten liessen, er «werde den Achsenmächten im Mittelmeerraum ihre Weichteile aufschlitzen!» Es sollte sich aber herausstellen, dass sie gar nicht so weich waren.

Zu Beginn der Mittelmeeroperationen war die Ansicht weitverbreitet, dass die deutschen Armeen in Italien nicht in der Lage sein würden, dort erfolgreich zu kämpfen. Man dachte, dass es unseren überlegenen Luftstreitkräften ein leichtes sein würde, dem Feind die Zufuhr über die Alpenpässe und entlang der italienischen Gebirgszüge abzuschneiden. Dadurch, so dachte man weiter, würden die Deutschen in ihrer Taktik gelähmt werden und es entweder unvorteilhaft oder überhaupt unmöglich finden, sich in Italien zu stellen.

Für solche Überlegungen war der Wunsch der Vater des Gedankens. Während des ganzen italienischen Feldzuges hatten die Alliierten um jeden Schritt Bodengewinn zu kämpfen. Dies gegen einen zähen, verbissenen, kriegserfahrenen und mächtigen Feind, der noch dazu immer wieder vorteilhafte Möglichkeiten fand, sich zu verschanzen. Zumal in einem Gelände, das für defensive Operationen so geeignet war wie die italienische Landschaft, von der Unterstützung durch langanhaltende Regenperioden gar nicht zu reden. Die Deutschen verfügten über in sich geschlossene, äusserst bewegliche Kampfeinheiten. Wenn es ihnen je an Verstärkungen oder Nachschub fehlte, dann war jedenfalls auf unserer Seite davon nichts zu spüren. Ihr Kampfgeist blieb stets ungebrochen, und erst zu Ende des Krieges, in den letzten Tagen, sollte dies anders werden.

Der alliierte Vormarsch wälzte sich nur träge vorwärts; auf verschlammten Wegen, die jeweils nur einem Maultier, oft nur

einem Mann Platz liessen, wurden Munition und Lebensmittel nach vorne gebracht. Im Gegensatz zu dem einheitlichen Gefüge der deutschen Armeen bildeten wir ein sonderbares Gemisch von Verbündeten, das sich aus einem Dutzend Nationen zusammensetzte, verschiedene Sprachen sprach und an verschiedene Götter glaubte. Von der Verschiedenartigkeit der Ausrüstung soll gar nicht die Rede sein. Aber es gab auch verschiedenartige Meinungen über Zweck und Ziel unserer Unternehmung. Dies war vielleicht das Verwirrendste an der Erscheinung, die wir boten. Trotzdem war dieses Konglomerat einer Armee, die wir nach Italien führten, in seiner Wirkung eines der grossen Wunder dieses Krieges. Denn sie splitterte unter der anhaltenden und furchtbaren Kampfeinwirkung nicht auseinander, sondern wurde die erste Armee in der Geschichte, die, angefangen von den Zehen bis zum obersten Ende des italienischen Stiefels, kämpfend das Land durchzog und auf ihrem Marsch Rom eroberte<sup>2</sup>.

Ich glaube, an dieser Stelle darauf hinweisen zu müssen, dass es einige verantwortliche Männer gab, die den italienischen Feldzug entweder überhaupt nicht billigten oder wenigstens der Meinung waren, die langwierige und kostspielige Unternehmung sollte darauf beschränkt bleiben, den grossen Versorgungshafen Neapel unter unsere Kontrolle zu bringen und uns Flugstützpunkte, hauptsächlich Foggia, zu sichern. Diese Meinung wurde durch die herrschende Theorie unterstützt, dass der ungeheure Aufwand an Verpflegung und Ausrüstung der notwendigen Truppen besser dazu zu verwenden wäre, um den Deutschen eine Niederlage auf ihrem Grund und Boden zuzufügen.

Diejenigen, die diese Meinung vertraten, übersahen aber sicherlich den Hauptzweck unserer Aktion in Italien. Dieser bestand darin, durch dauernde Angriffe an dieser Front möglichst grosse deutsche Kampfverbände zu binden und in Atem zu halten, um den Feind auf diese Weise zu hindern, dass er seine Hauptmacht gegen die alliierten Fronten in Frankreich und Russland warf. Es ist leider wahr, dass wir in Italien, insbesondere nach der Invasion in Frank-

<sup>2</sup> Die Fünfte Armee stand an zweiter Stelle, als sie Rom von Süden her in Besitz nahm, aber an erster Stelle, als sie den Widerstand des Feindes im Lirital brach und sich auf diese Weise den Zutritt zur Ewigen Stadt erzwang.

Im Jahre 536 n. Chr. zog Belisar von der Strasse von Messina aus gegen Neapel, das er nach einer Belagerung von zwanzig Tagen einnahm. Hierauf setzte er seinen Zug durch das Lirital gegen Rom fort. Als er Rom erreichte, war König Theodahad bereits geflohen und die Stadt ergab sich ohne Widerstand.

reich, zu einer «vergessenen Front» wurden, der es bis ins Frühjahr 1945 stets an Männern und Material fehlte, um dem Feind gegenüber zum entscheidenden und tödlichen Streich ausholen zu können. Aber während der ganzen Dauer des italienischen Feldzuges zwangen wir den Feind, uns etwa eine Million Soldaten gegenüberzustellen – 800.000 Deutsche und 200.000 Italiener –, wodurch die Offensivbestrebungen der Alliierten an anderen Fronten stoss- und schlagkräftiger wurden.

Die Rolle, die uns dabei zufiel, bestand darin, die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns zu lenken und ständig wachzuhalten. Die Anstrengungen der Roten Armee im Osten wurden dadurch genau so gefördert wie Eisenhowers Unternehmen im Westen. Unsere Aufgabe war von grösster Bedeutung, wenn auch kaum eine blendende, gerade dann, als wir knapp an Männern, an Munition und Ausrüstung, kurzum knapp an so ziemlich allem wurden, was dieser Feldzug erforderte. Deshalb wird sich niemand wundern, wenn ich hinzufüge, dass wir damals selten eine Kampfhandlung mit einer günstigeren Gewinnchance als fünfzig zu fünfzig begannen. Ich glaube aber, dass die Aufgabe trotzdem erfüllt wurde. Wäre überdies jener Hauptfehler nicht gemacht worden, dem es zuzuschreiben ist, dass wir uns von den Balkanstaaten fernhalten mussten – die dadurch in die Hände der Roten Armee gerieten –, dann würde unser Unternehmen im Mittelmeerraum nachhaltigsten Einfluss auf die Nachkriegsgeschichte erlangt haben.

Mein Entschluss, dieses Buch zu schreiben, wurde vier Jahre nach Kriegsende gefasst, als ich als Gast der italienischen Regierung das Mittelmeer wiedersah. Es war der fünfte Jahrestag der Befreiung Roms und die Italienische Republik feierte ihren dritten Geburtstag.

Am Morgen des 27. Mai 1949 trat ich gemeinsam mit meiner Frau in einer B-17 den Flug über den Atlantik an. Unser Ziel war Afrika und Italien. Ich war, da ich mich noch als Angehöriger der fünften Armee fühlte, erfreut von der Gelegenheit, Bilder aufzufrischen zu können, die sich mir eingepägt hatten, und Freunden die Hand zu schütteln, mit denen mich gemeinsame unvergessliche Erlebnisse verbanden.

Aber ich muss gestehen, dass ich dabei auch noch andere Überlegungen anstellte. Ich war in den Augen meiner Familie nie ein guter Briefschreiber gewesen; ich fühlte mich während des Krieges unfähig, Briefe zu schreiben, in welchen ich von Dingen hätte erzählen können, die ich für wesentlich hielt. Vielleicht erging es

mir nicht allein so. Nun aber, da ich mich wieder auf den Wegen sah, den unser Feldzug genommen hatte, fiel es mir nicht schwer, zu meiner Frau von dem zu sprechen, was sich ereignet hatte. Es war mir mit einem Male möglich, ihr jetzt ein Bild zu vermitteln von Leuten und Geschehnissen, die auf das Innigste mit der Landschaft zusammenhingen, der wir einen Besuch abstatten oder über die wir hinwegfliegen würden. Jetzt konnte ich ihr die ganze Geschichte dieses Feldzuges erzählen; von nun an würden wir gemeinsam über diese Dinge sprechen können und sie würde mein Interesse teilen.

Als die Küste von Marokko als heller, glänzender Streifen aus Sand und Brandung vor uns auftauchte, erinnerte ich meine Frau daran, dass wir Gäste des Generalgouverneurs von Marokko, General Alphonse Juin, sein würden.

«Ich möchte dir von ihm erzählen», begann ich. «Es war zu Beginn des Feldzuges. Ich entsinne mich genau des Tages, als ich ihn zum ersten Male sah ...»

Ich blickte auf die funkelnde Meeresküste unter uns. Dann wanderte mein Blick zu dem mächtigen Flugplatz jenseits von Rabat, auf dem die Flaggen wie Farbflecken über der Rollbahn hingen. Nur noch wenige Minuten, und unser Flugzeug würde sich darauf niederlassen. Würde ich noch genügend Zeit haben, von Juin zu erzählen, diesem kleinen, lebhaften Mann, dessen ich mich ganz und gar nicht sicher fühlte an jenem Tage, als ich in meiner wütenden Enttäuschung über die Affaire Darlan gebrüllt und mit der Faust auf den Tisch geschlagen hatte? Wie wir dann doch die besten Freunde wurden? Wie er es dann auf eine wunderbare Weise zuwege brachte, die Verteidigungsstellungen des Feindes in den Höhenzügen vor Rom aufzuknacken? Wie er es aufgenommen hatte, als ich ihm eines Tages die Hoffnung rauben musste, seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen, nämlich den Wunsch, seine Männer nach Frankreich zurückzuführen? Würde ich in der Lage sein, von all dem so zu meiner Frau zu sprechen, dass sie es begriff, wie sehr sich mir all diese Geschehnisse für immer eingeprägt hatten ... ?

«Nun, Wayne», mahnte mich meine Frau, als ich in Gedanken versunken den Satz, den ich begonnen hatte, nicht vollendete, «was wolltest du mir über General Juin sagen?»

«Ja, ich wollte sagen, dass er einer der besten Männer war, die ich kennengelernt habe», erwiderte ich. «Später werde ich dir mehr erzählen. Unsere Maschine setzt bereits zum Landen an.»



Bei einer anderen Gelegenheit wies ich mit dem Finger in nord-östliche Richtung und sagte: «Dort muss ungefähr Gibraltar liegen. Ich wollte dir von jener Nacht erzählen, in der General Giraud und Captain Jerry Wright von unserer Flotte sich mit Ike<sup>3</sup> unter jenem Felsen trafen. Sie waren unrasiert, wenigstens hatte Jerry sich seit Tagen nicht rasiert, aber er grinste wie verrückt, weil.

Ich versuchte, mich an die Ereignisse jener Nacht zurückzuerinnern. Wir hatten damals allen Grund, für unseren sorgfältig ausgeheckten Plan, Giraud rechtzeitig aus Frankreich herauszuschmuggeln, Befürchtungen zu hegen. Unser Invasionsversuch in Afrika war eben in Brüche gegangen. In jener Nacht kam Jerry Wright den langen Tunnel herabgeschritten, der zu Eisenhowers tief unter dem Felsen von Gibraltar gelegenem Hauptquartier führte. Wright sah aus wie ein schwarzbärtiger Seeräuber. Das aber merkten wir erst später, denn Wright brachte den hochgewachsenen, würdevollen Giraud mit, dem es gerade noch im letzten Augenblick geglückt war, in einem Unterseeboot aus Vichy-Frankreich zu entkommen.

Ich zweifelte, dass es mir gelingen könnte, die Besorgnis zu schildern, die wir um Giraud empfunden hatten, wie ich es auch bezweifelte, eine Vorstellung von der gehobenen Stimmung zu vermitteln, in die wir beim Anblick des Generals gerieten, als er sich nun plötzlich unter uns befand. Jetzt sass er wirklich da und entwickelte seine Ideen, die unsere Pläne über den beabsichtigten Angriff auf Nordafrika gänzlich über den Haufen zu werfen drohten.

Ich hegte diese Zweifel immer noch, als wir einer mir in jener vergangenen Zeit vertraut gewordenen Küste entlangflogen, und meine Frau geduldig neben mir sass und auf die Geschichte wartete, die ich ihr zu erzählen versprochen hatte. Ich fand kaum Zeit, auf einen Punkt an der Küste zu zeigen und zu sagen: «Schau, dort liegt Cherchel! Siehst du den kleinen Hafen? Jene Häuser dort...»

Ich unterbrach mich, wie schon so oft.

Hatte es denn einen Sinn, mit Erklärungen und Schilderungen zu beginnen, während unser Flugzeug uns in wenigen Minuten über Strecken hinwegtrug, die im Kriege zurückzulegen wir Stunden, Tage, Wochen, ja sogar Jahre gebraucht hatten? Was hätte ich alles sagen und berichten müssen, um allein einen Begriff von dem zu geben, was Cherchel für uns bedeutete, dessen feindliches Gestade

---

<sup>3</sup> «Ike», Spitzname für General Eisenhower.

wir zur Nachtzeit im Unterseeboot anfahren? Ich war damals hart daran, in der Brandung zu ertrinken. Schliesslich fanden wir in einem Weinkeller ein Versteck, während die Vichy-Polizei den Raum darüber durchstöberte. Ich sah noch den entsetzten Gesichtsausdruck des Hauptmannes eines britischen Kommandos vor mir, als ich ein Stück Kaugummi aus meinem Munde in den seinen stopfte und dadurch seinen Hustenanfall erstickte, der uns um ein Haar verraten hätte.

«Cherchel?» liess sich meine Frau vernehmen, «ist das nicht der Ort, wo du General Mast trafst?»

«Ja. Ich werde darauf später zurückkommen. Du wirst das alles besser verstehen, wenn ich dir das Ganze im Zusammenhange erzähle.»

Dieser Weg zurück – mein zweiter Weg nach Rom –, der die alten Erinnerungen wachrief, liess sich wie eine Maschine an, die auf zu hohen Touren läuft. Ob wir nun im Zickzackflug über den Schlachtfeldern unseres italienischen Feldzuges kreuzten, oder zu kurzen offiziellen Besuchen in italienischen Städten weilten, es verging kaum ein Tag, an dem ich nicht versuchte, die Geschichte meiner Frau weiter zu erzählen.

Einmal rief ich aus: «Das ist ja die Piccolo-Spitze!»

«Das ist aber ein sonderbarer Name», meinte meine Frau. «Ich habe ihn nie gehört.»

Wenige Menschen haben ihn je gehört. Aber für mich bedeutet er die Erinnerung an den Tag, an dem wir beinahe die Schlacht am Golf von Salerno verloren hätten. Damals gruben sich meine Männer auf jener Spitze mit ihren Maschinengewehren ein und verhinderten mit einer letzten verzweifelten Anstrengung, dass uns die Deutschen in das Meer zurückwarfen.

Die Tage vergingen rasch und liessen mir gerade nur Zeit zu flüchtigster Auffrischung der Erinnerungen. Es war uns nur eine ganz kurze Spanne Zeit vergönnt, um einen Blick auf die Höhen des von zahllosen Tälern durchfurchten Apenninengebirges zu werfen, das die Fünfte Armee, durch Schlamm und Schnee watend, buchstäblich auf allen Vieren zu bezwingen hatte. Als das üppige Tal des Po bereits in der Ferne lockte, klebten die Männer noch immer an den Wänden der Berge. Das Ausmass ihrer Erschöpfung überstieg alle Vorstellungen. Es schien, als sollten ihnen, am Ende der ungeheuren Anstrengungen angelangt, die Kräfte fehlen, den letzten Gebirgskamm zu nehmen, der sie vom Ziel trennte.

Als wir die Strassen von Anzio hinabgingen, fiel es angesichts der neuen Häuser, die den im strahlenden Sonnenlicht liegenden Hafen

umgaben, schwer, sich vorzustellen, dass es hier war, wo wir uns, Deckung suchend, in den regendurchweichten Schutt geworfen hatten. Feindliches Gewehrfeuer in Verbindung mit schweren Fliegerangriffen verschonte keinen Quadratmeter Boden. Es wurde, bei Gott, alles getan, um Hitlers Befehl auszuführen, das «Geschwür» an der Küste Italiens zu entfernen.

In Neapel jedoch, wo wir in Giacomino's Restaurant ein vorzügliches Diner einnahmen, konnte ich es nicht glauben, dass derselbe kleine, redselige und unerschütterliche Giacomino mir einst Spaghetti, Ziegenfleisch und heiße Peperoni an einem Lagerfeuer in den Wäldern von Capodimonte gekocht hatte, wobei er abwechselnd «Santa Lucia» sang und auf die deutschen Flugzeuge fluchte, die über seiner geliebten Stadt Bomben abluden.

So geschah es, dass zu der Zeit, da ich mich wieder auf dem Wege nach Rom befand, sich neue Eindrücke ansammelten, geeignet, die alten Bilder zu verwischen, die mein Gedächtnis treulich aufbewahrt hatte. Bis – ja, bis wir in Anzio den amerikanischen Friedhof betraten und unsere Blicke die Reihe der weissen Grabkreuze entlang wanderten, die ein so beredtes Zeugnis für den Preis darstellten, den Amerika mit seinen Verbündeten für die Befreiung Italiens gezahlt hatte. Wenn es je eines Beweises bedurft hätte, dass wir für eine Überzeugung kämpften, nicht aber, um auf Eroberungen auszugehen, dann lag er auf dem Friedhof von Anzio. Denn wenn wir Grund und Boden von Italien begehrt hätten, dann jedenfalls nicht mehr als nötig war, um unsere tapferen Toten zu begraben.

Die Geschichte, die ich gerne erzählen möchte – so dachte ich damals in Anzio –, ist die Geschichte der Männer, die dort liegen. Nichts vermag meine Erinnerung auszulöschen an ihren Mut, an ihre Zähigkeit und an ihr hohes Pflichtbewusstsein. Nichts wird mich je vergessen lassen, dass sie sich weder von der anscheinend unüberwindlichen Übermacht des Feindes schrecken liessen, noch von der entsetzlichen Staubplage in Salerno, weder von Sumpf und Morast im Tal des Liri, noch von den peinvollen Märschen über die schneeigen Höhen des Apennin. Trotzdem würden noch immer einige Kapitel aus der Geschichte dieser Männer ungeschrieben bleiben. Niemand könnte sie schreiben, der nicht Tag für Tag mit ihnen in den Fuchslöchern zubrachte, die sich schon mit Wasser füllten, wenn sie erst halb ausgegraben waren, und auf den felsigen Anhöhen, wo nicht einmal ein Maulesel mehr Platz fand, einen Huf vor den anderen zu setzen.

Ich kann aber einen Teil der Geschichte erzählen. Denn ich kann sagen, wie und warum es sich fügte, dass die Männer der Fünften Armee gegen Italien ziehen mussten, was hinter den Befehlen steckte, die die Schlachten von Salerno, am Voltumo und bei Cassino forderten, und was uns in die Hölle des Strandes von Anzio trieb. Darüber hinaus vermag ich wenigstens in Streiflichtern Schilderungen nicht nur von der Tapferkeit und dem Opfermut der Amerikaner, sondern auch von dem eines Dutzend anderer Nationen zu geben, die ihrerseits nichts unterliessen, um in die sogenannten «Weichteile der Achse» vorzustossen. Es waren Männer, die schwer dafür bezahlten, dass ihnen dereinst ein Ehrenblatt in der Geschichte gesichert wird. Zum Beweis ihres Mutes diene die Tatsache, dass von 255 Kongress-Ehrenmedaillen, mit welchen unsere Armee während des ganzen Krieges ausgezeichnet wurde, allein 56 in ihre Hände gelangten. Ich bin wahrlich stolz darauf, diese Männer als Mitkämpfer gehabt zu haben in dem wohlbedachten Risiko, das wir im Mittelmeerraum eingingen.

## II

### KRIEGSVORBEREITUNGEN

#### JULI 1940 BIS JUNI 1942

An einem Frühlingstag des Jahres 1942 – ich war zu diesem Zeitpunkt Stabschef unter dem Kommandeur der Landstreitkräfte, Generalleutnant Lesley J. McNair, in Washington – rief mich General George Marshall an. Die Engländer, so sagte er, wünschten zu wissen, ob wir tatsächlich Vorbereitungen trafen, um an den Kriegshandlungen in Europa teilzunehmen, und ob ich, fügte er hinzu, in der Lage wäre, unsere Alliierten davon zu überzeugen. Ich glaubte, dies bejahen zu können.

«Dann ist es gut», sagte der General. «Sie werden also eine Zusammenkunft mit Lord Louis Mountbatten und Sir John Dill haben.» Nachdem wir uns kurz über einige Details besprochen hatten, erklärte er, dass auch er selbst an der Zusammenkunft teilnehmen werde.

Ich erledigte noch einige Telephonrufe, dann war ich so weit, mit unseren vornehmen Gästen und General Marshall in das Flugzeug zu steigen, das uns von Washington nach Fort Benning in Georgia brachte. Dort suchten wir eine Anhöhe auf, von der aus wir alle Phasen eines Infanterieangriffes gut beobachten konnten. Der Angriff der Landtruppen wurde von der Artillerie gedeckt, die mit scharfer Munition schoss. Tanks und Bomber vervollständigten den realistischen Eindruck des Manövers.

Am Nachmittag flogen wir ins Camp Gordon in Georgia, wo die 4. Division eine Truppenschau veranstaltete, bei welcher unsere britischen Gäste Gelegenheit fanden, sich ein Bild vom Material unserer Armee zu machen. Von da ging es nach Fort Bragg, wo sie dem Absprung von 800 Fallschirmjägern aus Transportflugzeugen beiwohnten, wobei besonders eindrucksvoll alle Manöver ausgeführt wurden, die die Einnahme und Verteidigung eines Flughafens erforderte.

Am Abend des zweiten Tages befanden sich Mountbatten und Dill wieder in Washington. Die Anstrengungen, die die Besichtigungsfahrt mit sich gebracht hatte, schienen sie etwas her-



genommen zu haben. Aber man merkte es, dass sie von dem, was sie gesehen hatten, beeindruckt waren. Selbst General Marshall war es.

Die zwei Tage hatten genügt, um eine Vorstellung von dem Tempo zu bekommen, in dem wir – kaum sechs Monate nach Pearl Harbour – neue Divisionen aus dem Boden stampften. Auch der hohe Ausbildungsstand der kommandierenden Offiziere und die Begeisterung, mit der sie ihrer Sache dienten, hatte nicht verfehlt, auf die Briten Eindruck zu machen. Schliesslich konnte ihnen die Qualität der Ausrüstung der Armee auch nicht verborgen bleiben.

General Marshall hatte immer schon eine hohe Auffassung von den Führereigenschaften, die er von seinen Offizieren verlangte, bewiesen. Auch während dieser beiden Tage hatte er es daher nicht unterlassen, in dieser Hinsicht einen strengen Blick auf die Inhaber höherer Kommandostellen der Armee zu werfen, und wo immer sich Gelegenheit bot, mit ihnen in Berührung zu kommen. Einige hatten dieser Prüfung nicht standhalten können. Kaum waren wir daher nach Washington zurückgekommen, so unternahm der General auch schon die nötigen Schritte, um die betreffenden Offiziere durch andere zu ersetzen.

Wir standen am Vorabend von Ereignissen, die von unserer bewaffneten Macht das Äusserste an Leistung verlangen würden. Vielleicht war dies niemand so sehr bekannt als General Marshall selbst. Er war indessen nicht der Mann, der angesichts solcher Aufgaben, wie sie die Zukunft in Aussicht stellte, unnötigerweise ein Risiko auf sich nahm. Selbst ein grosser Soldat, verstand er sich darauf, Befehle zu erteilen. In Fragen von Zucht und Disziplin war er unerbittlich. Auf Kommandostellen wünschte er harte, körperlich absolut taugliche Männer zu sehen, die sich auf ihre Sache verstanden und fähig waren, den Dingen auf den Grund zu sehen. Ihr persönlicher Mut, für ihre Überzeugung einzustehen, musste über jeden Zweifel erhaben sein.

Das Ausbildungssystem, von dem wir den Briten auf jener Besichtigungsfahrt ein anschauliches Bild boten, ergab sich aus der Notwendigkeit, eine Armee aufzustellen, der man es zumuten konnte, sich gegenüber den kriegserfahrenen deutschen Truppen zu behaupten, innerhalb eines Zeitraumes von weniger als einem Jahr, nachdem die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren. Da für gewöhnlich die gründliche Ausbildung der Truppen den entscheidenden Faktor für den Ausgang einer Schlacht bildet, halte ich es für wesentlich, wenn der Leser hier Gelegenheit findet,

eine kurze Übersicht unserer Methoden zu erhalten. Er wird dadurch Ereignisse verstehen, die später, während des italienischen Feldzuges, zu Schlagzeilen wurden.

Schon zu Ende der Dreissigerjahre hielt sich unser Generalstab die wachsende Kriegsgefahr vor Augen. Er tat daher sein möglichstes, das heisst, so weit es damals Mittel und Verhältnisse erlaubten, um für jeden Notfall gerüstet zu sein. Damals war ich Planungs- und Ausbildungs-offizier (G-3) bei der 3. Division in Fort Lewis, im Staate Washington. General Marshall hatte Generalleutnant John L. DeWitt, der den Raum an der Pazifikküste befehligte und gemeinsam mit mir schon im ersten Weltkrieg gedient hatte, angewiesen, das erste grosse Manöver einer Truppenlandung durchzuführen. Für dieses Manöver war die 3. Division in Zusammenarbeit mit der Flotte ausersehen worden. Als Planungs-offizier fiel mir dabei die Aufgabe zu, die entsprechenden Unterlagen für das gesamte Unternehmen zu liefern. Sie erstreckten sich auf die Einschiffung der Division in Fort Lewis, ihren Transport nach der Bucht von Monterey durch Einheiten der Pazifischen Flotte unter Mitnahme eines Geleitzuges, und ihre Landung in kleinen Fahrzeugen unter der Annahme feindlichen Widerstandes.

Wir verfügten über keine Spezialausrüstung für solche Operationen; diese wurde erst viel später geschaffen. Trotzdem ging die Übung zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Für General Marshall, der dem Landungsmanöver selbst beiwohnte, war es der Anlass, mich als Lehrer an das Kriegs-College nach Washington zu versetzen. Gleichzeitig wurde ich vom Major zum Oberstleutnant befördert. Anfangs Juli 1940 nahm ich von meinen alten Freunden und Kameraden Abschied.

Es war kein fröhlicher Abschied. Ich verliess die 3. Division eher schweren Herzens, denn sie durfte stolz auf ihre glänzenden Leistungen während des ersten Weltkrieges zurückblicken. Überdies gab es in Fort Lewis eine Gruppe Männer von ungewöhnlichem Format. Da war Brigadegeneral George C. Marshall, der eine der Brigaden kommandierte, Generalmajor Walter C. Sweeney, der begabte und verständnisvolle Kommandeur der 3. Division, und Oberst Robert Eichelberger, der das 30. Infanterieregiment kommandierte und später, während des Krieges, beneidenswerte Leistungen im Pazifikraum als Kommandeur der Achten Armee vollbringen sollte. Ausser den Genannten gab es noch andere Männer, die erst in den kommenden Jahren auf den verschiedenen Schauplätzen des Krieges sich einen Namen machen sollten.

Meine Familie selbst – meine Frau und unsere Kinder Bill und Ann – war unglücklich darüber, Fort Lewis zu verlassen, denn wir hatten schöne Tage dort zugebracht. Zudem fanden wir es wenig erfreulich, dass mein neuer Dienst uns so weit von Camano Island in Puget Sound entfernen würde, wo wir ein kleines Grundstück unser Eigen nannten, auf dem wir viele glückliche Urlaubstage verbracht hatten. Was aber neben all dem unsere Stimmung am meisten drückte, war der Umstand, dass zur damaligen Zeit die Kriegsgefahr sich immer deutlicher abzeichnete.

Bei meinen Abschiedsbesuchen, die ich nun der Reihe nach absolvierte, führte mich mein Weg auch zu Oberstleutnant Ike Eisenhower, der mit uns befreundet war. Wir sprachen nur kurz über den Lauf, den die Dinge angesichts des europäischen Krieges nehmen würden. Meine Freundschaft mit Ike war längeren Datums. Sie führte noch in die Zeit zurück, als er in West Point zwei Jahre hindurch mein Vorgesetzter war. Wir waren in der gleichen Kompanie und wohnten in der gleichen Kaserne, so trafen wir uns unzählige Male. Später wurde er Stabschef bei General Douglas MacArthur auf den Philippinen. Von dort kehrte er nach Fort Lewis zurück, um ein Bataillon des 15. Infanterieregiments zu übernehmen. Ich hatte ihn schon immer seines gediegenen Wesens wegen bewundert, aber ich konnte damals nicht voraussehen, dass es uns bestimmt war, in engster Gemeinschaft im zweiten Weltkrieg zu arbeiten. Noch weniger sah ich damals voraus, dass er es sein würde, dem ich die günstigen Umstände verdanken sollte, die die Zukunft für mich bereit hielt.

Es ging das Gerücht um, dass das Kriegs-College und andere Erziehungseinrichtungen der Armee zusammengelegt werden sollten, um Personal einzusparen und für den Truppendienst freizumachen. Und diesmal schien es ein vernünftiges Gerücht. Ich konnte mich durchaus nicht mit der Vorstellung befreunden, dass ich nun von San Franzisko über den Panamakanal nach Washington sollte, während die weitere Entwicklung der Dinge noch sehr im Ungewissen lag. Was konnte nicht alles geschehen, während ich behaglich die Küste entlang reiste?

Wir verliessen Fort Lewis mit dem Auto in der Absicht, Camano Island noch einen kurzen Besuch abzustatten und dann erst in der Richtung San Franzisko weiterzufahren. Wir waren etwa anderthalb Stunden unterwegs und fuhren eben durch Seattle, als ich das Radio einschaltete, um die neuesten Nachrichten zu hören. Die erste Meldung besagte, dass das Kriegs-College in Washington

geschlossen worden war. Das traf uns alle vier wie ein Schlag. Ich fuhr den Wagen an den Randstein, stieg, ohne ein Wort zu sagen, aus und begab mich in das Olympic-Hotel. Dort rief ich General Sweeney, den Kommandeur in Fort Lewis, an.

«Hören Sie, General», sagte ich, sobald ich seine Stimme vernahm, «das Kriegs-College in Washington wurde eben geschlossen. Ich möchte gerne in mein altes Haus zurück.»

«Gut», kam die prompte Antwort. «Sie haben das Haus erst vor zwei Stunden verlassen. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie zurückkommen und wieder einziehen.»

Es kam jedoch nicht dazu. Ich fuhr meine Familie nach Camano Island und begab mich von dort nach Fort Lewis, um mich zum Dienst zu melden. Aber als ich an General Marshall ein Telegramm absandte, in dem ich wegen der neuen Sachlage um weitere Instruktionen bat, erhielt ich kurz darauf seine Antwort, die mich anwies, «mich an die empfangenen Befehle zu halten».

In Washington angelangt, fand ich, dass ein Generalhauptquartier unter General Marshall gebildet worden war. Generalmajor Lesley J. McNair war Chef des Stabes, dem etwa fünfzehn Offiziere der verschiedenen Waffengattungen angehörten. Das neue Generalhauptquartier erfüllte die Aufgaben eines Feldhauptquartiers. Es oblag ihm die Organisation, Ausrüstung und Ausbildung der Armee für den Kampf. Mir wurde mitgeteilt, ich sei für persönliche Dienste unter McNair ausersehen. Das hörte sich nicht übel an, doch als ich mich bei McNair melden wollte, konnte ich ihn nirgends finden. In den folgenden Jahren zeigte es sich, dass es jedem so erging, der zu McNair wollte; er war immer unterwegs. In einem einzigen Jahr legte ich mit ihm im Flugzeug eine Strecke von 80.000 Meilen zurück.

Ich hatte meinen neuen Chef vorher nie zu Gesicht bekommen, aber es war noch nicht lange her, dass ich mit ihm in Briefwechsel stand, als er die Kommandeur- und Generalstabschule leitete. Damals hatte er grosses Interesse für die amphibischen Operationen der 3. Division in der Bucht von Monterey gezeigt. Überdies hatte ich eine Menge Dinge gehört, die sich auf ihn bezogen. Er genoss in der ganzen Armee hohes Ansehen, obwohl er ein noch verhältnismässig junger General war. Im ersten Weltkrieg hatte er sich als Artillerist ausgezeichnet; die Stufenleiter vom Hauptmann zum Brigadegeneral zu durchlaufen war ihm in einer sehr kurzen Zeit gelungen. Unmittelbar nach dem Kriege jedoch behielt er nur den Rang eines Majors, da er an gewissen Stellen als «Aristokrat» nicht

eben gerne gesehen wurde. Jetzt aber war sein Stem wieder im Steigen und ich war gespannt darauf, ihn kennenzulernen.

Als ich mich nun erkundigte, wo ich ihn treffen könnte, erfuhr ich, dass er sich auf einer Inspektionsreise befand. Von unterwegs liess er mir Nachricht geben, ich sollte seine Rückkehr abwarten, denn es wäre zwecklos ihm folgen zu wollen, da es mir sicherlich an der Ausrüstung fehle, um ein paar Wochen lang auf freiem Felde zu kampieren. Ich wusste diese Rücksichtnahme wohl zu schätzen, aber ich beabsichtigte nicht, zwei Wochen in Washington untätig herumzusitzen. Ich begann mir also die erforderliche Feld-ausrüstung auszuborgen, was an sich nicht schwer fiel; doch gab es insoferne Schwierigkeiten, als meine Körperlänge 1.88 m beträgt. Alles war für mich zu kurz. Meine Arme hingen weit aus den Ärmeln der geborgten Jacke heraus. Meine Füsse waren für den Schlafsack zu lang. Dabei war ich nicht sicher, ob jedes einzelne Kleidungsstück in der Mitte auch richtig zusammenging.

Ich benützte ein Flugzeug und erreichte McNair schliesslich in Pine Camp, im Staate New York. Hier führte die Erste Armee unter Generalleutnant Hugh Drum Manöver aus. An ihnen waren nicht nur die regulären Truppen der Armee, sondern auch die Nationalgarde und Reservemannschaften beteiligt. Ich erwartete McNair auf dem Flugfeld. Als er sein Flugzeug verliess, musterte er mich mit einem schnellen, überraschten Blick, nachdem er erfahren hatte, wer ich sei. Hierauf nahm er mich mit seinem Auto auf das Manövergelände mit. Während der nächsten drei Tage wich ich kaum von seiner Seite.

Als wir nach Washington zurückkamen, begann McNair an der Organisation seines neuen Generalhauptquartiers zu arbeiten. Er machte mich zum G-3, der die Verantwortung für die Truppenausbildung trug. Ich lernte in McNair einen der glänzendsten, selbstlosesten und dem Dienst mit Leidenschaft ergebenen Soldaten kennen. Er war ein Mann, der darauf versessen schien, sich jederzeit selbst davon zu überzeugen, wie die Dinge wirklich standen. Ich weiss von keiner einzigen Gelegenheit, bei der er auch nur in Erwägung gezogen hätte, sich aus zweiter Hand informieren zu lassen.

Später, während seines Besuches auf dem Schlachtfeld von Tunesien, bestand er darauf, die Frontlinie abzugehen, um sich selbst davon zu überzeugen, warum es dort nicht vorwärtsgehen wollte. Er setzte seinen Willen auch durch und suchte die vordersten Stützpunkte unserer Stellungen auf. Er war dabei dem feindlichen Feuer



derart ausgesetzt, dass er schwer verwundet wurde. In der Normandie sollte ihm seine Beharrlichkeit zum Verhängnis werden. Auch dort von dem Wunsche angetrieben, sich persönlich von allem zu überzeugen, wurde er in der vordersten Linie das Opfer eines Luftangriffes, den unsere eigenen Flugzeuge tragischerweise und infolge einer Fehlberechnung auf unsere Stellungen ausführten. Sie bildeten die Ursache von Verlusten in den eigenen Reihen; darunter befand sich auch der tödlich verwundete McNair.

Im Kleinen Stab des Generalhauptquartiers wurde fieberhaft mit den Arbeiten zur Aufstellung eines Programmes für die Truppenausbildung begonnen. Wir wurden hiebei von dem Bestreben geleitet, das Beste in möglichst kurzer Zeit zu erreichen. Meiner Meinung nach benötigten wir etwa hundert Divisionen. Aber es war keine leichte Sache, das Kriegsministerium von dieser Notwendigkeit zu überzeugen. In der Folge kam es zu ständigen und hartnäckigen Reibereien mit dem Generalstab, der die Art, in der wir die Dinge betrieben, als zu schnell betrachtete und meinte, wir sollten das Tempo der Ausdehnung verlangsamen.

Das Problem, das uns damals, glaube ich, mit Recht am meisten beschäftigte, war die Ausarbeitung von Methoden, die es uns zum gegebenen Zeitpunkt ermöglichen sollten, neue Divisionen so rasch als möglich aufzustellen. Als wir mit unseren Arbeiten begannen, zählte die Armee nur neun Divisionen, aber selbst diese waren nur teilweise ausgebildet. Im Ernstfall hatten wir diesen Stand so rasch als möglich auf fünfzig oder hundert Divisionen zu erhöhen.

Wir dachten uns Eignungsprüfungen aus, die dazu dienen sollten, die Tüchtigkeit einer jeden einzelnen Armee-Einheit festzustellen. Überdies sahen wir die Beförderung von Offizieren und Unteroffizieren vor, die wir vorher zu schulen gedachten. Kurz, das System, das wir auf diese Weise schufen, sorgte schon jetzt für die sorgfältige Auswahl der Offiziere in den höheren Kommandostellen einschliesslich Divisionskommandeur, der zwei Brigadiers und Regiments- sowie Fachstäbe. Auch von den Unteroffizieren bildeten wir einen Kader von einigen hundert Korporälen und Feldwebeln, die für die künftigen Divisionen bestimmt waren. Offiziere und Unteroffiziere wurden nun einer entsprechenden Schulung unterzogen. Sobald diese beendet war, wanderten sie erst einmal allein in das Lager, das zur Aufnahme der neuen Division bestimmt war. Hier wurde ihnen mehrere Wochen Zeit gegeben, einander in gemeinsamem Dienst kennenzulernen. Erst nach Ablauf dieser Zeit füllte sich das Lager mit den frisch ausgehobenen Rekruten. Die neue Divi-

sion stand. Sie hatte ein solides Rückgrat, denn jeder zehnte Mann war ein erfahrener Soldat.

Mit der Ausbildung der neuen Divisionen wurde nun keinen Tag länger gezögert. Sie wurde nach Richtlinien durchgeführt, die das Generalhauptquartier lange vorher ausgearbeitet hatte und die sich auf die Ausbildung von Infanterie-, Kavallerie- und Panzertruppen bezogen. Zeitlich waren hierfür 52 Wochen vorgesehen. Auf die geschilderte Weise vermochten wir jeden Monat vier Divisionen aufzustellen.

Das Generalhauptquartier wurde in der Folge in eine ähnliche Organisation umgewandelt, die nunmehr die Bezeichnung Armee-Landstreitkräfte erhielt. General Marshall setzte McNair von dieser Massregel in Kenntnis, als mein Chef und ich von einer langen Inspektionstour zurückkehrten. Wir landeten auf dem Flugfeld Bolling und, wie immer nach solchen anstrengenden Reisen, lud mich McNair auch dieses Mal ein, mit ihm in das Armee-Kriegs-College zu fahren, das jetzt den Namen Fort McNair trägt. Wie immer brachte auch an diesem Tag Hauptwachtmeister George R. Williams, McNairs Fahrer, der heute den gleichen Dienst bei mir versieht, die für den General bestimmte Dienstpost zum Flugzeug. Nach der Öffnung der einzelnen Briefschaften hatte McNair die Gewohnheit, mir kommentarlos jeden Brief zu überreichen, nachdem er ihn selbst während unserer gemeinsamen Fahrt im Wagen gelesen hatte. Auch an diesem Tage wich der General von dieser Gewohnheit nicht ab. Als er jedoch den letzten Brief gelesen hatte, geschah etwas, das bisher noch nie vorgekommen war. Er faltete das Blatt Papier wieder zusammen und steckte es wortlos in seine Tasche.

Ich war nicht nur überrascht, ich war sogar ein wenig verstimmt. Die ganze Fahrt über grübelte ich darüber nach, was dieser letzte Brief an geheimnisvollen Mitteilungen enthalten konnte, dass ihn mir der General vorenthielt. Als wir schliesslich vor seinem Wohnhaus vorfuhren, stand Frau McNair auf den Eingangsstufen und erwartete uns. Kaum hatten wir aber den Wagen verlassen, so rief sie mir zu: «Herzlichen Glückwunsch!»

McNair wurde plötzlich rot und fischte verlegen in seinen Taschen herum. Dann brachte er den Brief zum Vorschein und reichte ihn mir. Er enthielt die Mitteilung über meine Beförderung zum Brigadegeneral. Es war McNairs Absicht gewesen, ihn meiner Frau zu übergeben, damit ich aus ihrem Munde die Nachricht meiner Beförderung erhalte. Das war sicherlich ein liebenswürdiger Zug an

McNair. Da diese Absicht nicht gelang, war es mir schliesslich gleich, aus wessen Mund ich das freudige Ereignis zuerst erfuhr.

Kurz nach meiner Beförderung erhielt ich die Funktion eines Ersten Stabchefs der neuen Armee-Landstreitkräfte. Unser Hauptquartier wurde zum Mittelpunkt von Planungen für eine Anzahl von Operationen, welchen es nie bestimmt sein sollte, über ein vorbereitendes Stadium hinauszukommen. So wurde beispielsweise Generalmajor Joe Stilwell und später Generalmajor Lloyd Fredendall veranlasst, Befehle für Operationen auszuarbeiten, die sich auf die Besetzerergreifung von Dakar und der Azoren bezogen; es ist aber nie dazu gekommen.

Allmählich wurde es unerlässlich, den Kommandeuren Gelegenheit zu geben, grosse Truppeneinheiten unter feldmässigen Bedingungen in Bewegung zu setzen. Insbesondere war es McNair, der darauf bestand, unsere taktischen Doktrinen in Form grossangelegter Manöver unter Beweis zu stellen. Hierbei sollten, soweit dies nur irgend anging, Bedingungen geschaffen werden, wie sie wirkliche Gefechte mit sich bringen. McNair forderte mich auf, die entsprechenden Manöverpläne auszuarbeiten. Als Manövergelände wurde erst Louisiana, etwas später, im Herbst 1941, Nord-Carolina gewählt. Die Zusammenarbeit von Luft- und Landstreitkräften, wie Infanterie, Artillerie und Panzertruppen sollte zum ersten Male Zeugnis ablegen, wie sich der gesamte komplizierte Apparat bewähre, der nötig war, um grosse Truppenverbände zu dirigieren und zu versorgen.

Das Manöver in Louisiana war ein typisches Beispiel dafür, worauf es bei solchen Übungen ankam. Wir stellten dabei die Zweite Armee der Dritten Armee feindlich gegenüber. Die erstere wurde von Generalleutnant Ben Lear, die letztere von Generalleutnant Walter Krueger kommandiert.

«Stellen Sie alle Annahmen so einfach als möglich», sagte mir McNair.

Ich dachte mich an die Weisung zu halten und legte eine Automobilkarte von Louisiana vor mich auf den Tisch. Darauf umrahmte ich mit dem Bleistift eine Fläche im Raume von Shreveport, die ich der Armee Lears zuwies, eine zweite bestimmte ich für die Truppen Kruegers. Zwischen den beiden Flächen von der Form eines grossen Gänseeies markierte ich eine breite Linie, die von keiner der beiden Armeen vor Abgabe eines bestimmten Signals überschritten werden durfte. Dann stellte ich den beiden Gegnern – die Aufgaben, die sie zur «Feindberührung» führen mussten. Als ich

meine Arbeit McNair vorlegte, war er zufrieden und ordnete die Durchführung des Manövers an. Es wurde hierbei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass dieses ausschliesslich auf Louisiana beschränkt bleiben musste.

Mit einer einzigen Ausnahme wurde uns dieses Manöver zu einer reichen Quelle von Erfahrungen. Sie kamen uns in grossem Masse zustatten, als es sich nach Pearl Harbour darum handelte, Truppen rasch an die Westküste zu führen. Die Ausnahme betraf den Umstand, dass Kruegers Stabschef, Oberst Ike Eisenhower, einen wundervollen Plan ausgearbeitet hatte, demzufolge er Anstalten traf, um seine Truppen in den Rücken der feindlichen Zweiten Armee zu führen. Seine Operationen erstreckten sich hierbei allerdings auch auf das Gebiet von Texas. Zweifellos hätte dieses Unternehmen in der Zeit vor Pearl Harbour den grössten Eindruck gemacht, wenn wir nicht, wie schon erwähnt, alle Aktionen auf das Gebiet von Louisiana beschränkt hätten.

Da ich damals McNairs Stellvertreter war, oblag mir das Geschäft der Manöverkritik. Ich hatte eben einen Teil meiner kritischen Ausführungen beendet, als mir ein Offizier ein Telegramm aus Washington überreichte. Nachdem ich es geöffnet hatte, sah ich, dass es die Liste derjenigen Offiziere enthielt, die der Präsident zu Brigadegenerälen ernannt hatte. Mit einem raschen Blick lief ich die Liste durch und vergewisserte mich, dass Eisenhowers Name darin verzeichnet stand. Ein zweiter Blick auf die mich umgebenden Offiziere überzeugte mich, dass Eisenhower mir gegenüber in der ersten Reihe sass. Es war eine zu günstige Gelegenheit, als dass ich sie mir zu einem kleinen Scherz hätte entgehen lassen. Ich teilte also den aufhorchenden Offizieren mit, dass ich eben eine Beförderungsliste erhalten hätte und dieselbe zur Verlesung bringen wolle. Augenblicklich trat in dem Raum, in dem wir uns befanden, eine solche Stille ein, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören. Ich begann mit der Verlesung der Namen. Als ich aber zu Ikes Namen kam, übersprang ich ihn und las die Liste bis zum Ende durch. Dann machte ich eine Pause, warf noch kurz einen forschenden Blick auf das Stück Papier, das ich in Händen hielt und fügte hinzu: «... und Oberst Dwight D. Eisenhower.»

Er hatte mich scharf mit seinem hellen, wachsamen Augen beobachtet, als ob er derartiges erwartet hätte. Als ich dann jedoch seinen Namen aussprach, zwinkerte er mir erfreut zu. Zu Ende der Besprechung sah ich, dass es Eisenhower war, den man am meisten beglückwünschte.

Nicht lange nach den geschilderten Ereignissen, als General Marshall Gelegenheit nahm, die Massregeln zu inspizieren, die wir für die feldmässige Truppenausbildung unternahmen, sprach er eines Abends, als ich mit ihm allein beisammensass, mit mir über gewisse Veränderungen beim Stab in Washington, zu denen er sich entschlossen hatte.

«Ich möchte, dass Sie mir eine Liste, welche die Namen von zehn Offizieren enthält, vorlegen, dass Sie diese Offiziere gründlich kennen und dass Sie jeden einzelnen von ihnen für fähig halten, im Generalstab des Kriegsministeriums die Abteilung für Operative Angelegenheiten zu leiten.»

«Ich werde Ihnen eine solche Liste mit Vergnügen vorlegen, General. Aber sie wird nur einen einzigen Namen enthalten. Wenn Sie durchaus zehn Namen haben müssen, dann werde ich eben diesen einen Namen zehnmal anführen.»

«Wer ist dieser Offizier, von dem Sie eine so hohe Meinung haben?» erkundigte sich der General.

«Ike Eisenhower», gab ich zur Antwort.

«Ich bin ihm bisher noch nie begegnet», erklärte Marshall, aber er fügte rasch hinzu, dass er über seinen glänzenden Ruf Bescheid wisse.

Bald darauf wurde Eisenhower als Chef der Abteilung für Kriegsplanung in Washington eingesetzt. Es dauerte auch nicht lange, dass er in dieser Verwendung zum Generalmajor befördert wurde.

Zur Zeit des Angriffes auf Pearl Harbour (ich hörte davon, wie fast alle anderen auch, durch den Rundfunk), steckte ich Hals über Kopf in Planungsarbeiten, die mich in Washington in Anspruch nahmen; teilweise war McNairs Schwerhörigkeit die Ursache. Er pflegte dieses Übel zwar dadurch auszugleichen, dass er es verstand, seinem Partner die Worte von den Lippen zu lesen, zuweilen aber verdross es ihn doch in dem Masse, dass er sich weigerte, an grossen Konferenzen teilzunehmen. Es lag dann an mir, ihn bei vielen Sitzungen zu vertreten, die im Büro General Marshalls stattfanden.

Eine Reihe dieser Sitzungen, nachdem die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren, beschäftigte sich mit unserem Plan, ein Armeekorps nach England zu schicken. Ich war mittlerweile zum Generalmajor befördert worden. McNair hatte drei Offiziere vorgeschlagen, von welchen einer mit den Kommandoaufgaben betraut werden sollte, die sich bei Entsendung der Truppen in das

Vereinigtes Königreich ergaben. Die drei Offiziere waren Generalmajor George Patton, Generalmajor Stilwell und Generalmajor Frendall. Ich brachte McNairs Vorschläge vor die Sitzung.

Es wurde jedoch noch nichts Endgültiges entschieden. Im Mai 1942 aber rief mich Eisenhower in meinem Büro an und teilte mir mit, dass er im Auftrage Marshalls am folgenden Tag nach England fliegen würde, um sich selbst ein genaues Bild von der Lage zu verschaffen.

«Willst du nicht mitkommen?» fragte er. «Wir werden ungefähr drei Wochen wegbleiben.»

Ich willigte rasch ein, nachdem ich McNairs Zustimmung erhalten hatte. General ‚Hap‘ Arnold, der damalige Chef des Stabes der Armee-Luftstreitkräfte, und sein Adjutant, Oberst Hoyt Vandenberg, nunmehriger Stabschef der US-Luftstreitkräfte, sollten gleichfalls mitkommen.

Ich eilte nach Hause zum Lunch, brachte meiner Frau die für mich erfreuliche Nachricht von meiner Abreise und packte meinen Handkoffer. Hierauf kehrte ich wieder in mein Büro zurück, woselbst ich noch einiges aufzuarbeiten gedachte. Ich sass mehrere Stunden an meinem Schreibtisch und diktierte. Während dieser Beschäftigung verlangte mich McNair zu sprechen. Ich erhob mich von meinem Sitz – und machte die Entdeckung, dass ich mich nicht aufrichten konnte. So wie ich da vor meinem Stuhl stand, war ich in meiner ganzen Länge zusammengeklappt. Wie sehr ich mich auch anstrengte, es gelang mir nicht, meinen Oberkörper in die normale, aufrechte Lage zu bringen. Ich war entsetzt. Zum Teufel auch, das schien mir nicht gerade die richtige Art zu sein, um in einem Krieg seinen Mann zu stellen.

Es stellte sich schliesslich heraus, dass ich mir eine Verrenkung in der Kreuzbeingegend zugezogen hatte. Irgendwie brachte ich es zuwege, in meinen Wagen zu kommen und nach Hause zu fahren. Dort nahm ich ein heisses Bad. Aber es war ohne Wirkung. Ich versuchte alles nur Erdenkliche. Es nützte nichts. Schliesslich schleppte ich mich zu einem Masseur. Nachdem dieser eine Reihe schrecklicher Prozeduren an mir ausgeführt hatte, wobei er mir einige Male meine langen Beine um den Hals wickelte, war ich wieder manövrierfähig.

Aber das Gehen fiel mir noch schwer. Trotzdem fuhr ich am nächsten Tag auf den Flugplatz hinaus und kroch schandbar mühselig an Bord des Flugzeuges, das uns nach Neufundland bringen sollte.

Mein jämmerlicher Zustand besserte sich gottlob, trotz schlechter Flugverhältnisse, zusehends. Wir hatten auf dem Wege von Gander, dem neufundländischen Flughafen, bereits den halben Ozean überquert, als uns Schlechtwetter zwang umzukehren. Tags darauf versuchten wir es neuerdings. Wir flogen diesmal bis Prestwick in Schottland, wo wir wegen der anhaltenden schlechten Flugbedingungen landeten und mit dem Nachtschnellzug nach London weiterfuhren. Dort quartierten wir uns im Claridge-Hotel ein und machten uns sogleich an unsere Arbeit. Das Ergebnis derselben bestand hauptsächlich in der von uns einvernehmlich gewonnenen Überzeugung, dass der damals im verbündeten Königreich befindliche US-General durch einen erfahrenen Offizier ersetzt werden müsste, der mit unseren in Washington auf gestellten Aktionsplänen für den europäischen Kriegsschauplatz vollkommen vertraut war.

Das bedeutendste Ereignis auf dieser Reise – wenigstens schien es mir das bedeutendste zu sein – war unser Zusammentreffen mit General Bernard L. Montgomery, der damals das Kommando über die im Südosten Englands liegende britische Armee hatte. Dieser Teil Englands hatte schon in den ersten Kriegszeiten die Bezeichnung «Invasionsküste» erhalten, da man an dieser Stelle viele Monate hindurch eine deutsche Invasion erwartete.

Zu dem Zeitpunkte, zu dem wir uns in England befanden, war Montgomery mit der Durchführung von Manövern beschäftigt, welchen er die Schlüsselbezeichnung «Tiger» gab. Diese Bezeichnung wurde in jenen Tagen als eine Art Spitzname für den begabten und zähen General selbst angewendet. Ike und ich empfangen eine Einladung von ihm, an den Manövern teilzunehmen. Wir fuhren in das Hauptquartier Montgomerys und wurden dort in einen kleinen Dienstraum geführt, um auf die Ankunft des Generals zu warten, dem ein so ausgezeichnetes Ruf vorausging. Der Raum war über und über mit Karten ausgelegt.

Als er ihn mit raschen Schritten betrat und die Zeremonie des Vorstellens vorüber war, begann er sogleich in seiner lebendigen Weise mit einer Darstellung der beabsichtigten Manöverborgänge. In dem Zimmer befanden sich ausser uns noch mehrere Offiziere, die alle mit ungeteilter Aufmerksamkeit den Worten des Generals lauschten. Nach einer Weile verspürte Ike Lust, eine Zigarette zu rauchen. Er zog ein Paket aus seiner Tasche und bot mir davon an. Ich dankte, indem ich mit dem Kopf schüttelte, aber Ike steckte sich eine Zigarette in den Mund und rauchte sie an. Er hatte zwei oder

drei Züge gemacht, als Montgomery sich mitten in einem Satze unterbrach, die Luft hörbar durch seine Nase zog und, ohne die Anwesenden eines Blickes zu würdigen, mit erhobener Stimme fragte: «Wer raucht hier?»

«Ich», gestand Ike sanftmütig.

«Ich wünsche nicht, dass man in meinem Büro raucht», erklärte Montgomery finster.

Ike tötete seine Zigarette ab und der General fuhr in seinem Vortrag fort. Nach diesem ersten Zusammentreffen zwischen Montgomery und Eisenhower lachten Ike und ich nicht wenig über den kleinen Zwischenfall. Aber wir taten es erst, nachdem wir uns vergewissert hatten, dass wir uns ausserhalb Hörweite des Generals befanden.

Es war nach unserer Rückkehr aus England, als General Marshall mich veranlasste, Lord Mountbatten und Sir John Dill Gelegenheit zu geben, sich vom Stand unserer Ausbildungsmethode zu überzeugen. Am letzten Abend, den unsere englischen Gäste in den Vereinigten Staaten verbrachten, gab General Marshall ihnen zu Ehren ein kleines Dinner in Pinehurst, Nord-Karolina. Ich sass neben dem General und wir unterhielten uns über die neuen Divisionen, die aufgestellt worden waren und auch darüber, ein Korps zu einem möglichst frühen Zeitpunkt nach Übersee zu schicken.

«Ich glaube auch, dass wir gut daran täten, eine der Divisionen aus der neuen Nationalarmee mit dem ersten Transport nach England zu entsenden», bemerkte ich an einer Gesprächsstelle. «Wir könnten, meiner Meinung nach, hierzu sogar eine Division auswählen, die ihre Ausbildung erst zur Hälfte hinter sich gebracht hat, also nicht sofort im Kampf eingesetzt werden könnte. Dies würde sich in zweifacher Hinsicht von Vorteil erweisen. Einmal, weil dadurch das Interesse der übrigen Divisionen an der Sache gehoben würde und dann, weil der Prozess der Ausbildung durch die mehr kriegsmässigen Verhältnisse im Vereinigten Königreich eine Beschleunigung erfahren würde.»

In der Folge kam es jedoch nicht zu solchen Massnahmen, hauptsächlich deshalb, weil der verfügbare Schiffsraum nur für solche Truppen verfügbar war, die sogleich gegen den Feind eingesetzt werden konnten.

Es kam im Laufe des Monats Juni 1942 noch zu mehreren Gelegenheiten, bei welchen die Frage der Truppenverschickung das Thema unserer Erörterungen bildete. In diesem Zusammenhang tauchte dann auch wieder jene andere Frage auf, wer dazu aus-



ersehen sein sollte, das Korps zu kommandieren, das wir nach England senden wollten. Ich war stets der Annahme gewesen, dass hierfür entweder Patton oder Fredendall in Betracht kämen. Damals aber, während unseres Gespräches in Pinehurst, liess General Marshall gegen Ende des Dinners die Bemerkung fallen: «Ich werde das II. Korps demnächst nach England schicken und es kann sein, dass ich Sie mitschicke.»

Als ich das hörte, musste ich mich einen Augenblick festhalten, sonst wäre ich um ein Haar von meinem Stuhl gerutscht.

Am folgenden Tag, als ich wieder in Washington war, meldete sich Mountbatten am Telefon.

«Ich gratuliere», hörte ich seine Stimme.

Ich war nicht sogleich im Bilde, bis er mir mitteilte, er sei eben bei Marshall gewesen und habe aus seinem Munde erfahren, dass ich mit dem II. Korps nach England ginge. Die Mitteilung fand kurz darauf ihre Bestätigung.

General Marshall erinnerte mich an den Zeitpunkt, da wir gemeinsam die Frage eines neuen Kommandeurs in England diskutiert hatten und ich auf seine Frage, wen ich für diese Stelle am geeignetsten hielt, Eisenhower als meinen Kandidaten in Vorschlag gebracht hatte.

«Ich entschloss mich hierauf, Eisenhower zu schicken», sagte er. «Vor wenigen Tagen liess ich ihn *zu* mir kommen und er sass mir hier gegenüber. Ich fragte ihn, wen er mir empfehlen könne, der nächst ihm das Kommando innehaben sollte. Seine Antwort lautete: ‚Clark‘.»

Der General unterbrach sich und schaute mich erwartungsvoll an. Dann fügte er hinzu: «Es scheint, ihr Burschen haltet tüchtig zusammen! Wann können Sie bereit sein?»

Unwillkürlich sah ich nach meiner Armbanduhr. Marshall lächelte und sagte: «Nein, nein, so war es nicht gemeint. Sie haben noch hinlänglich Zeit.»

Vor unserer Abreise musste ich noch nach Jacksonville, Florida, wo sich das Hauptquartier des II. Korps befand. Sein Befehlshaber war damals Fredendall. Ich wünschte den Stab kennenzulernen, den ich durch Männer, die mir bisher in gemeinsamer Arbeit gedient hatten, zu vergrössern gedachte. Es gab noch etwas zu berücksichtigen; ich wollte unter keinen Umständen Männer mitnehmen, die für das in Aussicht stehende Unternehmen zu alt waren. Ich selbst zählte damals 46 Jahre. Auf einer Liste hatte ich die Namen aller Offiziere des Stabes mit Angaben ihres Alters aufgeschrieben. Ich

nahm mir einen nach dem anderen vor, unterhielt mich mit ihm eine Zeitlang und sagte am Ende der Unterredung jedem einzelnen sofort, ob ich ihn mitnehmen würde. Es waren nur wenige Männer, die ich ausschliessen musste, da sie bereits zu den hohen Fünfigern zählten. Ich kann nicht behaupten, dass diese Unterredung eine angenehme Aufgabe war. Trotzdem blieb es bei meinem Entschluss. Das heisst, ich blieb beinahe dabei.

Am Ende meiner Liste stand der Name des Feldgeistlichen, Oberst S. Chatignon. Er war 58 Jahre alt. Als der gut aussehende und kräftig gebaute Mann bei mir eintrat, war man sich im ganzen Hauptquartier klar darüber, dass er Pech hatte, so früh geboren zu sein.

Chatignon grüsste und ich forderte ihn auf, sich zu setzen.

«Ich nehme an, dass Sie sich bereits damit abgefunden haben, was ich Ihnen zu sagen habe?» begann ich das Gespräch.

«Nein.»

«Aber Sie kennen doch meinen Standpunkt?»

«Ja.»

«Und Sie billigen die Gründe nicht, die mich zwingen, bei meinem Standpunkt zu bleiben?»

«Nein.»

«Nun, es tut mir leid, Kaplan. Aber Sie sind zu alt. Ich kann nur jüngere Leute brauchen.»

Er stutzte einen Augenblick, sah mir fest in die Augen und fragte schliesslich: «Darf ich offen sprechen, General?»

«Gewiss.»

«Nun, dann hören Sie mich an, General. Ich, meinerseits, halte nämlich Sie für dieses Geschäft zu jung. Und was meine körperliche Konstitution betrifft, so wäre ich ohneweiters imstande, Sie hier in diesem Zimmer auf den Rücken zu legen, wenn Sie mir erlauben würden, es zu versuchen. Wenn Sie mich aber nicht mitnehmen wollen, dann wird mich eben ein anderer mitnehmen. Es geht mir sehr darum, bei dieser Geschichte dabei zu sein.»

«Padre», rief ich lachend aus, «Sie haben mich umgestimmt. Sie sollen mitkommen.»

Und er kam mit. Padre Chatignon blieb während der ganzen Dauer des Krieges bei der Fünften Armee. Er war ein prachtvoller Mann inmitten einer grossen Zahl von Männern, für die in jenen Tagen das Wort ‚prachtvoll‘ die einzig richtige Bezeichnung war. Chatignon zeigte sich jederzeit mutig, selbstlos in seiner Hingabe an den Dienst und verlässlich in der Sorge für die ihm anvertrauten

Männer. Ich weiss nicht, wo er sich heute aufhält, aber ich weiss, dass ich stolz bin auf ihn und auch dankbar dafür, dass er mich damals von dem schweren Irrtum abhielt, ihn zu einem Ringkampf einzuladen.

Als ich schliesslich nach Washington zurückfuhr, um mich an die Vorbereitungen zu machen, die meine Englandfahrt erforderte, war ich mir bewusst, eine ganze Menge Veränderungen im II. Korps vorgenommen zu haben. In der Hauptsache bezogen sich diese auf den Stab, der dadurch zu einem beträchtlich erweiterten Hauptquartierstab angewachsen war.

«Es scheint mir», bemerkte McNair, als wir das bevorstehende Unternehmen besprachen, «dass Sie und ich uns im vergangenen Jahr nicht darin genug tun konnten, jedermann täglich einzuschärfen, dass der Personalstand der Stäbe auf einem Minimum gehalten werden müsse. Da es nun soweit ist, dass wir den ersten Stab nach Europa schicken, bringen Sie es zuwege, sich den umfangreichsten Stab zu bilden, von dem ich je gehört habe.»

McNair sprach die Worte so, dass sie nicht wie eine Zurechtweisung, sondern nur wie ein sanfter Vorwurf klangen. Aber ich musste ihm recht geben. Es war so, wie er sagte. Trotzdem hatten wir beide gute Gründe, es in diesem einen Falle dabei bewenden zu lassen. Mein Hauptquartier war nicht nur das erste, das die Vereinigten Staaten in England etablierten. Es sollte auch für geraume Zeit das einzige sein. Eisenhowers Aufgabe war es, sich einen Alliierten Stab zu bilden; so musste ich durch einen Überschuss an fähigen Offizieren bei meinem Stab die Gewähr schaffen, dass in den kommenden Monaten kein Mangel an brauchbaren Männern eintrat, die Eisenhower dienen konnten.

Einige Tage vor meiner Abreise nach England hatte ich einen glänzenden Einfall, während ich mich dem Gedanken an die Überfülle von Arbeiten hingab, die, wie ich wusste, besonders zu Beginn meiner neuen Tätigkeit nichts zu wünschen übrig lassen würde. Wenigstens hielt ich ihn für glänzend. Ich rief Sergeant Kenneth G. Merrill, einen sehr tüchtigen Schreiber und Stenographen, in mein Zimmer. Er war schon in Fort Lewis bei mir gewesen und später mit nach Washington gefolgt.

Ich verschloss die Tür meines Zimmers und setzte mich an meinen Schreibtisch, um zu diktieren. Der Einfall, den ich gehabt hatte, bezog sich auf die Briefe, die ich meiner Frau aus England zu schreiben gedachte. Ich hielt es für das einfachste, das schon jetzt, gewissermassen auf Vorrat, zu besorgen. Es konnte

mir nicht schwerfallen, von den Sehenswürdigkeiten in London und den Reizen der englischen Landschaft Schilderungen zu geben, da ich von diesen Dingen genug anlässlich meiner ersten Englandreise gesehen hatte. Die Briefe beabsichtigte ich, hübsch der Reihe nach, etwa alle drei oder vier Tage oder einfach dann, wenn es mir an Zeit fehlte, einen «Original»-Brief zu schreiben, mit der Post befördern zu lassen, sobald ich mein Reiseziel erreicht hatte.

Ich erklärte Merrill, was ich mir soeben ausgedacht hatte und schärfte ihm strengste Verschwiegenheit ein. Dann begann ich zu diktieren. Bald hatte ich fünf Briefe beisammen, die ich in chronologischer Reihenfolge, angefangen vom Tage nach meiner mutmasslichen Ankunft in London, datierte. Hochbefriedigt von meiner Arbeit, lehnte ich mich in meinem Stuhl zurück und hielt Merrill eine kleine Vorlesung darüber, wie mir meine Vorsorge später viel Zeit ersparen würde.

Da Merrill die Fahrt nach England per Schiff machen musste und deshalb gezwungen war, sich im Hauptquartier des II. Korps in Indiantown Gap, Pennsylvania, zu melden, verliess er Washington früher als ich. Er war meiner Familie seit Jahren wohlbekannt und es verstand sich nur von selbst, dass er sich vor seiner Abreise von ihr verabschiedete. Meine Frau geleitete ihn nach seinem Besuch bis in die Tür des Hauses, wobei sie ihm sagte: «Vergessen Sie nicht, dass Sie dort drüben in England eine wichtige Aufgabe haben. Sorgen Sie dafür, dass mir der General wöchentlich wenigstens einmal einen Brief schreibt.»

Das war für Merrill zu viel, um sich eines verräterischen Grinsens enthalten zu können. Als meine Frau dies bemerkte, stutzte sie. Sie gehört nicht zu jenen Frauen, denen man etwas verbergen kann und der arme Merrill wurde von ihr so lange und so eindringlich ins Gebet genommen, bis er schliesslich alles gestand. Überflüssig zu bemerken, dass ich die fünf Briefe, auf die ich so viel Sorgfalt verwendet hatte, vernichtete.

Es gab noch eine Reihe Geschehnisse, die mir aus den letzten Tagen vor meiner Abreise in Erinnerung geblieben sind. So kannte ich beispielsweise eine Anzahl vertrauenswürdiger Offiziere, die, rings im Lande verstreut, Dienst machten und sicherlich gerne mit mir gekommen wären. Aus dienstlichen Gründen ging es nicht an, ihnen den Vorschlag, sich mir anzuschliessen, telephonisch zu machen. Ich musste dies daher auf Umwegen versuchen und verfuhr dabei etwa in der Art, wie ich es bei Oberst LeCount Slocum tat, der bei der Feldartillerie an der Westküste stand. Als ich ihn am

Telephon hatte, fragte ich: «Wollen Sie ein wenig in der Welt herumkommen, und für mich arbeiten?»

Die Antwort liess keinen Augenblick auf sich warten: «Jawohl, mein Herr. Wann soll ich mich bei Ihnen einfinden?»

«Kommen Sie schon morgen.»

Slocum kam und ich sagte ihm, worum es sich handelte; er erklärte sich auf der Stelle bereit, mit mir zu gehen.

Auf diese Weise gewann ich noch andere Gefährten für die Reise. Unter ihnen befand sich der Infanterieoberst Lowell Rooks, ein hervorragender Offizier, mit dem ich lange Zeit befreundet war. Er wurde mein Stabschef. Auch Oberstleutnant Edwin B. Howard von der Infanterie, und Major C. Coburn Smith von der Feldartillerie, beide Offiziere, die ihre Tüchtigkeit bereits bei der 3. Division in Fort Lewis bewiesen hatten, gehörten dazu. Schliesslich will ich noch Leutnant Jack Beardwood, einen Reserveoffizier erwähnen, den ich in Fort Lewis kennengelernt hatte, als er sich noch bei der Associated Press in Tacoma befand. Er sollte sich später als mein Gehilfe dadurch verdient machen, dass er mir bei der Führung meiner Tagebuchaufzeichnungen half, die die Quelle bilden, aus der ich mein Material für dieses Buch schöpfe.

Das Kofferpacken, das knapp vor meiner Abreise einsetzte, konnte der Aufmerksamkeit von Sergeant William C. Chaney, einem Neger, nicht entgehen, der in meinem Hause, seitdem ich in Washington war, als Ordonnanz Dienst machte. Er hatte bisher nur in Erfahrung bringen können, dass ich nach Übersee ging. Die näheren Umstände waren ihm unbekannt. Trotzdem wandte er sich an meine Frau und teilte ihr mit, dass er mit mir zu gehen wünschte. Meine Frau jedoch bedeutete ihm, dass er sich da schon direkt an mich wenden müsste. Er wartete also eine günstige Gelegenheit ab und überfiel mich mit der Frage: «Wie muss man es anstellen, um von Ihnen mitgenommen zu werden?»

Ich antwortete ihm, dass es durchaus nicht feststehe, welche Verwendung man für ihn haben werde, wenn er mitkäme, und fragte, ob es ihm auch wirklich ernst sei. Als er dies bejahte und dabei *gar* kein Interesse an den Tag legte, zu erfahren, welche Tätigkeit für ihn bestimmt sei, willigte ich ein und liess ihn dem Hauptquartier des II. Korps zuteilen.

Von dieser Zeit an war Chaney immer um mich. Niemals sah man ihn anders als in meiner Nähe beschäftigt. Als ich in Italien viele Monate hindurch in einem Anhängewagen wohnte, schlug er neben dem Wagen sein Zelt auf. Er bügelte meine Hosen, er kochte

mir meine Mahlzeiten. Es gab keine persönlichen Dienstleistungen, die er nicht für mich gerne verrichtete. Mit der gleichen Nonchalance, mit der er einem hungrigen Leutnant eine Schüssel Bohnen überreichte, bediente er Winston Churchill, König Georg und andere hohe Persönlichkeiten beim Essen. In Anzio erhielt er eine Tapferkeitsauszeichnung. Ich bin sicher, dass wir den Krieg auch ohne ihn gewonnen hätten. Aber ich muss zugeben, dass er ohne ihn für mich mit weit mehr Unannehmlichkeiten verbunden gewesen wäre.

Am 23. Juni standen meine Frau, Ann und Bill – der sich damals schon bereithielt, nach West Point zu gehen – auf dem Flugfeld in Bolling, um mir Lebewohl zu sagen. Ike und ich starteten um 9 Uhr 10 Minuten zu unserem zweiten Flug nach Europa.

Es sollten fünf Jahre vergehen, bis ich wieder Gelegenheit fand, in den Vereinigten Staaten Dienst zu tun.

# III

## DER ENTSCHLUSS ZUR AKTION «FACKEL»

### JUNI BIS AUGUST 1942

Wer sich im Flugzeug der britischen Küste nähert, genießt an schönen Tagen immer einen heiteren Anblick. Auch wir fanden dies bestätigt, als wir am 24. Juni 1942 den ersten Schimmer von dem belagerten Inselreich wahrnahmen. Aber das Bild, das sich uns bot, war nicht nur einladend, es war zugleich auch abstossend. Wir waren weit draussen über dem Atlantischen Ozean aus dem Schlaf erwacht. Etwa eine Stunde vor der schottischen Küste sichteten wir einen Schiffsverband, der von Einheiten der Kriegsflotte eskortiert wurde. Die Schiffe hielten einen Zickzackkurs. Dann tauchte Schottland vor uns auf und wir sahen auch schon die Baracken und Feldlager der Truppen, sowohl von Ayr als auch von Prestwick, tief unter uns liegen. Wir wussten, dass jenseits davon sich die grossen Feldlager von England und Wales erstreckten, die grimmig und hoffnungsvoll zugleich die amerikanischen Verstärkungen erwarteten.

Um 11 Uhr 30 Minuten landeten wir in Prestwick. Nach dem Lunch setzten wir unseren Flug nach dem Flughafen Northolt bei London fort. In Prestwick waren ein polnischer Lotse und mehrere Passagiere an Bord gekommen. Auf dem Londoner Flugfeld wurden wir von Lord Louis Mountbatten, dem Chef des britischen Stabes für gemeinsame Operationen, Generalmajor John C. H. Lee, dem Leiter des US-Versorgungsdienstes in England und anderen Stabsoffizieren begrüsst. Wir suchten dann sofort unsere Quartiere im Claridge-Hotel auf.

Die folgenden Tage waren mit Konferenzen ausgefüllt, zu welchen wir sehr bald auch Admiral Stark, den Chefkommandeur der US-Seestreitkräfte auf dem europäischen Kriegsschauplatz und Generalmajor Carl Spaatz, den Kommandeur des achten Luftgeschwaders zuzogen. Die Beratungen drehten sich in der Hauptsache um den Empfang und die Ausbildung der amerikanischen Streitkräfte, deren Eintreffen in allernächster Zeit zu gewärtigen war. Der Gegenstand dieser Verhandlungen verursachte uns einiges

Kopfzerbrechen, denn es stellte sich heraus, dass die britischen Truppenunterkünfte bereits zum Bersten voll waren. Neue Unterbringungsmöglichkeiten ausfindig zu machen, erwies sich aber als eine gar nicht so leichte Aufgabe. Ich hatte ernstlich Sorge, dass mit der Unterbringung dieses einen amerikanischen Truppentransportes das überhaupt Mögliche erschöpft sein könnte. Wie sollte das erst werden, wenn weitere Transporte eintrafen? Wie so oft, erwies sich alles weit weniger schlimm, als wir befürchtet hatten.

Am Morgen nach unserer Ankunft in England begaben wir uns in das grosse umgebaute Miethaus auf dem Grosvenor Square Nummer 20, wo Ike sein Alliiertes Hauptquartier aufzuschlagen gedachte. Pressephotographen erwarteten uns bereits vor dem Gebäude, und als man unser ansichtig wurde, eröffnete man mit den Kameras ein Feuer auf uns, das nicht aufhören wollte. Tags darauf brachten die Zeitungen die Bilder. Die Zensur hatte dabei meine Person sorgfältig herausgeschnitten, da es nicht bekannt werden sollte, dass ich das Hauptquartier des II. Korps in England etablierte

Da es mir daran lag, beizeiten mit meinen Arbeiten zu beginnen, machte ich mich am 27. Juni mit meinem Stab auf die Suche nach einem geeigneten Platz für dieses Hauptquartier. Das Terrain von Salisbury schien mir am ansprechendsten. Es befindet sich etwa achtzig Meilen südwestlich von London entfernt. Wir besichtigten das auf diesem Gelände befindliche Hauptquartier des britischen V. Korps und trafen Anstalten, uns selbst in Longford Castle, etwa drei Meilen im Südosten von Salisbury, niederzulassen.

Später besuchten wir das Übungsgelände bei Plymouth und fanden es zur Benützung geeignet. Dann flogen Ike und ich in Begleitung meines Stabschefs, Oberst Lowell Rooks am 1. Juli nach Nord-Irland. Dort inspizierten wir Truppen und Einrichtungen unseres V. Armeekorps, das zu jenem Zeitpunkt gemeinsam mit britischen Truppen ausgebildet wurde. Im Vergleich zu den wohlgenährten und rundlichen Amerikanern erschienen mir die britischen Soldaten hager und ausgemergelt. Ich schloss daraus, dass den Männern unseres II. Korps nicht eben das behaglichste Dasein bevorstand.

Als ich nach Salisbury zurückkehrte, hatte Ike ein neues, wenn auch geringfügigeres Problem zur Lösung für mich bereit. In der Nähe von Salisbury befand sich das Harvard-Lazarett des Amerikanischen Roten Kreuzes, das sich in dieser Gegend im Sommer



1942 niedergelassen hatte. Es war der Vorschlag gemacht worden, die Schwestern dieser Vereinigung in das amerikanische Armee-Schwestern-Korps einzugliedern. Ein Teil derselben setzte diesem Vorhaben jedoch energischen Widerstand entgegen.

Ich begab mich deshalb eines Abends in das Schwesternheim, um zu sehen, was sich machen liesse. Bei meinem Eintritt wurde ich sogleich von einer Schar munterer und gutaussehender Mädchen umringt, die mich in das Empfangszimmer führten. Hier liessen sie mich ehrenhalber auf einem Diwan Platz nehmen und gruppierten sich selbst erwartungsvoll um mich, als ob sie neugierig wären, was ich ihnen zu sagen hätte.

Ich glaube, dass ich mich von so viel Aufmerksamkeit, die man mir erwies, auch unter normalen Umständen geschmeichelt gefühlt hätte. Da ich aber in diesem Fall auf einen so artigen Empfang keinesfalls gerechnet hatte, fühlte ich mich umso angenehmer berührt.

Unsere Unterhaltung hatte jedoch kaum begonnen, als die Leiterin des Heimes in das Zimmer trat. Sie machte einen sehr gesetzten Eindruck und trug sich durchaus mit Würde. Nachdem sie die Situation erfasst hatte, warf sie mir einen langen Blick zu und sagte: «Nun, wie ich sehe, hat der General bereits alle Mädchen auf seiner Seite.»

Ich begriff nicht gleich, ob das einem Tadel oder einer Anerkennung gleichkam und, ehrlich gesagt, weiss ich es heute auch noch nicht.

Ike und ich waren dermassen beschäftigt, dass wir fast ständig unterwegs waren. Am 5. Juli schalteten wir eine Pause ein, um die Einladung Premierminister Winston Churchills zu einem nächtlichen Besuch anzunehmen. Churchill trat uns in einem weiten Kittel und in Hausschuhen entgegen. Sein Gesicht strahlte vor Zufriedenheit. Er führte uns einen gewundenen Pfad durch einen Wald hinab, bis wir zu einer abgelegenen Stelle kamen, auf der eine Bank stand. Hier liessen wir uns nieder und sprachen über Dinge der Zukunft.

Gerade damals kam eine Streitfrage auf, die die Gemüter noch Monate beschäftigen und zum Anlass bitterer Anschuldigungen werden sollte. Es war dies die Frage, ob es seitens der Alliierten richtig sei, den Versuch einer Invasion in Westeuropa zu unternehmen, indem sie den Kanal überquerten und dadurch eine zweite Front schufen. Aus dieser Frage erwuchs jene andere, ob dieser Versuch schon jetzt unternommen werden sollte, um dadurch den

Druck zu erleichtern, den die Deutschen auf Sowjetrusslands Armeen ausübten.

Es war kennzeichnend für die Art des Premierministers, dass er niemals mit seinen Ansichten zurückhielt. So äusserte er auch offen seine Ansicht, eine Invasion Westeuropas vorläufig hinauszuschieben, mit einer solchen aber in Nordwestafrika schon in der nächsten Zeit einzusetzen. Es war seine Meinung, dass eine Aktion, die gegen Westeuropa gerichtet war, selbst wenn ihr Ziel ein begrenztes wäre, noch allzu gewagt sei. Sowohl Ike als auch ich dachten hierüber anders. Uns erschien nichts notwendiger als eine Unternehmung direkter Art, das heisst, ein Unternehmen, das den Krieg auf europäischen Boden trug, und dies so bald als möglich. Wir fühlten, dass Churchills Afrikaplan uns um die Hoffnung brachte, noch in diesem Jahr eine europäische Invasion mit begrenzten Zielen, im kommenden Jahr 1943 aber die grosse ausschlaggebende Aktion durchzuführen, die uns vorschwebte und mit der sich unsere Gedanken schon lange vertraut gemacht hatten.

Später führte uns Churchill in sein hübsches, altes Haus. Er blieb auch während der Cocktails und beim Dinner in seiner bequemen Bluse und in Hausschuhen. Als einzige Damen waren die Gattin des Premierministers und Lady Portal, die Frau des Kommandeurs der britischen Luftwaffe, anwesend. Churchill bedeutete uns, dass wir während des Essens ruhig unser Gespräch über Kriegspläne fortsetzen könnten, da seine Frau und Lady Portal über alles Bescheid wüssten.

Das Gespräch wandte sich indessen nicht sofort kriegerischen Dingen zu, denn der Premier hatte einen anderen Einfall.

«Wo ist Ihr Short-Snorter-Ausweis?» fragte er mich, während wir uns zu Tisch setzten.

Ich muss bemerken, dass die Geschichte mit den Short-Snorter-Ausweisen damals richtig in Schwung war, obwohl es nicht viele Teilnehmer gab. Unter einem Short-Snorter verstand man den, der einen Flug über eines der Weltmeere mitgemacht hatte. Die Short-Snorters bildeten eine Art Organisation oder Klub. Die Mitgliedschaft erwarb man, indem man einer oder mehreren Personen, die bereits Mitglieder waren, einen Dollar oder einen Drink bezahlte. Voraussetzung bildete natürlich, dass man einen Ozean im Flugzeug überquert hatte. Wenn man den Mitgliedsbeitrag bezahlt hatte, erhielt man hierüber eine Bestätigung, die auf eine Dollar- oder Pfundnote geschrieben wurde. Sie enthielt das Datum des Ozeanflugs und die Unterschriften der Mitglieder. Die Bestätigung galt

als Mitgliedsausweis. Jedes Mitglied hatte ihn stets bei sich zu tragen und von Zeit zu Zeit mussten neue Mitglieder ihn nachträglich mit ihren Namen unterzeichnen. Wer der Aufforderung eines Mitgliedes, seinen Ausweis vorzuzeigen, nicht nachkommen konnte, der hatte einen Dollar zu zahlen oder er musste alle anwesenden Short-Snor-ter mit Getränken bewirten.

Churchills Frage nach meinem Ausweis brachte mich nicht in Verlegenheit. Ich zog meine Dollarnote, mit allen erforderlichen Unterschriften versehen, aus der Tasche und wies sie ihm vor. Als ich sie wieder zu mir gesteckt hatte, fragte ich Churchill nach seinem Ausweis. Er fuhr eine Weile in seinen Taschen herum, aber kein Ausweis kam zum Vorschein.

«Ausgezeichnet», rief ich. «Zahlen Sie also!»

«Nein», antwortete er. «Es fällt mir nicht ein, zu zahlen. Ich muss ihn doch irgendwo haben.»

Er wühlte neuerlich in seinen Taschen, aber mit dem gleichen negativen Erfolg. Nun bestanden wir alle darauf, dass er zahlen müsse.

«Die Vorschriften lauten», erklärte ich, «dass derjenige, der den Ausweis nicht bei sich hat, zu zahlen hat. Weigern Sie sich also nicht und bezahlen Sie!»

«In meinem Hause mache ich meine eigenen Vorschriften», begehrte Churchill auf. «Ich setze also fest, dass hier bei mir jedermann eine Stunde Frist erhält, seinen Ausweis vorzuzeigen.»

Mit diesen Worten erhob er sich und verliess das Zimmer. Zehn Minuten später kam er wieder zurück, in der hoch erhobenen Rechten schwang er triumphierend seinen Short-Snorter-Ausweis.

Ich war später wiederholt Zeuge ähnlicher Vorfälle. Wann immer Churchill aufgefordert wurde, seinen Ausweis zu zeigen, hatte er ihn nicht bei sich. Aber irgendwie kam er damit hinterher zum Vorschein. Es gelang uns nie, ihn dazu zu bringen, dass er Strafe zahlte.

In jenem Zeitabschnitt gab es keine Nachrichten über das Kriegsgeschehen, die man als erfreulich hätte bezeichnen können. Churchill spielte während des Abends auf diesen Umstand mehrmals an und erklärte, dass er bald eine günstige Nachricht haben müsste, um sie dem englischen Volk mitzuteilen. Nach dem Dinner schien es, als ob sein Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Es lief nämlich eben die Meldung ein, dass ein russisches Unterseeboot aus dem Schutzverband von 33 Transportschiffen, die mit Kriegsmaterial beladen, auf dem gefährlichen Wege von England nach Archangelsk

waren, einen Torpedotreffer auf das deutsche Schlachtschiff «Tirpitz» erzielt hätte. Die Meldung hob Churchills Laune, aber leider nur auf kurze Zeit, denn es stellte sich heraus, dass die Nachricht nicht auf Tatsachen beruhte. In Wahrheit war die Lage viel schlechter, als wir ahnen konnten.

Der erwähnte Geleitzug stellte, wie uns der Premier mitteilte, den ersten Versuch dar, Russland Kriegsmaterial zu liefern. Murmansk war von der deutschen Luftwaffe fast völlig dem Erdboden gleichgemacht. Die deutsche Flotte hingegen konzentrierte sich an der norwegischen Nordküste. Da die deutschen Bomber im Lande über Stützpunkte verfügten, fiel es ihnen leicht, gemeinsam mit Einheiten der Kriegsmarine jenen Schiffen den Weg zu verlegen, die die Engländer nach Russland schickten. Aus diesem Grunde fuhr die gesamte britische Heimatflotte mit dem Geleitzug beinahe den halben Weg bis Archangelsk. Dann aber war sie gezwungen, umzukehren, um sich nicht in die Gefahr zu begeben, von deutschen Flugzeugen angegriffen zu werden. Von da an standen die Transportschiffe nur mehr unter dem Schutz von Zerstörern, Unterseebooten und bewaffneten Schleppern. Es stellte sich später heraus, dass nur vier von den dreiunddreissig Schiffen Archangelsk erreichten.

Aber auch vom Kriegsschauplatz in Nordafrika erhielt Churchill an jenem Abend, an dem wir bei ihm zu Besuch weilten, keine guten Nachrichten. Das Afrikakorps der Nazi bahnte sich unter Feldmarschall Erwin Rommel mit kräftigen Schlägen seinen Weg nach Ägypten. Die Depeschen, die der Premierminister und seine Generäle aus diesem Frontabschnitt empfangen, waren alles eher als ermutigend.

Trotz alledem behielt Churchill seine strahlende Laune und der Abend verlief in angeregtester Stimmung. Unser Gastgeber tat sein Möglichstes, uns zu unterhalten und erzählte aufgeräumt von einer Begegnung, die er am Nachmittag gelegentlich eines Spazierganges in der waldigen Umgebung seines Wohnsitzes gehabt hatte. Sie betraf einen Mann mit seiner Frau und drei Kindern, die der Premierminister mit den Worten anredete: «Haben Sie ausser diesen dreien noch andere Kinder?»

«Nein», gab der Mann zur Antwort. «Nur diese drei.»

«Nun», meinte Churchill und machte eine strenge Miene, «ich denke, Sie sollten vier Kinder haben. Zeigen Sie sich doch ein bisschen rühlig, Mann!»

Nachdem uns in einem anderen Raum des alten Herrschafts-

sitzes Gelegenheit geboten wurde, einige Filmstreifen zu sehen, machte uns Churchill mit seinem engeren Stab bekannt. Es waren dies Offiziere, die zum überwiegenden Teil aus der Coldstream-Garde stammten. Während wir uns mit ihnen unterhielten, ging Churchill aus dem Zimmer. Nach einer Minute trat er, mit einem Gewehr in der Hand, wieder ein; es war die Flinte, die er während des Burenkrieges getragen hatte.

«Meine Herren», rief er uns noch im Hereinkommen zu, «ich will Ihnen zeigen, wie wir damals Gewehrgriffe klopfen.»

Mit diesen Worten zog er seine weite Bluse zurecht und schlürfte in seinen Pantoffeln in die Mitte des Zimmers. Hier nahm er soldatische Haltung an und führte uns mit der schweren alten Flinte eine Reihe flotter Gewehrgriffe vor. Ein breites, glückliches Lächeln verklärte dabei sein ganzes Gesicht.

So ging es in jener Nacht bis etwa drei Uhr morgens. Bald nahm uns eine allgemeine Heiterkeit gefangen, bald diskutierten wir über ernste Geschäfte, die die Kriegslage erforderte. Bei solchen Diskussionen wandte sich der Premier wiederholt an Eisenhower mit der Frage: «Interessiert es Sie, in dieser Sache meine Meinung genauer kennenzulernen?»

Es versteht sich von selbst, dass diese Frage immer bejaht wurde, denn wir wollten so viel nur möglich hören, wie Churchill über diesen und jenen Kriegsplan dachte. Er liess dann auch jedesmal eine Mappe holen, die die Aufzeichnungen enthielt, welche er selbst über verschiedene Aktionen gemacht hatte. Ich muss sagen, dass ich von der ausserordentlich gründlichen Sachkenntnis, die Churchill auf jedem Gebiete bewies, tief beeindruckt war.

Als wir schliesslich zu Bett gingen, entdeckte ich auf meinem Nachtkästchen ein Buch. Ich nahm es zur Hand und öffnete es. Es enthielt die Geschichte des alten berühmten Hauses, in dem ich mich als Gast befand. Sein Alter betrug fast tausend Jahre. In dem Bett, das mir zur Nachtruhe bestimmt war, hatten schon viele Männer geschlafen, deren Namen geschichtlichen Klang hatten. Von dieser Vorstellung ein wenig irritiert, hatte ich Mühe, einzuschlafen.

Nachdem wir am nächsten Morgen gefrühstückt hatten, besichtigten Ike und ich die Chequers-Wache. Als wir die Front der Soldaten, die vor dem Hause Aufstellung genommen hatten, abschritten, öffnete sich über uns das Schlafzimmerfenster Churchills und er selbst, noch im Nachtgewand, steckte seinen Kopf heraus, wobei er uns zurief: «Sind das nicht prächtige Burschen?»

Wir gaben es gerne zu.

Wiederholte Besuche in Chequers sowie zahlreiche Konferenzen in der Downingstreet Nr. 10 und an anderen Plätzen gaben mir Gelegenheit, Winston Churchill aus allernächster Nähe kennenzulernen. Ich habe dabei die Überzeugung gewonnen, dass er der bedeutendste Mann ist, der mir je unterkam. Voll unerhörter Dynamik in seinem Wesen und von persönlichem Charme getragen, besitzt er in einem hohen Grade die Gabe, andere von seinem tiefen Verständnis für alle inneren Zusammenhänge des Weltgeschehens zu überzeugen.

Er zeigte eine geradezu überraschende, ja erstaunliche Vertrautheit mit taktischen und strategischen Problemen. Trotzdem lag es in seiner Art, alle militärischen Faktoren stets politischen Erwägungen unterzuordnen. Hatte er einmal die Überzeugung gewonnen, dass eine bestimmte Aktion dem Wohle der Alliierten – insbesondere jedoch Grossbritanniens – diene, dann führte er sie auch mit jener eisernen Entschlossenheit durch, alle Hindernisse wegräumend.

Als wir von Chequers nach London zurückkehrten, trennte uns nur mehr ungefähr eine Woche von der Ankunft des ersten amerikanischen Truppentransportes in England. Am 12. Juli fuhr ich schliesslich nach Greenock in Schottland, um unsere Schiffe zu erwarten. Der leichte Kreuzer «Philadelphia» und nach ihm das Schlachtschiff «Texas» führten sie in die Firth of Clyde. Es waren insgesamt sieben grosse Truppentransporter. Die Eskorte bestand ausser der «Philadelphia» und der «Texas» noch aus zwanzig Zerstörern. Jeder Quadratfuss an Deck der Transportschiffe war dicht mit Männern in khakifarbenen Uniformen bedeckt, als die Fahrzeuge langsam in den Kanal glitten, in dem es von Handelsschiffen, Kriegsschiffen, kleineren Booten und einigen Unterseebooten wimmelte, die eben von langer Fahrt den Hafen angesteuert hatten.

Ich fuhr in einer Barkasse zur «Monterey», dem Haupttransportschiff, und dann zur «Argentina». An Bord der beiden Schiffe trachtete ich mit so vielen Männern des II. Korps als nur möglich zu sprechen. Am späten Nachmittag wurde mit der Ausschiffung begonnen. Die «Jungfrau von Orleans», ein Kanaldampfer, der während der berühmten britischen Räumung fünfmal die Fahrt nach Dünkirchen gemacht hatte, brachte einen Grossteil des Stabes des II. Korps an Land, der sogleich per Bahn nach London und von dort in die vorläufigen Quartiere in Tidworth bei Salisbury gebracht wurde.

Am folgenden Tag hielt ich zum ersten Male eine kurze Ansprache an alle Offiziere meines Hauptquartiers. Es waren 180 versammelt und ich musste auf eine Holzbank steigen, um diese ansehnliche Schar zu überblicken. In meiner Ansprache wies ich in allgemeinen Zügen auf die Aufgaben hin, die Offizier und Mann gestellt waren.

«Sie sind die Vortruppen der amerikanischen Landstreitmacht auf englischem Boden», sagte ich. «Dies bedeutet für Sie alle eine gute Gelegenheit, zu zeigen, was Sie zu leisten imstande sind. Ja, es bedeutet geradezu eine Verpflichtung.»

Einen wesentlichen Teil meiner Ausführungen widmete ich der Ermahnung, durch tadelloses soldatisches Aussehen, peinlich genaues Benehmen und Liebenswürdigkeit eine Stellung des Vertrauens in unsere Kräfte herzustellen. Ich liess auch nicht ausser Acht, darauf hinzuweisen, dass ihnen Gerüchte bössartiger Natur zu Ohren kommen würden, die in der Hauptsache der Feind ausgestreut habe, die Briten herabzusetzen, und dass sie daran denken müssten, dass die Zusammenarbeit dringend wäre.

Eine ähnliche Ansprache hielt ich am 15. Juli, als die Truppen ihre Quartiere bezogen. Zu diesem Zeitpunkt kam das 2. Bataillon des 16. Infanterieregiments der 1. Division an, welches die Vorausabteilung der Kampftruppen war, und die Leute schienen guten Mutes.

Schon während der nächsten Tage führten die amerikanischen Truppen auf den Landstrassen von England ihre ersten Übungsmärsche aus. Mit Gewehr und feldmarschmässig gepacktem Tornister traten sie in die harte Schule der Infanterieausbildung ein, von deren schwierigen Aufgaben ich ihnen auch nicht eine einzige zu erlassen entschlossen war.

In kürzester Zeit war das Hauptquartier des II. Korps in Longford Castle untergebracht. Ich bezweifle, dass jemand seit Cromwells Tagen, der bei der Belagerung der Burg im Jahre 1645 fast ums Leben gekommen war, ein durch seine Geschichte bemerkenswerteres Bauwerk mit seinem Stabe bewohnte als ich. Das Schloss, im Jahre 1588 erbaut, wurde von Lord Radnor an die amerikanische Armee verpachtet. Als Bauplatz wurde derselbe Platz gewählt, auf dem schon im Jahre 1166 die alte Ritterburg stand. Er lag inmitten eines schüsselförmigen Talgrundes, hart an einem Seitenarm des Flusses Avon, in dem es herrliche Forellen gab. Einer Verfügung Seiner Lordschaft zufolge war es nur ihm und mir gestattet, in diesem Flusse zu fischen. Ich war gewiss dankbar dafür, fand jedoch

nicht ein einziges Mal Gelegenheit, von der Erlaubnis Gebrauch zu machen.

«Nissen»-Baracken und Zelte beherbergten Truppen im nördlichen Wald und Zimmerleute waren immer lärmend an der Arbeit, die Gebäude rund herum auf Glanz zu bringen oder zu vergrössern, um für die ständig anwachsende Zahl des Personals des Hauptquartiers neue Unterkunftsmöglichkeiten zu schaffen. Eines dieser Gebäude, das früher die Bezeichnung Cowesfield geführt hatte, erhielt von seinen neuen amerikanischen Bewohnern prompt den Namen «Rittergut Moo».

Das Schloss barg innerhalb seiner drei Fuss dicken Mauern eine kleine Stadt. Es gab da eine Kapelle, eine mächtige Halle, in der die Mahlzeiten eingenommen wurden, Billard- und andere Spielzimmer, eine Küche von gewaltigen Ausmassen, viele Empfangsräumlichkeiten und zahllose Wohnräume, die nun in Büros, Sitzungszimmer, Konferenzsäle, Lesezimmer und Zentralstellen für das Fernsprechnetzwandeln verwandelt wurden. Mein eigenes Büro lag im dritten Stockwerk. Von ihm aus gelangte man unmittelbar auf einen Laufgang, der zwei von ihm den fünf Türmen des Schlosses miteinander verband. Der Weg zu meinem Büro führte durch ein wahres Labyrinth von gewundenen Gängen im Innern des Gebäudes. Vier von den Türmen dienten Offizieren meines Stabes zum Aufenthalt. Der fünfte Turm war für den Schlossbesitzer, «Seine Lordschaft», wie wir ihn stets nannten, reserviert. Er hielt sich die meiste Zeit, in der wir sein Eigentum «besetzt» hielten, entweder im Schlosse selbst oder in der Umgebung auf. Wir kamen gut mit ihm aus. Daran änderte auch der Umstand nichts, dass wir auf die Schlosstürme Flugzeugabwehrgeschütze montiert hatten. Von den Türmen aus gab es nämlich geradezu ideale Möglichkeiten auf niedrig fliegende deutsche Flugzeuge das Feuer zu eröffnen. Die Deutschen warfen übrigens niemals in unmittelbarer Nähe des Schlosses Bomben ab. Ich muss indessen annehmen, dass die Baumeister des sechzehnten Jahrhunderts kaum an Flugzeugabwehrgeschütze gedacht haben dürften, als sie die Türme auf das Schloss setzten. Denn einige Jahre nach dem Krieg stellte «Seine Lordschaft» Ersatzansprüche für angeblich durch die Erschütterung unserer eigenen Abwehrgeschütze verursachte Schäden an einem der Türme.

Wir hatten uns in Longford Castle kaum richtig einquartiert, als Eisenhower Nachricht über einen in Aussicht stehenden Besuch aus Washington gab. Die Herren, deren Kommen auf diese Weise angekündigt wurde, waren: General Marshall, Admiral King, Chef



des operativen Stabes der US-Kriegsflotte, Harry Hopkins, Sonderbevollmächtigter des Präsidenten Roosevelt, und der Präsidentschaftssekretär Stephen Early. Early kam von Washington mit dem Flugzeug. Ihr Besuch konnte nur eine einzige Erklärung haben. Mr. Roosevelt wünschte offenbar eine Entscheidung über die Frage zu treffen, wann und wo die amerikanischen Streitkräfte eingesetzt werden sollten. Es war uns bekannt, dass er noch vor Ende 1942 einen solchen Einsatz wünschte, da er mit der Behauptung angegriffen worden war, unsere Truppen lägen müßig auf der überbevölkerten, lebensmittelrationierten britischen Insel herum. Er wünschte das Gewicht der amerikanischen Waffen den Deutschen fühlen zu lassen.

Ike bat mich, nach London zu kommen und die ranghöchsten Offiziere meines Hauptquartiers mitzunehmen. Ich wählte aus dem II. Korps acht Offiziere im Oberstenrang aus und fuhr mit ihnen am 17. Juli nach London. Innerhalb der nächsten Woche taten wir alles, um zu einer Entscheidung zu kommen. Die Engländer waren sich dabei durchaus der Tatsache bewusst, dass im Jahre 1942 nur wenige amerikanische Truppen in England gelandet werden konnten, um noch in diesem Jahr eine Aktion gegen die französische Küste unternehmen zu können. Demnach musste es an ihnen liegen, den Hauptteil der erforderlichen Streitkräfte zu stellen.

Da bereits von anderen Teilnehmern über die Dinge geschrieben wurde, die bei diesen Konferenzen Gegenstand der Verhandlungen bildeten, will ich mich hier darauf beschränken, den Standpunkt der Amerikaner kurz anzudeuten. Diese letzteren gründeten ihr Verlangen nach Schaffung einer zweiten Front in Europa noch im Herbst 1942 auf die Tatsache, dass die Russen durch eine deutsche Offensive neuerdings hart bedrängt, zusammenbrechen könnten. War dies aber geschehen, dann war auch der günstigste Zeitpunkt für unsere Invasion ein für allemal verpasst. Für uns aber war das Kriegsgeschäft noch völlig neu, und so drängten, ja brannten wir förmlich darauf, etwas zu unternehmen. Die Briten hingegen hatten bereits bittere Erfahrungen hinter sich und waren vorsichtig und zurückhaltend.

Im Verlauf der Diskussionen wurde ich von Marshall, King und Hopkins aufgefordert, eine Erklärung abzugeben, was meiner Meinung nach die amerikanischen Landstreitkräfte tun könnten, um die Lage zu ändern, falls der Krieg in Russland sich zu einem Punkt entwickeln würde, an dem der Zusammenbruch der Roten Armee drohend schien. Ich wies darauf hin, dass meiner Meinung nach und

vorausgesetzt, dass der Angriff über den Kanal zum Zeitpunkt des oftgenannten D-Tages, das heisst am 15. September, versucht werden sollte, hierfür nur die 34. Division in Betracht kommen könnte. Sie lag damals im Norden von Irland. Ihre amphibische Ausbildung liess allerdings noch zu wünschen übrig. Auch fehlte es ihr an hinreichender Ausrüstung in der Fliegerabwehr. Tanks besass sie überhaupt keine. Die 1. Panzerdivision, die sich ebenfalls in Irland befand, war bei Weitem noch nicht voll ausgerüstet, noch waren andere Einheiten, die planmässig vor dem 15. September eintreffen sollten, für die Schlacht vorbereitet. Ich sagte, es wäre ein schwieriges Problem, Mannschaften und Kriegsmaterial zusammenzubringen, und dass keine Möglichkeit gegeben schien, die nötigen Landungsboote bis Mitte September bereitzustellen – abgesehen von der schlechten Wetterlage zu dieser Jahreszeit. «Ich bin freilich dafür, dass etwas geschehen soll, wenn die Lage der Roten Armee eine so kritische ist, wie dies Präsident Roosevelt und andere glauben. Wenn aber das, was getan werden soll, zu einem so frühen Zeitpunkt angesetzt wird, dann wird die Hauptlast der Unternehmung auf den Briten liegen. Denn vor dem Frühjahr 1943 werden die Amerikaner dazu vergleichsweise wenig beitragen können.»

Nach einer Woche von Sitzungen in London war man sich darüber einig geworden, im Jahre 1942 keine Operationen gegen die französische Küste zu unternehmen. Dafür sollten alle Anstrengungen darauf konzentriert werden, im Jahre 1943 eine Invasion grösseren Ausmasses durchzuführen. Das Projekt, um das es sich dabei handelte, erhielt die Deckbezeichnung «Einkreisung».

Am 25. Juli kehrte ich nach Longford Castle zurück, machte meinen Stab mit der neuen Lage vertraut und wies nachdrücklich darauf hin, dass uns nunmehr eine Periode äusserster Anstrengungen in der Vorbereitung und Ausbildung der Truppen bevorstand. Die Deutschen, erklärte ich im Verlauf meiner weiteren Ausführungen, würden sicherlich jede Art von scheusslichen Kniffen anwenden, um unsere Truppen von der französischen Küste fernzuhalten. Um meinen Leuten eine Vorstellung von solchen Abwehrmassnahmen zu geben, schilderte ich ihnen einen Teil der Anti-invasions-Vorkehrungen, die die Briten getroffen hatten, als sie die Nazi-Invasion erwarteten. Entlang der Küste von Dover waren auf den sandigen Dünen ungeheure Reservoirs angelegt worden, die Benzin enthielten. Von ihnen aus liefen viele Dutzende von Rohrleitungen an jene Punkte des Strandes hinab, die man für die

gefährdetsten hielt. Die Rohre erstreckten sich einige Hundert Fuss weit in das Meer hinaus. Das Ende jedes Rohres war nach oben gebogen und mit einer kleinen Explosivladung versehen. Zur Zeit der Flut ragte das Rohrende kaum über den Wasserspiegel. Wenn nun feindliche Truppen zu landen versuchten, konnte man durch die Rohrleitungen einige Minuten lang Benzin ausströmen lassen, bis die umgebende Wasserfläche genügend bedeckt war. Hierauf wurden die Explosionskörper an den Rohrenden zum Krepieren gebracht, wodurch sich das Benzin entzündete. Mittlerweile aber floss Benzin weiter aus den Röhren aus und sorgte dafür, dass das Feuer nicht zum Verlöschen kam. An einem schmalen Küstenteil wurde diese Abwehr von den Engländern versuchsweise in Szene gesetzt. Dabei entwickelte sich eine brüllende Flammenmauer entlang des Versuchsabschnittes, die möglicherweise von deutschen Beobachtern an der nicht allzuweit entfernten französischen Küste gesehen wurde und sie erkannten, was ihrer auf der englischen Seite harrte.

«Die Ausbildung unserer Männer», schloss ich, «muss eine derartig vollendete sein, dass sie allen Eventualitäten in jeder Weise gewachsen ist.»

Demgemäss hoben wir alle Halbfeiertage und Urlaube auf und liessen die Offiziere des Stabes ihren wöchentlichen freien Tag so ansetzen, dass die Arbeit nicht unterbrochen wurde. Ich kam mit General Spaatz überein, das Kommando der Luftstreitkräfte zur Unterstützung infanteristischer Operationen unter dem Brigadegeneral Robert C. Candee in die Nähe von Longford Castle zu verlegen. Dadurch war es möglich, die Ausbildung jener Truppen mit denen des II. Korps zu vereinigen. Als Ausbildungsoffizier für amphibische Operationen wählte ich Oberst Mike O'Daniel. Er hatte mit mir schon am ersten Weltkrieg teilgenommen, zu einer Zeit, als ich die K-Kompanie des 11. Infanterieregiments in den Argonnen kommandierte. Nach meiner Schrapnell Verwundung übernahm Mike das Kompaniekommando und wurde für sein tapferes Verhalten vor dem Feind ausgezeichnet. Kürzlich erst hatte er die Leitung amphibischer Truppenausbildung im Hauptquartier der Landstreitkräfte in Washington übernommen.

Nachdem ich während meines kurzen Aufenthaltes in Longford Castle die eben geschilderten Vorkehrungen getroffen hatte, fuhr ich wieder nach London, um an der, wie ich glaubte, nur mehr formellen Abschlussstagung der Konferenz teilzunehmen. Wie sehr aber war ich überrascht, dass während meiner Abwesenheit die

bisherigen Entschlüsse und Pläne grundlegend geändert worden waren!

Churchills Lieblingsidee – die afrikanische Invasion – hatte Früchte getragen. Seinem Drängen, die Aktion in Afrika, unter dem Decknamen «Fackel», durchzuführen, war schliesslich nachgegeben worden. Man hatte sich daraufhin geeinigt, die Pläne für die Aktion «Einkreisung» zwar weiter im Auge zu behalten, allein das Hauptaugenmerk sollte gegenwärtig auf den neu zu schaffenden Kriegsschauplatz am Mittelmeer gerichtet werden. Die Instruktionen, die wir Militärs also bei dieser letzten Konferenztagung erhielten, liessen sich kurz, wie folgt, zusammenfassen: Das Angriffsunternehmen auf die französische Küste ist als Notstandsmassnahme aufzufassen, wenn die Lage auf dem russischen Kriegsschauplatz ein Eingreifen unsererseits noch im Laufe des Jahres 1942 notwendig machen würde. Es sind daher für dieses Unternehmen, so weit technisch möglich, alle entsprechenden Vorarbeiten zu machen. Darüber hinaus sind alle Massnahmen zu treffen, um auf alle Fälle im Jahre 1943 eine gross angelegte Invasion in Europa zu ermöglichen. Aber bald wurde es klar, dass unsere Hauptanstrengungen zu dieser Zeit einem Angriff gegen Nordafrika dienen sollten, mit amerikanischen Truppen, die hierfür direkt aus den Vereinigten Staaten kommen sollten. Damals schien es mir ein Unglück, falls die afrikanische Operation wie ein Schwamm wirken würde, der aus dem Vereinigten Königreich Schiffe, Material und Mannschaften aufsaugen und so unsere Vorbereitung für die Europa-Invasion 1943 schmälern könnte. Ich konnte zu diesem Zeitpunkt freilich nicht ahnen, dass das europäische Invasionsunternehmen eine Verzögerung bis zum Jahre 1944 erfahren und ich selbst eine Rolle im Kriegsgeschehen zugewiesen bekommen sollte, die mich im Mittelmeerraum festhielt.

Als sich General Marshall und Admiral King anschickten, nach Washington zurückzukehren, erbat General Charles de Gaulle eine Unterredung mit Marshall. De Gaulle hatte offenbar Wind von den geplanten Aktionen bekommen und hoffte durch eine Unterredung nähere Informationen über die Pläne der Alliierten zu erhalten. General Marshall zeigte sich zwar bereit, mit De Gaulle zusammenzukommen, wusste aber sehr wohl, dass die Briten Bedenken tragen würden, Geheiminformationen in das unbesetzte Frankreich gelangen zu lassen. Es war immerhin denkbar, dass von dort einiges durchsickern und dem Feinde zu Ohren kommen könnte. Es lag ganz und gar nicht im Sinne Marshalls, den Absichten der

britischen Geheimhaltungspolitik zuwiderzuhandeln. Aus diesem Grunde lud Marshall Admiral King, General Eisenhower, Brigadegeneral W. Bedell Smith und mich ein, der Unterredung beizuwohnen, die mit dem französischen General in des Admirals Zimmer stattfinden sollte.

De Gaulle trat in Begleitung eines Dolmetschers von halsstarrigem Aussehen ein. Als er vier andere Offiziere anwesend fand, war er sichtlich unangenehm berührt. Nachdem wir ihm der Reihe nach die Hand geschüttelt hatten, liess er seinen aufgeschossenen, hageren Körper in einen Stuhl fallen. Während der ganzen Dauer der Unterredung war seine Aufmerksamkeit fast ausschliesslich auf Marshall gerichtet.

Admiral King hatte eine Flasche Champagner zu Ehren des Besuchers bereitstellen lassen, aber General de Gaulle trank keinen Tropfen davon. Er begann die Unterredung mit der Erklärung, dass er die zur Zeit in England, Französisch-Südafrika, Neu-Kaledonien, Syrien und auf anderen entlegenen Besitzungen Frankreichs befindlichen französischen Truppen zur Verfügung Marshalls stelle. Er liess ferner durch seinen Dolmetscher die freudige Genugtuung aller freien Kämpfer Frankreichs über die Schaffung einer neuen zweiten Front ausdrücken. Dann bat er Marshall, ihm zu sagen, was er zu sagen bereit wäre.

General Marshall hielt eine kurze höfliche Rede, die für die Franzosen viele Komplimente enthielt, im Grunde aber nichtssagend war. Dasselbe tat Admiral King. Was De Gaulle aus ihr erfuhr, hätte er ebenso gut aus den englischen Morgenzeitungen erfahren können. Der französische General wurde ungeduldig.

«Dites-moi», sagte er schliesslich in seiner tiefen Bassstimme. «Qu'est ce que vous pensez faire pour le deuxième front?»

«Welche Pläne haben Sie für die zweite Front?» plapperte der Dolmetscher nach.

Marshall und King neigten sich höflich vor. Jeder von ihnen sprach ein paar Worte, aber auch diese sagten nichts über den Gegenstand, der De Gaulle am Herzen lag. Als dieser merkte, dass man ihm nichts mitteilen wollte, erhob er sich steif aus seinem Stuhl und sagte:

«Ich will Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen.»

Es war ein ziemlich kühler Handschlag, mit dem er sich von uns verabschiedete und, gefolgt von seinem Dolmetscher, das Zimmer verliess.

Zweifellos war De Gaulle ein tüchtiger Offizier. Indessen muss

ich gestehen, dass niemand von uns durch sein diplomatisches Geschick oder seinen persönlichen Charme anlässlich dieser Unterredung angenehm berührt wurde. Nichtsdestoweniger war es uns allen klar, dass wir bei dem Unternehmen, das uns bevorstand, die Mitarbeit der Franzosen nicht entbehren konnten. Ein gemeinsames Vorgehen mit De Gaulle lag daher durchaus auf der Linie unserer Wünsche.

Nach dem Weggang De Gaulles erörterten wir noch eine Zeitlang die Schwierigkeiten der Lage in Frankreich. Wir entsannen uns des britischen Überfalles auf St. Nazaire, wie man ihn uns geschildert hatte. Der Zeitpunkt des Überfalles war so gewählt worden, dass er mit einem Aufruhr französischer Patrioten an der Küste zusammenfiel. Dabei wurden von den Franzosen deutsche Soldaten und Polizisten niedergeschossen. Aber in dem Augenblick, da sich die Briten aus dem Hafen zurückzogen, war alles zusammengebrochen. Als Vergeltungsmassnahme töteten die Deutschen Hunderte von Franzosen, die an dem Aufruhr teilgenommen hatten, von anderen Drangsalierungen ganz zu schweigen. Ich erinnere mich, gesagt zu haben, dass es mir schiene, es gäbe für das französische Volk nur mehr eine Möglichkeit zum Gelingen einer Revolte, wenn diese, zeitlich gut abgestimmt, ihren Höhepunkt mit dem Einsetzen unserer Invasion erreichte.

Zu jener Zeit wurden Methoden ausgearbeitet, welchen zufolge die französischen Patrioten aus der Luft mit Waffen und Munition versorgt wurden. Unter den Waffen, die man für diese Zwecke eigens hergestellt hatte, war insbesondere eine Pistole vom Kaliber 45 bemerkenswert. Sie war aus Blech und sah aus wie ein Spielzeug aus einem Fünfzig-Pfennig-Bazar. Auf kurze Entfernung jedoch erwies sie sich von ausserordentlicher Wirksamkeit und stellte eine ideale Waffe in der Hand aufrührerischer Zivilisten dar.

Die Anwesenheit unseres Armee-Hauptquartiers in England wurde nun offiziell bekanntgegeben und am 7. August schon überschwemmen 39 Pressevertreter Longford Castle.

Tags darauf brachte die «Queen Mary» die Hauptmasse der 1. Division nach Gourock in Schottland. Der grosse Passagierdampfer war vollgestopft mit Soldaten. Niemals zuvor hatten sich Truppen in solcher Zahl an Bord eines Schiffes befunden. Es waren insgesamt 15.045 Mann, also fast die ganze 1. Division, denn das 16. Infanterieregiment und das 601. Tankzerstörer-Bataillon waren schon vorher auf britischem Boden gelandet worden. Die «Queen Mary» hatte die

Fahrt von New York bis an die schottische Küste in sechs Tagen bewältigt. Nur zu Beginn und am Ende ihrer Fahrt begleitete sie ein schützenswerter Verband von Kriegsschiffen.

Generalmajor Terry Allen, der Kommandeur der eben eingetroffenen 1. Division, berichtete von der guten Stimmung seiner Truppe. Während ich dem Manöver der Truppenausschiffung zusah, empfing ich den Eindruck, dass sich hier eine Rüstung zeigte, die sicherlich eine wichtige Rolle im bevorstehenden Kampf zu spielen hatte.

Mit der Ankunft der «Queen Mary» war von der amtlichen Zensur die Unterdrückung aller Nachrichten aufgehoben worden, die sich auf die Anwesenheit unserer Truppen auf britischem Boden bezogen. Demzufolge waren schon am 10. August alle Zeitungen voll von Nachrichten über Gespräche mit amerikanischen Soldaten. Ich selbst legte grössten Nachdruck bei Unterredungen mit Zeitungsreportern auf die Versicherung, dass wir keineswegs gekommen wären, «um hier auf unseren Hintern herumzusitzen». Und als Folge hatten die Artikel einen aggressiven Ton, der andeutete, dass die amerikanischen Kräfte so bald als möglich die Initiative ergreifen würden.

Am 9. August, nach meiner Rückkehr aus London, nahmen mich Besprechungen mit den Mitgliedern meines Stabes über die Ankunft der 1. Division in Tidworth und eine Fülle anderer Dinge, welche die amphibische Ausbildung betrafen, völlig in Anspruch.

Da erreichte mich ein Telephonanruf aus London mit der Aufforderung, mich sofort zu General Eisenhower zu begeben.

Der folgende Tag sollte alle meine bisherigen Pläne über den Haufen werfen.

## EISENHOWERS STELLVERTRETER

### AUGUST BIS OKTOBER 1942

Am 10. August sass ich mit General Eisenhower, Generalmajor George Patton und Generalleutnant Sir Kenneth Anderson von den britischen Streitkräften im mittleren Osten Englands beim Lunch in London. Als wir beim Kaffee angelangt waren, hatte die gegenwärtige Kriegslage für mich ein völlig neues Antlitz bekommen.

Als Folge der kürzlich beendeten Londoner Konferenz wegen der zweiten Front und der Erörterungen nach General Marshalls Rückkehr nach Washington wurde beschlossen, dass das Unternehmen «Fackel» – das Invasionsprojekt in Nordafrika – eine Haupt- statt eine Nebenoperation werden und dass sie an Stelle der vorgeschlagenen Invasion 1943 in Frankreich treten sollte. Meine Befürchtungen, dass «Fackel» die Kraft aus unserem französischen Invasionsplan abziehen würde, waren nur zu gut begründet. Sämtliche verfügbaren Kräfte, sowohl der Vereinigten Staaten als auch Grossbritanniens, sollten in das Unternehmen «Fackel» geworfen werden, so dass nichts für die Aktion «Einkreisung» verblieb.

Während Ike mir die neuen Gesichtspunkte eröffnete, sah ich all das, was ich bisher geplant und aufgebaut hatte, in alle Winde zerflattern. Es schien mir keine Frage mehr, dass Premierminister Churchill mit seinem Standpunkt restlos durchgedrungen war. Ob es überhaupt einmal zur Ausführung der Aktion «Einkreisung» kam, lag im ungewissen, nur die Zukunft würde dies klären.

«Ich sehe mich unter einer Last von Geschäften begraben», bemerkte Ike schliesslich, indem er sich an mich wandte. «Würde es dir zusagen, bei der Aktion ‚Fackel‘ mein Stellvertreter in der Kommandoführung zu sein?»

Ich begann mich besser zu fühlen, aber natürlich war es nicht leicht, das Kommando über das II. Korps aufzugeben nach all der Arbeit und Planung, die wir darauf verwendet hatten.

«Wenn ich meine Frage vielleicht anders fassen soll», fuhr Ike fort, «willst du in Longford Castle auf einem toten Fisch sitzen bleiben?»



Diese Frage zu beantworten, konnte in der Tat nicht schwer fallen. Ich sagte daher, dass ich zu allem bereit wäre, was Ike von mir verlangen würde, und dass ich nicht riskieren möchte, ausserhalb des Krieges an einem relativ ereignislosen Schauplatz zu bleiben. Mit anderen Worten: Ich war nicht daran interessiert, auf einem toten Fisch sitzen zu bleiben, und die Aussicht, stellvertretender Befehlshaber der nordafrikanischen Expedition zu sein, war gerade das Richtige.

General Eisenhower legte sofort bei einer Zusammenkunft mit britischen Führern seinen Vorschlag, mich zu seinem Stellvertreter zu machen, vor und fand Zustimmung. Das Kriegsministerium wurde durch Kabel von dem Entschluss verständigt, aber es wurde beschlossen, dass die Sache eine Zeitlang geheimgehalten werden sollte, um Spekulationen zu vermeiden. Ich behielt daher vorübergehend den Befehl über das II. Korps, denn wenn ich es plötzlich für eine nicht bekanntgegebene neue Bestimmung abgegeben hätte, hätte dies sicher Verdacht aufkommen lassen, dass irgendeine Operation im Gang wäre.

Es wurde festgesetzt, Patton das Kommando über das Armeekorps anzuvertrauen, das dazu ausersehen war, direkt von den Vereinigten Staaten aus per Schiff zu dem Angriff auf Casablanca geführt zu werden. Ich empfand hierüber Freude, denn General Patton war mir seit langer Zeit wohl bekannt. Mein Vater, der beim Heer diente, war Major in Fort Sheridan in Illinois, als Georgie, wie ich Patton nannte, die Militärakademie in West Point verliess und sich bei ihm im Jahre 1909 zum Dienst meldete. Er war damals ein gut aussehender junger Mann, ein ausgezeichnete Leichtathlet und ein schneidiger Reiter. Mit meinen dreizehn Jahren sah ich in ihm das Vorbild eines jungen Offiziers. Als ich Stabschef der Landstreitkräfte war, kam ich wiederholt mit ihm in dienstliche Berührung, denn er galt als ein hervorragender Fachmann auf dem Gebiete des Panzerkrieges. Es war eine Lust, mit ihm zu arbeiten.

General Sir Claude John Eyre Auchinleck war der Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte im Mittleren Osten, aber seine Überlastung war so gross, dass Generalleutnant Sir Harold R. Alexander, der zuerst für das Kommando «Fackel» in Aussicht genommen war, dazu bestimmt wurde, Auchinleck zu unterstützen. So verloren wir Alex.

Inzwischen hatte Generalleutnant W. H. E. Gott, angesichts der wachsenden Bedeutung des afrikanischen Unternehmens, Befehl erhalten, die Achte britische Armee in Ägypten zu übernehmen. Auf

dem Wege dorthin wurde jedoch sein Flugzeug abgeschossen und er selbst getötet.

An Stelle Alexanders war ursprünglich Generalleutnant Sir Bernard L. Montgomery bestimmt, das britische Kommando bei der Aktion «Fackel» zu übernehmen. Als jedoch Gotts Flugzeug abgeschossen wurde, wählte man zu seinem Nachfolger im Kommando der Achten Armee Montgomery und liess die Ernennung für «Fackel» wieder offen. Am Tage, an dem ich meine Ernennung zum Stellvertreter empfang, wurde der Posten an Generalleutnant Sir Kenneth Anderson vergeben.

«Ich hoffe», sagte ich damals zu Ike, «dass die amerikanischen Generäle nicht ebenso rasch abgelöst werden wie die britischen.»

Meiner persönlichen Meinung nach konnte man die Wahl der Briten mit Anderson nicht gerade glücklich bezeichnen. Obgleich er alle Operationen, die seiner britischen Ersten Armee anvertraut waren, in der Zeit der Landungsmanöver in Nordafrika und während des tunesischen Feldzuges einwandfrei ausführte, so hatte er doch eine unglückliche Art, seine Dispositionen zu treffen, die ein gemeinsames Planen mit ihm sehr schwierig machte.

Ich musste nach Longford Castle zurückkehren, um verschiedene Probleme zu bereinigen und die Entwicklung meinen Staboffizieren zu erklären. Die 1. Division war eben daran, sich in Tidworth einzurichten, und die Deutschen versuchten, irgendetwas über unsere Betriebsamkeit herauszubekommen. Nachmittags am 11. August wurden plötzlich zwei Focke-Wulff Kampfflugzeuge von den Schlosstürmen aus gesichtet, trotzdem kein Fliegeralarm gegeben worden war, als sie die zwanzig Meilen zwischen der Küste und unserem Hauptquartier zurücklegten.

Die Flugzeuge waren nicht entdeckt worden, da sie mit ungeheurer Geschwindigkeit so tief flogen, dass sie gerade noch über die Bäume hinwegglitten. Flakfeuer auf sie zu eröffnen erwies sich als aussichtslos. Leider waren wegen des herrschenden Schönwetters an diesem Tage auch die Sperrballons von Salisbury nicht aufgestiegen. Die deutschen Flieger warfen Bomben in der Nähe von Salisbury und beschossen ein paar Lastwagen aus Maschinengewehren. Ein Teil unserer Leute, die unter den Bäumen mit Gasmaskenübungen beschäftigt waren, entging ihrer Aufmerksamkeit. Der Vorfall hatte allerdings einige Nervosität ausgelöst. Ich sah mich daher veranlasst, von nun an grössere Truppenansammlungen zu vermeiden. Aus diesem Grunde war ich auch gezwungen, die geplante Begrüssung der 1. Division durch eine Ansprache abzusagen.

Dafür begab ich mich auf das Gelände, auf dem die Männer in verstreuten Unterkünften untergebracht waren.

Bei dieser Besichtigung begleitete mich der Divisionskommandeur Generalmajor Terry Allen. Er war ein prächtiger Offizier, den ich seit vielen Jahren kannte. Ein wagemutiger Soldat, der vor nichts, aber auch vor gar nichts zurückschreckte und den Ruf eines Draufgängers genoss. Niemand vermochte sich des starken Eindruckes zu erwehren, der von seinem kühnen Auftreten ausging, ob es nun der Feind, seine eigenen Männer, die ihn liebten, oder seine Vorgesetzten waren. Brigadegeneral Theodore Roosevelt jun., ein fähiger Offizier, unterstützte ihn in der Führung der Division. Die Truppe selbst machte auf uns alle den besten Eindruck.

Am Abend nach dieser Truppeninspizierung begab ich mich nach London, um meine Geschäfte als Stellvertreter Eisenhowers anzutreten. Ich richtete mir mein Hauptquartier für die Aktion «Fackel» im Norfolk House ein, wo alle Pläne gemeinsam mit den Briten beraten wurden. Zeitweilig hielt ich mich auch im Dorchester Hotel auf, in dem ich eine Wohnung mit Ike teilte. Später, als die Entwicklung der Dinge an Tempo zunahm und nächtliche Konferenzen an der Tagesordnung waren, erwiesen sich die uns zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten als zu beschränkt. Ich nahm dann Quartier in einem zwar kleinen, aber recht behaglichen Haus, das vordem ein Stall gewesen, aber völlig umgebaut worden war. Die Gegend, in der sich dieses Haus befand, hiess Hays Mews, was meine Freunde zum Anlass nahmen, mein neues Quartier Cat's Mews zu nennen.

Inzwischen war auch die Bestätigung meiner Ernennung als Stellvertretender Oberbefehlshaber aus Washington eingetroffen und ich begann sofort meine Arbeit mit General Anderson, Brigadegeneral Jimmy Doolittle, General Lee und anderen. Es gab eine Menge Probleme und verschiedene Auffassungen. Anderson schien mir wegen der Tauglichkeit des ganzen «Fackel»-Projektes bekümmert. Es wurde berichtet, dass die Franzosen in jenen Gebieten, in denen die Hauptangriffe erfolgen sollten, 150.000 Mann Truppen stehen hatten. Niemandem schien sicher, welche Stellung die Franzosen unseren Truppen gegenüber einnehmen würden. Es gab auch eine Menge Berichte, dass die Deutschen in naher Zukunft beabsichtigten, in Französisch-Nordafrika einzudringen, eine Möglichkeit, die uns zur Beschleunigung unserer Aktionen zwang.

Ike überliess es mir, Personalfragen zu lösen und die allgemei-

nen Vorbereitungen zu treffen. Er wünschte dabei nicht gefragt zu werden, es genügte ihm zu erfahren, was ich veranlasst hatte. Eine der dringendsten Sorgen für das Unternehmen schien mir die Unterstützung desselben durch Luftstreitkräfte. Ich bat also Doolittle in mein Büro. Nachdem wir über die Dinge ganz allgemein gesprochen hatten, richtete ich schliesslich die Frage an ihn: «Wer, glauben Sie, wäre der geeignete Mann, die amerikanischen Luftoperationen bei diesem Unternehmen zu leiten?»

«Das», antwortete der Held von Tokio, «ist eine Frage, die sich nicht so leicht beantworten lässt. Es gibt eine ganze Anzahl von Männern, die sich hiefür eignen würden.»

«Meinen Sie, dass Sie selbst einer von diesen Männern sind?» unterbrach ich ihn.

Er zögerte ein paar Augenblicke lang mit der Antwort. Dann aber sagte er: «Jawohl, mein Herr. Ich glaube, dass das ein Geschäft für mich wäre.»

«Nun, dann sollen Sie dieses Geschäft auch haben», antwortete ich. «Machen Sie sich gleich darüber!»

Sogar der sonst so unerschütterliche Doolittle, den so leicht nichts aus der Fassung brachte, war von dieser plötzlichen Entscheidung betroffen. Aber dies hinderte ihn nicht, sich sogleich an die Arbeit zu machen.

Von da angefangen nahmen die Dinge ihren Lauf wie bei einem Wettrennen. Eine Besprechung folgte der anderen. Dann wurden die nötigen Inspektionsfahrten unternommen mit Patton, Doolittle, dem britischen Admiral Sir Bertram H. Ramsey, der später bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam, dem britischen Vize-Marschall der Luftwaffe Sir William Lawrie Welsh, Anderson und Gruenther. Aus dieser Zeit datiert meine enge Zusammenarbeit mit Al Gruenther, der später mein Stabschef bei der Fünften Armee wurde und bis zum Kriegsende an meiner Seite blieb. In ihm fand ich einen wahren Freund und einen in jeder Hinsicht prachtvollen und unermüdeten Mitarbeiter.

Bei der Überfülle von Problemen, denen wir gegenüberstanden, konnte es nicht wundernehmen, dass es gelegentlich zu ernststen Meinungsdivergenzen kam. Anderson zeigte in der Frage der Luftunterstützung für seine britischen Operationen ein verdriessliches Gesicht. Seine Meinung war, dass die amerikanischen Truppen Streitkräfte für die Luftunterstützung bei ihrem Angriff auf Oran über Gebühr in Anspruch nahmen. Dementsprechend würde er in dieser Hinsicht bei seinen Operationen mit der Ersten Armee im Raume von Algier

Mangel leiden. Algier aber lag weiter östlich und es stand zu erwarten, dass er dort weit mehr Angriffen von Seiten der Achsenmächte ausgesetzt sein würde als die Amerikaner vor Oran. Ausserdem befürchtete Anderson, was wir alle befürchteten, dass die Franzosen Truppenlandungen der Amerikaner weit freundlicher gegenüberstehen würden, als dies bei britischen Truppen anzunehmen war. Er trachtete daher, das amerikanische Truppenkontingent, das ihm bereits zugesichert war, zu vergrössern. Dies hätte ihn eher in die Lage versetzt, bei seinem Unternehmen den Eindruck zu erwecken, als handelte es sich um ein amerikanisches Landungsmanöver.

Nicht minder heftig gestaltete sich die Erörterung der Frage, Gibraltar als Hauptquartier zu benützen, so lange die Invasion noch in ihren Anfängen steckte. Da es von Spanien aus leicht war, sich jederzeit über Vorgänge an diesem Punkt auf dem Laufenden zu halten, lag die Gefahr nahe, dass die geringste Erhöhung der Aktivität vor Gibraltar die Aufmerksamkeit deutscher Spione erregen würde.

Zu dieser Angelegenheit äusserte sich der kommandierende General auf Gibraltar: «Ich kann mir nur eine ganz geringfügige Inanspruchnahme Gibraltars zu Beginn der Operationen vorstellen. Sie würde sich allenfalls verheimlichen lassen. Darüber hinaus aber würde jedes Plus am Betriebsamkeit Verdacht erregen und eine schwere Beunruhigung bei den massgebenden Regierungsstellen in Spanien verursachen. Es ist mehr als wünschenswert, ja unbedingt erforderlich, dass der Aktion ‚Fackel‘ mehr als ein anfänglicher Erfolg zuteil werde. Sollten wir nämlich gezwungen sein, uns vor Gibraltar länger aufzuhalten, oder sollten wir dort gar in Schwierigkeiten geraten, dann bin ich nicht ganz sicher, ob die Spanier nicht der Versuchung erliegen würden, uns anzugreifen. Unsere Marine- und Luftstützpunkte wären dann ausgeschaltet.»

Um Mitte August kabelte General Marshall aus Washington:

*«... In Kreisen hiesiger Armeeeoffiziere wird das geplante Unternehmen als gewagt bezeichnet. Die Aussichten, dass es gelingt, werden mit weniger als fünfzig Prozent veranschlagt. In welchem Ausmass haben Sie für den Fall Vorkehrungen getroffen, dass Sie von der deutschen Luftwaffe aus dem Territorium Spanien oder aus Spanisch-Marokko angegriffen werden? Äussern Sie sich zu dieser Frage vollkommen offen und veranlassen Sie auch Patton dazu.»*

Eisenhower erwiderte, wir hielten die Erfolgsaussichten des

«Fackels-Planes für mehr als gut, «vorausgesetzt, dass Spanien vollkommen neutral blieb und die Franzosen nur Scheinwiderstand leisteten oder durch inneren Zwiespalt und politische Manöver der Alliierten so zerrissen wären, dass die Wirkung ihres Widerstandes unbeachtlich blieb».

*«Es ist unsere Meinung, dass Spanien zumindest im ersten Stadium neutral bleiben wird. Wir erwarten beträchtlichen Widerstand zumindest von gewissen französischen Abteilungen und dass in Algier die Operationen weniger als fünfzig Prozent Erfolgsaussichten haben könnten. Wenn Spanien in den Kampfeintritt, kann es ernste Folgen haben.»*

Berichten zufolge befanden sich ungefähr 500 französische Flugzeuge in Afrika. Sie stellten zwar keine modernen Typen dar, waren aber besser als die von den Briten und uns noch verwendeten alten Flugzeugtypen, von welchen wir 160 Flugzeuge zur Luftunterstützung heranzogen. Den Rest unserer Luftwaffe gedachten wir auf Gibraltar zu belassen. Um von diesem Stützpunkt zu profitieren, brauchten wir allerdings günstiges Flugwetter.

Was die Stärke der französischen Truppen betraf, so befanden sich ungefähr vierzehn Divisionen auf afrikanischem Boden. Sie waren freilich schlecht ausgerüstet. Überdies war es zweifelhaft, ob sie geneigt waren, ernstlich Widerstand zu leisten.

Am 18. August sprach Konteradmiral Sir H. M. Burrough von der britischen Flotte bei mir vor. Seine Aufgabe war es, unseren Truppentransport nach Algier zu bringen. Er war ein Mann, dem ein grosser Schlachtenruhm vorausging. Erst zu Beginn des Monats hatte er einen Geleitzug durch das Mittelmeer nach dem belagerten Malta gebracht. Ein Mann mit strengem Gesichtsausdruck, erzählte er mir, dass Kampfflugzeuge und Unterseeboote der Achsenmächte ihm und seinen vierzehn Handelsschiffen aufgelauert hatten. Der Feind wusste, dass die Lebensmittelvorräte auf Malta zu Ende gingen. Er erwartete daher, dass ein Geleitzug versuchen würde, Hilfe zu bringen. Burrough wusste genau, was er auf sich nahm, und erklärte vor Antritt der Fahrt, dass er es für einen Erfolg ansehen würde, wenn er die Hälfte der Schiffe durchbrächte. Tatsächlich erreichten nur fünf Schiffe Malta. Aber ihre Ladung reichte aus, um die Insel neuerdings mit Nahrungsmitteln bis zum Januar zu versorgen. Bis dahin aber hoffte man auf eine durchgreifende Änderung der Verhältnisse durch unser Invasionsunternehmen.

Was Admiral Burrough erzählte, war nicht dazu angetan,

meinen Optimismus zu heben. Ich glaube, dass in jenen Tagen der einzige wirkliche Optimist Churchill war. Er hatte den unerschütterlichen Glauben an die Aktion «Fackel», wie wir ihn selbst nicht besaßen. Wir liessen unsere Zweifel nur nicht laut werden.

An dem Abend des Tages, der mich mit Burrough zusammenführte, traf ich mich beim Dinner mit General Sir Hastings Ismay, dem militärischen Ratgeber des Premierministers. Die Fragen, die dieser an mich hinsichtlich des Fortgangs unserer Aktion stellte, verriet, dass auch er nicht völlig frei von Bedenken war. Nichtsdesto weniger liess er sich das nicht anmerken und trug sein Kinn hoch, was ihm den Spitznamen «Mops» eingetragen hatte. Er war enthusiastisch, für gemeinsame Arbeit, hilfsbereit und versuchte immer unsere Schwierigkeiten zu glätten, die bei Problemen auftauchten, die durch die Verschiedenheit der britischen und amerikanischen Methoden der Stabsarbeit bedingt waren.

Während des Dinners an jenem Abend sprach ich mit Ismay von gewissen Schwierigkeiten, die wir zu spüren bekamen, je mehr die Aktion «Fackel» Gestalt anzunehmen begann. In diesem Zusammenhang erzählte ich ihm auch, dass mich Dicky Mountbatten eingeladen habe, mich einem britischen Überfallskommando anzuschliessen, dem an jenem Abend eine Aufgabe an der französischen Küste zugewiesen wurde. Aber als ich mich dann an das Kommando um Erlaubnis zur Teilnahme an dem Unternehmen wandte, wurde ich abgewiesen. Man erklärte dies damit, dass die Sache zu gefährlich sei; man getraue sich nicht, die Verantwortung zu übernehmen.

«Na, schön», antwortete ich ihnen. «Wenn ihr aber glaubt, dass es keine Nervensache sei, sich täglich bei Sitzungen herumzuschlagen, dann will ich euch sagen, dass es für mich eine Erholung bedeuten würde, eine Zeitlang einem Überfallskommando anzugehören.»

Die gewissen Schwierigkeiten, von welchen ich eben sprach, wurden in der zweiten Hälfte August noch merklicher. Sie drückten sich immer häufiger auch darin aus, dass man uns von Mangel an verfügbarem Schiffsraum zu sprechen begann, wodurch wir gezwungen wurden, mehrmals unsere Pläne zu ändern. Dabei kamen wir von der Vorstellung nicht los, dass die Deutschen oder Spanier unsere Versorgungslinien angreifen und an der nordafrikanischen Küste landende Streitkräfte abschneiden und isolieren würden. Andererseits bestand die Gefahr, dass die Deutschen von der ganzen Sache Wind bekamen und ihre Truppen nach Tunesien und Algerien warfen, ehe wir landen konnten. Eine weitere Tatsache, die ich zu

jenem Zeitpunkt oft genug gesprächsweise erwähnte, war, dass die Alliierten selbst bei geglückter Landung in Afrika noch immer weit von ihrem eigentlichen Ziel, in Europa zu landen und die Deutschen auf ihrem eigenen Territorium zu stellen, entfernt waren. In diesem Punkt sollten mir die Ereignisse der Zukunft recht geben. Es sollte noch geraume Zeit verstreichen, ehe es uns beschieden war, deutschen Boden zu betreten.

Patton brachte seine Besprechungen in London zum Abschluss und kehrte in der dritten Augustwoche in die Vereinigten Staaten zurück. Dort begann seine Aufgabe, jene Streitkräfte zu sammeln, die den Weg über den Ozean zu nehmen bestimmt waren, um die Invasion Nordafrikas durchzuführen. Wenige Tage später flog General Doolittle nach Washington. Seine Aufgabe wieder bestand darin, die Vorbereitungen für die Beistellung der Luftstreitkräfte zu treffen. Am 22. August wurde versuchsweise für die Aktion «Fackel» der 15. Oktober als Beginn jener Operationen festgelegt, die den gleichzeitigen Angriff auf Casablanca, Oran und Algier zum Ziel hatten.

General Anderson war dafür, dass auch Philippeville mit in den Aktionsbereich eingeschlossen würde, ostwärts gegen Tunis, da er glaubte, noch einen zusätzlichen vierten Hafen besitzen zu müssen. Aber am 25. August wurde ich um 3 Uhr morgens aus dem Bett geholt, um ein Telegramm in Empfang zu nehmen, das knapp vorher aus Washington an Eisenhower gelangt war. Es besagte, dass man in Washington der Meinung war, wir zögen die Aktion «Fackel» zu gross auf. Demzufolge sollte die Aktion auf Casablanca und Oran beschränkt bleiben, der Küstenstrich zwischen Algier und Bone jedoch «mangels verfügbarer militärischer Streitkräfte» ausgeschrieben werden.

Das Kabel schloss mit den Worten: *«Angesichts der ungeheuren Wirkung, die diese Aktion auf die Völker des besetzten Europa, auf Indien und auf China auslösen wird, muss unter allen Umständen vermieden werden, dass die Vereinigten Staaten bei ihrer ersten grösseren Unternehmung einen Misserfolg erleiden.»*

Die Botschaft besagte, dass die Operation auf einen amerikanischen Angriff im Gebiet von Casablanca–Oran zu beschränken sei und die britischen Kräfte später nachfolgen sollten.

Dies war die niederdrückendste Nachricht, die uns in diesem Sommer erreichte. Der gesamte amerikanische Planungsstab der Aktion «Fackel» setzte sich nach Bekanntwerden des Kabels zusammen und entwarf eine Erwiderung, die Generalmajor Tom



Handy, der Chef der Operationsabteilung im Kriegsministerium war und uns gerade in London besuchte, mit dem nächsten verfügbaren Flugzeug nach Washington mitnehmen sollte.

In unserer Erwiderung führten wir vor allem aus, dass die vorgeschlagene Beschränkung unserer Operationen sich nachteilig auswirken würde, denn gerade die Grösse der von uns geplanten Aktion war darauf berechnet, auf die Franzosen Eindruck zu machen und sie mitzureissen. Die bedenklichste Seite an der Sache aber wäre, dass die Deutschen unsere Angriffe auf Casablanca und Oran zum Vorwand benützen würden, um sich in den Besitz von Französisch-Nordafrika und Tunis zu setzen. Wir wären jedoch nicht in der Lage, uns deutschen Truppen in diesem Raume entgegenzustellen. Aber selbst wenn es uns gelang, uns in Casablanca und Oran festzusetzen, so würde damit doch die strategische Position im Mittelmeerraum für uns keine Besserung erfahren. Dies aber zu erreichen, wäre eigentlich der Zweck der Aktion «Fackel».

Wir sagten, wir wären bereit und begierig, jede angeordnete Aktion zu beginnen, aber wir fügten hinzu, dass es dringend notwendig wäre, zu einer frühen Entscheidung zu kommen. Fraglos war auch unserer Ansicht nach eine Landung soweit östlich wie Algier oder Bone ein «wohlbedachtes Risiko», aber es war wohl wert, es einzugehen, wenn wir Nordafrika als Sprungbrett für den Angriff auf den europäischen Kontinent benützen wollten.

Unsere Stimmung war von der übelsten Art, als Eisenhower und ich abends nach Downingstreet 10 gingen, um einer Einladung Churchills zum Dinner zu folgen. Er war eben von einem 14.000-Meilen-Flug nach dem Mittleren Osten und von dort nach Moskau zurückgekehrt. Wie immer trug er auch heute seinen bequemen Kittel und wie immer begrüßte er uns in seiner hochgemuten Laune. Er kam sofort auf die Aktion «Fackel» zu sprechen. Da wir Amerikaner allein von dem Kabel aus Washington wussten, machten wir ihm gegenüber davon keine Erwähnung.

«Die Aktion ‚Fackel‘ ist die günstigste Gelegenheit, vor die sich England in seiner Geschichte je gestellt sah», rief der Premierminister aus und ahnte nicht, dass Washington eben die Briten aus dem Invasionsunternehmen ausgeschlossen hatte. «Sie bedeutet für uns die einzige Chance, den Krieg zu gewinnen. Auch Präsident Roosevelt weiss das. Er und ich sind bereit, alles zu tun, was nur getan werden kann. Aber das Wichtigste: der erste Kampf, den wir führen müssen, ist der Kampf, der darum geht, dass es zu keinem Kampf mit den Franzosen kommt.»

Ich weiss nicht, ob Churchill irgendeine Änderung fühlte oder nicht, doch betonte er, dass «diese Sache durchgeführt werden müsse» und sagte, er wäre jederzeit bereit, nach Washington zu fliegen und sich mit Roosevelt selbst auszusprechen, wenn dies nötig sein sollte. Dann unterbrach er sich plötzlich und fragte uns, wie wir über die Dinge dächten.

Ich hatte damals alles schon ein bisschen über, denn ich fand, dass wir uns schon allzu lange darüber die Köpfe zerbrachen, was wir tun sollten und sagte daher ziemlich geradeheraus:

«Ich halte es für das Wichtigste, dass derjenige, der über die nötigen Mittel verfügt, auch imstande ist, eine Entscheidung zu fällen, um sich ihrer zu bedienen. Stattdessen liegen die Dinge bei uns so, dass wir an unseren Entschlüssen Tag für Tag Änderungen vornehmen. Es sind zumindest zehn verschiedene Aktionspläne, die wir bisher entworfen haben. Es ist kein Wunder, wenn wir von dem ewigen Hin und Her schwindlig geworden sind. Was wir brauchen, ist ein endgültiger Plan, den wir zur Ausführung bringen könnten.»

Der Premierminister horchte interessiert auf. Er erklärte, dass er sich sofort mit Roosevelt in Verbindung setzen würde. Während er sprach, schritt er ruhelos im Zimmer auf und ab. Einmal blieb er in einer Zimmerecke stehen und rieb sich an einem Mauervorsprung seinen breiten Rücken.

«Ich vermute, dass ich sie in Ägypten erwischte», sagte er mit einem vielsagenden Grinsen.

Etwas später läutete er nach einem Diener. Als dieser eintrat, hielt er ihm seinen Fuss entgegen und sagte:

«Bring mir frische Socken!»

Als der Diener das Verlangte brachte, hob der Premier erst den einen Fuss, dann den anderen in die Höhe und der Diener wechselte die Socken aus, wobei er seinem Herrn leichtere Socken überzog, als er vorher getragen hatte. Während dieser Prozedur unterbrach er sich auch nicht ein einzigesmal in dem, was er uns eben erzählte.

«Als ich in Moskau war», sagte er, «sprach ich mit Stalin sehr offen. Nur manchmal musste ich mich ein bisschen zurückhalten. Stalin sagte, der Krieg im Osten hat gezeigt, dass die deutschen Armeen nicht so stark sind als man allgemein glaubt. Er fragte mich: ‚Warum unternehmen Sie nichts?‘ Ich musste zugeben, dass es uns derzeit noch unmöglich sei, über den Kanal zu gehen.»

Churchill machte eine resignierende Geste mit der Hand und

fuhr fort: «Dann erzählte ich ihm von der Aktion »Fackel'. Und ich fügte hinzu, dass wir daran seien, das Ding in Schwung zu bringen. Stalin zeigte sich davon enttäuscht, dass es in diesem Jahr noch keine zweite Front in Europa geben würde. Aber nachdem er über unser Vorhaben etwas nachgedacht hatte, schien er daran Gefallen gefunden zu haben.»

«Man gab mir zu Ehren auch ein Staatsdiner in Moskau. Ich nahm daran in diesem Kittel teil. Ich dachte, ich würde damit den passenden proletarischen Eindruck machen.»

Für den Abend vor seinem Rückflug aus Moskau lud Stalin den Premierminister zu sich in den Kreml ein.

«Er sagte mir, er und ich würden ganz allein beim Dinner sein und wir könnten daher ein wenig trinken. Als ich ihn dann abends in seiner Wohnung im Kreml aufsuchte, war unser Josef mit dem Entkorken von Flaschen beschäftigt. Nachdem wir eine Weile gegessen und getrunken hatten, meinte er: ‚Lassen wir doch Molotow rufen. Er ist ein guter Trinker? Dies geschah dann auch und wir sassen zu dritt plaudernd und trinkend bis vier Uhr morgens beisammen. Um fünf Uhr stieg ich in mein Flugzeug.»

Churchill unterbrach seine Erzählung und schien über etwas nachzudenken. Dann blickte er uns mit einem schelmischen Gesichtsausdruck an und sagte: «Während ich bei Stalin war, kam seine neunzehnjährige Tochter in das Zimmer, in dem wir uns befanden. Stellen Sie sich vor, sie kam bei der Tür herein und ging geradewegs auf diesen Burschen zu und gab ihm einen Kuss!»

Offenbar schien Churchill damit sein Befremden darüber ausdrücken zu wollen, dass jemand zu Stalin zärtlich sein konnte.

Der Enthusiasmus, den der britische Premierminister in allen Dingen an den Tag legte, die seinen Beifall fanden, und der seine Wirkung auf mich niemals verfehlte, erstreckte sich auch auf das Essen. Ihn bei Tisch zu sehen, bedeutete ein Ereignis. Wenn die Suppe aufgetragen wurde und sein Teller gefüllt war, begann er ihn auch schon auszulöffeln. Er beugte sich dabei so weit vor, dass sein Mund nur zwei Zoll vom Inhalt des Tellers entfernt war. Er ass laut schmatzend und schlürfend. Den Löffel bewegte er mit grosser Geschwindigkeit vom Teller zum Mund und umgekehrt. Es war faszinierend zuzusehen. Sobald er seinen Teller geleert hatte, rief er fröhlich aus: «Noch Suppe für mich!»

Aber zu seinen Gästen gewandt, liess er sich vernehmen: «Ist das nicht eine gute Suppe?»

Nach dem Dinner an jenem Abend sprachen wir über die

Transportschwierigkeiten bei der Aktion «Fackel». Obgleich es mitten in der Nacht war, sandte Churchill nach Mountbatten und Sir Dudley Pound, dem Ersten Seelord, um sie zu veranlassen, dass sie an unseren Besprechungen teilnahmen. Diese Gewohnheit des Premierministers, hochgestellte Persönlichkeiten zu einer solchen Stunde aus dem Bett zu holen, versetzte mich immer in Erstaunen, denn ich war bereits mehrfach Zeuge einer derartigen Praxis gewesen.

Ich hatte schon zuvor Churchill gegenüber meine Verwunderung darüber ausgesprochen, dass die vorgesehenen Transporte unverhältnismässig lange Zeit beanspruchten. Berichten zufolge, die wir erhalten hatten, würde die Verladung des gesamten Kriegsmaterials auf die Schiffe zwölf Tage, die Fahrt von der britischen Küste an die Angriffsorte aber gut weitere achtzehn Tage in Anspruch nehmen.

Als nun Mountbatten und Pound das Zimmer betraten, in dem wir unsere Beratungen hielten, wandte sich Churchill sogleich mit zorniger Stimme an den Ersten Seelord: «Wie ist das möglich, dass Sie achtzehn Tage brauchen, um die Schiffe von England an die afrikanische Küste zu bringen, während die Amerikaner von New York in vierzehn Tagen dorthin fahren?»

Sir Dudley Pound gab die gewünschte Auskunft. Es war geplant, den Geleitzug einen Kurs nehmen zu lassen, der den Anschein erweckte, als ob er Afrika umschiffen wollte, um in den Mittleren Osten zu gelangen. Erst im Laufe der weiteren Fahrt sollte der Kurs gewechselt werden, um Gibraltar zu erreichen. Würde man auf dieses Täuschungsmanöver verzichten, dann könnte die Fahrt in zehn Tagen geschafft werden.

«Dann verzichten wir eben darauf!» rief Churchill aus.

Er wandte sich triumphierend zu uns und fügte hinzu: «Sehen Sie nun, ich habe Ihnen acht kostbare Tage erspart.»

Von uns kehrte er sich dem Ersten Seelord zu und sagte: «Sie können wieder zu Bett gehen, Sir Dudley.»

Später erklärte Churchill: «Ich brauche Truppen für den neuen Kriegsschauplatz, Truppen in solcher Menge, dass kein Raum mehr übrig bleibt, den sie nicht ausfüllen. Ich bin überzeugt, dass die Franzosen mit uns gehen werden, wenn wir gewinnen. Sie können es sich, bei Gott, nicht leisten, gemeinsame Sache mit einem Verlierer zu machen.»

Er machte wieder eine seiner Pausen, während welcher er nachsann, und fuhr dann fort: «Als mich Stalin fragte, warum wir

nicht über den Kanal gingen, antwortete ich ihm: ‚Warum sollte ich meinen Kopf in den Rachen des Krokodils in Brest stecken, wenn ich ihm am Mittelländischen Meer die Weichteile aufschlitzen kann.‘»

Es wurde zwei Uhr morgens und unser Gespräch hatte mehr scherzhafte Formen angenommen. Bei dieser Gelegenheit machte ich zu Churchill die Bemerkung, dass wir Fallschirmjäger nötig hätten, deren Fallschirme aus amerikanischen Flaggen angefertigt sein müssten. Flugzeuge aber sollten während unseres Landungsmanövers die Worte in den Himmel schreiben: «Vive la France! Lafayette, wir sind wieder da! Wir sind zum zweiten Male gekommen.»

Bevor wir uns aber an jenem Abend trennten, war alle Lust zum Scherzen von uns gewichen.

Zum Abschied sagte ich zu Churchill: «Wir, die wir unentwegt an der ‚Fackel‘ planen, sind der vielen Umschweife müde geworden. Was wir dringend nötig haben, ist freie Fahrt – grünes Licht!»

Der Premierminister versprach, dass wir dies haben sollten.

Am folgenden Tag setzten wir unsere Arbeiten fort, als wäre uns nichts von einer Änderung unserer Aufgaben bekannt. Die Briten taten ein bisschen verschnupft, dass sie nicht mit dabei sein durften, als wir an jenem Morgen die Erwiderung auf das Kabel in Washington berieten. Es gelang mir jedoch, sie wieder zu beruhigen, nachdem ich mir eine plausible Erklärung für sie zurechtgelegt hatte.

Den Abend des 29. August verbrachten Eisenhower und ich abermals in Chequers. Während wir mit Churchill beisammensassen, kam ein Kurier mit einem Kabel von General Marshall. Es enthielt die Mitteilung über den endgültigen Entschluss Präsident Roosevelts in der Angelegenheit der Aktion «Fackel». Demgemäss hatte der Präsident angeordnet, dass der geplante Angriff auf Nordafrika ausschliesslich von amerikanischen Truppen durchzuführen sei. Die Aktion habe sich auf Casablanca und Oran zu beschränken. Der Präsident war der Ansicht, dass hierfür 80.000 Mann ausreichen und dass sie innerhalb einer Woche alle Massnahmen treffen könnten, um die Landung der britischen Verstärkungen ohne Komplikationen durchzuführen. Mr. Roosevelt habe es sich überdies vorbehalten, von diesem Entschluss Churchill am folgenden Montag in Kenntnis zu setzen und fordere bis dahin strengstes Stillschweigen gegenüber den Briten.

Dieses Gebot des Präsidenten kam uns einigermassen ungelegen, da wir das Telegramm Marshalls im Hause des britischen Premiers

empfangen hatten. Ausser uns waren an diesem Abend auch noch andere Gäste anwesend, unter ihnen General Ismay, General Sir Alan Brooke, der Stabschef des britischen Heeres, Aussenminister Anthony Eden und Lord Mountbatten. Sie alle beteiligten sich an einem lebhaften Gespräch über die gemeinsamen britisch-amerikanischen Operationen in Afrika. Churchill zeigte sich dabei, wie immer, begeistert, Eden optimistisch. In mir kochte es und ich glaube, auch Ike erging es nicht anders.

Wir hatten nicht den Wunsch, die letzte Nachricht aus Washington verlauten zu lassen. Tatsächlich hätte es uns in Verlegenheit gebracht, aber ich muss zugeben, dass ich schon der ewigen Meinungsänderungen daheim müde wurde. Es schien mir, dass sie eine Ängstlichkeit und Unsicherheit zeigten, die unseren afrikanischen Einsatz noch schwieriger machen könnten, da er auf einer viel zu schmalen Basis war, um die Franzosen zu einer raschen Mithilfe zu ermutigen.

Marshalls Kabel hatte Churchills Neugierde hervorgerufen, doch konnten wir sie abwehren und kehrten Sonntag Nachmittag nach London zurück. Dort stellten wir fest, dass die Briten argwöhnten, es läge etwas in der Luft, aber wir setzten unsere Planungsarbeiten wie gewöhnlich fort und antworteten nicht mehr als notwendig war.

Am 31. August traf die erwartete Nachricht des Präsidenten Roosevelt an Churchill ein. Sie drückte den Wunsch des amerikanischen Präsidenten aus, die Aktion «Fackel» zu einer amerikanischen Aktion zu machen und dabei den geplanten Angriff auf den Sektor Algier-Bone auszuscheiden.

Ich erinnere mich, dass ich am darauffolgenden Tag alle 37 Offiziere, Briten und Amerikaner, die an den Planungsarbeiten teilnahmen, um mich versammelte und sie mit den Worten anredete: «Einige unter Ihnen sind über die Aktion ‚Fackel‘ mehr, andere weniger bestürzt. Ich schlage vor: Lassen Sie uns alle gleich bestürzt sein!»

Ich glaube, dass dies die richtige Art war, die Dinge zu nehmen, denn wir alle fühlten, dass es durchaus ungewiss war, wie sich unsere beiden Regierungen noch in der Zukunft entschliessen würden.

Unsere weitere Arbeit in der Planung vollzog sich nun weisungsgemäss so, dass sowohl ein «Plan A» als auch ein «Plan B» entworfen werden musste, eine Tatsache, die einen meiner Offiziere zu dem Ausruf hinriss: «Wäre es dann nicht gleich besser, wir beginnen mit dem ‚Plan Z‘?»

Wir wurden ausserdem angewiesen, alle Vorarbeiten in dem Masse zu beschleunigen, dass die Aktion selbst noch im Oktober durchgeführt werden konnte. Dies hätte zufällig Nachricht von irgendeiner Art Aktion amerikanischer Kräfte vor den Wahlen für den Kongress im November bedeutet.

Schliesslich war es der 30. Oktober, der als Zeitpunkt der Invasion am häufigsten genannt wurde. Dies würde bedeuten, dass uns weniger als zwei Monate zur Vorbereitung einer Aktion blieben, über deren genaue Ziele sich die Regierungen in London und Washington noch immer nicht vollkommen einig waren.

Am 1. September erfuhren wir, dass Churchill im Allgemeinen Mr. Roosevelts Vorschlag zugestimmt, jedoch seinerseits den Wunsch ausgesprochen hatte, die Teilnahme britischer Truppen an dem Unternehmen dadurch zu ermöglichen, dass sie Algier angriffen.

Es wurde uns zu dieser Zeit klar, dass wir Soldaten der Politik ausgeliefert waren, die von den beiden Regierungschefs in London und Washington betrieben wurde. Tatsächlich war die ganze Operation «Fackel» primär politisch, weil sowohl Churchill als auch Roosevelt ihren Völkern versprochen hatten, im Jahre 1942 gegen die Deutschen eine zweite Front zu errichten. Der einzige Platz aber, auf dem diese Versprechen eingelöst werden konnten, war zur Zeit die nordafrikanische Küste.

Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, als würde ich gegen politische Momente bei militärischen Operationen hadern. Sicherlich geben sie oft den Ausschlag, ob ein solches Unternehmen gut oder schlecht ausgeht. Kein Feldherr, der eine Schlacht führt, kann sich von der zwingenden Forderung freimachen, sie so zu führen, dass ihr Ausgang letzten Endes seinem Lande Nutzen bringe. Worauf ich indessen, was das Politische anlangt, mit allem Nachdruck hinweisen möchte, das ist der Umstand, dass die meisten Amerikaner militärische Aktionen, wie die der nordafrikanischen Invasion, als etwas ansehen, das völlig in die Hand der militärischen Führer gelegt ist und wofür diese allein auch die Verantwortung zu tragen haben. Dies stellt eine Betrachtungsweise dar, die weit davon entfernt ist, richtig zu sein. Man sollte sich vielmehr vergegenwärtigen, dass politische Faktoren nicht nur meist von ausschlaggebender Bedeutung sind, sondern im Falle des afrikanischen Feldzuges einen dominierenden Einfluss ausübten.

In der Nacht des 2. September trug ich in mein Tagebuch folgende Notizen ein:

*«Viele Wochen hindurch haben wir an einem Plan gearbeitet, den wir beiden Regierungen vorlegten und der von ihnen gutgeheissen wurde. Wenigstens schien dies so.*

*Der Plan war so weit ausgearbeitet, dass wir mit der Verschiffung der für die Invasion Nordafrikas erforderlichen Kriegsgüter beginnen konnten, als die Verzögerungen begannen. Innerhalb dieser Zeit der Unentschlossenheit entwarfen wir wenigstens ein halbes Dutzend neuer Pläne. Immer dann, wenn wir so weit waren, an die Ausführung zu schreiten, erhielten wir Auftrag, einen neuen Plan auszuarbeiten.*

*Diejenigen, die uns hinhalten, verweisen stets darauf, dass bei unserem Unternehmen Eile geboten ist. Wir aber warten vergebens auf das Signal zum Start. Man sollte doch nicht vergessen, dass es Zeit in Anspruch nimmt zu planen, Zeit, die Truppen entsprechend auszubilden und Zeit, sich zum Angriff zu sammeln.*

*Je länger wir zuwarten, umso geringer wird die Chance, die uns ein gewisses Ausmass von Sicherheit bei diesem Unternehmen gewährt. Ohne diese Chance aber kann niemand für einen vollen Erfolg einstehen. Insbesondere aber können wir nicht planen, wenn wir nicht genau wissen, was wir eigentlich planen sollen!»*

Um diese Zeit zog gerade der Sicherheitsfaktor unsere Nerven arg in Mitleidenschaft. Wir erfuhren damals beispielsweise von einem Telegramm, das De Gaulle aus Syrien nach London gekabelt hatte. *«Die Amerikaner haben einen Plan zu einer Truppenlandung in Nordafrika ausgearbeitet. Vichy-Frankreich weiss von diesem Plan und hat davon die Deutschen in Kenntnis gesetzt.»*

Wir erfuhren auch, dass freifranzösische Quellen in Vichy, Gibraltar, Tanger und anderen Orten De Gaulle mitgeteilt hatten, sie seien davon unterrichtet, dass ein Angriff in Nordafrika bevorstehe und man aktivem Widerstand begegnen werde, es sei denn, ein prominenter Franzose identifiziere sich mit dem Unternehmen.

Angesichts dieser beunruhigenden Anzeichen bedeutete es für uns eine Erleichterung, als die beiden Regierungen am 3. September zu einer Einigung kamen. In einem Kabel an Churchill erklärte sich Roosevelt mit dem Plan einer dreifachen Landung in Nordafrika einverstanden. 10.000 amerikanische Soldaten sollten den Angriff auf Algier durchführen, die britischen Kräfte ihnen folgen. Für den Angriff auf Casablanca wurden 58.000 Mann und für den auf Oran 45.000 Mann amerikanischer Streitkräfte vorgesehen. In seinem Telegramm brachte der amerikanische Präsident zum Ausdruck, dass er über die Haltung der Franzosen unterrichtet worden



war. Demnach hielt er es für möglich, dass der Landung amerikanischer Truppen in Nordafrika von den Franzosen wenig Widerstand entgegengesetzt werden würde. Wohl aber hielt er es für vorstellbar, dass Angriffen britischer oder Gaullistischer Truppenverbände «mit Entschiedenheit entgegengetreten werden könnte». Dies, weil Briten und Gaullisten seinerzeit gemeinsame Angriffe auf die französische Kriegsflotte in afrikanischen Häfen unternommen hatten.

Am Nachmittag dieses Tages bat Churchill Eisenhower und mich, an einer Zusammenkunft höherer Offiziere teilzunehmen, die sich bei ihm versammelt hatten, um die Antwortdepesche an den amerikanischen Präsidenten zu beraten.

Nach einer Stunde lebhafter Diskussionen sagte der britische Premierminister, der schon etwas müde schien, aber trotzdem einen gewissen verbissenen Gesichtsausdruck zur Schau trug: «Gut, machen wir uns an den Text des Telegramms!»

Mit diesen Worten führte er General Sir Alan Brooke, Ike und mich in das Büro seines Sekretärs und verlangte nach einem Stenographen.

Dann begann er mit dem Diktat direkt in die Maschine, häufig unterbrochen, wenn Detailfragen noch einer Erörterung bedurften. Im Allgemeinen hielt sich der Text an das, was durch den bisherigen Kabelwechsel zwischen den beiden Regierungschefs als Grundlage gegenseitiger Arrangements gegeben war. Die Schlussworte aber lauteten: «Verzögerungen, die durch die mehrfachen Änderungen in unseren Plänen hervorgerufen wurden, belaufen sich bereits auf drei Wochen. Die freien Franzosen haben von der Sache schon Wind bekommen. Sie halten nicht dicht. Jeder Tag ist kostbar.»

Als Churchill mit seinem Diktat zu Ende war, ruhte er sich erst eine Weile aus. Dann sagte er: «Es liegt etwas Grosses darin, wenn zwei die Lust verbeissen, miteinander zu hadern, obwohl die Umstände es vielleicht rechtfertigen würden. Sie mögen aus dieser Tatsache das Ausmass des gegenseitigen Einverständnisses ermessen, meine Herren, das uns verbindet. Ich weiss, dass wir alle endlich vorwärts kommen wollen.»

Ich liess eine Bemerkung fallen, dass wir nun etwa dort angelangt wären, wo wir uns schon vor zwei Monaten befunden hätten, als die Periode der Unschlüssigkeit und Pläne-Änderung einsetzte.

«Das ist gewiss tragisch», gab Churchill zur Antwort, «denn wir hätten sicherlich alles schon vor zwei Monaten in Angriff nehmen können. Aber vergessen Sie nicht, dass es in diesem Kriege auf

unserer Seite zwei Stäbe gibt, die durch einen ganzen Ozean voneinander getrennt sind.»

Er erhob sich von seinem Stuhl. Ehe er das Zimmer verliess, warf er einen Blick auf die Reinschrift seines Diktats.

«Die Franzosen haben von der Sache Wind bekommen. Sie halten nicht dicht...» las er mit lauter Stimme und kicherte herzlich in sich hinein.

Der folgende Monat war mit fieberhaften Vorbereitungen angefüllt. Endlose Beratungen dienten dem Zweck, Waffen, Material und Lebensmittel für den Nachschub sicherzustellen. Daneben nahm uns noch immer die Sorge in Anspruch, die der Frage galt, wie sich Franzosen und Spanier verhalten würden, wenn die Aktion ihren Anfang nahm. Zumal die Spanier gaben uns am meisten zu überlegen.

Der britische Gesandte in Spanien, Sir Samuel Hoare, äusserte sich dazu, wie folgt:

«Die Versuchung der Spanier, unsere Nachschublinie durch die Strasse von Gibraltar zu verlegen, wird sehr gross sein. Wir sind leider gezwungen, uns zwischen zwei spanische Messer zu begeben, die bekanntlich immer verräterisch sind. Die Deutschen werden sicher General Franco in den Ohren liegen: ‚Nun ist deine Zeit gekommen!‘ Wenn auch neun von zehn Spaniern den Krieg nicht wollen, so wird das Franco doch nicht hindern zuzuschnappen, wenn er den Bissen fett genug findet.»

Die Frage der Materialaufbringung für unser Unternehmen erwies sich als eine der schwierigsten und es schien, als ob unsere Arbeiten im Norfolk House durch sie ernstlich gefährdet würden. Immerzu war von Mangel insbesondere an Reserveteilen für Waffen und Fahrzeuge die Rede. Ganze Schiffsladungen an Material schienen in den Vereinigten Staaten auf Nebengeleise geraten, denn sie waren nicht erreichbar. Dazu kamen die unvermeidlichen Verluste, die wir durch feindliche Unterseeboote erlitten. Dreimal wurde uns angekündigt, dass ein Transport mit Waffen, die wir dringend für die 1. Division benötigten, den Hafen von New York verlassen hätte. Aber jedesmal ging er verloren. Niemals waren genügend Schiffe vorhanden, sei es, um uns mit dem zu versorgen, was unsere Truppen auf britischem Boden brauchten, sei es, um den Nachschub zu garantieren, auf den wir angewiesen waren, sobald wir Nordafrika betraten.

Die Lage wurde durch diese Umstände so verwirrt, dass wir um Mitte September die Unmöglichkeit einsahen, die Aktion «Fackel» in

den ersten Novembertagen anlaufen zu lassen. Sogar der sonst so ungeduldige Premierminister Churchill hielt einen Aufschub um eine Woche oder auch mehr für geboten. Standen die Dinge nun doch schon so, dass beispielsweise am 12. September der Waffentransport für die 1. Division noch immer nicht eingetroffen war, ja anscheinend den Hafen von New York noch gar nicht verlassen hatte. Ich besprach mich hierüber mit Oberst Everett Hughes – später Generalmajor Everett Hughes – und erklärte ihm, dass ich bis spätestens 26. September im Besitz dieser Waffen sein müsste. Dies stellte das Minimum an Zeit dar, die ich brauchte, um die Waffen zu verteilen und verladen zu lassen. Hierfür aber war mir der Schlusstermin des 8. Oktober gesetzt.

«Machen Sie es Washington klar, dass wir bei unserem Angriff Mangel an Waffen und Munition haben werden, wenn der Termin nicht eingehalten wird», sagte ich zu Hughes. «Es muss unbedingt etwas geschehen, und zwar rasch, damit wir nicht gezwungen sind, mit blossen Händen in den Kampf zu ziehen.»

Ich gebe gerne zu, dass solche und ähnliche Begleiterscheinungen allen Unternehmungen grösseren Stils anhaften. Allein, sie waren in jenen Septembertagen deswegen nicht weniger nervenaufreibend für mich. Ein Glück, dass ich dabei mit Eisenhower zu tun hatte, mit dem mich ein altes Freundschaftsverhältnis verband. Wir waren in früheren Zeiten gemeinsam und oft genug ähnlichen Problemen gegenübergestanden. Dies gereichte uns nun zum Vorteil. Wir kannten einander und besprachen die Dinge in Ruhe und freundschaftlich. Wir kannten einander so gut, dass einer des anderen Gedanken über eine Sache im Voraus erriet.

Dazu kam, dass Eisenhower die prachtvolle Fähigkeit besass, ein aufgeregtes Gemüt zu beschwichtigen.

«Nur nicht die Ruhe verlieren, Wayne», liess er sich bei solchen Gelegenheiten vernehmen, wenn ich besonders entmutigt war durch Verzögerungen oder ich bei anderen Gelegenheiten ein neues Projekt in Eile durchbringen wollte. «Immer mit der Ruhe!»

Es war ein gutes Gefühl, zu wissen, dass man einen Chef im Kommando hatte, der seinem Stellvertreter gegenüber diese wohlthuende Haltung einnahm. Es ermöglichte mir, mich auf meine Aufgaben zu konzentrieren, ohne die Nerven zu verlieren. Weiss Gott, Ike und ich waren ein Paar, das ein gutes Zusammenspiel ergab.

Gelegentlich gab es Dinge, die uns von den Sorgen jener Zeit vorübergehend ablenkten. Dazu gehörte etwa das sonderbare Anliegen des Marineattachés der Vereinigten Staaten in Tanger, Eddy,

der gelegentlich nach London kam, um an Konferenzen für Spionageabwehr teilzunehmen. Er unterbreitete mir ein Memorandum mit einem Vorschlag, der folgenden Wortlaut hatte:

«Ich schlage vor, mich am Tage des Beginnes unserer Landungsmanöver zu ermächtigen, die Mitglieder der deutschen Waffenstillstandskommission in Casablanca (diese Kommission stand im Zusammenhang mit Vichy-Frankreich) und einige Mitglieder der deutschen und italienischen Waffenstillstandskommission in Oran ermorden zu lassen. Ungefähr zwanzig Offiziere des deutschen Heeres und der deutschen Kriegsflotte wohnen in einem Hotel in Casablanca. Männer für das erforderliche Geschäft stehen bereits zur Verfügung. Sie wurden entsprechend mit Waffen versehen. Ich möchte noch hinzufügen, dass der Vater eines Jungen, der kürzlich als Geisel in Paris erschossen wurde, darauf brennt, die Erlaubnis zu erhalten, sich an dem vorgeschlagenen Geschäft zu beteiligen.»

Ich machte auf dem Rand des Schriftstückes die Bemerkung: «O. K. Nicht so übel.»

Der Vorschlag wurde jedoch an höherer Stelle abgelehnt.

Als die Angelegenheit der Waffen- und Munitionslieferung nach England am kritischsten stand, lud Churchill Ike und mich wieder einmal nach Chequers ein. Dort befanden sich ausser uns etwa ein Dutzend höherer britischer Offiziere. Wir erörterten gemeinsam alle Vorkehrungen, die noch zu treffen waren. Nach dem Dinner langte ein Bericht ein, demzufolge von den Deutschen zehn Schiffe der Alliierten versenkt worden waren. Dies brachte uns allen den Ernst der Lage zum Bewusstsein. Churchill wurde bei dem verschärften Schiffsmangel auf die Unmöglichkeit hingewiesen, im Jahre 1942 noch weitere Geleitzüge nach Russland zu führen, da das nordafrikanische Unternehmen so ziemlich alles an noch verfügbarem Schiffsraum in Anspruch nahm.

«Ich bringe es nicht über mich, es Stalin zu sagen», erklärte Churchill. «Es fällt mir auch nicht leicht, Ihnen die Worte mitzuteilen, die Josef gebrauchte, als bei meinem Moskauer Besuch im vergangenen Monat die Rede auf unsere schweren Verluste bei den Geleitzügen durch das Nordmeer nach Archangelsk kam. Er sagte: ,Wo ist der Ruhm der britischen Kriegsflotte geblieben? Ihre Kriegsschiffe fahren nur den halben Weg nach Russland mit, dann kehren sie um und laufen davon. Die Handelsschiffe aber überlassen sie ihrem Schicksal/ Stellen Sie sich vor, meine Herren, das muss ich mir von Josef sagen lassen!«

Einige Tage später kam Robert Murphy vom Auswärtigen Amt

aus Washington inkognito nach London, um über die politischen Gesichtspunkte der Aktion «Fackel» zu konferieren. Während der nächsten Monate sollte er bei unserem Unternehmen eine bedeutende Rolle spielen. Diesmal nahmen an den Besprechungen, ausser Ike und mir, Botschafter John G. Winant, Averell Harriman und der britische Brigadier Eric Edward Mockler-Ferryman teil. Zu unserem Erstaunen erfuhren wir dabei, dass Präsident Roosevelt ein Schreiben entworfen hatte, das an das «Freie Frankreich» gerichtet war. Es sollte in Kürze an die verschiedenen Bestimmungsorte abgeschickt werden und enthielt unter anderm die Ankündigung, dass «wir sehr bald nach Nordafrika kommen würden». Im Übrigen war es sehr klug abgefasst, denn man konnte daraus keine Details über unsere Absichten erfahren. Es enthielt den Vorschlag, General Henri Honoré Giraud, der den Deutschen aus der Internierung entschlüpft war und sich damals in Frankreich befand, zum Oberkommandierenden aller alliierten Truppen in Nordafrika zu machen.

Die Sache mit diesem Schreiben, das übrigens niemals abgesandt wurde, erschien mir und anderen Konferenzteilnehmern äusserst gefährlich. Es stellte sich dadurch heraus, dass Murphy Verbindung mit französischen Führern in Nordafrika aufgenommen hatte, die mit uns sympathisierten. Nach einem früheren Aufenthalt von mehreren Wochen beabsichtigte er, nach Algier zurückzukehren, um begonnene Organisationsarbeiten zu vollenden. Diese bezogen sich auf die Zusammenfassung solcher Gruppen, die bereit waren, Küstenschutzbatterien, Radio- und Telegraphenstationen sowie eine Reihe anderer wichtiger Schlüsselstellungen in Gewalt zu bekommen und sie uns dienstbar zu machen.

Ich muss sagen, dass Murphys Besuch nicht wenig dazu beitrug, unsere Herzen wieder höher schlagen zu lassen. Hierzu kam, dass einige Probleme taktischer Natur in diesen Tagen auch auf anderem Gebiete erfreuliche Gestalt annahmen. Die allgemeine Begeisterung fing an sich zu heben.

Admiral Lyster von der britischen Kriegsflotte, der später dazu ausersehen war, das Kommando über Flugzeugmuttersschiffe während der Invasion im Mittelmeer zu führen, ein Offizier von aussergewöhnlichem Format, kam mit einigen neuen und interessanten Ideen. Seine ständige Forderung hiess: «Gelegenheiten bis zum Äussersten ausnützen!» Waren wir erst einmal in Nordafrika gelandet, dann, so verlangte er, müssten wir mit der grössten Eile trachten, unsere Operationen ostwärts nach Tunis vorwärtszutreiben, um die Deutschen von einer Konzentration ihrer Streitkräfte an

dieser Stelle abzuhalten. Er schlug auch vor, zu Beginn des Invasionsunternehmens 5.000 Mann von den Truppen aus Malta, bei gleichzeitiger Unterstützung durch Jagdflugzeuge, auf Tunis zu werfen. Der Transport dieser Truppen konnte keinen Schwierigkeiten begegnen, wenn man sich entschloss, einige Bombenflugzeuge auszuräumen und mit Soldaten vollzustopfen. Zugegeben, dass uns damals alle diese Ideen etwas wüst und leichtfertig erschienen, insbesondere wenn man sich des Trubels entsann, der entstanden war, als Washington unsere Absicht erfuhr, in Algier zu landen.

Lange Zeit später habe ich an die Gespräche mit Lyster zurückgedacht und gefunden, dass der Weg, den er damals für den Angriff wies, der einzig und allein richtige gewesen wäre. Kühnheit in jenen ersten Tagen der Invasion hätte uns viele Wochen harter Kämpfe erspart.

Eisenhowers Stab im Norfolk House vergrösserte sich zusehends. Am 17. September traf Brigadegeneral W. Bedell Smith ein und wurde Stabschef, sein Stellvertreter Gruenther. Smith kannte ich seit langer Zeit. Er war ein fähiger und unternehmungslustiger Offizier, der die Stelle, die ihm zugewiesen war, wohl ausfüllen konnte. Die Ankunft Smiths zeigte mir die Möglichkeit, dass ich eines Tages entbehrlich werden und dadurch wieder auf eine Kommandostelle, vielleicht bei meinem alten II. Korps, zurückkehren konnte. Ich vermochte mich mit dem Gedanken nicht recht anzufreunden, den ganzen Krieg als Stabsoffizier mitzumachen. In einer militärischen Laufbahn gibt es keinen Ersatz für ein Frontkommando und meine einzige Kriegserfahrung war als Hauptmann im ersten Weltkrieg. Ike war dies nicht unbekannt, und wenn ich gelegentlich darüber zu sprechen begann, hatte er auch sogleich seine oft gebrauchte Ermahnung zur Hand: «Nur nicht die Ruhe verlieren, Wayne!»

Das war alles recht und schön und ich tat mein Möglichstes, um das «Hemd anzubehalten», wie Ike das so treffend bezeichnete. Nur hatte ich so lange und so eingehend mit der Planung unserer Aktion zu tun gehabt, dass es mir nun erging, als hätte ich «Ameisen in der Hose». Ich hielt es nicht mehr aus, stillzusitzen, und brannte vor Ungeduld. Weder Ike noch ich ahnten zu jener Zeit, welche Überfülle von Tätigkeit bevorstand und welche Art von Tätigkeit es war, die mir davon zufallen sollte.

Vorerst aber musste ich nach Washington fliegen. Es galt die letzte Gewissheit zu verschaffen, dass die vorgesehenen Operationen, die von den britischen Inseln ausgehen sollten, mit der Expedition in

Zusammenklang stehen würden, die unmittelbar von den Vereinigten Staaten zur afrikanischen Küste ging.

Einige Tage vor meiner Abreise ging ich noch jede einzelne Phase unseres Unternehmens durch. Die Frage der Kriegsmateriallieferungen bot im Allgemeinen bereits weniger Anlass zu Klagen. Nach und nach fuhren viele Transportschiffe von drüben ab und erreichten ihre britischen Bestimmungshäfen. Auch die Fragen, die sich auf die Luftunterstützung unserer Aktion und auf den für den Truppentransport benötigten Schiffsraum bezogen, fanden allmählich ihre befriedigende Lösung. Am Ende waren es nur mehr Angelegenheiten von geringerem Range, die uns Kopfschmerzen verursachten. Zu ihnen zählte der Umstand, dass die Fastenvorschriften der Moslems diesen die Teilnahme an kriegerischen Handlungen während der letzten Zeit des Jahres verbieten. Dies bedeutete allenfalls Schwierigkeiten für die aktive Unterstützung durch einige französische Kolonialtruppen, wenn wir unser Landungsmanöver über den 10. November hinausshoben. Schliesslich wurde der 8. November für die Landung bestimmt.

Die endliche Festsetzung dieses Termines wie auch der allgemeine Fortschritt in unseren Aktionsvorbereitungen übten eine sonderbare Wirkung auf Churchill aus. Anstatt sich, wie immer, begeistert zu verhalten, verbohrte er sich in seine Sorgen, die hauptsächlich den Schwierigkeiten der Transportschiffahrt galten. Seine üble Laune datierte überdies auch daher, dass der Tag näherrückte, an dem er Stalin das Ausbleiben des nächsten Transportes nach Russland mitteilen musste. Churchill gestand uns, dass nichts ihm so «schrecklich peinlich» wäre, als diese Mitteilung an Josef. Ausserdem zeigte sich der britische Premier auch einigermaßen beunruhigt, dass England nun fast völlig von amerikanischen Truppen entblösst sein würde.

Er schritt unruhig in seinem Zimmer auf und ab, sich zwischendurch seinen breiten Rücken am warmen Kamin wärmend. Ab und zu wandte er sich mit einer Frage an einen der anwesenden britischen oder amerikanischen Offiziere. Dann entwarf er eine Übersicht der ganzen Lage, die er damit abschloss, dass er eine sofortige offensive Aktion auf die norwegische Küste forderte, um die Schifffahrt nach Russland frei von Gefahren zu machen.

«Es ist wahrhaftig niederschlagend und bedrückend», sagte er schliesslich, wie in einer Art Selbstgespräch. «Ich habe die Überzeugung, dass der nächste Transport nach Russland abgehen sollte. Ja, er sollte auch abgehen. Unvorstellbar, Josef zu sagen, dass er

ausbleibt, jetzt, da sein Volk aus hunderttausend Wunden blutet und stirbt, um den Feind aufzuhalten. Die Schiffe sind verladen – ich hab's! Ich sage Josef gerade nur das.»

Churchill hielt sich bei diesen Betrachtungen nicht auf. Unvermutet sprang er auf andere Dinge über. Wir hatten dabei den Eindruck, als ob ihm daran läge, immer mehr amerikanische Truppen an die verschiedenen Fronten, die er in Gedanken um Europa aufbaute, in Marsch zu setzen.

«Wir sollten», rief er aus, «imstande sein, Hitlers Mund in Frankreich genauso zu treffen, wie den Bauch seiner Achse im Mittelmeerraum.»

Damit erweiterte sich unser Gespräch auf strategische Probleme an allen denkbaren Fronten, Indien nicht ausgenommen. Als wir uns aber anschickten, Churchill zu verlassen, schien seine gute Laune wiederkehren zu wollen. Er hatte Nachricht von der grossen Offensive der Russen bei Stalingrad bekommen. Dies hatte ihn umso mehr erfreut, als er sich bereits mit dem Gedanken des Falles von Stalingrad vertraut gemacht, wiewohl nicht erwartet hatte, dass deswegen auch die Rote Armee in ihrem Widerstand zusammenbrechen würde. Ein weiterer Umstand, der zu seiner Aufheiterung beitrug, lag darin, dass, einer Meldung zufolge, bei dem letzten britischen Transport nach Archangelsk von fünfzig Schiffen nur elf verloren gingen.

«Ich denke, dass sich Josef diesmal die Lippen schlecken wird, wenn er von dem hübschen Paket hören wird, das ich ihm geschickt habe.»

Im weiteren Verlauf des Abends stellte Churchill an uns in der Art und Weise, wie wir es an ihm gewohnt waren, Fragen über Details unserer Aktion. Der Zweck, den er diesen Fragen beimass, lag in der Absicht, herauszubekommen, wo es noch an etwas fehlte, dessen wir bedurften, und wie weit er selbst in der Lage sei, dem abzuhelpfen. Ich erwähnte bei dieser Gelegenheit die unzureichende Luftunterstützung, die unser Landungsunternehmen in Oran aufwies. Wir hatten dringend ein Flugzeugmuttersschiff nötig. Von der amerikanischen Kriegsflotte war ein solches nicht zu erwarten, denn wir waren vollauf im Pazifischen Ozean beschäftigt. Offensichtlich müsste es deshalb von den Briten gestellt werden.

Ich hatte herausgefunden, dass ein britisches Flugzeugmuttersschiff sich im Indischen Ozean befand, das – meiner Meinung nach – nicht viel zur gemeinsamen alliierten Anstrengung in Afrika beitrug.



Der britische Premier liess hierauf Sir Dudley Pound, den Ersten Seelord der britischen Admiralität, zu sich rufen. Er fragte ihn, was er über die Beschaffung eines Flugzeugmutterschiffes denke. Sir Dudley Pound brachte in seiner Erwiderung zum Ausdruck, dass von Seiten der britischen Kriegsflotte bereits alles zugestanden wäre, was man für die Aktion «Fackel» hatte unternehmen können. Da warf ich ein, dass ich die Entdeckung gemacht hätte, es befinde sich zur Zeit ein Flugzeugmutterschiff der Königlichen Flotte in den Gewässern des Indischen Ozeans.

Der Premierminister nahm meinen Einwurf zum Anlass, um den Ersten Seelord eingehend über meine Entdeckung zu befragen. Die Unterredung fand ihren Abschluss mit der Anordnung Churchills, das Flugzeugmutterschiff für die Aktion «Fackel» zur Verfügung zu stellen. Diese Anordnung geschah zeitgerecht und wir sollten ihr später vieles zu danken haben.

Am 23. September flog ich nach Washington. Ich hatte dort auch eine lange Unterredung mit General Marshall. Wir unterhielten uns eingehend über alle Details unseres bevorstehenden Unternehmens. Ich hatte dabei den Eindruck, dass Marshall von den Vorarbeiten, die wir geleistet hatten, befriedigt war.

Staatssekretär Henry L. Stimson jedoch äusserte vorsichtig seine Bedenken hinsichtlich des Erfolges unserer Aktion. Seine Besorgnis galt in diesem Zusammenhang auch dem Umstand, dass durch die Aktion «Fackel» die unmittelbare Invasion Europas, die er für unerlässlich hielt, einen neuerlichen Aufschub erfuhr. Er machte auch kein Hehl daraus, nicht ganz der Meinung des englischen Premierministers zu sein, als handle es sich im Mittelmeerraum um die «Weichteile» der Achse. Stimson brachte auch zum Ausdruck, dass unser ganzes Unternehmen auf einer Vielfalt von Voraussetzungen aufgebaut sei. Als solche Voraussetzungen führte er hauptsächlich unsere Vermutungen an, dass die Spanier neutral bleiben, dass die Franzosen unserem Landungsunternehmen keinen geschlossenen Widerstand entgegensetzen und dass es den Deutschen nicht einfallen würde, sich der afrikanischen Flugstützpunkte zu bemächtigen.

Stimson war jedoch ein entschlossener Mann, der nur einfach aussprach, was er sich dachte. Er zeigte sich, nun, da gewissermassen die Würfel gefallen waren, bereit, alles zu tun, um unserem Unternehmen einen Erfolg zu sichern. Dies drückte er auch aus, als er sich von seinem Stuhl erhob und um seinen Schreibtisch herum auf mich zuschritt. Als ich mich von ihm verabschiedete, schüttelte er

mir kräftig die Hand und sagte: «Gott segne Sie, mein Junge! Sie wissen, wir alle warten gespannt.»

Präsident Roosevelt befand sich zur Zeit nicht in Washington. Wie verlautet, besichtigte er die amerikanische Rüstungsindustrie, worüber nähere Auskünfte nicht gegeben wurden. Mit Harry Hopkins und dem Stabschef des Präsidenten, Admiral Leahy, erörterte ich einige noch offene Fragen, die die Zusammenarbeit zwischen Heer und Flotte betrafen. Die restliche Zeit meines Aufenthaltes in Washington widmete ich Besprechungen mit den führenden Männern jenes Teiles der Aktion «Fackel», der unmittelbar von den Vereinigten Staaten aus unternommen werden sollte. General Patton hatte sich sein riesiges Büro im Munitions Building eingerichtet. Alle Besucher wurden dort einer strengen Kontrolle unterzogen. Wenn man aber erst bis zu Patton vorgedrungen war, dann zeigte es sich auch, dass hier die Dinge richtig in Schwung gebracht wurden. Es war entschieden worden, die 3. Division (Truscott) an die Spitze des Unternehmens an der westafrikanischen Küste zu stellen, da sie für amphibische Operationen speziell ausgebildet war. Die gleiche Aufgabe fiel unserer 1. Division, von England aus, im Raume von Oran zu. Gefechtseinheiten des 168. Infanterieregiments waren hier für den Raum von Algier bestimmt.

Mit Oberst William (Wild Bill) Donovan und Robert Murphy, der sich noch in Washington aufhielt, besprach ich die Operationen der Fünften Kolonne. Murphy wurde bei dieser Gelegenheit eine Liste von Anlagen und Einrichtungen übergeben, die vor Inangriffnahme der Invasion durch unsere französischen Freunde entweder zerstört oder für uns sichergestellt werden sollten.

Als es meine Zeit zuliess, flog ich nach West Point, um meinen Sohn Bill zu besuchen.

Der Besuch wurde infolge schlechten Flugwetters verzögert, so dass ich auch noch in die Lage kam, meine Familie aufzusuchen, die mich dann auf meiner Reise zur Akademie begleitete.

Am 29. September flog ich nach London zurück. Um 18.48 Uhr des nächsten Tages landete ich dort. Auf dem Flugfeld Hendon begrüßte mich Ike. Er erwartete ungeduldig meinen Bericht aus Washington.

Während meiner Abwesenheit hatte es Neuigkeiten gegeben, die uns zu schaffen machten. Noch bevor ich England verlassen hatte, sandte ich dem Generalgouverneur von Gibraltar ein streng geheimes Dienststück, in dem ich ihm eine Reihe für ihn wichtiger Daten und Details der bevorstehenden Aktion mitteilte. Der Brief

wurde dem Chef des Britischen Nachrichtendienstes übermittelt. Dieser veranlasste seine Weiterleitung, indem er ihn einem Kurier-Offizier übergab, der im Flugzeug die Reise nach Gibraltar antrat. Es war vereinbart worden, dass der Brief in einem für solche Zwecke eigens angefertigten Behälter mitgeführt werden sollte. Dieser Behälter wies eine kleine Bombe auf, deren Explosion das Schriftstück vernichtete, wenn das Flugzeug ins Meer stürzte.

Gerade an dem Tage, da ich aus Washington zurückkehrte, war die Nachricht eingetroffen, dass das Flugzeug in der Nähe der spanischen Küste von den Deutschen abgeschossen worden war. Der Leichnam des Kuriers wurde in Spanien an Land geschwemmt. Die spanischen Behörden lieferten ihn den Briten auf Gibraltar aus. Als diese die Kleidung des toten Offiziers durchsuchten, fanden sie den versiegelten Brief in seiner Bluse.

Der Vorfall verursachte nicht wenig Aufregung in London. Konferenzen mit Sachverständigen wurden abgehalten, um festzustellen, ob die Möglichkeit bestünde, dass die Spanier den Brief doch geöffnet und hinterher wieder sorgfältig versiegelt hätten. Wenn dies der Fall gewesen wäre, müssten alle wesentlichen Details unserer Pläne nunmehr dem Feinde bekannt sein. Es waren sorgenreiche Tage, die wir um dieses Briefes wegen mitmachen mussten. Glücklicherweise sollten unsere Befürchtungen nicht zutreffen.

Eine der letzten Phasen unserer Planungsarbeit an der Aktion «Fackel» betraf die Verwendung von Fallschirmtruppen. Die Briten, insbesondere Flugmarschall Welsh, zeigten sich hier skeptisch und sprachen sich gegen die Verwendung solcher Spezialtruppen aus. Sie wiesen darauf hin, dass die Flugzeuge, um Oran auf dem kürzesten Wege zu erreichen, die Route über Spanien oder das besetzte Frankreich nehmen müssten. Sollte auch nur ein einziges der Flugzeuge mit den Fallschirmjägern an Bord abgeschossen werden, dann würde die ganze Sache auffliegen. Dazu kam noch, dass ungefähr 2.000 Meilen zur Nachtzeit geflogen werden müssten. Man hätte von den Piloten wahre Fliegerkunststücke verlangen müssen, um zur genau vorgesehenen Minute am Ziel einzutreffen.

Die Landung von 800 Fallschirmjägern des 509. Fallschirmjägerbataillons setzte die Verwendung von etwa zwanzig Transportflugzeugen voraus. Empfindliche Verluste an Mann und Material mussten dabei riskiert werden. Dadurch aber wurde unsere Gesamtplanung auf dem Sektor des Materialtransportes schwer getroffen. Denn wir hatten genug Sorgen, hinreichende Mengen an Munition, Lastkraftwagen, Benzin und vielen anderen Dingen, die für die Ver-

sorgung der Kampftruppen unerlässlich waren, zu befördern. Immer ist bei solchen Aktionen zwischen den einzelnen Einheiten ein Tauziehen um die beengten Transportraum-Möglichkeiten. Die Briten, die in dieser Hinsicht Erfahrung hatten, schreckten am meisten vor dem Gedanken zurück, Transportflugzeuge einzubüssen. Ihrer Ansicht nach sollten Flugzeuge taktisch besser zur Versorgung von Flugzeugstützpunkten im Operationsgebiet verwendet werden. Kurz, die Briten machten eine Fülle von Einwänden, um uns von dem Gedanken der Einsetzung von Fallschirmjägern auf alle Fälle abzubringen.

Ich selbst dachte hierüber anders, selbst wenn ich alles in Erwägung zog, was die Briten vorbrachten. Auch Ike schien gleicher Ansicht. Allerdings stand er stark unter dem Druck der britischen Einwände. Eine Zeitlang hatte es daher den Anschein, als sollte das 509. Bataillon keine Gelegenheit finden, zu zeigen, was es zu leisten vermochte. Unsere Fallschirmjäger-Offiziere, voran Oberstleutnant Edson D. Raff und Major William P. Yarborough, zeigten sich sicher, jede ihnen übertragene Aufgabe auszuführen. Schliesslich gelang es uns, die Briten umzustimmen. Am Tage unseres Einsatzes wie auch später gelegentlich unserer Operationen bei Tunis leisteten unsere Fallschirmtruppen unter der glänzenden Führung Ruffs hervorragende Arbeit.

Einen Monat vor dem Invasionstermin konnte sich Eisenhower über den Stand unserer Planungsarbeiten zufriedenstellend äussern: «Was wir bis jetzt zuwege gebracht haben, fängt an, mir zu gefallen. Alle unsere Probleme finden ihre Lösung durch den gesunden Menschenverstand. Jeden Tag kommen wir ein Stück vorwärts, jeder Tag findet das Gefüge unserer Organisation gefestigter. Und jeden Tag werde ich hoffnungsvoller.»

Einer der Umstände, die dazu beitrugen, Ike hoffnungsvoller zu stimmen, lag darin, dass eine Persönlichkeit in einer Art geheimer Mission auftauchte und von der Bereitwilligkeit des italienischen Volkes sprach, Frieden um jeden Preis zu schliessen. «Hohe Regierungsbeamte», so wurde Eisenhower berichtet, «hätten sich schliesslich davon überzeugt, dass auch ein Sieg der Achsenmächte für Italien keinen Gewinn bedeuten konnte.» Sie waren eifrig bemüht, jeden Gegensatz mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden und zogen italienische Unterseeboote aus dem Atlantischen Ozean zurück.

Auch Churchill wusste Ermutigendes zu berichten. Es handelte sich dabei um das deutsche Afrika-Korps in Ägypten. Nachrichten zufolge, die an den britischen Premier gelangt waren, litten die

Deutschen an diesem Frontabschnitt unter empfindlichem Mangel an Munition und Lebensmittelnachschub. General Sir Harold Alexander und General Montgomery trafen Vorbereitungen zu einer gross-angelegten Offensive im Zusammenhang mit unserem Landungsunternehmen. Der Beginn dieser Offensive sollte vor Inangriffnahme der Aktion «Fackel» stattfinden.

Diese Nachrichten wurden bei einem Dinner diskutiert, das zu Ehren des zweiundsiebzigjährigen südafrikanischen Ministerpräsidenten General Jan Smuts in der Downingstreet Nr. 10 veranstaltet wurde. Smuts war eben, von Kairo kommend, im Flugzeug in London eingetroffen. Ich lernte in ihm einen der bemerkenswertesten Männer kennen, mit welchen mich die Kriegsumstände zusammenführten. Es war erfrischend für uns alle, seine Schilderungen über Alexanders Führungstätigkeit im Mittleren Osten anzuhören.

Es lag eine Art magnetischer Wirkung im Wesen Smuts'. Aber ich gewann den Eindruck, dass er überdies auch noch ein Mann war, der alles anzupacken verstand. Er war ganz sicherlich die Führerpersönlichkeit, die aus einer durchaus optimistischen Einstellung heraus alle Dinge Vorwärtstrieb und unlösbare Probleme nicht gelten liess. Wenn man ihn anblickte, während er erzählte, wusste man, dass er nicht der Mann war, der nach Südafrika zurückkehren würde, um einfach dort herumzusitzen und eine Regierungsstelle auszufüllen. Es bestand eine herzliche Kameradschaft zwischen ihm und Churchill. Die beiden hatten während des Burenkrieges – jeder auf einer anderen Seite – gekämpft. Jetzt aber arbeiteten sie gut zusammen.

Während des Dinners zeigte uns Churchill einen Hund, der ihm eben zum Geschenk gemacht worden war und der neugierig in den Amtsräumen des britischen Premiers umherschneffelte.

«Ich weiss noch nicht, welchen Namen ich ihm geben soll», sagte Churchill. «Er ist kein gewöhnlicher Hund und er verdient daher einen besonderen Namen.»

Einige von den Gästen machten verschiedene Vorschläge. Aber keiner sagte Churchill zu. Erst nach einer Weile, als ich zufällig mit ansah, wie der noch nicht zimmerreine Hund den Fuss eines kostbaren Sessels für einen Baumstamm hielt, kam mir ein Einfall.

«Warum nennen Sie ihn nicht Paderewski?» fragte ich den Premierminister.

Churchill sowohl als Smuts starrten mich verständnislos an.

«Wieso Paderewski?» erwiderte Churchill endlich.

«Weil», antwortete ich, indem ich auf einen alten Scherz anspielte, «er ein vollendeter Klavierspieler ist.» (Schlecht zu übersetzendes amerikanisches Wortspiel. Anm. d. Übers.)

Die beiden starrten mich noch immer an. Dann brach Smuts in herzliches Lachen aus. Churchill jedoch verzog keine Miene. Er warf Smuts einen verwunderten Blick zu und sagte: «Ich verstehe nicht.»

Ich versuchte, den Scherz zu erklären. Churchill schüttelte den Kopf. Da versuchte es Smuts. Aber Churchill reagierte auch darauf nicht.

«Ich verstehe nicht», wiederholte er.

Einige Tage später wurde die Frage aufgeworfen, wer die Stelle von Eisenhower einnehmen sollte, wenn diesem etwas zusties. Die Frage wurde sofort von dem britischen Generalstabschef General Brooke beantwortet:

«Selbstverständlich General Clark.»

Ich mache von diesem Umstand Erwähnung, weil General Anderson es war, der, militärische Rangfragen anscheinend, das Gespräch auf diesen Punkt geführt hatte. Es war auch Anderson, der seine Absicht verlauten liess, über alle Ereignisse während unseres Unternehmens direkt an Churchill zu berichten. Dies liess uns befürchten, dass es in London zu gesonderten amtlichen Verlautbarungen über die Kämpfe in Nordafrika kommen könnte. Wir kamen schliesslich überein, dass das Alliierte Hauptquartier zwar direkt an Churchill zu dessen persönlicher Information Berichte abgeben sollte, dass diese Art von Berichterstattung jedoch nicht für die amtlichen Verlautbarungen bestimmt war, die in die Öffentlichkeit gelangten.

Um diese Zeit und auch später noch machte sich der Unterschied stark bemerkbar, der zwischen den Methoden bestand, wie Briten und Amerikaner ihre Beratungen pflogen. Die Briten hatten dabei eine Vorliebe für grosse Stabsbesprechungen und Komitees. Wenn es galt, einen Beschluss zu fassen, traten sie zu einer Konferenz zusammen, vor der alle beteiligten Faktoren angehört wurden. Jedermann hatte dabei das Wort. Wir fanden diese Art langwierig und ermüdend. In der Regel wurden durch sie auch Entschlüsse hinausgeschoben oder sie kamen erst gar nicht zustande.

Das amerikanische System in diesen Dingen lag in direkten Methoden. Der mit dem Kommando über eine Sache betraute Offizier sprach sich zumeist mit seinen Stabsoffizieren von Mann zu Mann aus, liess sich unterrichten und hörte sich den Standpunkt

seiner Leute an. Hierauf fasste er seinen Entschluss, den er zur Ausführung an alle bekanntgab.

Ike gelang es, die Differenzen, die sich aus diesen verschiedenen Arbeitsweisen ergaben, zum Grossteil auszugleichen. Sein Bemühen, immer unparteiisch zu bleiben, erwies sich allerdings nur deshalb als erfolgreich, weil es die Amerikaner waren, die sich am ehesten bereit fühlten, Konzessionen zu machen.

Um Mitte Oktober schienen sich die technischen Voraussetzungen zu erfüllen, die unser Aktionsplan vorsah. Nach Ankunft Admiral Cunninghams aus dem Mittelmeer, der die Marineoperationen des Unternehmens «Fackel» leiten sollte, nahm Eisenhower dies zum Anlass, um alle Kommandeure zu einer Besprechung zu versammeln. Trotz des grossen Rahmens, in dem diese Konferenz verlief, zeigte sich jedermann von den bisher getroffenen Vorbereitungen befriedigt.

«Sicherlich», wandte sich Ike an die Konferenzteilnehmer, «hat der eine oder der andere unter Ihnen etwas vorzubringen, das ihm noch nicht recht zusagt.»

Aber niemand brachte etwas vor. Es herrschte eine sonst seltene Einmütigkeit.

Innerhalb der nächsten Tage hatten wir noch eine andere Aufgabe. Sie bestand darin, den Feind nicht nur über unsere Absichten im Allgemeinen zu täuschen, sondern ihn auch in bezug auf den Weg irrezuführen, den unser Geleitzug durch das Mittelmeer nehmen musste. Brigadier Mockler-Ferryman, dem die Sorge um den öffentlichen Nachrichtendienst oblag, erhielt den Auftrag, Mitteilungen durchsickern zu lassen, welchen zufolge Eisenhower im Begriff war, wieder nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Ausserdem sollte ein britischer Zerstörer im Mittelmeer einen Funkspruch aussenden, aus dem hervorging, dass unser Geleitzug unterwegs mit Kurs auf Malta oder Ägypten sei.

Eine Weile noch gab es Leben und Bewegung im Norfolk House. Aber nach und nach wurden es immer mehr Offiziere, die sich von dort verabschiedeten, da die unterschiedlichen Aufgaben, mit welchen sie betraut waren, ihre Entfernung aus dem Hauptquartier nötig machten. Erst zu einem späteren Zeitpunkt nach der Invasion sollten sie wieder zu uns zurückfinden. Damals entwickelte sich die Gewohnheit, wenn man sich zum Abschied die Hände schüttelte, einander zuzurufen:

«Auf Wiedersehen in Algier!»

«Auf Wiedersehen in Casablanca, nächsten Monat!»

Die ganze lange Zeit über hatten wir alle fast Tag und Nacht in unserer Arbeit gesteckt. Eines Tages sagte ich daher den Männern meines Stabes, dass wir angesichts der Dinge, die vor uns lägen, Anspruch darauf hätten, uns tüchtig auszuschlafen. Demgemäss ordnete ich an, dass Sonntag niemand vor 10 Uhr vormittags zum Dienst erscheinen müsse. An Wochentagen wurde wie bisher gearbeitet. Nur wenn einer abzusacken drohte, war es ihm auch dann erlaubt, schlafen zu gehen.

Gemäss dieser Anordnung kam ich am Sonntag, den 17. Oktober, um zehn Uhr vormittags in mein Büro. Ich traf dort niemand an als General Gruenther. Er empfing mich mit den Worten: «Es ist ein Funkspruch für Sie angekommen. Verflucht wichtige Sache.»

Meine Hand griff nach dem Telegramm, das mir Gruenther reichte. Es war an Eisenhower gerichtet und von General Marshall in Washington unterzeichnet. Ich hatte eben begonnen es zu lesen, als es am Telephon klingelte, das eine direkte Verbindung zwischen mir und Ikes Büro, Grosvenor Square 20, ermöglichte. Ich hob mit raschem Griff den Hörer ab.

«Komm zu mir!» hörte ich die vertraute Stimme, die steifer als sonst klang. «Komm sofort!»

Er unterbrach die Verbindung, ohne meine Antwort abzuwarten. Aber ich hatte schon einen weiteren Blick auf den Funkspruch Marshalls geworfen und lief schnurstracks zur Tür und aus dem Zimmer.



# V

## IN GEHEIMER MISSION NACH AFRIKA

OKTOBER 1942

Während ich die zwei Meilen zum Grosvenor Square fuhr, war mein Kopf voll von dem, was ich eben von Marshalls Botschaft gelesen hatte. Ja, das war es, was ich mir schon immer gewünscht hatte. Das war ein Geschäft für mich!

«Wann soll ich gehen?» fragte ich Ike, als ich ihm gegenüber sass. «Wahrscheinlich sofort», antwortete er. Ich wusste im Voraus, dass er meinen Wunsch verstand und billigte.

Der Funkspruch Marshalls enthielt in der Hauptsache den Text eines anderen Kabels, das Bob Murphy nach Washington gesandt hatte. Murphy befand sich damals als Gesandtschaftsrat in besonderer Mission in Algier. Was dieser darin mitteilte, stellte einen Plan dar, der ebenso unglaublich wie geeignet schien, der ganzen Aktion «Fackel» günstigere Chancen und rascheren Erfolg zu sichern, vorausgesetzt natürlich, dass der Plan ausführbar war. Wenn nicht – nun darüber wollten wir uns vorläufig keine grauen Haare wachsen lassen.

Ike und ich machten uns daran, die Details zu besprechen, während wir auf eine telephonische Verbindung mit Churchill warteten, der das Wochenende in Chequers verbrachte. Wir waren noch nicht weit gekommen, als General Sir Hastings Ismay sich am Apparat meldete.

«Mops», sagte ich, «wir haben eben einen sehr wichtigen Funkspruch erhalten.»

«Ist er wirklich so wichtig?» wollte Ismay wissen.

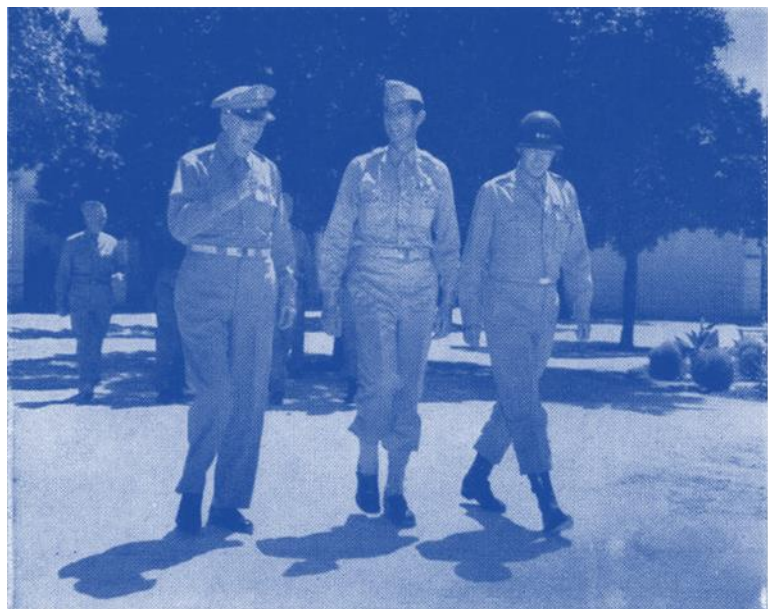
«Ja, so wichtig, dass ich darüber telephonisch nichts sagen kann.»

Nach kurzer Pause hörten wir Churchills Stimme am anderen Ende: «Was ist das für ein Funkspruch, den Sie bekommen haben? Sie können ruhig sprechen, wir sind auf einer Geheimlinie verbunden?»

Ich reichte Ike den Hörer. Dieser erklärte, es handle sich um eine so wichtige Nachricht, dass er sie auch einer telephonischen Geheimverbindung nicht anvertrauen wolle. Als Churchill vor-



General Clark mit dem Sultan von Marokko und dessen Sohn



General Marshall, General Clark und General Patton (kurz vor der Einnahme von Salerno)



schlug, ihn in Chequers aufzusuchen, lehnte Ike auch dies mit der Begründung ab, dass hiezu die Zeit fehle. Der britische Premier schien von dieser ungewohnten Art, seine Einladung auszuschlagen, ein wenig betroffen, und sagte in einem förmlichen Ton: «Gut. Soll ich nach London kommen?»

«Jawohl, mein Herr.»

«Schön», antwortete Churchill. «Ich erwarte Sie auf Nummer zehn am späten Nachmittag.»

Wir liessen uns Seekarten von der nordafrikanischen Küste und einige Mitglieder des Stabes kommen. Dann setzten wir das unterbrochene Studium des Kabels fort. Murphy berichtete darin, dass er mit General Charles Emanuel Mast, dem damaligen französischen Kommandeur in Algier, in Berührung getreten sei. Mast, der eine unserer besten Verbindungen mit Nordafrika darstellte, habe den Wunsch nach einer geheimen Zusammenkunft mit einer amerikanischen Abordnung in der Nähe Algiers, um eine Aussprache über alliierte Operationen in Französisch-Nordafrika zu ermöglichen.

Diese Tatsache eröffnete die Perspektive, das Invasionsunternehmen gemeinsam mit den Franzosen durchzuführen und das Gespenst eines Widerstandes von ihrer Seite zu verscheuchen. Murphy hob zudem die Möglichkeit hervor, dass es General Henri Honoré Giraud, der sich zur Zeit in Vichy-Frankreich befand, gelingen könnte, nach Algier zu kommen, um an den Besprechungen teilzunehmen. Giraud war zu Beginn des Krieges aus deutscher Kriegsgefangenschaft entkommen und galt als der fähigste Mann, in einem alliierten Unternehmen das Oberkommando über die Franzosen zu führen.

Als Ort unserer Zusammenkunft enthielt Murphys Funkspruch ganz genaue, in Längen- und Breitengraden ausgedrückte Angaben, die sich auf ein einsam gelegenes Haus in der Nähe der nordafrikanischen Küste bezogen, einige 60 Meilen westlich von Algier entfernt. Es gelang uns, diesen Ort auf unseren Karten ausfindig zu machen. Als Zeit war die Nacht auf den 21. Oktober angegeben. Es waren also nur mehr vier Tage bis dahin. Mast riet, die amerikanische Delegation sollte sich im Unterseeboot an den bezeichneten Punkt an der Küste begeben. Er sprach überdies den Wunsch aus, es möge sich unter den Delegierten ein Offizier in Generalsrang befinden. Um diesen Wunsch zu erfüllen, hatte Washington sich für meine Person entschieden.

Der Wortlaut des Funkspruches, soweit er nicht Murphys

Bericht, sondern Zusätze und Weisungen des Kriegsministeriums der Vereinigten Staaten betraf, gab Anordnungen über jene Männer, die ausser mir von unserer Seite an der Zusammenkunft teilzunehmen hätten. Demnach sollte ich mich der Begleitung solcher Männer versichern, von welchen einer mit den Details der Aktion «Fackel», ein anderer mit Nachschub- und Versorgungsfragen, ein dritter mit allen die Flotte angehenden und ein vierter mit allen ins Gewicht fallenden politischen Fragen bestens vertraut war. Dieser letztere musste ausserdem der französischen Sprache vollkommen mächtig sein. Dementsprechend bestand später meine Begleitung aus Brigadegeneral Lyman L. Lemnitzer, Chef des Planungsstabes der Aktion «Fackel», Oberst A. L. Hamblen, Sachverständiger in Angelegenheiten des Nachschubs, Kapitän der US-Kriegsflotte Jerauld Wright, der schon immer den Verbindungsdienst zwischen uns und der Kriegsflotte besorgt hatte, und Oberst Julius C. Holmes, ehemaliger Beamter des Auswärtigen Amtes und derzeitiger Bearbeiter aller Zivilfragen in unserer Aktion. Ich kannte sie alle lange genug, um zu wissen, dass sie durchwegs fähige Männer waren, auf die man sich verlassen konnte, wenn einmal etwas nicht ganz programmgemäss verlief.

Bis in den späten Nachmittag hinein sassen Ike und ich beisammen und besprachen alle Details der neuen Aufgabe. Wir legten fest, dass wir in zwei «Fliegenden Festungen» die Strecke bis nach Gibraltar zurücklegen würden. Unsere Experten von der Luftwaffe, die wir über diesen Punkt zu Rate zogen, äusserten hiezu zwar ihre Bedenken, da Gibraltar bisher noch nie von einer Type B-17 angefliegen worden war und es ungewiss sei, ob man es riskieren konnte. Trotzdem blieben wir bei unserem Vorhaben. Unsere Reisegesellschaft sollte in zwei Teilen geflogen werden für den Fall, dass eines der Flugzeuge verlorenging. General Lemnitzer und ich flogen also getrennt. Er sollte die Aufgabe zu Ende führen, wenn mir etwas zusties. Von Gibraltar aus würde uns ein britisches Unterseeboot an die algerische Küste bringen. Auch hierüber enthielt Murphys Funkspruch ganz genaue Angaben. Der Punkt, an dem das Unterseeboot in der Nacht zum 21. Oktober auftauchen sollte, war gleichfalls in Längen- und Breitengraden fixiert und lag ungefähr 15 Meilen westlich des winzigen Hafens Cherchel. Aus dem Dachfenster des bereits erwähnten Hauses würde seewärts ein weisses Lichtsignal gegeben werden zum Zeichen, dass die Küste feindfrei sei und wir landen könnten. Das Lichtsignal würde von Land aus nicht wahrgenommen werden können.

Leider enthielt der Funkspruch keine Angaben darüber, was geschehen sollte, wenn es uns innerhalb der kurzen Zeit von vier Tagen nicht möglich sein würde, den Ort der Zusammenkunft zu erreichen. Wir kabelten daher sofort nach Washington mit der Bitte, sich von Murphy hierüber Bescheid geben zu lassen.

Es war Zeit geworden, uns nach Downing Street Nummer 10 zu begeben, wo uns Churchill erwartete. Wir hatten uns nun genügend mit den Dingen vertraut gemacht, die Washington uns wissen liess. Der Funkspruch enthielt schliesslich nicht nur Angaben über Ort und Zeit unserer Zusammenkunft, sondern auch noch eine Reihe anderer Mitteilungen aus Murphys Quelle. So berichtete dieser, er sei, nachdem er von seinem Washingtoner Besuch wieder in Algier eintraf, vom Chef des Französischen Nachrichtendienstes um eine Unterredung gebeten worden. Diese Unterredung, die unter allen Umständen verborgen bleiben musste, wurde an einem abgelegenen Ort ausserhalb der Stadt abgehalten. Nur auf diese Weise konnte man sich der ständigen Beobachtung von deutscher Seite entziehen. Der Franzose erklärte bei dieser Unterredung, er habe sowohl aus deutschen wie auch aus japanischen Quellen erfahren, dass die Alliierten militärische Operationen gegen Dakar oder Casablanca oder gegen beide Orte vorbereiteten. Die Deutschen hätten – so erklärte der Franzose Murphy gegenüber weiters – die Franzosen dringend aufgefordert, gegen die erwähnten Operationen alles Zweckdienliche vorzukehren, widrigenfalls die Achsenmächte zu einer Besetzung des französisch-nordafrikanischen Territoriums gezwungen wären.

Murphy kabelte:

*«Die Deutschen scheinen entschlossen, sich während der kommenden Wochen im westlichen Mittelmeerraum niederzulassen. Bei den militärischen Operationen, die ein solcher Schritt erfordert, werden sie sich des spanischen Festlandes sowohl als auch Spanisch-Marokkos bedienen. Gibraltar steht unter ständiger Beobachtung. Die Franzosen meinen, es wäre nicht eine Frage von Wochen, sondern nur mehr von Tagen, etwas zu unternehmen. Die politische Lage der Franzosen sei ausserordentlich delikat. Es könne keine zehn Tage mehr bis zur unvermeidlichen Katastrophe dauern. Die Lage in Französisch-Nordafrika spitze sich mit unheimlicher Geschwindigkeit zu. Nachrichten zufolge hielten die Deutschen entlang der tunesischen Grenze Truppen in der Stärke von 100.000 Mann bereit.»*

Murphys Funkspruch beschäftigte sich auch mit der Haltung des Admirals Jean Francois Darlan, der damals vielleicht die

kraftvollste Erscheinung in Marschall Petains Regierung in Vichy war. Darlan trug sich, wie Murphy zum Ausdruck brachte, mit der Absicht, irgendetwas Entscheidendes zu unternehmen. Sein Verhalten erweckte den Eindruck, als wäre er geneigt, mit der französischen Flotte nach Afrika zu kommen, wenn ihm die Vereinigten Staaten ihre wirtschaftliche Hilfe bei allen Unternehmungen, die er als Oberkommandierender der französischen Streitkräfte auszuführen gedachte, garantierten. Es schien Murphy ausgemacht, dass Heer und Flotte der Franzosen in Afrika sich Darlans Kommando unterwerfen würden.

Weil die Rolle, die Darlan später bei der Besetzung Nordafrikas spielen sollte, politisch viel Staub aufwirbelte, halte ich es für angebracht, hier einige Stellen aus Murphys Funkspruch anzuführen, die teils mit, teils ohne Absicht übersehen wurden, als über diese Episode ungeheuer viel geschrieben wurde. Als Murphy nämlich, von Washington kommend, sich wieder in Algier niederliess, hatte Darlan seine Leute im Französischen Nachrichtendienst angewiesen, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Die Franzosen sollten hiebei in Aussicht stellen, dass Murphy später direkt von Darlan Mitteilungen empfangen würde.

Zu diesem Zeitpunkt wandte sich Murphy an Washington mit der Anfrage, inwieweit man ihn zur Auskunfterteilung an die französischen Nachrichtenleute ermächtigen wolle.

Gleichzeitig fragte er an, ob wir überhaupt gewillt wären, mit Darlan gemeinsame Sache zu machen und, wenn dies der Fall wäre, ob die Vereinigten Staaten in der Lage wären, ihm Unterstützung in grossem Ausmass, sowohl auf afrikanischem als auch auf europäischem Boden zuzusichern. Dies alles aber innerhalb kürzester Frist.

Murphy selbst empfahl, Darlan zu ermutigen, um dessen Zusammenarbeit mit Giraud sicherzustellen, und kündigte gleichzeitig an, dass die Ankunft Darlans in Algier in der kommenden Woche erwartet werde.

Nebenbei muss ich hier bemerken, dass die Regierung der Vereinigten Staaten in ihrer Antwort an Murphy zwar zum Ausdruck brachte, sie wünsche den Franzosen keinerlei Vorschriften zu machen, wen sie in Nordafrika zu ihrem militärischen Führer wählen wollten. Tatsächlich aber hoffte man, nicht in die Zwangslage versetzt zu werden, Darlan unterstützen zu müssen.

Aus dem Funkspruch Murphys ging weiters hervor, dass General Mast unmissverständlich ausgedrückt habe, Darlan sei ein Mann, auf den man sich nicht verlassen könne, und Giraud wünsche daher



die Aufmerksamkeit der Amerikaner auf sich zu lenken. Mast rechnete, dass die französischen Streitkräfte sich Giraud williger anschliessen würden als Darlan.

Murphy schloss diesen Teil seines Kabels mit den Worten:  
*«Mast behauptet, die Invasion könnte praktisch ohne einen Gewehr-  
schuss durchgeführt werden, wenn Giraud das Kommando innehat.  
Es wird vor geschlagen, dass die Vereinigten Staaten ein Untersee-  
boot zur Verfügung stellen, das Giraud und seine Begleitung zur Nachtzeit  
an der französischen Mittelmeerküste an Bord nimmt»*

Als ich damals mit Ike spät nachmittags in der Downing Street Nr. 10 ankam, bot sich uns dort ein ungewöhnliches Bild. Der Premierminister hatte sich mit einer grossen Schar britischer Diplomaten und Militärs umgeben, wie ich sie vorher noch nie beisammen sah. Obwohl er noch gar keine Ahnung haben konnte, welche Nachrichten wir brachten, zeigte er doch die begeisterte Erwartungsfreude eines Jungen, der eine neue elektrische Eisenbahn bekommen soll. Er zündete sich eine seiner riesigen Zigarren an und begann mit der Lektüre des Funkspruches, den wir ihm überreichten. Als er damit zu Ende gekommen war, ging ein breites Grinsen über sein Gesicht.

Zufrieden sagte er: «Das ist ja grossartig!»

Dann folgten die Diskussionen mit Clement Attlee, Lord Louis Mountbatten, Flottenadmiral Sir Dudley Pound und Sir Alan Brooke. Anthony Eden schloss sich ihnen von der ausserpolitischen Seite her an. Eisenhower wünschte von den Briten zu wissen, was ich, ihrer Meinung nach, den Franzosen über die Aktion «Fackel» mitteilen dürfe. Wir wussten, dass Giraud eine hohe Funktion innerhalb des Alliierten Stabes für sich beanspruchen würde. Ich schlug daher vor, meine Stelle als Eisenhowers Stellvertreter zu diesem Zweck abtreten zu wollen, wenn die Dinge dadurch eine Förderung erfahren. Dies wurde jedoch abgelehnt.

Schliesslich kam es zur Erörterung des mehr phantastischen Teiles unserer Aufgabe, nämlich der geheimnisvollen Zusammenkunft an der nordafrikanischen Küste. Churchill, als Liebhaber von Detektivgeschichten, genoss ihn denn auch ausgesprochenermassen. Indessen sollte das Schicksal vieler tausender britischer, amerikanischer und französischer Soldaten von seinem Gelingen abhängen. Während unseres Gespräches kam mir ein nachträglicher Einfall und ich fragte Churchill, was er davon halte, wenn wir uns entschlossen, Zivilkleider zu tragen.

«Ja, haben Sie denn eine Zivilkluft mitgebracht?» erkundigte



sich Churchill in seiner gemütlichen Art und fügte hinzu: «Wenn ja, dann nehmen Sie sie mit.»

Schliesslich liess ich die Zivilkleidung für alle Fälle im Unterseeboot zurück.

Gegebenenfalls konnte es unsere Lage leichter gestalten, wenn wir nicht in unseren Uniformen in Nordafrika an Land gingen.

Der britische Premierminister begleitete mich bis an die Tür, als ich mich von ihm verabschiedete. Auf dem Weg dorthin sagte er mir alle nur erdenkliche Unterstützung bei meinem Unternehmen zu. Es gehörte zu den Eigenarten dieses Mannes sich in bedeutenden Augenblicken gewisser hochtönender Worte zu bedienen, die im Munde eines jeden anderen Menschen phrasenhaft geklungen hätten, aber niemals in dem seinen.

«Alles, was das britische Commonwealth besitzt, steht zu Ihrer Verfügung», sagte er. «Ich brauche Ihnen ja nicht zu sagen, wie ungeheuer wichtig es für uns alle ist, Gewissheit darüber zu erlangen, dass die Franzosen uns keinen Widerstand entgegensetzen. Es ist mein aufrichtiger und fester Wille, Sie in allem zu unterstützen, was Ihrer Aufgabe förderlich sein kann. Denken Sie jederzeit daran, dass wir in Ihrem Rücken stehen, was immer auch geschehen mag.»

Ernsten Blickes schüttelte er mir die Hand.

Nun begannen alle Vorbereitungen wie am Schnürchen zu laufen. General Carl Spaatz hatte die beiden Flugzeuge der Type B-17 mit eigens ausgewählten Piloten bereitgestellt. Die Männer des Wetterdienstes rieten von einem Start vor dem kommenden Morgen ab. Wir schliefen wenig in jener Nacht. Dafür arbeiteten wir noch eine Menge Details aus und machten unser Gepäck zurecht, das möglichst leicht und von geringem Umfang sein sollte. Unsere militärischen Dienststellen hatten in aller Eile das Geld aufgebracht, das wir mit uns nehmen sollten. Es waren etwa 1.000 Dollars in kanadischen 5-Dollar- und 10-Dollar-Goldstücken, die uns allenfalls zustatten kommen sollten, wenn wir uns mit Geld aus einer Klemme befreien mussten. Dazu kam es dann allerdings nicht. Aber von dem Teil des Geldes, das ich bei mir führte, blieben am Ende nur drei Goldstücke übrig. Ich wechselte sie mir hinterher gegen eigenes Geld ein, um sie als Andenken zu behalten. Eines trat ich an Ike ab und das zweite an Flottenadmiral Sir Andrew Brown Cunningham. Das dritte trage ich heute noch als eine Art Glücksmünze bei mir. Ich hatte damals auch noch eigenes Geld in amerikanischen Dollars mitgenommen, alles in allem aber erreichte

der Betrag, den wir alle mitnahmen, ganz sicherlich nicht viel mehr als 2.000 Dollar. Ich erwähne dies, weil eine spätere Berichterstattung von einer bedeutend grösseren Summe sprach, was, wie man sieht, keineswegs den Tatsachen entspricht.

Es war vereinbart worden, dass ich am kommenden Morgen gemeinsam mit General Eisenhower London verlassen sollte. Dadurch sollte der Eindruck erweckt werden, als begäben wir uns beide auf eine Inspektionsfahrt zu den in Schottland in Ausbildung stehenden amerikanischen Truppen. Dieses Tarnungsmanöver wurde dann auch ausgeführt.

Die Abenddämmerung war noch nicht hereingebrochen, als ich am Achtzehnten mit meinen vier Begleitern auf dem Bomber-Flugplatz in Polbrook, 73 Meilen nordwestlich von London, eintraf. Bevor ich die Stadt verlassen hatte, nahm ich selbst an mir eine Degradierung vor und befestigte auf meiner Bluse die Rangabzeichen eines Oberstleutnants. Sogar meine eigenen Leute im Hauptquartier waren davon überzeugt, dass ich mit Eisenhower nach Schottland flog.

Am Abend des 18. Oktober liess sich das Wetter recht übel an. Kostbare Stunden gingen uns verloren, während wir in der kleinen Kaserne beisammensassen und keinen Schritt ins Freie taten, um nicht unnötig Aufmerksamkeit zu erregen. In mir war alles gespannt, und obwohl ich mich zu Bett legte, konnte ich doch nicht einschlafen. Was mich am meisten störte, war der Umstand, dass es keine Möglichkeit gab, sich mit Murphy in Verbindung zu setzen, während die Zeit ungenützt verrann und die Männer, die wir treffen sollten, sich womöglich schon auf dem Wege zu dem Ort unserer Zusammenkunft befanden. Ich fürchtete, dass die Franzosen falsche Schlüsse daraus ziehen könnten, wenn wir uns nicht rechtzeitig einstellten und an unseren ehrlichen Absichten zweifelten. Schliesslich war ich auch nicht ganz unbesorgt, was unser aller persönliche Sicherheit betraf. Vielleicht war das Ganze nur eine von den Nazis aufgestellte Falle. Wenn wir in ihre Hände fielen, hatten wir bestimmt nichts zu lachen, abgesehen davon, dass dadurch unsere ganze Aktion «Fackel» Gefahr lief, ins Wasser zu fallen. Ich hatte ein paar Zeilen an meine Frau zurückgelassen, für den Fall, dass ich nicht mehr zurückkehren sollte. Ausserdem hatte ich mit General Lemnitzer und Oberst Holmes alles sorgfältig besprochen, so dass der eine oder der andere von ihnen fähig war, unsere Aufgabe zu Ende zu führen, wenn einer oder mehrere von uns ausfielen. Kurz vor meiner Abreise aus London war ein Kabel aus Washington ein-

gelaufen. Es lautete: «*AGREE hat sich sofort an die Durchführung der ihm Übertragenen Mission zu machen.*»

«AGREE» bedeutete meinen Decknamen. Der Befehl aus Washington enthielt leider kein Wort, das geeignet gewesen wäre, meine Besorgnisse zu zerstreuen, wir könnten zu spät kommen.

Über diesen quälenden Gedanken war ich dann doch noch eingeschlafen, denn um 6 Uhr 30 Min. musste man mich wecken. Rasch wurde gefrühstückt, dann krochen wir in unsere Maschinen. Wenige Augenblicke später erfolgte der Start.

General Lemnitzer hatte alle Geheimdokumente in einer Röhre van ansehnlichem Gewicht bei sich. Ich instruierte die Piloten dahingehend, dass unter keinen Umständen in Spanien oder Portugal gelandet werden dürfe. Vor unserem Abflug hatte der Kommandant des Flugplatzes Meldung erhalten, dass einige deutsche Kampfflugzeuge entlang der Küste gesichtet wurden. Wir flogen ohne Begleitschutz, doch hatten wir unsere Bordgeschütze an beiden Maschinen voll bemannt. Die B-17, in der ich selbst flog, steuerte Major Tibbets. Er machte sich später als Oberst Tibbets einen Namen, als er aus einer B-29 die Atombombe auf Hiroshima abwarf. Unsere Maschine – die «Red Gremlin» – durchbrach die Wolkendecke und setzte ihren Flug drei Stunden lang ausser Erdsicht fort. Später lockerte sich die Wolkendecke unter uns und wir sahen nichts als die offene See. Einmal sichteten wir ein kleines Schiff irgendwo fernab der portugiesischen Küste. Noch bevor wir Gibraltar erkennen konnten, schossen Spitfires zu uns herauf und nahmen uns unter die Lupe. Die «Bumerang», in der sich General Lemnitzer befand, schwenkte zuerst zur Landung ein. Ein Gefühl der Erleichterung überkam uns alle, als wir den grossen Bomber sicher auf dem schmalen Landstreifen von Gibraltar landen sahen. Knapp hinterher folgte auch die «Red Gremlin». Einer der Piloten schickte sich bereits an, aus der Maschine zu steigen, als die Briten herbeistürzten und ihm durch Zeichen zu verstehen gaben, wir müssten alle in den Flugzeugen bleiben. Diese Massnahme wurde damit erklärt, dass Gibraltar ständig schärfstens von deutschen Agenten in Spanien bewacht werde. Dass dies ohne sonderliche Anstrengung möglich war, bewies der Umstand, dass das Rollfeld nur etwa 300 Yards vom spanischen Territorium entfernt lag. Die Landung zweier Flugzeuge von der Type B-17, die bis zu diesem Zeitpunkte an diesem Ort noch nie gesehen worden waren, musste den Deutschen genug aufzulösen geben, ohne dass sie erst die Offiziere von hohem Rang erkennen konnten, die die Maschinen an

Bord hatten. Die britischen Offiziere baten uns daher, Blusen und Mützen abzulegen. Dann glitt ein grosses Auto mit herabgelassenen Vorhängen ganz dicht an uns heran und wir schlüpfen, so rasch es eben ging, aus unseren Maschinen in den Wagen hinüber, der in sausen-der Fahrt auf das Haus des Gouverneurs zusteuerte.

Dort begrüsst uns der Gouverneur, Generalleutnant Mason-McFarlane, im Kreise einiger Admiräle selbst. Unter diesen befanden sich Vize-Admiral Collins und Kapitän Barney Fawkes, der Kommandant der britischen Unterseeflotte im Mittelmeer.

Ich bat meine vier Begleiter, auf ihren Zimmern zu bleiben, denn je weniger Offiziere man auf dem Felsen sah, umso günstiger schien mir dies unter den obwaltenden Umständen. Ich sass demnach allein mit Mason-McFarlane und seinen Marineoffizieren beisammen. Während dieser Zeit war ich wegen meiner Mission so niedergeschlagen, wie ich es bei ähnlichen Anlässen nie wieder in meinem Leben war. Diese Leute von der Marine äusserten sich dermassen pessimistisch über das, was wir vorhatten, dass sie mich mit ihrem Gerede beinahe angesteckt hätten. Wenn man ihnen zuhörte, gab es überhaupt nur Gefahren, die auf uns lauerten, aber nicht die geringste Aussicht auf Erfolg.

Ich hätte gerade damals von ihnen nichts anderes verlangt, als dass sich einer der Männer erhob und einfach gesagt hätte: «O. K. Kommen Sie! Wir bringen Sie dorthin und wir werden Sie auch wieder zurückbringen.»

Ich hielt es schliesslich nicht mehr aus und unterbrach das unerquickliche Gespräch mit den Worten: «Meine Herren, das nützt alles nichts, was Sie da vorbringen. Wir werden unseren Weg fortsetzen. Das, wovon hier die Rede ist, wurde von den Regierungen unserer beiden Länder beschlossen und es könnte mir daher nicht einfallen, es zu widerrufen!»

Die sympathischste Person, die ich auf Gibraltar kennenlernte, war Leutnant Norman Ambury Auchinleck Jewell. Wir nannten ihn später Bill. Er hatte das Kommando über das Unterseeboot H. M. S. «Seraph», eines von den kleineren und wenig schnellen britischen Unterseebooten. Jewell wurde mir als ein tüchtiger junger Kerl beschrieben, der eine Menge von den Verhältnissen «unter Wasser» in der Nähe der nordafrikanischen Küste wusste.

Als ich ihn zu sehen wünschte, führte man mir einen jungen Mann vor, der nicht übel aussah. Was mir zuerst an ihm gefiel, war ein starkes Selbstvertrauen, das sich in seinem Wesen zeigte. Ich fragte ihn, ob er wüsste, worum es sich handle.

«Man sagte mir», gab er zur Antwort, «dass ich einige Amerikaner an einen bestimmten Punkt und nachts an der afrikanischen Küste an Land zu bringen hätte. Das ist alles, was ich weiss.»

Ich gab ihm einige Details bekannt. Bill hörte mich an und erklärte mit erfrischender Zuversicht: «Ich bin sicher, dass ich Sie hin- und auch wieder zurückbringen kann.» Er hob mein Vertrauen beträchtlich.

Hierauf teilte er mir mit, dass er drei sogenannte Kommando-boote und vier Faltboote an Bord hatte. Die Faltboote waren kleine, zusammenklappbare Dinger aus Segeltuch, die durch ein Holzrahmenwerk die Gestalt von Booten erhielten. Wenn wir unseren Bestimmungsort noch bei Tageslicht und unter Wasser erreichen wollten, dann war es an der Zeit, uns auf den Weg zu machen. Leutnant Jewell gab zu bedenken, dass er für unsere rechtzeitige Ankunft nicht einstehen könne, wenn wir gezwungen wären, eine Reihe von Stunden mit verminderter Geschwindigkeit unter Wasser zu fahren. Ich liess daher ein zweites Kabel nach Washington abgehen, diesmal durch Oberst Eddy, unseren Militärattaché in der internationalen Zone Tangers. In dem Kabel bat ich dringend, die Männer, die mich erwarteten, mögen in der Nacht zum 21. Oktober von 9 Uhr abends bis zum Morgengrauen auf ihrem Posten bleiben. Wenn wir uns in dieser Zeit nicht zeigten, dann würden wir eine Landung in der folgenden Nacht des 22. Oktober versuchen. Keiner von uns gedachte dabei des Umstandes, dass selbst ein untergetauchtes Unterseeboot von jedem Flugzeug entdeckt werden kann, wenn es nahe am Ufer in seichtem Wasser liegt.

Wir hatten keine Zeit mehr zu verlieren, denn wir wünschten Gibraltar noch bei Dunkelheit zu verlassen. Es ging uns darum, jede Nachtstunde auszunützen, in der wir die Möglichkeit besaßen, die Fahrt ober Wasser zu machen. Man führte uns zu dem Unterseeboot-Mutterschiff «Maidstone», wo wir in Kapitän Barney Fawkes' Kabine in aller Eile ein Dinner einnahmen.

Als wir hierauf an Bord unseres Unterseebootes «Seraph» (P-219) gingen, waren die Matrosen eben damit beschäftigt, die Taue loszulösen, mit welchen sie an der «Maidstone» festgemacht war. Ich hatte vorher nie Gelegenheit gefunden, an Bord eines Unterseebootes zu gehen. Aber ich fand bald heraus, dass es für einen Mann von meiner Körperlänge nicht gerade ein idealer Aufenthalt ist. Ununterbrochen musste ich mich bücken, um nicht irgendwo mit dem Kopf anzuschlagen. Die Besatzung des Bootes hatte ihre Gastfreundlichkeit dadurch bekundet, dass sie uns den für die Offiziere

bestimmten Raum abtrat. Aber auch dieser stellte nur ein winziges Kämmerlein dar. Jedesmal wenn ich von dort aus den Kommandanten der P-219 aufsuchte, musste ich buchstäblich auf allen Vieren durch den niedrigen Mittelgang kriechen. Die Mannschaft, allesamt junge Kerle, begrüßte uns auf eine herzliche Weise. Von dem Zweck unserer Anwesenheit an Bord war ihnen nur so viel geläufig, dass es galt, ein paar Amerikanern «bei irgendeiner verdrehten Sache» behilflich zu sein.

Während wir im Dunkel der Nacht ober Wasser dahinglitten, verbrachten wir Passagiere den grösseren Teil unserer Zeit an Deck. Die ersten 50 Meilen nahm uns ein britischer Zerstörer in Schlepp. Leutnant Jewell und ich studierten eifrig die Karten und waren nun sicher, dass wir unmöglich zur rechten Zeit ankommen konnten, wenn wir die ganze Fahrt unter Wasser machten. Wir kamen daher zu dem Entschluss, so viel als möglich ober Wasser zu bleiben. In diesem Fall erreichten wir eine Geschwindigkeit von zehn bis zwölf Knoten, während wir unter Wasser nur zwei bis drei Knoten bewältigen konnten. Natürlich mussten wir jederzeit gewärtig sein, blitzschnell unterzutauchen, wenn wir irgendein feindliches Schiff oder Flugzeuge sichteten.

Am Nachmittag des folgenden Tages, während wir in sanfter Fahrt unsere Reise fortsetzten, hielten wir eine Besprechung mit den kommandierenden Offizieren ab. Sie galt der wichtigen Prozedur der Landung in den zur Verfügung stehenden Landungsbooten sowie der Verabredung bestimmter Lichtsignale, die wir der P-219 vom Ufer aus geben wollten. Es wurde überdies vereinbart, dass Leutnant Jewell mit seinem Boot so nahe als möglich an das Ufer heranfahren und das Gestade bei Tag durch das Periskop beobachten sollte.

Obwohl wir der Funkanlage an Bord die denkbar grösste Aufmerksamkeit zuwandten, erreichte uns kein einziger Funkspruch aus Gibraltar. Anscheinend war von Murphy noch keine Nachricht eingelaufen.

Im Laufe des späteren Nachmittags spielten wir einige Partien Bridge. Um 21 Uhr 30 Min. umgab uns wieder völlige Dunkelheit. Zu diesem Zeitpunkt stoppte Leutnant Jewell die Fahrt, um für unsere Verbootung eine Probe zu machen. Die See ging hoch. Oberst Holmes übte unter Anleitung von Captain R. P. Livingstone mit dem gebrechlichen und ziemlich wackeligen Boot zuerst auf trockenem Deck. Dann setzten die beiden das Boot aus. Sie paddelten geräuschlos einige hundert Meter in die See hinaus. Dann

hielten sie inne und gaben uns versuchsweise infrarote Lichtsignale. Derartige Signale können mit blossem Auge nicht wahrgenommen werden. Dies ist nur unter Benützung eigens konstruierter Gläser möglich. Wir stellten fest, dass die Sache ausgezeichnet klappte. Holmes und Livingstone kehrten wieder an Bord zurück, es General Lemnitzer und Leutnant J. P. Foote überlassend, den nächsten Versuch zu unternehmen. Der General wurde dabei allerdings ausgiebig durchnässt, aber sonst ging die Sache gut. Ebenso verhielt es sich mit Oberst Hamblen und Captain Wright, die als drittes Paar ein Boot bestiegen. Als letzter kam ich mit Captain Godfrey B. (Jumbo) Courtney an die Reihe.

Nach dieser notwendigen Unterbrechung setzten wir unsere Fahrt fort. Ich versuchte, in dieser Nacht, trotz der dumpfen Luft, die in allen Räumen der P-219 war, zu schlafen. Aber um 6 Uhr 20 Min. morgens weckte mich der Klang der elektrischen Hupe, die anzeigte, dass das Boot tauchte. Wir befanden uns bereits zu nahe der nordafrikanischen Küste, als dass wir es noch wagen durften, bei Tageslicht ober Wasser zu bleiben.

Es war noch immer kein Funkspruch aus Gibraltar eingelaufen. Um die quälende Ungewissheit wenigstens für ein paar Stunden einigermaßen zu betäuben, spielten wir wieder Bridge. Inzwischen schlichen wir langsam unter Wasser dahin. Das Schiff, auf dem wir uns befanden, war eine von den alten Bautypen. Um die Nachmittagsstunde wurde es daher unerträglich warm und die Luft in allen Räumen drückend und schwer. Wir Landratten wurden dabei von einer Benommenheit befallen, deretwegen wir vielleicht von erfahrenen Seeleuten belächelt worden wären.

Erst in den frühen Morgenstunden des 21. Oktober sichteten wir den Punkt, den man für die Zusammenkunft bestimmt hatte. Wir erblickten zwar einen Lichtschein am Ufer, der möglicherweise die in Frage kommende Örtlichkeit bezeichnete, aber es war bereits zu hell, um eine Landung zu wagen, und wir waren unserer Sache auch noch nicht ganz sicher.

Die P-219 tauchte wieder und wir schickten uns an, noch einen unbequemen Tag im Innern des Bootes zu verbringen. Als es ober Wasser genügend hell war, benützten wir immer nur einige Sekunden lang das Periskop, um das Ufer abzutasten und rasch eine Skizze von dem zu entwerfen, was wir gesehen hatten. Auf diese Weise erlangten wir endlich Sicherheit, das uns bezeichnete Haus gefunden zu haben. Bald nachdem es vollends Tag geworden war, kamen zwei algerische Fischerboote zum Vorschein und ankerten

gerade jenem Teil der Küste gegenüber, auf den wir es abgesehen hatten. Es war nicht angenehm, sie vor uns zu haben, und wir zogen uns daher wieder auf die See hinaus zurück.

Endlich traf die ersehnte Nachricht von Murphy über Gibraltar ein. Da wir den Zeitpunkt der ersten Nacht versäumt hatten, hoffte ich, die Franzosen würden mittlerweile meinen Alternativvorschlag in Händen haben. Als wir uns an die Dechiffrierung des Funkspruches machten, erlebten wir keine geringe Enttäuschung, da wir in der Aufregung ein falsches Codebuch zu Hilfe nahmen. Das erste Wort, das dabei herauskam, lautete «Polizei». Es war ein arger Schlag für uns. Ich hatte ein Gefühl, als ob der Boden unter mir nachgäbe, denn ich dachte nichts anderes, als dass unsere Leute an Land von der Polizei entdeckt worden waren.

Als wir schliesslich den richtigen Code zur Hand hatten, überkam uns ein Gefühl der Erleichterung. Murphy, so besagte der Funkspruch, verstand unsere Schwierigkeiten, den Ort unserer Zusammenkunft noch rechtzeitig zu erreichen. Er sehe sich jedoch veranlasst, meinen Alternativvorschlag abzuändern, indem er als Zeitpunkt der nächsten Zusammenkunft die Nacht von 23. auf den 24. Oktober festsetzte, wodurch also eine Nacht übersprungen und alles insgesamt um zwei Tage später hinausgeschoben würde. Zu meinem Trost hiess es jedoch in dem Funkspruch an anderer Stelle, dass *«die interessierten Personen verständigt wurden, Sie auch in der Nacht vom 21. auf den 22. zu erwarten und nötigenfalls dann auch noch in der Nacht des 22. zum 23. Oktober. Sie können also annehmen, heute nachts und morgen nachts erwartet zu werden.»*

Aus Murphys Nachricht ging leider nicht hervor, ob die «interessierten Personen» auch tatsächlich schon in der kommenden Nacht auf uns warten würden oder erst 24 Stunden später. Augenblicklich mussten wir uns mit dieser Ungewissheit abfinden. Der Kampf, den ich auf dieser Fahrt mit der Zeit führte, zerrte an meinen Nerven. Ich empfand es eben nicht als Beruhigung, dass ich mich während jener quälenden Stunden des Wartens daran erinnerte, dass am selben Tage die ersten Truppeneinheiten der Aktion «Fackel» unter Führung General Pattons sich auf ihrem Wege von den Vereinigten Staaten nach Nordafrika befanden.

Wir arrangierten abermals eine Besprechung, in der wir gewisse Pläne für den Fall irgendwelcher unvorhergesehener Zwischenfälle an Land festlegten. Wenn wir das infrarote Licht, das wir in unseren Booten sichtbar machten, abschalteten, dann bedeutete dies für Leutnant Jewell, dass wir sicher an Land gekommen waren.



Sollten wir aber im Laufe der Nacht wünschen, wieder an Bord genommen zu werden, dann würden wir das Licht aufblitzen lassen. Die P-219 sollte unfern dem Ufer, gerade gegenüber dem bewussten Hause, während der Dauer der ersten beiden Nächte, die wir an Land verbrachten, liegen bleiben. Wenn nach Ablauf dieser Zeit keine Funkverbindung zustande kam und auch sonst kein Zeichen von uns gegeben wurde, dann sollte das Unterseeboot eine neue Position, etwa fünf Meilen vom Ufer entfernt und einige Meilen entlang der Küste, aufsuchen und dort weitere 24 Stunden verbleiben. Sollte dann aber noch immer nichts von uns zu sehen oder zu hören sein, dann sollte die «Seraph» zu nichts weiter verpflichtet sein und ohne uns nach Gibraltar zurückkehren.

Als es anfangs dunkel zu werden, war meine Spannung, was diese Nacht bringen würde, auf ihrem Höhepunkt angelangt. Bei Einbruch völliger Dunkelheit tauchten wir auf. Unser aller Blicke richteten sich auf die Küste vor uns. Aber nicht ein Schimmer von einem Licht war dort zu sehen. Um 22 Uhr war es mir klar, dass wir abermals einen vollen Tag zu warten hatten. Damit die Missstimmung darüber, die mich selbst erfasst hatte, nicht auch auf die anderen Übergriff, bot ich jedem meiner Begleiter eine Wette auf 10 Dollar an, indem ich behauptete, wir würden diese Nacht noch das vereinbarte Lichtsignal an Land sehen. Dann bestand ich darauf, dass wir uns alle schlafen legten. Ich selbst suchte meine Liegestätte um 22 Uhr 30 Min. auf.

Um Mitternacht wurde ich an Deck gerufen. Vom Ufer leuchtete das erwartete Lichtsignal zu uns herüber. Sofort entstand eine fieberhafte Tätigkeit. Die kleinen Boote wurden an Deck gebracht, während die P-219 bis auf zwei Meilen vor der Brandung Kurs auf die Küste nahm. Das Aussetzen der Boote ging rasch und ruhig vor sich. Captain Courtney hatte vorher mit uns alles wohl einexerziert. Während er «Eins, zwei, drei, vier» zählte, wurden alle vier Boote bemannt. Einer nach dem andern von uns nahm mit seinem Gepäck genau den Platz ein, der ihm schon früher zugewiesen wurde.

Wenn uns damals nicht der Ernst des Augenblicks so eindringlich bewusst gewesen wäre, dann hätte es sicherlich nicht wenig Gelächter unter uns gegeben, als Jumbo Courtney als einziger sein Boot zum Kentern brachte und dabei sein Gepäck verlor. Die überaus stramme Besatzung war ausser sich über diesen Vorfall, der just im allerkritischsten Moment geschehen musste.

Wenige Minuten später aber war alles in bester Ordnung und

wir näherten uns in V-Form der Küste. Voran im ersten Boot sassen Julius Holmes und Livingstone. Wir, die wir in den übrigen drei Booten waren, hielten uns etwa 180 Meter zurück, bis wir über die leichte Brandung hinweg, das vereinbarte Signal – ein Morse-k – in der Dunkelheit aufblitzen sahen, zum Zeichen, dass das erste Boot das Ufer erreicht hatte. Nun folgten unsere Boote. Die Brandung machte uns nicht sonderlich zu schaffen. Kaum, dass wir ein paar Spritzer abbekamen. Dann hatten auch wir die Küste erreicht.

Weit und breit rührte und regte sich nichts auf dem verödeten Strand. Wenn es bei dieser nächtlichen Ankunft irgendeine Gefahr gab, dann war sie uns jedenfalls unbekannt.

Ein wenig seitwärts von der Stelle, an der wir an Land gegangen waren, hob sich das Ufer zu einer steilen Böschung. Im Dunkel der Nacht richtete sie sich schwarz und anscheinend kahl vor uns auf. Sicherlich bot sie uns eine gute Deckung. Wir nahmen daher Boote und Gepäck auf unsere Schultern und eilten auf sie zu. Näherkommend entdeckten wir, dass dieser Teil des Ufers mit allerlei Gebüsch und knorrigen Ölbäumen bewachsen war. Wir wollten uns eben inmitten dieser Vegetation niederlassen, als wenige Schritte vor uns Gestalten aus dem Dunkel auftauchten und eine mir bekannte Stimme uns zurief:

«Willkommen in Nordafrika!»

Es war Murphy mit seinen französischen Begleitern. Keiner von ihnen benützte ein Licht.

Ich hatte mir für diesen Augenblick schon lange vorher so etwas wie eine Rede zurechtgelegt. Und noch dazu in französischer Sprache! Aber nun, da es so weit gekommen war, dachte ich nicht im Geringsten daran. Ich verschnaufte nur einmal tüchtig von der Anstrengung, die uns allen das Klettern über das steile Ufer mit den Booten und all unserem Gepäck verursacht hatte und sagte:

«Ich bin verdammt froh, dass wir es geschafft haben!»

Dann setzten wir gemeinsam unsere Kletterei über den Rest der Böschung und anschliessend über einen steinigen Pfad fort, bis wir unser Ziel, das Haus, erreichten. Es war ein typisches Landhaus, wie man es in den französischen Kolonien allgemein zu sehen bekommt. Das Dach war mit roten Ziegeln gedeckt und eine weisse Steinmauer umschloss einen ziemlich geräumigen Hof. Keine dreissig Meter entfernt lief die Landstrasse nach Algier vorüber. Der Besitzer des Hauses, M. Teissier, hatte seine arabische Dienerschaft fortgeschickt, damit unsere Zusammenkunft völlig ungestört und ohne Zeugen stattfinden konnte.

Teissier war ein wohlhabender Landmann. Als ich ihn damals das erstemal sah, machte er mir eher den Eindruck eines verwahrlosten Franzosen, der aus erschreckten Augen um sich blickte. Er war indessen ein rechter Patriot und setzte sein Leben aufs Spiel, indem er uns sein Haus überliess. Zu einer späteren Zeit war ich ihm behilflich, in die französische Armee aufgenommen zu werden und er leistete mir im Hauptquartier der Fünften Armee als Verbindungsmann während des ganzen italienischen Feldzuges gute Dienste.

Gemessen an den Verhältnissen, wie wir sie an unseren Landleuten gewohnt waren, machte das Haus einen äusserst vernachlässigten Eindruck. Jedenfalls wäre es unter normalen Umständen niemals zum Sitz einer Konferenz – von welcher Art immer – gewählt worden.

Als wir dort ankamen, waren General Mast und seine Begleitung noch nicht ein getroffen. Ihre Ankunft wurde, wie man uns mitteilte, nicht vor 5 Uhr morgens erwartet, da sie im Auto von Algier bis hierher eine Wegstrecke von 60 Meilen zurückzulegen hatten.

Ich wies die uns begleitenden Männer aus dem Unterseeboot an, die Faltboote in einem an der Hofseite des Hauses ebenerdig gelegenen Raum zu verstauen und die dazu führende Tür zu versperren. Ausserdem sah ich mich veranlasst, die Briten zu bitten, sich von nun an abseits von uns zu halten. Dies tat ich deshalb, weil die Franzosen grossen Nachdruck darauf gelegt hatten, dass bei dieser Zusammenkunft ausschliesslich Amerikaner auf unserer Seite gegenwärtig sein sollten. Sie hegten noch immer alles eher als freundschaftliche Gefühle gegen die Briten, seitdem es zu den Flottenangriffen bei Dakar und Mers el Kébir gekommen war.

Teissier führte mich in ein Schlafgemach, das im oberen Stockwerk lag. Darin befand sich ein nicht eben einladend anmutendes Bett. Aber ich war so müde, dass alle Bedenken, es zu benützen, dahinschwanden, sobald ich es nur sah. Ich schlief darin auch ausgezeichnet, bis man mich etwas vor 5 Uhr weckte. General Mast war angekommen.

Der General sprach nur wenig Englisch. Trotzdem redete er mich in dieser Sprache mit dem Gruss an:

«Willkommen in meinem Lande!»

Als wir nachher ins Gespräch kamen, teilte er mir gleich anfangs mit, dass er früher einmal Militärattaché in Tokio gewesen sei und bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft eines amerikanischen



Eine Italienerin wäscht während eines Panzerangriffes auf deutsche Stellungen ihre Wäsche



Blick von der «Gustav-Linie» oberhalb Cassinos entlang der Route Nr. 6 (vorne der Monte Trocchio, im Hintergrund Monte Lungo u. Monte Camino)





Nach der Einnahme Roms fährt General Clark durch die Strassen der Stadt (am Rücksitz Generalmajor Alfred M. Gruenther und Generalmajor Harry H. Johnson)

Obersten, namens William C. Crane, gemacht habe. Hierbei sprach er den Wunsch aus, diesen Offizier als Verbindungsoffizier zu erhalten, was sich später auch bewerkstelligen liess.

Murphy, General Mast und ich assen gemeinsam in einem Wohnzimmer des Hauses ein typisches französisches «petit déjeuner», bestehend aus Kaffee, Brot, Jam und Sardinen. Während dieses Frühstücks unterhielten wir uns über die strategische Lage in Nordafrika. Bei diesem Gespräch musste ich darauf bedacht sein, auch mit keiner Silbe etwas von den Umständen zu erwähnen, die sich auf die Aktion «Fackel» in ihrer nunmehrigen Ausdehnung bezogen. Ich durfte auch nichts darüber verlauten lassen, warum die Amerikaner Nordafrika als den Schauplatz ihrer ersten Offensive in diesem Krieg gewählt hatten.

General Mast legte in all dem, was er sprach, eine Aufrichtigkeit an den Tag, die auf mich grossen Eindruck machte. Er erklärte, sich vollständig zu unserer Verfügung zu stellen und jede Operation von unserer Seite nach Kräften zu unterstützen, obwohl er durchblicken liess, dass sie für ihn nur eine Hoffnung war. Bevor wir unsere beiden Stäbe zur Teilnahme an unserer Besprechung in das Zimmer treten liessen, richtete ich an den General die Frage: «Wie würden Sie sich eine Landung alliierter Truppen vorstellen?»

Aus den Worten, mit welchen der General meine Frage beantwortete, entnahm ich zu meiner Befriedigung, dass der Plan, den er entwickelte, dem unseren ziemlich nahe kam. Nur dass er für seine Operationen Südfrankreich als Brückenkopf ausersehen hatte. Dies aber war, wie ich längst wusste, unmöglich.

Als dann in der Zukunft die Dinge in Fluss kamen, sollte es sich zeigen, dass General Mast alle die Versprechungen einlöste, die er mir damals machte. Das persönliche Risiko, das er auf sich nahm, indem er mit seinen französischen Truppen an der algerischen Küste unsere Sache unterstützte, war zu jenem Zeitpunkt sehr beträchtlich. Ich hatte das Vergnügen, in ihm einen grossen französischen Patrioten kennenzulernen.

Etwa um 9 Uhr vormittags war es so weit, dass unsere Stäbe rund um den Esstisch Platz nahmen und eine freie Erörterung der Lage einsetzte. Dabei musste ich ständig auf der Hut sein, keine Äusserung zu machen, aus der man hätte auf die Dinge schliessen können, die mit unserer Aktion «Fackel» zusammenhingen. Dies war keine so leichte Aufgabe.

Mast richtete an uns die Anfrage, wie gross das Truppenkontingent sei, mit dem Amerika in der Lage wäre, sich an dem geplanten

Unternehmen zu beteiligen. Ich setzte eine undurchdringliche Miene auf und erklärte, dass hierfür etwa eine halbe Million Männer in Betracht kämen. Ausserdem würden wir, fügte ich hinzu 2.000 Flugzeuge und eine entsprechende Anzahl Einheiten unserer Kriegsflotte bereitstellen. Meine Mitteilung verfehlte nicht, auf Mast Eindruck zu machen. Später waren es dann tatsächlich nur 112.000 Amerikaner und Briten zusammengenommen, die wir bei dem ersten Landungsunternehmen auf afrikanischem Boden absetzten.

Der General schlug im Laufe der Diskussion vor, Giraud so bald als möglich in einem amerikanischen Unterseeboot nach Nordafrika zu bringen.

Im Übrigen empfing ich den Eindruck, dass keiner der Franzosen Genaueres von dem wusste, was wir in Wahrheit hinsichtlich der nordafrikanischen Küste vorbereiteten. Obwohl sie ahnten, dass irgendetwas in der Luft lag, waren ihnen nähere Umstände bisher doch verborgen geblieben. Später gestand mir Mast, dass dies sich wirklich so verhielt.

Was der General am meisten fürchtete, war ein Angriff der Deutschen auf Nordafrika.

«Wenn es dazu kommt», liess er sich vernehmen, «dann werden wir kämpfen, einerlei, wie schlecht es auch um unsere Ausrüstung bestellt sein mag.»

Er schien fest davon überzeugt zu sein, dass die französischen Truppen ihm und Giraud blind gehorchen würden. Lediglich bei der französischen Kriegsflotte müsste mit Widerstand gerechnet werden.

Während unsere Besprechungen ihren Fortgang nahmen, hielten Offiziere aus dem Stab des Generals Wache an den Fenstern. Von Zeit zu Zeit begaben sie sich in den Hof hinab und patrouillierten dort und in den Gartenanlagen ausserhalb des Gebäudes auf und ab. Aber nichts Verdächtiges zeigte sich ihren wachsamen Augen. Um die Essenszeit bereitete Teissier ein Huhn in einer arabischen Sauce zu. Dies servierte er uns mit Rotwein und einigen Orangen. Noch bevor wir das Mahl einnahmen, verabschiedete sich General Mast von uns, den seine Kommandeurgeschäfte zu seiner algerischen Division zurückriefen.

Vor dem Frühstück wollte ich etwas Bewegung machen und begab mich in den Hof. Ich sagte einem der französischen Wächter, ich würde mich gerne umsehen, wie es in der Umgebung des Hauses aussehe. Er erbot sich, die Uniform mit mir zu tauschen. Ich zog seine französische Uniform an und liess meine Kopfbedeckung zurück, während ich ausserhalb der Mauern herumspazierte, mit dem

Ausblick auf die Heeresstrasse. Zum Glück kam während meines Spazierganges um den Garten kein Wagen vorbei.

Im Laufe des frühen Nachmittags machten sich die Stäbe an die Spezialaufgaben, die sich aus unserer Diskussion ergeben hatten. Die Franzosen zeigten sich in der schriftlichen Niederlegung alles dessen, was dabei erörtert wurde, aussergewöhnlich behende. Ihre Arbeit sollte uns später gute Dienste leisten. Sie machten uns Angaben über die Stärke der Truppen und Flotteneinheiten, wo die Vorräte der Armee, Benzin und Munition mit inbegriffen, lagerten. Sie bezeichneten uns auch die Flugplätze, auf welchen wir mit Widerstand in besonderem Masse zu rechnen hatten. Aber auch Plätze, die von Fallschirmtruppen angefliegen werden konnten.

Als wir die P-219 etwas nach Mitternacht verliessen, hatte ich Leutnant Jewell meine Absicht mitgeteilt, noch am Abend desselben Tages zu ihm zurückzukehren. Nun aber, da die Arbeiten der beiden Stäbe sich in zunehmendem Masse zu häufen begannen, sah ich die Ausführung meines Vorhabens ernstlich gefährdet. Zudem bemerkte ich, als ich einmal ans Fenster des Zimmers trat und auf das Meer hinausblickte, dass die Wogen der Brandung weisse Schaumkronen trugen und höher als am Morgen gingen. Eine leichte Brise, die landeinwärts strich, verwandelte sich allmählich in einen steifen Wind. Ich hörte es auch an dem lustigen Geklapper der Flügel einer Windmühle, die in der Nähe des Hauses stand.

Die erste Hälfte des Nachmittags war bereits um, als in dem Wohnzimmer, in dem wir noch immer arbeitend beisammensassen, das Telefon läutete. Teissier hob den Hörer ab, horchte aber nur einige Augenblicke lang, um uns sofort mit gellender Stimme zuzurufen:

«Die Polizei wird in wenigen Minuten hierherkommen!»

Kaum hatte er seine Warnung zu Ende gesprochen, so flogen auch schon die Franzosen von ihren Sitzen auf und nach allen Richtungen auseinander. Einige wechselten ihre Uniformen gegen Zivilkleider mit einer Geschwindigkeit aus, wie ich sie bis dahin nur an Verwandlungskünstlern in Variétés bewundern konnte. Bevor ich selbst noch recht wusste, was zu tun sei, flitzte einer der Offiziere aus dem Stab General Masts an mir vorbei aus dem Zimmer ins Freie. Einen Augenblick später sah ich ihn auch schon in seinen Wagen springen und in der Richtung nach Algier fahren. Die übrigen Franzosen nahmen sich erst gar keine Zeit, das Zimmer durch die Tür und über die Treppe zu verlassen. Sie öffneten kurzerhand die Fenster und sprangen durch sie in den Hof hinunter. Von



dort liefen sie wie besessen quer über die Strasse, dem Strand zu, wo sie im Buschwerk verschwanden.

Ich will nicht den Eindruck erwecken, als wollte ich mit dieser Schilderung die Franzosen tadeln. Es war mir nur zu wohl bekannt, dass ihr Leben an einem Faden hing, wenn man sie erwischt hätte.

Als sich der erste Trubel gelegt und die meisten Franzosen sich in Sicherheit gebracht hatten, blieben nur mehr ein französischer Offizier, unser Gastgeber Teissier, Murphy, Ridgeway Knight, dessen Mitarbeiter und ich im Hause zurück. Ich fühlte mich ziemlich verlassen. In der ersten Aufregung war mir auch nicht ganz klar, wo wir uns am besten vor der Polizei verstecken konnten. Im Hause hielt ich es am wenigsten geraten zu bleiben. Es fiel mir ein, dass die Männer von der P-219 unten im Erdgeschoss schliefen. Rasch warf ich noch einen Blick im Zimmer umher, ob nicht irgend ein verdächtiges Schriftstück liegengeblieben war. Dann stürzte ich die Treppe hinunter in den Hof. An der Tür, hinter der ich die Männer mit den Booten wusste, blieb ich stehen. Mit ein paar Worten wussten die drinnen, was es geschlagen hatte.

«Wo sollen wir hin?» verlangten sie zu wissen.

«Nehmt die Boote und macht, dass ihr hinunter zum Strand kommt. Dort versteckt euch unter den Bäumen und im Gestrüpp. Aber macht schnell!»

Es war jedoch schon zu spät! Gerade nur einem einzigen unter ihnen gelang es, das Versteck zu erreichen, das ich bezeichnet hatte. Es war zum Glück der Mann, der unser Funkgerät trug. Er konnte dann auch Verbindung mit Leutnant Jewell aufnehmen und ihm mitteilen, in welche Patsche wir geraten waren. Die übrigen Männer konnte Teissier eben noch an der Tür zurückhalten und wieder in ihr Versteck zurückdrängen. Als er den Schlüssel umgedreht und zu sich gesteckt hatte, stand das Polizeiauto bereits draussen auf der Strasse.

«Wo können wir uns verbergen?» brachte ich nun schon etwas nervös geworden heraus.

Teissier riss, ohne ein Wort zu sagen, eine Falltür inmitten des Hofes auf und schob uns durch die schmale Öffnung über ein paar Steinstufen hinab, die in einen Weinkeller führten. Dann schlug die Tür über uns zu. Wir hatten unsere Taschen bei uns, die die schriftlichen Aufzeichnungen unserer so jäh unterbrochenen Sitzung und einige andere Dokumente enthielten. Wenn man sie bei uns fand, waren wir eklig in der Tinte.

Ausser Teissier und seinem französischen Kameraden waren

Murphy und Knight im Hause geblieben, ohne sich zu verstecken.

In dem kleinen Keller herrschte pechschwarze Finsternis. Aber es drang jedes Wort, jedes Geräusch zu uns herab, das oben laut wurde. Es war eisernes Gebot, uns selbst mäuschenstill zu verhalten, wenn wir uns nicht verraten wollten.

Teissier, Murphy und die beiden anderen führten über uns im Hofe ein Schauspiel auf, das mir für die gegenwärtige Situation gut gewählt schien. Sie hantierten geräuschvoll mit Weinflaschen herum, sangen ein Stück aus einem Lied oder riefen sich übermütige Scherzworte zu.

Es stellte sich heraus, dass die arabischen Diener Verdacht geschöpft hatten, als ihr Herr sie aus dem Hause geschickt hatte. Als sie nachher gar Fussspuren im Sande am Ufer entdeckten, waren sie zur Polizei gelaufen.

Murphy legitimierte sich als amerikanischer Konsul in Algier. Er erklärte kühn, dass man im Begriffe sei, eine kleine Gesellschaft zu geben, und dass sich in den im Stock befindlichen Räumen des Hauses Frauen aufhielten. Er drang deswegen in die Leute von der Polizei, ihm keine Ungelegenheiten zu bereiten. Wir hörten dann die Schritte der Männer, die das Haus durchsuchten, in alle Winkel krochen und Möbelstücke von den Wänden rückten. Jedesmal, wenn sie sich der Falltür über unserem Versteck näherten, klopfen sieben Herzen bis in die Häuse hinauf.

Ich kniete auf der untersten Stufe des Kellers und hielt einen Karabiner schussfertig in Händen. Sollte einer der Männer die Falltür öffnen, dann würde ich mir mit der Waffe in der Hand freien Ausgang erzwingen. Schiessen würde ich nur im Notfalle. Ich flüsterte meinen Gefährten zu, auch ihrerseits keinen Schuss abzugeben, solange ich selbst es nicht tat. Wenn es uns auch gelange ungeschoren von hier wegzukommen, so konnte es doch Stunden dauern, bis wir durch die starke Brandung unser Unterseeboot erreichten. Es erschien mir daher von grösster Wichtigkeit, alles zu vermeiden, was uns die Polizei auf den Hals hetzen konnte.

Während unser Schicksal auf diese Weise von jeder Minute abhing, wurde der bedauernswerte Courtney, den heute schon einmal das Pech mit dem gekenterten Boot verfolgt hatte, von einem Hustenanfall gereizt. Er sass stöhnend und würgend neben mir und schien förmlich Qualen auszustehen. Schliesslich stiess er im Flüsterton hervor: «General, ich fürchte, ich werde ersticken.»

«Ich fürchte, es kommt zu Schlimmerem, als das sein könnte», antwortete ich ungerührt. Gleichzeitig schob ich ihm ein grosses Stück

Kaugummi in den Mund, den ich schon selbst bearbeitet hatte. Das half und brachte uns alle an der Katastrophe vorbei. Später fragte sie mich verwundert: «Wie kommt es, dass der amerikanische Kaugummi so geschmacklos ist?»

«Das kommt daher», antwortete ich ihm, «weil ich aus dem Stück, das ich Ihnen gab, schon allen Geschmack herausgesogen hatte.»

Die Polizei hielt sich eine volle halbe Stunde in dem Gebäude auf. Schliesslich entschlossen sie sich, in die Stadt zurückzukehren, um von ihrem Chef weitere Weisungen einzuholen. Bevor die Männer ihren Wagen bestiegen, sagten sie Teissier, dass sie zwar nichts Verdächtiges gefunden, aber noch immer Verdacht hätten.

Endlich war es über uns ruhig geworden. Trotzdem wagten wir nicht, uns zu rühren, bis Murphy die Falltür öffnete und zu uns hinunterrief:

«Ich bin es, Bob. Sie sind fort. Aber sie werden bestimmt wiederkommen. «

«Wie lange werden sie ausbleiben?» fragte ich.

«Nun, es kann schpn eine Weile dauern», lautete die Antwort.

«Aber es ist besser, ihr geht gleich aus dem Haus.»

Wir beluden uns mit den Booten und unserem Gepäck und machten uns auf den Weg zum Strand. Dort hielten wir uns unter Sträuchern versteckt.

Hauptmann Livingstone konnte mit unserem Sender Verbindung mit dem Unterseeboot herstellen und berichten, dass wir in einer schwierigen Lage wären. Wir erfuhren später, dass man um uns sehr besorgt war.

Als es dunkel wurde, konnten wir uns näher an das Meer heranzuwagen. Leider mussten wir dabei feststellen, dass es hohe Wellen warf, die wir mit unseren zerbrechlichen Fahrzeugen nicht zu bewältigen hoffen durften.

Ich glaube, dass unser Verweilen am Strand Teissier und den anderen Franzosen arg auf die Nerven gehen musste. Sie hatten eine schreckliche Verantwortung auf sich genommen, indem sie uns zu dieser Zusammenkunft einluden. Sie wünschten daher nichts sehnlicher, als ihre Gäste so bald als möglich wieder loszuwerden.

Die wild bewegte Oberfläche der See schreckte uns Unkundige nicht wenig. Trotzdem, fand ich, musste ein Versuch unternommen werden. Andernfalls riskierten wir schliesslich, das ganze Unternehmen in Gefahr zu bringen. Ich entschloss mich, mit Courtney das Experiment zu wagen. Da ich voraussah, ordentlich durchnässt zu

werden, zog ich meine Bluse aus und krepelte meine Hose bis zu den Knien empor. Das Wasser war empfindlich kalt. Wir paddelten uns gegen die Brandung vorwärts, aber als uns die erste grössere Welle erreichte, kippte unser Boot um und wir lagen im Wasser. Wir hatten Mühe, bei dem Wellengang wieder ins Boot zu gelangen. Bei der Anstrengung, die uns dies verursachte, verlor ich meine Hose und mit ihr einige hundert Dollar in Goldstücken. Erschöpft und niedergeschlagen kamen wir wieder ans Ufer zurück.

Dieser kläglich abgelaufene Versuch überzeugte uns von der Unmöglichkeit, unter den gegenwärtigen Umständen die P-219, unsere einzige Zuflucht, zu erreichen. Wir kehrten daher zu der von Sträuchern und Bäumen bewachsenen Uferböschung zurück, wo wir vorsorglich nach allen Richtungen Posten aufstellten, bevor wir uns niederliessen. Nach einer Weile tauchte Teissier bei uns auf und berichtete, dass sich in seinem Hause bis zur Stunde niemand mehr gezeigt habe.

Später schickten wir einen Franzosen nach Cherchel. Wir hatten ihm einige Goldstücke mitgegeben und er sollte versuchen, ein Fischerboot zu kaufen oder zu mieten, das uns zu Leutnant Jewell brachte. Aber der Mann kehrte unverrichteter Dinge zurück. Die Fischer wollten, auch für noch so viel Gold, mit einer solchen Sache nichts zu tun haben.

Es war verständlich, dass wir in unserer Lage nach einem anderen Ausweg aus der Klemme suchten, in der wir sassen. Jemand schlug vor, uns falsche Papiere zu verschaffen und den Versuch zu unternehmen, per Auto nach Spanisch-Marokko zu kommen. Ich sprach mich jedoch dagegen aus, da ich eine solche Reise auf dem Landweg für zu riskant hielt.

Unsere Funkverbindung mit Leutnant Jewell funktionierte klaglos. Das Unterseeboot lag nur etwa eine dreiviertel Meile vor uns, fast unmittelbar hinter der Brandung. Das war verdammt nahe dem Ufer und bedeutete ein hohes Risiko. Jewell war allerdings ein Bursche, dem man etwas zutrauen durfte.

Es war Mitternacht. Teissier war wiederholt zu uns gekommen. Noch immer hatte sich kein Polizist bei ihm sehen lassen. Da ich durchnässt und mangelhaft bekleidet war, froh ich. Ausserdem waren wir alle hungrig. Seit Teissiers improvisiertem Imbiss hatten wir nichts zu uns genommen. Kurz entschlossen machte ich mich auf den Weg nach dem Landhaus, um etwas Lebensmittel und womöglich eine warme Wolljacke aufzutreiben.

Teissier war aufs Äusserste bestürzt, als er mich sein Haus

betreten sah. Aber er gab mir Brot und eine Flasche Wein, überdies eine Hose für mich, denn er sah, dass ich ohne dieses wichtige Kleidungsstück vor ihm stand, und zwei Wolljacken. Hose und Jacke zog ich sofort an. Es war natürlich alles viel zu eng für mich. Dann drängte Teissier mich hastig zur Tür hinaus. Es war auch wirklich höchste Zeit, denn gerade in diesem Augenblick knirschten die Bremsen eines Wagens auf der Landstrasse.

Der Franzose gebärdete sich vor Angst wie ein Wahnsinniger.

«Um Gottes willen, beeilen Sie sich, von hier wegzukommen», rief er mir zu.

Barfuss wie ich war, übersprang ich die Einfriedungsmauer und lief auf einem kleinen Umweg, um von dem auf der Strasse stehenden Fahrzeug aus nicht bemerkt zu werden, zum Strand hinab. Dort tappte ich durch das nachtdunkle Gehölz, wobei mich meine nackten Füße nicht wenig schmerzten, bis zu meinen Gefährten. Um diese Zeit war es etwa halb zwei Uhr nachts. Captain Wright hatte während meiner Abwesenheit eine eingehende Besichtigung des Ufers vorgenommen, um zu sehen, ob es eine Stelle gab, an der die Brandung weniger heftig war. Diese Mühe war allerdings vergeblich.

Von der P-219 erhielten wir die Funkmeldung, dass sie an Bord Gefahr liefen, die Orientierung zu verlieren, da in Teissiers Haus kein Licht mehr zu sehen war. Etwas später nahmen unsere Posten wahr, dass sich der Wagen, der Teissier so sehr erschreckt und mich in die Flucht geschlagen hatte, wieder in Richtung Algier in Bewegung setzte. Daraufhin sandte ich dem Franzosen Nachricht, er möge dafür sorgen, dass in seinem Hause wieder Licht brannte. In seiner Bestürzung über die neuerliche Ankunft der Polizei hatte er das Licht ausgelöscht.

Nun blieben wir an die zwei Stunden untätig in unserem Versteck liegen. Dann aber – es mochte gegen halb vier Uhr morgens sein – hielt ich es nicht mehr länger aus.

«Versuchen wir es noch einmal!» sagte ich zu Jerry Wright. «Vielleicht gelingt es uns dieses Mal.»

Um 4 Uhr kamen Knight, Murphy und Teissier zu uns heraus. Sie halfen, unser Boot bis an die ersten Brecher heranzubringen. Wir hatten uns alle vollkommen entkleidet. Kleidungsstücke und unser gesamtes Gepäck lagen im Boot, das wir, teils watend, teils schwimmend, vor uns hertrieben. Den ersten Wogenkamm passierten wir, ohne Schaden zu nehmen, und ich atmete erleichtert auf. Dann aber kam die nächste Woge auf uns zu. Sie zeichnete sich in

der Dunkelheit nur undeutlich ab, war aber gewiss von der Höhe eines mittelgrossen Hauses. Ich und mein Begleiter fanden eben noch Zeit, uns in das Boot zu schwingen, dann wurden wir, so schien es uns wenigstens, turmhoch emporgetragen und landeten – Gottlob! – auf der anderen Seite in ruhigem Wasser. Dass bei dieser luftigen Tour alle Sachen, die wir im Boot hatten, gründlich durchnässt wurden, musste als das geringste Übel wohl in Kauf genommen werden. Hinterher schien es uns eine Ewigkeit gedauert zu haben, bis wir durch unausgesetztes Paddeln eine solche Strecke vorwärtsgekommen waren, dass wir die Umriss der P-219 vor uns auftauchen sahen.

Nach und nach folgten uns auch die übrigen Boote. Holmes' Boot war das letzte. Die anderen waren weniger glimpflich davongekommen als wir, denn ihre Boote waren sämtlich gekentert.

Als Holmes' Boot die P-219 erreicht hatte, wurde es im letzten Augenblick von einer kräftigen Woge an die Stahlwand des Unterseebootes geworfen. Dabei ging das Holzrahmenwerk des schwachen Fahrzeuges in Trümmer. Oberst Holmes konnte sich gerade noch mit einem Sprung auf das Deck der P-219 retten, dann füllte sich das Faltboot im Nu mit Wasser und verschwand in den Wellen. Leider verschwand mit ihm auch eine Tasche mit Papieren, die sich darin befunden hatte.

Ein Faltboot besitzt an jedem Ende eine Luftblase oder Lufttasche, die es, auch wenn es nur mehr ein Wrack ist, schwimmend erhält. Der Verlust dieses Bootes ging mir daher sehr gegen den Strich, da die Gefahr bestand, dass man es in der Nähe des Ufers auffischte. Dadurch aber hätte die Polizei einen Fingerzeig erhalten, der sowohl für unser Unternehmen als auch für unsere Freunde an der Küste die übelsten Folgen haben konnte. Zu allem Unglück hatte sich gerade in diesem verlorengegangenen Boot die Tasche mit den Geheimbriefen Murphys befunden, die dieser Holmes zur Übergabe an britische Dienststellen ausgehändigt hatte. Dadurch lief nun auch Murphy Gefahr, kompromittiert zu werden. Die Besorgnis über alle diese Eventualitäten drückte meine gehobene Stimmung, die ich darüber empfand, dass der heikelste Teil meiner Mission hinter mir lag, leider sehr empfindlich.

Ich wollte noch an Deck bleiben, in der Hoffnung, das verlorene Boot irgendwo auftauchen zu sehen. Aber Leutnant Jewell wollte davon nichts mehr wissen. Schon zeigten sich am Himmel die ersten Anzeichen des anbrechenden Tages und es war für die P-219 an der Zeit, unter Wasser zu tauchen.

Als wir uns in das Innere des Schiffes hinabgegeben hatten, machte sich bei uns allen die Erschöpfung von den ausgestandenen Strapazen bemerkbar. Zudem waren wir alle ausgiebig nass geworden. Ich wandte mich daher an Leutnant Jewell mit der Frage: «Ich habe einmal gehört, dass es an Bord jedes britischen Kriegsschiffes einen Vorrat von Schnaps gibt? Oder besteht darin für Unterseeboote eine Ausnahme?»

«Nein, was Sie vermuten, ist schon richtig, General», antwortete der Gefragte. «Nur gilt für Unterseeboote die Bestimmung, dass dieser Vorrat einzig und allein im Notfall angegriffen werden darf.»

«Schön», erwiderte ich. «Ein solcher Notfall scheint mir gegenwärtig gegeben. Wie wäre es mit einer doppelten Schnapsration für alle an Bord Ihres Schiffes?»

«O. K., General», sagte der Leutnant. «Es handelt sich dann lediglich darum, dass der Befehl zur Ausgabe von einem Offizier unterzeichnet wird, der in einem genügend hohen Rang steht.»

«Meinen Sie, dass mein Rang für eine solche Unterschrift genügt?»

Jewell schien dieser Meinung zu sein. Er legte mir ein Formular vor, das den Befehl zur Ausgabe einer Doppelration Schnaps an Besatzung und Passagiere der P-219 enthielt, den ich unterschrieb.

Als der Tag kam, liess mich der Gedanke an das verlorene Boot nicht mehr zur Ruhe kommen. Ich fühlte die Notwendigkeit, Murphy auf dem Wege über General Eisenhower Nachricht von dem Geschehenen zu geben. Trotz Leutnant Jewells berechtigter Einwände tauchte die «Seraph» bei hellem Tageslicht an die Oberfläche und wir schickten unseren kodifizierten Funkspruch in den Äther. Ich erwähnte darin den Verlust, der uns betroffen, und bat Murphy dringend, in der Nähe der Küste sorgfältig Nachschau halten zu lassen. Aber weder das Boot noch die Tasche mit den Schriftstücken wurden je gefunden. Was allein zum Vorschein kam, waren meine Hose und ein leichter Regenmantel.

Während der ganzen folgenden Nacht machten wir rasche Fahrt ober Wasser. Ebenso am 24. Oktober. An diesem Tage funkte ich nach Gibraltar und bat um eines der Wasserflugzeuge, die mir Churchill zugesagt hatte. Am Nachmittag desselben Tages war das Erbetene zur Stelle. Noch einmal traten die Faltboote auf kurze Entfernung in Funktion. Dann hielten wir direkten Kurs auf Gibraltar. Vom Deck der «Seraph» klang zum Abschied das dreifache Hurra des Leutnants Jewell und seiner tapferen Mannschaft zu uns herüber.

Uns voraus eilte der Funkspruch, den ich an General Eisenhower gerichtet hatte. Er hatte folgenden Wortlaut:

*«Kurze Zusammenfassung der Vorkommnisse bis zum heutigen Tag. Details bei unserer Ankunft. Notwendigkeit, auf vereinbartem Punkt unter Wasser liegen zu bleiben und auf Signal zur Landung zu warten, da von MCGOWEN (Murphy) hinsichtlich genauen Zeitpunktes noch keine Nachricht. Nachdem diese eingetroffen und Wetter günstig, Landung in vier Booten ungefähr um Mitternacht des 21. zum 22. Konferenz mit General Mast, der General Giraud vertritt, und dessen fünf Stabsoffizieren abgehalten. Konferenzbeginn um 07.00 Uhr. Diskussion auf den von Ihnen geforderten Grundlagen gestaltet sich befriedigend. Mast setzt sich heute mit Giraud in Verbindung. Es steht zu erwarten, dass Giraud seine Entscheidung bis Dienstag trifft. Annahme, dass diese Entscheidung für uns günstig ausfällt, erscheint gerechtfertigt, da Mast von meinen Angaben über den Umfang der zu gewärtigenden amerikanischen Unterstützung sehr beeindruckt. Alle sonstigen Fragen befriedigend geklärt, mit Ausnahme derjenigen, zu welchem Zeitpunkt die Franzosen das Oberkommando übernehmen würden. Meinen Standpunkt hierzu Mast zur Weiterleitung an Giraud dargelegt, unter ausdrücklichem Vorbehalt Ihrer nachträglichen Sanktion. Befinde mich nunmehr im Besitz ausserordentlich wichtiger Daten für unsere Aktion, die sogleich nach meiner Rückkehr per Funk an die hierfür zuständigen Kommandeure weitergeleitet werden sollen. Unsere Operationspläne sind gut fundiert, wie Diskussion bewies. Die Notwendigkeit, auf die Besetzung von Tunis durch Luftlandetruppen vorbereitet zu sein, wurde vollauf bestätigt. Es ist zu erwarten, dass die Hauptmasse der französischen Armee und Luftstreitkräfte nur wenig Widerstand entgegensetzt, einerlei ob Giraud das Kommando führt oder nicht. Während der Beratung Mast das Versprechen abgegeben zur Lieferung von 2.000 Handfeuerwaffen samt Munition per Unterseeboot so bald als möglich. Lieferort: unser diesmaliger Treffpunkt. Ferner versprochen, Unterseeboot zur Verfügung zu stellen, das Giraud von Frankreich nach Nordafrika bringt. Franzosen bestehen auf amerikanischem Unterseeboot für diesen Zweck. Anfänglicher Widerstand bei französischer Flotte und Küstenschutz zu gewärtigen. Widerstand wird, wie verlautet, fallen gelassen werden, wenn wir landen. Fortsetzung der Konferenz über Detailfragen bis in den Nachmittag. Plötzlicher Abbruch derselben durch Auftauchen einer motorisierten Polizeistreife. Während die Franzosen nach allen Richtungen die Flucht ergreifen, bleiben wir in einem*



*leeren – ich wiederhole: leeren – Weinkeller des Hauses verborgen. Nach Abzug der Polizei verstecken wir uns auf bewachsenem Ufergelände. Brandung und hoher Wellengang zwingen uns zuzuwarten, bis Einschiffung möglich. Nach erstem vergeblichem Versuch zweiter Versuch am 23. um 04.30 Uhr wiederholt. Alle Boote erreichen ihr Ziel, nur eines geht im letzten Augenblick verloren. Ausser kurzem Auftauchen der P-219 zur Abgabe eines Funkspruches nach Gibraltar Fahrt unter Wasser während der Tagesstunden des 23. Da in den Morgenstunden des 24. See ruhig, um Entsendung eines Wasserflugzeuges gebeten, damit Rückkehr in kürzester Zeit möglich. Ort und Stunde meiner Ankunft in England wird rechtzeitig gefunkt werden. Schluss.»*

In Gibraltar erwarteten uns eine Reihe Annehmlichkeiten. Keineswegs die Geringsten unter ihnen bildeten die Möglichkeit, ein heisses Bad zu nehmen, und die erwünschte Gelegenheit, den Beweis zu liefern, dass die düsteren Prophezeiungen eines Admirals nicht immer in Erfüllung gehen müssen.

Es war schon spät nachts, als wir in unseren Flugzeugen, Type B-17, den Rückflug nach der britischen Küste antraten. Diesmal war es eine ungemütliche Reise, bei der uns die Kälte ziemlich zusetzte.

Mein erster Weg auf britischem Boden führte mich nach Telegraph Cottage, Ikes Landsitz. Hier erwartete mich dieser gemeinsam mit Bedell Smith. Ich erzählte den beiden die ganze Geschichte meines ersten Besuches an der nordafrikanischen Küste. Ike war von dem, was ich ihm an Ergebnissen berichten konnte, begeistert. Er rief sogleich den britischen Premier an und teilte ihm mit, dass ich wieder im Lande sei. Churchill lud uns alle ein, den Abend bei ihm zu verbringen. Aber ich war zu müde, um die Einladung anzunehmen.

## DIE AFFÄRE DARLAN

### NOVEMBER–DEZEMBER 1942

Die folgenden Tage waren voll Geschäftigkeit. Sie bestand allerdings der Hauptsache nach darin, dass ich meine Geschichte immer wieder zu erzählen hatte. Ich erzählte sie dem König, dem britischen Premierminister und zahllosen Offizieren, die an unserer Aktion beteiligt sein sollten. Kein Wunder, dass diese letzteren zu erfahren wünschten, was ihrer an der nordafrikanischen Küste harrte.

Ein Beispiel hierfür war die Konferenz am folgenden Tag im Büro des Oberbefehlshabers. «Der amerikanische Adler», sagte Eisenhower, indem er den Spitznamen, mit dem mich Churchill öfters ansprach, verwendete, «wird uns alles erzählen.»

Bevor wir uns in unser Hauptquartier auf Gibraltar begaben, lud König Georg General Eisenhower und mich zu einem Besuch im Buckingham Palace ein. Der König hatte den Wunsch ausgesprochen, sich von uns zu verabschieden, bevor wir England verliessen. Natürlich musste ich auch ihm meine Geschichte erzählen. Der britische Souverän zeigte sich übrigens ausserordentlich gut über unsere Aktion «Fackel» informiert. Schon während der Vorstellungszeremonie redete er mich mit den Worten an: «Ich weiss bereits alles über Sie. Sie sind der Mann, der diese fabelhafte Reise nach Nordafrika unternahm. Haben Sie nicht auch Ihre Hose verloren, als Sie dort unten strandeten?»

Die Geschichte meiner verlorenen Hose war zu jener Zeit Gegenstand beliebter Scherze in den Kreisen, die von meinem Unternehmen wussten. Der König hatte anscheinend auch meinen Funkbericht an Eisenhower zu Gesicht bekommen, denn er spielte darauf an, als er gesprächsweise zu mir sagte: «Ich fand Ihre Feststellung köstlich, dass Sie gezwungen waren, sich in einem leeren – ich wiederhole: leeren – Weinkeller verstecken zu müssen.»

Auch was König Georg über Giraud und Darlan äusserte, bewies, dass er über alles Bescheid wusste. Er bemerkte, dass niemand

Zutrauen zu Darlan haben könne, dessen verschlagenes Wesen schon in seinem Blick zum Ausdruck komme.

Der König hatte die Freundlichkeit, mich zu meinem Unternehmen zu beglückwünschen, das er als «gelungen» bezeichnete. Als wir uns zurückzogen, lag Bewegung in seiner Stimme, mit der er uns Lebewohl sagte und «Glückliche Reise» wünschte.

Eisenhower hatte eine Auszeichnung für mich vorgeschlagen und aus Washington trafen Funksprüche an mich ein, die Worte freundlicher Anerkennung enthielten. Auch Murphy brachte sich durch ein Kabel in Erinnerung. Er drückte darin das Bedauern der Franzosen aus, dass unser Beisammensein ein so jähes und unerfreuliches Ende gefunden hatte. Gleichzeitig teilte er mir mit, dass meine Hose an den Strand geschwemmt worden sei und dass ich sie bei meiner Rückkehr säuberlich gereinigt und gebügelt wiederfinden würde. So war es dann auch wirklich. Nur dass die Hose durch die Einwirkung des Salzwassers so sehr eingeschrumpft war, dass sie mir kaum mehr über die Knie reichte.

Mittlerweile hatte ich Anstalten treffen lassen, um Giraud aus Südfrankreich nach Afrika zu bringen. In diesem Zusammenhang sandten wir einen Kurier an ihn. Aus der Art, wie der General sich diesem gegenüber im Gespräch äusserte, glaubten wir zu entnehmen, dass er unsere Pläne billigte. Giraud bestand jedoch, nach wie vor, hartnäckig darauf, seine Fahrt von Südfrankreich zur nordafrikanischen Küste in einem amerikanischen Unterseeboot zu machen. Da wir indessen ein solches in den Gewässern des Mittelländischen Meeres nicht zur Verfügung hatten, verfielen wir auf einen anderen Ausweg. Wir übertrugen, rein äusserlich, das Kommando über das britische Unterseeboot P-219 einem amerikanischen Offizier. Dieser Offizier war Captain Wright, der mich nach Algier begleitet hatte. Natürlich besass er so gut wie gar keine Kenntnisse von dem, was ein U-Boot-Kommandant wissen muss. Die P-219 erhielt Befehl, einen bestimmten Punkt vor der südfranzösischen Küste anzusteuern und dort Giraud an Bord zu nehmen.

Dies alles schien weiter keine Schwierigkeiten mehr zu bereiten und wir konnten vor unserer Abreise nach Gibraltar sogar eine Art Ruhepause in unseren Arbeiten einschalten. Da traf am 1. November – eine Woche vor dem Beginn unserer Aktion – Nachricht von Murphy ein, die alle unsere Pläne über den Haufen zu werfen drohte.

Die Nachricht besagte, dass es Giraud, bezeichnet mit dem Code-Wort KINGPIN, unmöglich sei, Frankreich vor dem 20. November zu verlassen, und dass Mast diese Verzögerung befürwortete.

Murphy wollte sich daher an Präsident Roosevelt wenden, um eine zeitliche Verlegung des Invasionsbeginns zu erwirken. Seiner Meinung nach hätte unser Unternehmen, ohne die Garantie einer Unterstützung durch die Franzosen, eine Katastrophe heraufbeschworen. Murphy bedauerte die durch die Umstände notwendig gewordene Verzögerung um etwa zwei Wochen, meinte jedoch, dass die damit verbundenen Unannehmlichkeiten das angedeutete Risiko aufwiegen würden. Ausserdem teilte er mit, Mast hätte sich über einen so frühen Invasionsstermin überrascht gezeigt und wäre fast geneigt, die kurz bemessene Frist wie ein «feindliches Ultimatum» anzusehen.

Obwohl ich gemeinsam mit Murphy in das abenteuerliche Unternehmen in Algier verwickelt war, kannte ich ihn zu jener Zeit doch noch nicht gut genug; ich hielt ihn zwar für einen Mann, der den ihm zugewiesenen Posten wohl auszufüllen verstand, erhielt aber jetzt aus seinem Funkspruch den Eindruck, dass er von militärischen Dingen nicht allzuviel wusste. Später, als ich ihn näher kennenlernen sollte, war ich gezwungen, meine Meinung über Murphy gründlich zu revidieren, denn ich lernte einen Mann von ausserordentlichen Fähigkeiten bewundern, dessen Freundschaft ich auch heute noch hochschätze. Als ich aber damals seine Depesche las, war ich aufgebracht. Ich war sofort entschlossen, nach Washington zu kabeln. Mit langen Schritten ging ich in meinem Büro auf und ab und diktierte folgenden Entwurf:

*«Es ist mir unbegreiflich, wieso Murphy einen Wunsch um Verschiebung des Termins unterstützen kann, da er doch über das Stadium unserer Vorbereitungen genau unterrichtet ist. Es ist mir weiters unverständlich, wieso es zu verstärktem Widerstand der Franzosen kommen könnte, wenn wir diesem Wunsche nicht nachgeben. Wenn es je zu Schwierigkeiten erhöhten Grades kommen sollte, dann könnte nur Mast dafür verantwortlich gemacht werden. Aber ich glaube nicht, dass er sich so weit erniedrigt. Ich empfehle daher, Murphy mitzuteilen, dass seine Anregung in gar keiner Weise in Frage kommen kann und dass die Dinge den von uns vorgesehenen Lauf nehmen werden. An den Terminen wird nicht gerüttelt. Meiner Meinung nach sollte Murphy angewiesen werden, Mast zu sagen, weder die Hölle noch die Nordafrikanische Armee könnten uns an der Durchführung unserer Pläne hindern. Sollte es aber Mast in den Sinn kommen, die vertraulichen Mitteilungen, die er von uns empfangen hat, zu unserem Schaden zu verwenden, dann empfehle ich, ihn darüber nicht im Ungewissen zu lassen, dass es uns an dem*

*Haken nicht fehlen soll, an dem wir ihn aufknüpfen werden, wenn wir an Land gehen.»*

Ich hielt an dieser Stelle mit dem Diktat inne. Dann überlas ich es und fand, dass es der Ausdruck der gereizten Spannung war, in der wir uns damals alle befanden. Das Kabel, das später an Marshall abging, trug unser aller Stimmung, wie ich sie in meinem ersten Entwurf ausgedrückt hatte, zwar Rechnung, bediente sich dabei aber doch einer mehr diplomatischen Ausdrucksweise. Es enthielt überdies den Zusatz, dass das Unterseeboot, das wir für Giraud in den Golf von Lyon dirigiert hatten, sich dort zur Verfügung halten würde, bis wir weitere Nachricht empfangen.

Der nächste Tag sollte der letzte sein, den ich vor unserer Abreise nach Gibraltar in London verbrachte. Wir fühlten uns alle ein wenig erleichtert, als wir an diesem Tag von Mast durch Murphys Anweisungen erhielten, auf welche Weise der Angriff auf Bone am Besten zu bewerkstelligen sei. Murphys Kabel zufolge geschähe dies am vorteilhaftesten im Rücken der Stadt. Befriedigung löste auch die Mitteilung aus, dass Mast ihm ergebene Offiziere in Schlüsselstellungen, hauptsächlich auf Luftlandeplätzen, eingesetzt hatte, um unsere Operationen zu erleichtern. Eine noch bessere Neuigkeit kam uns von Commodore Douglass-Pennant zu, dem Stabschef Admiral Ramseys. Er berichtete uns, dass unser Geleitzug «fahrplanmässig» in See gegangen war. Die Meldung enthielt ausserdem die erfreuliche Mitteilung, dass man bis jetzt auf keine nennenswerte feindliche U-Boot-Tätigkeit gestossen sei.

Es gab natürlich für uns noch ein Abschiedsessen mit Churchill und noch ein paar andere Abschiedsveranstaltungen. Dann fuhr ich nach Addison Road Station, um den Sonderzug nach Bournemouth zu besteigen, wo auf dem Flugfeld von Hurn sechs «Fliegende Festungen» darauf warteten, uns alle nach Gibraltar zu bringen. Britische Polizisten im Verein mit britischer und amerikanischer Militärpolizei riegelten den kleinen, wenig benützten Bahnhof ab, in dem unser Zug wartete. Jeder Eintretende wurde genauestens kontrolliert und dann zu den elf Waggonen geführt, die für uns bestimmt waren. Dichte Nebelschwaden machten die Luft undurchsichtig und flackernde Öllampen gaben eine nur unzulängliche Beleuchtung. Die Waggonen waren verdunkelt. In einem derselben gruppierten sich britische und amerikanische Offiziere zwanglos um einen langen Tisch. Ein wohltuender kameradschaftlicher Geist kam auf, eine wohlthuende Folge von Ikes Programm freundschaftlicher Zusammenarbeit.

Eben als sich der Zug in Bewegung setzte, erreichte uns die beste Nachricht dieses Tages. General Giraud hatte seine Absicht verlauten lassen, sich an Bord des U-Bootes zu begeben, das ihn im Golf von Lyon erwartete, um nach Gibraltar zu kommen. Mit den optimistischsten Gefühlen traten wir unsere Reise an.

Später machte uns das Wetter einen Strich durch die Rechnung, indem es uns zwang, bis zum Morgen des 5. November im Flughafen von Hurn zu warten. Bei strömendem Regen flogen wir endlich ab. Wir flogen niedrig, um zu verhindern, dass Abhörgeräte an der französischen Küste das Geräusch unserer sechs Maschinen aufnehmen konnten. Ike benützte die «Red Gremlin» und startete als erster. Ich folgte ihm in der «Bumerang». Die übrigen Offiziere und Mannschaften waren auf die restlichen Flugzeuge verteilt. Über Gibraltar stiessen britische Kampfflugzeuge zu uns. Wir sahen Hafen und Flugplatz von Gibraltar unter uns liegen, vollgestopft mit Schiffen und Flugzeugen. Es war ein geradezu ideales Ziel für Bombenangriffe. Einige Minuten lang packte uns ein Gefühl der Unruhe, als am Boden die gelbe Alarmflagge hochging, gerade als wir zur Landung ansetzten. Aber es zeigte sich weit und breit kein feindliches Flugzeug. Fünf unserer «Fliegenden Festungen» glitten über die Rollbahn, die sechste Maschine hatte unterwegs einen Maschinenschaden erlitten und war nach London zurückgefliegen. Sie hatte unter anderen Offizieren General Doolittle und General Lemnitzer an Bord.

Der Ort, der unserem Invasions-Hauptquartier zu vorübergehendem Aufenthalt dienen sollte, befand sich innerhalb des Felsens von Gibraltar. In das feste Gestein war ein Tunnel in der Länge von 500 Yard gebohrt worden. Sein Eingang wurde bewacht. An seinem Ende befanden sich die Räumlichkeiten für unsere Stäbe. Ike und ich teilten uns gemeinsam in einen Raum, dessen Länge und Breite nicht mehr als je acht Fuss ausmachte. In diesem «Büro» standen zwei Schreibtische. Hinter einem derselben befand sich ein Feldbett. Wir konnten um 22 Uhr an diesem Tag nach London und Washington melden, dass das Alliierte Hauptquartier seinen Standort Gibraltar bezogen habe.

Mit den frühen Morgenstunden des 6. November nahm das geschäftige Treiben in unserem Kaninchenbau unter dem Felsen seinen Anfang. Die einzelnen Operationen der Aktion «Fackel» nahmen ihren Fortgang. Wir hatten eine lange Unterredung mit Admiral Sir Andrew Cunningham. Begeistert hatte er sich unseren Bau angesehen. Während des ganzen afrikanischen Feldzuges hatte

ich an ihm meine helle Freude. In freundschaftlicher Verbundenheit lernte ich diesen ausgezeichneten Marinekommandeur schätzen. Es lag für mich immer etwas Ermutigendes in der Art und dem ganzen Wesen, das dem Admiral eigen ist. Ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er gelassen durch die Gänge unseres Hauptquartiers schritt, mit einem Pullover bekleidet und die Füße in hohen Gummistiefeln steckend. Jederzeit zeigte er sich zu irgendwelchen Unternehmungen aufgelegt und wir wussten, dass er das Zeug besass, sie auch auszuführen.

Ike versammelte die höheren Offiziere, darunter Cunningham, zu einer Beratung um sich, was geschehen sollte, wenn Giraud Miene machte, vor unseren Plänen zurückzuschrecken. Cunningham hatte für diese Frage nur ein Lachen übrig.

«Was wollt ihr?» sagte er. «Giraud hat seinen Rock schon über den Zaun geworfen. Was bleibt ihm anderes übrig, als ihm nachzuspringen.»

Wir kamen darin überein, Giraud so bald als möglich im Flugzeug nach Algier zu schaffen, nachdem ich vorerst selbst nach Oran oder Algier geflogen war, um an Ort und Stelle zu sehen, wie die Dinge standen. Ike würde auf Gibraltar verbleiben, so lange es die Leitung aller Operationen wünschenswert und zweckentsprechend erscheinen liess. Später wurde auch die Frage aufgeworfen, ob General Mast sich uns anschliessen würde, für den Fall, als Giraud Schwierigkeiten machen sollte. Wieder war es Cunningham, der dazu verlauten liess: «Er muss doch mit uns gehen. Ich finde, er ist bereits zu weit gegangen, um sich jetzt noch zurückziehen zu können.»

Am 6. November traf die noch ausstehende «Fliegende Festung» mit Doolittle und Lemnitzer an Bord in Gibraltar ein. Sie war auf ihrem Flug mit drei deutschen Ju 88 in ein Gefecht gekommen. Dabei hatte es für unsere Maschine ein paar Löcher in der Bordwand gegeben und der zweite Pilot wurde verwundet. Anscheinend hatten die deutschen Flieger einen langen Flug hinter sich und es fehlte ihnen daher an Sprit. Jedenfalls nahmen sie von einer Verfolgung unserer «Fliegenden Festung» Abstand, nachdem sie ihr ein paar Kugeln nachgeschickt hatten.

Während wir die weitere Entwicklung der Dinge abwarteten, studierten wir eifrig die letzten Neuigkeiten auf dem Kriegsschauplatz des Mittleren Ostens. Dort hatte General Alexander ein Unternehmen in Schwung gebracht, das die Deutschen während des Ablaufs der Aktion «Fackel» in Atem halten sollte und dem strategi-

schen Ziel diene, den Feind aus Ägypten und Libyen hinauszudrängen. Der Beginn dieses Feldzuges zeigte sich von der glänzendsten Seite. Meldungen zufolge, die später einliefen, büssten die Achsenmächte hiebei 20.000 Gefangene und 350 Panzer ein. Alexanders Vormarsch ging rascher vonstatten, als allgemein erwartet wurde.

Am Nachmittag langte ein Funkspruch von Bord der P-219 ein. Captain Jerauld Wright liess uns wissen, dass er die ihm übertragene Aufgabe erfüllt habe. Eine Stunde später wurde diese Nachricht durch den Funkspruch eines Marineflugzeuges bekräftigt, das Giraud aus dem U-Boot übernommen hatte und sich auf dem Anflug zu uns befand. Sofort wurden alle Massnahmen getroffen, Giraud zu empfangen.

Die Episode, die nun folgte, nahm einen dramatischen, wenn nicht nahezu tragischen Verlauf.

Giraud war ein hochgewachsener Mann, der zerknitterte Zivilkleider trug. Seine Wangen waren hohl und auf seinem Kinn wucherte ein Vollbart. Die Oberlippe zierte ein Schnurrbart, der jedoch schlaff herabhing. Im ersten Augenblick machte Giraud nicht den Eindruck eines Mannes, dem es möglicherweise beschieden sein sollte, eine hervorragende Rolle bei den kommenden Ereignissen zu spielen. Aber nachdem wir uns formell begrüsst hatten, konnten wir feststellen, dass er über eine gewisse Haltung und Würde verfügte. Dass er auch eigensinnig war, sollten wir bald erfahren.

Giraud wurde von Captain Wright begleitet. Auch diesem sprossste ein Vollbart auf Kinn und Wangen und er strahlte über das ganze Gesicht, dass seine U-Boot-Mission geglückt war. Wright hatte uns damit auch einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Als ich später nach London zurückkehrte, erwähnte ich diesen Umstand in einem Kabel an den Chef für Marineoperationen, Admiral King. Im Zusammenhang damit empfahl ich, Wrights Beförderung zum Konteradmiral in Erwägung zu ziehen. King hatte jedoch offenbar für diese Art, die Dinge anzufassen, kein Verständnis, denn er überreichte General Marshall meine Depesche mit der Bemerkung: «Wer, zum Kukuck, ist dieser Clark?»

Marshall erzählte mir davon später und wir lachten beide herzlich darüber. Nebenbei bemerkt, Wright wurde dann doch noch Konteradmiral. Ich bin daher sicher, dass seine Teilnahme an der U-Boot-Safari seinem guten Ruf nicht weiter geschadet hat.

Sobald Wright unser Büro verlassen hatte, gesellte sich Oberst Holmes als Dolmetscher zu uns. Von nun an leuchtete vor unserer



Tür ein rotes Licht zum Zeichen, dass wir ungestört zu bleiben wünschten.

Der schwierigste Teil unserer Aufgabe in den Unterhandlungen mit den Franzosen war gekommen. Ike begann seine Eröffnungen in der ihm eigenen sanften und überzeugenden Art. Er zergliederte unsere Pläne und sprach von dem von uns vorbereiteten Aufruf an das französische Volk in Nordafrika, den Giraud unterzeichnen sollte. Darin wurde zum Ausdruck gebracht, dass die Vereinigten Staaten mit ihrer Landung an der nordafrikanischen Küste der Absicht der Achsenmächte zuvorkamen, die darauf gerichtet war, Nordafrika zu besetzen. Offiziere und Soldaten der afrikanischen Armee Frankreichs wurden aufgefordert, ihre Pflicht zu tun, um die Absicht des Feindes zu vereiteln. Girauds Rolle hierbei wurde mit den Worten umschrieben: «Ich nehme meinen Platz in diesem Kampf unter euch ein.»

Während Ike sprach, sass Giraud steif vor uns. Nachdem Ike schwieg, erklärte er förmlich:

«Ich bitte um Klarheit, was meine Person betrifft. Wie ich die Dinge auffasse, erhalte ich das Kommando über alle alliierten Streitkräfte, sobald ich in Nordafrika lande. Ich gelte also als oberster Befehlshaber in diesem Bereich.»

Mir verschlug es fast den Atem, als ich diese Worte hörte. Ike ging es wahrscheinlich nicht anders, obwohl er nichts merken liess. Girauds Erklärung hatte wie eine Bombe unter uns eingeschlagen.

«Ich glaube, dass da ein kleines Missverständnis besteht», erwiderte Eisenhower vorsichtig.

In diesem Augenblick bekam Girauds Miene einen verschlossenen, ja starren Ausdruck. Aber weder jetzt noch später verlor er seine Selbstbeherrschung, wenngleich er gelegentlich eine eiskalte Förmlichkeit an den Tag legte. Es schien klar, dass Giraud das sagte, was er als getroffene Abmachung glaubte: dass er alliierter Oberbefehlshaber in Nordafrika werden sollte. Auch stand er unter dem Eindruck, dass die Alliierten sich nahezu unverzüglich bemühen würden, in Frankreich einzudringen, um einer deutschen Besetzung des Vichy-Territoriums zuvorzukommen.

Ich konnte niemals herausfinden, wie er zu diesen Eindrücken gekommen war. In meiner Unterredung mit General Mast war ich besonders vorsichtig gewesen, unsere genauen Pläne den Franzosen nicht zu enthüllen, und insbesondere hatte ich nicht versprochen, dass Giraud das Oberkommando erhalten sollte. Murphy war wohl in der Zwangslage gewesen, alles zu versprechen, um Giraud zu

überzeugen, sich uns anzuschliessen, da es von lebenswichtiger Bedeutung war, einen Mann seines Gewichtes zu haben, um französischen Widerstand zu verhindern. Mast war in das Ränkespiel so verwickelt, dass er an allen Enden versuchen musste, günstige Resultate zu erzielen. Er konnte aber kaum meine Lage so missverstanden haben, weil ich zu diesem Zeitpunkt sogar so weit gegangen war, selbst zurückzutreten, damit Giraud Ikes Stellvertreter werden könne, falls dieser zustimmte.

Alles, was ich herausbekommen konnte, war, dass man Giraud übertriebene Versprechungen gemacht hatte, um ihn bestimmt zu veranlassen, sich uns anzuschliessen. Mast wird ihm möglicherweise gesagt haben, sich wegen des Kommandos nicht den Kopf zu zerbrechen, dass sich dies schon werden machen lassen. Und nachdem die Verbindung mit Giraud nur durch Kuriere möglich war, konnte leicht so ein falscher Eindruck entstehen. Ich bin sicher, dass Giraud, als er die Lage erkannte, ebenso betroffen war wie Ike und ich: Je länger wir sprachen, umso offensichtlicher wurde es, dass wir in ernststen Schwierigkeiten steckten.

Drei Stunden verstrichen auf diese Weise und Giraud war nicht zu bewegen, sich unserem Standpunkt anzuschliessen und demzufolge weigerte er sich auch, unseren Aufruf zu unterzeichnen. Um die Mittagszeit unterbrachen wir die Konferenz und Giraud dinierte mit General Mason-MacFarlane, während wir in Eile etwas hinunterschlangen. In der Zeit, die wir mit dem französischen General verbracht hatten, waren zahlreiche Nachrichten und Meldungen eingetroffen, die es durchzusehen galt. Der letzte Befehl für den Start der Aktion «Fackel» war von unserer Seite an alle Kommandos hinausgegangen. Am folgenden Morgen, dem 8. November, sollten die Dinge ihren Lauf nehmen. Alle Details, die noch anzuordnen waren, wurden per Funk bekanntgegeben.

Von unseren Geleitzügen trafen keine Meldungen über besondere Ereignisse ein. Anscheinend genossen sie das fabelhafte Glück, vom Feinde überhaupt nicht entdeckt worden zu sein. Ein Funkgespräch aus Casablanca meldete günstige Witterungsverhältnisse, so dass Pattons Landungsunternehmen unter einem guten Stern zu stehen schien.

Nach dem Dinner nahmen wir neuerdings unsere Verhandlungen mit Giraud auf. Aber wir machten auch jetzt keine Fortschritte. Es bestand nun kein Zweifel mehr, dass der General das Oberkommando über die gigantischen Operationen zu erhalten wünschte, die Briten und Amerikaner in zäher, langandauernder Arbeit ausge-

arbeitet hatten, obgleich der Franzose erst vor wenigen Stunden in unserer Mitte aufgetaucht war. Diese Sturheit setzte mich in Erstaunen. Ich wurde ungeduldig, denn die Zeit drängte.

Ike erklärte durch Holmes, dass Giraud keine Möglichkeit hätte, sich in dieser Lage die Kommandoführung anzumassen. Er erörterte die Angelegenheit noch eine Zeitlang, dann nickte er mir verdriesslich zu, den Faden aufzunehmen.

«Wir möchten, dass der geehrte General weiss, dass jetzt der Augenblick gekommen ist, den Amerikanern seine Nützlichkeit zu erweisen und den französischen Ruhm wiederherzustellen», sagte ich.

«Was wird das französische Volk von mir denken?» fragte er. «Ich habe auf mein Prestige Rücksicht zu nehmen. Denken Sie auch an meine Familie!»

«Ich glaube nicht, dass es für ihn einen Prestigeverlust bedeuten könnte, Gouverneur von Nordafrika zu werden, statt Armeegeneral zu bleiben», wandte ich mich an Holmes. «Schliesslich darf er nicht vergessen, dass wir es waren, die alle erforderlichen militärischen Vorbereitungen für dieses Unternehmen trafen.»

Am Ende legte ich allen Nachdruck darauf, Giraud zu versichern, dass wir willens wären, ihm in kürzester Zeit den Befehl über alle französischen Streitkräfte in Nordafrika zu übertragen, dass aber niemals davon die Rede sein könnte, ihm den Oberbefehl über die ganze Aktion abzutreten.

«Nun, dann werde ich eben wieder nach Frankreich zurückkehren», antwortete Giraud.

«Wie wollen Sie dorthin kommen?» erkundigte ich mich.

«Auf demselben Weg, auf dem ich hierher gekommen bin», lautete die Antwort.

«Ach nein», erklärte ich. «Das schlagen Sie sich aus dem Kopf. Das U-Boot, das Sie hierher brachte, wird Sie nicht wieder zurückfahren.»

So und ähnlich verlief unsere Unterredung auch während des Nachmittags. Es dämmerte bereits, als ich die Überzeugung gewann, Giraud beabsichtige, uns hinzuhalten, um abzuwarten, wie sich die Dinge entwickelten. Für den Fall, dass alles gut ging, schien er die Absicht zu haben, sich unseren Bedingungen zu fügen, keinesfalls jedoch früher. Bei unseren Gesprächen gab es manchmal Gelegenheiten, die mich zum Lachen herausgefordert hätten, wären wir nicht alle unter starker Spannung gestanden.

Meine Geduld war schon daran, ihre Grenze zu finden, als ich

den General dringend ermahnte, alle persönlichen Gefühle und Rücksichten in einer Sache zurückzustellen, bei der es sich um die höchsten Interessen Frankreichs handelte. Als aber auch dies nichts nützte, sagte ich, wütend geworden, zu Holmes: «Geben Sie ihm zu verstehen, dass wir nicht davor zurückschrecken werden, ihn einfach kaltzustellen, wenn er weiter bei seiner Weigerung bleibt.»

Hier mischte sich Ike mit der Erklärung ein, wir wären vielleicht alle schon etwas müde und er schlug daher vor, uns ein paar Stunden hinzulegen, zumal der morgige Tag uns viel Arbeit bringen werde. Giraud zog sich zurück, ohne seine Meinung zu ändern.

Von ausgiebigem Schlaf konnte in dieser Nacht keine Rede sein; der kommende Tag war der Beginn der Invasion. Ike sandte ein langes Kabel nach Washington, in dem er über unsere Unterredung mit Giraud berichtete. Er brachte darin auch zum Ausdruck, dass er sich über die Haltung des Franzosen mit britischen und amerikanischen Offizieren besprochen habe. Sie alle fänden Girauds Weigerung, auf unsere Pläne einzugehen, unsinnig, ja unter den gegebenen Verhältnissen geradezu albern.

*«Er ist von der Idee besessen», hiess es in dem Funkspruch, «mit den Truppen sofort in Frankreich einzubrechen. Sein Plan als Oberbefehlshaber geht dahin, die gesamte Streitmacht, die wir nach Nordafrika bringen, in Südfrankreich an Land zu setzen, Kampfflugzeuge und Bomber mit inbegriffen. Clark und ich sind über das Ergebnis unserer ersten Unterredung mit Giraud bitter enttäuscht, da wir doch gerade von ihm Hilfe und Unterstützung bei unseren Operationen in Nordafrika erwarteten. Neuesten Nachrichten zufolge müssen wir dort mit beträchtlichem Widerstand rechnen. Sollte dies auf Richtigkeit beruhen, dann würde dadurch bewiesen, dass die Massnahmen Masts, die dieser im Namen Girauds traf, wenig Wirksamkeit gezeigt haben. Vom Stabschef der Oran-Division kommt eben die Meldung, dass das Auftauchen ihrer Flugzeuge über Oran in diesem Raum Fliegeralarm ausgelöst hat»*

Eine Nachricht von Patton heiterte uns ein wenig auf. In den letzten Stunden waren Ike und ich in Sorgen gewesen, als wir von der starken Küstenbrandung erfuhren, die das Landungsunternehmen Pattons vor Casablanca schwierig, wenn nicht gar unmöglich machen konnte. Wir liessen Patton daher wissen, er solle Kurs auf die Strasse von Gibraltar nehmen, sobald ihn die Umstände zwängen, die Landung aufzugeben. Als Antwort erhielten wir einen unter diesen Verhältnissen für Patton typischen Funkspruch. Darin

teilte er uns mit, dass er, im Falle er zur Aufgabe des Landungsunternehmens in Casablanca gezwungen wäre, eben an einer anderen Stelle an Land gehen werde, und wenn nötig in Spanien. Dies war die Art von Meldungen, an welchen wir Gefallen fanden.

Es folgten andere Funksprüche, die kurze, trockene Meldungen unserer Landetruppen enthielten. Die erste von dieser Art berichtete uns von dem erfolgreichen Angriff auf Algier, wo unsere Truppen an drei Stellen der Küste an Land gingen. Eine halbe Stunde später traf die zweite Meldung über die Einnahme Sidi Ferruchs ein. Nun jagte eine Nachricht die andere, in fast pausenloser Reihenfolge. Es waren zu meist gute Nachrichten.

Vor Eintritt der Morgendämmerung zeigten sich drei feindliche Flugzeuge über Gibraltar. Sofort wurde von unserer Flak das Feuer auf sie eröffnet. Aber die Flugzeuge warfen keine Bomben ab. Wohl aber füllte sich unser Tunnel mit einer Unmenge Volkes. Allgemein erwarteten wir einen Gegenangriff der Deutschen; nichts dergleichen aber geschah. Die feindlichen Flieger schienen lediglich gekommen zu sein, um zu sehen, was eigentlich los sei. Es befriedigte uns, dass die deutschen Erkundungen so lange Zeit in Anspruch nahmen.

Nach wenigen Stunden Schlafes fanden Ike und ich neue Funkmeldungen vor, auch sie lauteten günstig. Konteradmiral Henry K. Hewitt, der die Flottenoperationen im westlichen Abschnitt leitete, meldete um 6 Uhr morgens den Beginn der anbefohlenen Angriffshandlungen. Um etwa dieselbe Zeit funkte Fredendall aus dem Kampfabschnitt Oran: *«Landung geht ohne feindlichen Widerstand vor sich.»*

Um 7 Uhr 45 Min. zeigte uns General «Doc» Ryder die Einnahme des Flughafens Maison Blanche im Raume von Algier an.

Auf diese erfreuliche Weise ging es mit den Meldungen etwa eine Stunde hindurch fort. Dann erreichten uns die ersten Berichte über Widerstände. Auf dem Flugfeld von Oran wurden die 39 Flugzeuge mit britischen Fallschirmjägern an Bord von Flakfeuer empfangen. Sie waren daher gezwungen, Oran zu überfliegen und die Truppen an einem entfernteren Punkt in der Wüste abzusetzen. Auch im Schiffshafen von Oran kam es zu heftigem Widerstand. Unsere Streitkräfte wurden aus Küstenbatterien beschossen. Vier französische Zerstörer und einige Minensuchboote liefen aus dem Hafen und verwickelten sich in ein Gefecht mit den britischen Flotteneinheiten. Zwei der französischen Schiffe wurden von den Briten versenkt, der Rest in den Hafen zurückgetrieben.

Nach dem, was wir bisher in Erfahrung gebracht hatten, schien der Widerstand, der uns entgegengesetzt wurde, geringer zu sein, als wir ursprünglich angenommen hatten. Dies war für uns ein wichtiger Umstand. Wenn wir es natürlich bedauerten, dass es da und dort zum Kampfe kommen musste, so durften wir doch feststellen, dass unser Invasionsunternehmen einen erfolgversprechenden Anfang nahm.

Es wurde beschlossen, dass ich so bald als möglich nach Algier fliegen sollte. Mein Flug sollte den ersten Schritt zur Verlegung des Alliierten Hauptquartiers dorthin darstellen. Ike war der Meinung, dass ich bereits am folgenden Morgen das Flugzeug besteigen könnte.

Indessen kam es zu einer abermaligen Unterredung mit Giraud. Sie nahm etwa zwei Stunden in Anspruch. Während die ersten Operationen der Aktion «Fackel» so verheissungsvoll begannen, setzten die Briten den französischen General unter schweren Druck. Dies und der Fortgang unserer Invasion brachten den starrköpfigen Mann endlich dazu, seine Meinung zu ändern und unseren Vorschlägen zuzustimmen. In verhältnismässig kurzer Zeit brachten wir es dann zuwege, gemeinsam mit dem Franzosen die Richtlinien auszuarbeiten, nach welchen wir uns künftig unseren Aufgaben widmen wollten. Hierauf kablete Ike an Murphy nach Algier und teilte ihm mit, dass wir mit Giraud zu einer Einigung gekommen seien. Gleichzeitig bat er ihn, ein französisches Flugzeug nach Gibraltar zu senden, das bestimmt war, Giraud nach Nordafrika zu bringen. Seine Aufgabe dortselbst als Befehlshaber aller französischen Streitkräfte in jenem Raum würde in engster Zusammenarbeit mit den alliierten Streitkräften bestehen. Giraud seinerseits hatte sich verpflichtet, alles zu unternehmen, um den Widerstand der Franzosen zum Stillstand zu bringen, und stattdessen alle organisatorischen Massnahmen zu treffen, die geeignet waren, die operativen Pläne der Alliierten gegen Tunis tatkräftig zu unterstützen.

Damit hatten wir erreicht, was zu erreichen wir uns vorgenommen hatten; wenigstens glaubten wir dies.

Da ich meine Schlafgelegenheit im Hause des Gouverneurs von Gibraltar an Giraud abgetreten hatte, suchte ich Ikes Zimmer auf und legte mich dort in sein Bett, um ein paar Stunden zu schlafen. Ich tat dies angesichts des Umstandes, dass mir die Aussicht winkte, eine ganze Nacht hindurch im Felsen wachbleiben zu müssen. Hinterher fand ich dann in unserem Büro im Tunnel einen ganzen

Berg von Meldungen auf meinem Schreibtisch liegen, von welchen mir insbesondere ein Vergnügen bereitete.

Am 7. November war von Konteradmiral Sir Harold M. Burrough, dem Flottenbefehlshaber im östlichen Kampfabschnitt, ein Funkbericht eingetroffen. Diesem zufolge wurde die U. S. S. «Thomas Stone» auf der Fahrt nach Algier, ungefähr 300 Meilen von Gibraltar und 130 Meilen von ihrem Ziel entfernt, von einem Torpedo getroffen. Auf dem Schiff befand sich das 2. Bataillon des 39. Regiments. Durch den Torpedotreffer waren Schraube und Steuer des Schiffes so schwer beschädigt worden, dass das Fahrzeug nicht manövrierfähig war. Es wurden daher sofort Schlepper ausgeschildt, um dem Schiff beizustehen. Im Laufe des Tages aber war eine zweite Funknachricht Burroughs eingelangt. In ihr teilte der Kommandeur mit, dass er das unbrauchbare Schiff mit den Truppen verlassen habe, um die ihm übertragenen Aufgaben ausführen zu können. Vorher habe er dafür Sorge getragen, die «Thomas Stone» unter U-Boot-Schutz zu belassen und sich überdies vergewissert, dass sie nicht sinken würde.

Nach dieser Nachricht glaubten wir, das Schiff von der Liste der Kräfte streichen zu müssen, die uns für das Invasionsunternehmen zu Gebote standen. Allein wir hatten damit zu voreilig gehandelt. Nach einiger Zeit erfuhren wir von den Rettungsschleppern, dass der Kommandeur erklärt hätte, es läge ganz und gar nicht in seiner Absicht, dem Kampf fernzubleiben, wenn auch sein Schiff nicht weiterkönnen. Aus diesem Grunde liess er die Landungsboote klar machen, die von Motoren angetrieben wurden, brachte sich und sein ganzes Bataillon darin unter, und machte sich daran, auf diese Weise die restlichen 150 Meilen der unterbrochenen Seereise fortzusetzen. Der von ihm in der zweiten Hälfte des 8. November aufgegebene Funkspruch besagte, dass er, begleitet von einem Zerstörer, noch immer unterwegs sei. Später erreichte er die Küste an einem unweit westlich von Algier gelegenen Punkt, und obwohl einige Boote bei der Landung kenterten, gelang es ihm doch, in den Kampf einzugreifen.

Kurze Zeit später meldete General Ryder, dass Algier sich unseren Truppen ergeben habe; die Besetzung der Stadt war in vollem Gange. Diese Nachricht übergab ich den amerikanischen und britischen Zeitungsleuten, die uns bis in unser kleines Büro im Felsentunnel verfolgten. Auch die Neuigkeit über unser letztes Arrangement mit Giraud sowie der Plan, mich am folgenden Tag nach Algier zu begehen, kam auf diesem Weg in die Öffentlichkeit.

Unser Presseoffizier, Major Joseph Phillips, bestürmte mich mit der Bitte, ihnen alle Details über meine U-Bootfahrt nach Algier zu geben, die er sogleich bei der Hand zu haben wünschte, wenn dieses Ereignis zur Veröffentlichung freigegeben würde. Ich gab seinen Bitten nach und erzählte, was zu erzählen war. Seiner Meinung nach war aller Grund vorhanden, eine authentische Darstellung dieser Geschehnisse schon jetzt sicherzustellen, da es ja nicht ausgeschlossen war, dass mir während des Fluges etwas zustossen könnte, wenn ich am nächsten Tag den sicheren Hafen von Gibraltar verliess.

Es gab vor meiner Abreise noch eine ganze Menge von Geschäften für mich zu erledigen. Dabei fand ich Gelegenheit, General Mason-McFarlane zu bitten, Giraud eine Frage vorzulegen, die mir von grosser Wichtigkeit schien. Diese Frage betraf den in Algier weilenden Admiral Darlan. Der Gouverneur sollte versuchen, aus Giraud herauszubekommen, wie dieser über Darlan und seine Haltung dachte. Später erhielt ich darüber Bescheid. Giraud erklärte, Darlan sei der Mann, in dessen Hände es liege, ob die französische Flotte sich uns anschliesse oder nicht. Giraud zufolge käme es darauf an, ob wir bereit wären, Darlan in unserem Unternehmen eine entsprechende Stellung einzuräumen. Der französische General, der zu dieser Frage nur widerwillig Stellung zu nehmen schien, äusserte dem Gouverneur gegenüber, dass er von Darlan nicht viel halte und ihm auch nicht recht traue.

Am nächsten Morgen hatte sich unsere militärische Lage womöglich noch verbessert und Giraud bestieg daher sein Flugzeug nach Algier. Ich war bereit, ihm in kurzem Abstand zu folgen, aber das Wetter verschlechterte sich plötzlich und wir mussten uns bis kurz nach Mittag gedulden. Dann aber hielt uns nichts mehr zurück. Ich selbst flog mit der «Red Gremlin», während meine Begleiter die «Bumerang» benützten. Dreizehn Spitfires flogen zu unserem Schutz mit uns. Der Flug erfolgte in dichtem Verband in einer Höhe von etwa 500 bis 700 Fuss über der See.

Ich öffnete den Dom über mir und steckte meinen Kopf, bedeckt mit Schutzbrille und Sturzhelm, hinaus und beobachtete die Annäherung an Afrika.

Um 5 Uhr nachmittags landeten wir bei Algier, gerade in dem Augenblick, als ein Dutzend deutsche Junkers 88 in einer Höhe von 6.000 Fuss über dem Flugplatz kreisten. Sie flogen durch schweres Flakfeuer und näherten sich im Sturzflug dem Hafen, von wo wir die dumpfen Einschläge ihrer Bomben herüberhörten. Zwei der



feindlichen Flugzeuge schienen Flaktreffer bekommen zu haben. Als ich eben auf einen Panzerspähwagen kroch, der an unser Flugzeug herangefahren war, sah ich eine der Junkers mit schlagenden Flügeln im Süden des Flugfeldes das Weite suchen. Zwei Spitfires verfolgten sie. Eine derselben tauchte unter der feindlichen Maschine durch und jagte ihr eine Ladung in den Bauch. Im nächsten Augenblick schoss eine schwarze Rauchfahne aus der Junkers und sie stürzte ab. Die Spitfires flitzten davon, auf der Suche nach neuer Beute. Andere feindliche Flugzeuge kreisten noch immer über dem Hafen. Ein wahrer Hexenkessel von Flakfeuer entbrannte gegen sie, und der Himmel war von den krepierenden Geschossen übersät. Es sah aus wie eine Kette magischer Lichteffekte an einem Weihnachtsbaum. Ein ohrenbetäubender Lärm erfüllte die Luft. Als wir eben an dem Gebäude des Flugplatzkommandos vorüberfahren, schlugen drei Bomben keine 100 Fuss vom Schwanz der «Red Gremlin» entfernt in den Boden. Nach einem friedlichen Flug von Gibraltar bis an die afrikanische Küste bedeutete das alles mehr als einen ungemütlichen Empfang.

Das letzte eindrucksvolle Schauspiel bot uns ein deutsches Flugzeug, das über unseren Köpfen einen Flak-Volltreffer erhielt. Nahezu senkrecht stürzte es aus seiner Höhe anscheinend genau dort herab, wo wir uns wenige Augenblicke zuvor befunden hatten. Unsere Beine hingen an den Wänden unseres Fahrzeuges hinunter, so, wie wir eben in aller Eile Platz gefunden hatten, und wir blickten uns verzweifelt nach Deckung um, während das getroffene Flugzeug noch in einer Höhe von etwa 1.000 Fuss explodierte. Tausend Trümmer und Splitter sausten durch die Luft. Der durch die Gewalt der Explosion sonderbar verdrehte Hinterteil der Junkers landete eine Viertelmeile von unserem Standort entfernt auf der Erde. Ganz instinktiv hatten wir unsere Beine während dieses Vorfalles in das Innere unseres Fahrzeuges geschneilt. Dann ging die Fahrt weiter in die Stadt, wo wir vor dem Hotel St. George haltmachten.

In der Stadt herrschte Ruhe wie während eines Waffenstillstandes, aber ein starkes Gefühl von Unsicherheit und eine politische Unruhe, wie sie mir noch nie begegneten, war bemerkbar. Jedermann, der mit der französischen Verwaltung in Zusammenhang stand und nicht minder die leitenden Männer der vorhandenen Streitkräfte schrien nach einer sofortigen Etablierung des neuen Regimes, wobei jeder für sich das Beste herauszuschlagen hoffte. Ich traf General Ryder verstört und grimmig an.

«Gottlob, dass Sie hier sind», rief er. «Ich habe hier alles hingehalten, so lange ich es vermochte.»

Dann skizzierte er mir in groben Umrissen die Verhältnisse in der Stadt. Ich ahnte, dass es nicht leicht sein würde, die Franzosen zusammenzubringen, zumal sich auch Admiral Darlan in der Stadt befand. Ausserdem gab es eine Reihe höhergestellter Persönlichkeiten in Algier, die es ablehnten, mit Giraud gemeinsame Sache zu machen. Sie gingen darin so weit, dass sie nicht einmal mit ihm persönlich zusammenkommen wollten.

Mein erster Entschluss war bald gefasst. Ich liess allé Vorbereitungen zu einer Zusammenkunft mit Darlan, General Juin, Admiral Fenard und einigen anderen höheren Offizieren für den kommenden Tag treffen.

Etwas später suchte mich Murphy in meinem Hotel auf; er war ausserordentlich aufgeregt.

«Ich beglückwünsche Sie herzlichst!» rief er mir entgegen, als er auf mich zutrat. «Ich bin sehr froh, dass Sie hier sind, aber wo sind Ihre Panzer?»

Er konnte es nicht begreifen, dass wir unsere Streitmacht nicht gehörig zur Schau stellten, um damit auf die Franzosen Eindruck zu machen, die sich noch unschlüssig zeigten, für welche Seite sie sich entscheiden sollten. Es war schwer, ihm plausibel zu machen, dass unsere Streitkräfte in Algier recht unansehnlich waren. Die Truppen, über die wir verfügten, waren vollauf mit dem beschäftigt, was es für sie ausserhalb der Stadt zu tun gab.

«Lassen Sie Ihre Tanks durch die Hauptstrassen der Stadt fahren!» drängte er mich. «Zeigen Sie ihnen, wie stark Sie sind. Veranstellen Sie ihnen eine Truppenparade!»

«O. K.», sagte ich schliesslich. «Wenn Sie es durchaus wünschen, dann werde ich alle drei unserer verfügbaren Tanks auffahren lassen.»

Die Dinge gingen eine Zeitlang so weiter, und als ich endlich wieder in mein Hotelzimmer kam, war alles, was ich sagen konnte: «Was für eine Verwirrung! Warum müssen Soldaten in solche Dinge hineingezogen werden, wenn ein Krieg durchzukämpfen ist? Es ist schrecklich!»

Ich sprach kurz mit Giraud und fand, dass er bald herausbekommen hatte, dass seine Beziehungen zu den Offizieren in Nordafrika nicht die besten waren. Der General entschloss sich daher, den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten. Statt sein Kommando anzutreten, tauchte er in der Stadt unter und verbarg sich inmitten

einer anrühigen Nachbarschaft bei einer ihm bekannten französischen Familie. Er liess uns die Adresse zurück, damit wir mit ihm in Fühlung bleiben konnten.

Unter den Offizieren, die mit mir von Gibraltar hierher gekommen waren, befand sich auch Oberst Darryl Zanuck. Seine Aufgabe sollte eigentlich darin bestehen, Bilder von den Gegenden anzufertigen, durch die uns unser Weg führte. Wenn aber gerade Not an brauchbaren Männern herrschte, dann erwies sich Zanuck bei den verschiedensten Gelegenheiten als ein ausgezeichnete Helfer für mich. Er war ebenso verwendbar als Nachrichtenagent wie als Vermittler in heiklen Situationen und als Kurier, wenn es an einem solchen fehlte. Auch Oberst Slocum, ein anderer Offizier aus meiner Begleitung, nebst einigen anderen Männern, deren Namen mir nicht mehr geläufig sind, verdanke ich es, dass ich mich in der damaligen Zeit meiner Hauptaufgabe widmen konnte, da ich viele kleinere Nebenaufgaben ihrem Geschick und ihrer Dienstwilligkeit überlassen konnte.

Am Morgen des folgenden 10. November fand die Zusammenkunft mit den Franzosen in einem kleinen Raum neben dem Foyer des Hotels St. George statt. Vor dem Hoteleingang hatte ein Zug Infanteriesoldaten Aufstellung genommen. Der Zweck dieser Massnahme sollte hauptsächlich ein psychologischer sein. Ich wünschte, dass jedermann sich darüber im Klaren sei, unsere Zusammenkunft diene einer wichtigen Aufgabe, weswegen ich von Anbeginn an eine förmliche Haltung einnahm. Aus unserem Konferenzzimmer fiel der Blick auf einen stillen Garten mit Blumenbeeten und Palmen. Im Zimmer selbst herrschte eine gespannte Atmosphäre, als ich meinen Platz am Ende des langen Tisches einnahm und die versammelten Offiziere musterte.

Zu meiner Linken sass Darlan, ein kleiner Mann mit wässerigen blauen Augen und launisch verzogenem Mund. Er schien nervös, unsicher und in übler Stimmung zu sein. Immer wieder zog er sein Taschentuch und wischte sich damit den kahlen Schädel. Während seine Finger unruhig mit den Papieren spielten, die vor ihm auf dem Tisch lagen, rutschte er ständig auf seinem Sitz hin und her. Rechts von mir sass General Juin, Oberkommandierender der französischen Kräfte in Nordafrika, der später einer meiner besten Freunde werden sollte, damals aber war er mir in keiner Weise nützlich. Mehrere Jahre nachher erfuhr ich aus dem Munde seiner Frau, dass er von jener Konferenz in sehr niedergedrückter Stimmung nach Hause gekommen sei und die Äusserung gemacht

habe, es hätte bei der Sitzung im Hotel St. George «einen langen Kerl von einem Amerikaner gegeben, der nichts anderes getan habe, als geschrien und mit den Fäusten auf den Tisch geschlagen.»

Die anderen Teilnehmer der Konferenz waren: Von der Marine: Vizeadmiral d'Escadre Moreau, Flottenkommandant der vierten Region, Vizeadmiral Fenard, Generalsekretär der nordafrikanischen Regierung, Konteradmiral Battet, Kabinettschef von Darlan, und Konteradmiral Reboul Hector Berlioz, Stabschef der vierten Region. Armee: General Koeltz, Kommandeur der 19. Militärregion, und Brigadegeneral Sevez, Stabschef von Juin. Luftwaffe: General Mendigal, Oberkommandant der Luftstreitkräfte in Nordafrika. Die anwesenden Amerikaner waren: Murphy, der als Dolmetscher diente, Oberst Holmes, Captain Wright, Geschwaderführer Dick und Leutnant Jack Baerdwood, mein Adjutant, der in meiner Nähe sass und das Protokoll der Besprechung führte.

Bevor jedoch von dieser selbst die Rede sein soll, halte ich es für angebracht, einige Umstände zu erwähnen, die mit der Person Darlans zusammenhängen, den ich bisher nur gelegentlich erwähnte, obwohl er sehr bald zum Mittelpunkt einer politischen Kontroverse sowohl in England als auch in den Vereinigten Staaten werden sollte: Darlan war ein Opportunist. Nach dem Zusammenbruch in Frankreich arbeitete er mit den Nazis zusammen und bildete eine der starken Figuren in Pétains Regierung in Vichy. Er zeigte sich auch als Opportunist, als er vor der afrikanischen Invasion seine Fühler ausstreckte, um von Murphy herauszubekommen, wie sich die Amerikaner ihm gegenüber verhalten würden, wenn er ihnen seine Unterstützung zusagte. Damals kam es über diese Dinge zu keiner Entscheidung. Aber Darlan wusste hinreichend über unsere Pläne Bescheid, um im entscheidenden Augenblick in Algier aufzutauchen. Den Vorwand hierzu lieferte leicht der Umstand, dass er seinen Sohn besuchte, der, an Kinderlähmung erkrankt, in Algier lag. Wäre Darlan von unserer Seite früher schon ermutigt worden, dann hätte er sich wahrscheinlich uns angeschlossen. Nun aber schien er sich erst vergewissern zu wollen, ob unsere Sache Erfolg habe. Wir waren auch gar nicht erstaunt, Darlan in Algier zu treffen. Als ich noch in Gibraltar weilte, machte General Ryder Eisenhower von seiner Anwesenheit in der Stadt Mitteilung und schlug vor, ihn in Schutzhaft zu nehmen.

Unser Erstaunen erregte ein ganz anderer Umstand. Dieser lag in der Tatsache, dass alle französischen Regierungsstellen Nordafrikas, so weit wir mit ihnen zu tun hatten, kein Geheimnis daraus

machten, dass sie Darlan als den Mann ansahen, der in Nordafrika das grösste Ansehen genoss.

Ich habe in einem früheren Kapitel die Bemerkung gemacht, dass Murphy keine besonderen militärischen Kenntnisse hatte. Es ist durchaus am Platz, wenn ich nun einräume, dass ich an mir selbst entdeckte, wenig oder gar nichts von Politik zu verstehen. Wenigstens war dies gegenüber der verwickelten und intriganten Art der Fall, wie die Franzosen in Nordafrika Politik machten. Später sollte ich gehörig dafür getadelt werden, dass ich mich mit einem Kollaborateur in Algier an einen Tisch gesetzt hatte. Washington und London waren darüber aufgebracht und Ike, der mich deckte, mag, wenn die erregten Gemüter allzu hart auf ihn eindringen, zuweilen selbst seine Zweifel gehabt haben. Wenn ich heute daran zurückdenke, dann kann ich – als Eisenhowers Stellvertreter – darauf nur eine Antwort geben. Ich hatte den Auftrag erhalten, einen Krieg zu führen, oder noch genauer, einen Krieg gegen die Franzosen zu vermeiden und so rasch als nur möglich den Krieg gegen die Achsenmächte in Tunis vorwärtszutreiben. Mein Auftrag hiess mit anderen Worten, das Leben vieler, vieler Amerikaner, Briten und Franzosen zu retten. Aus diesem Grunde erschien mir jeder einzelne Tag, jede Stunde kostbar, nicht nur um den französischen Widerstand aufzuheben, sondern auch um unsere Streitkräfte endlich nach Tunis in Marsch setzen zu können, das noch einige hundert Meilen weiter östlich lag. Um aber den mir erteilten Auftrag auszuführen, war mir jede Person recht, die meine Absicht fördern konnte.

Nicht nur mir allein, auch vielen anderen, mit welchen ich in Algier sprach, war es kein Geheimnis, was wir Mast und anderen französischen Offizieren an Hilfeleistungen verdankten. Was in dieser Hinsicht geschah, geschah nicht immer auf direktem, häufiger noch auf indirektem Wege. Befehle, die erlassen wurden, unserer Landung keinen Widerstand entgegenzusetzen, wurden vielfach befolgt. Es wurden auch vielenorts landeskundige Führer zur Verfügung gestellt. Sie zeigten uns Benzinvorräte, die uns nicht leicht zugänglich gewesen wären. Und es gab noch manche andere Gelegenheit der Zusammenarbeit.

Freilich mussten wir bald feststellen, dass diejenigen, die sich uns gefügig zeigten, von den anderen als Verräter gebrandmarkt wurden. Unglücklicherweise aber waren es diese «anderen», die in der Hauptsache die Schlüsselstellungen im Lande innehatten. In ihren Händen lag die Verteidigung Nordafrikas und die Macht,

Befehle zur Einstellung des Feuers zu geben, das noch sporadisch aufflackerte und wieder aufgenommen werden konnte, wenn unsere Verhandlungen fehlschlügen.

Die Lage war gekennzeichnet durch die Änderung in Girauds Stellung. Während er früher glaubte, auf die Dinge Einfluss zu haben, musste er bald nach seiner Ankunft in Algier die Entdeckung machen, dass man ihn von gewisser militärischer Seite für einen Verräter «ansah und er bei der augenblicklichen Lage nur wenig Einfluss ausüben konnte. In der Tat hatte er mir in der Nacht vor der Konferenz gesagt, dass es so schiene, als könne nur Darlan Feuereinstellungsbefehle erteilen, denen von allen betroffenen Elementen Folge geleistet werden würde.

Ich mass mit kühlen Blicken den kurzgewachsenen Mann an meiner linken Seite. Dann wandte ich mich an Murphy mit dem Ersuchen, Darlan die Notwendigkeit zu erklären, sofort auf den Verhandlungsgegenstand einzugehen.

«Unser Kampf gilt einem gemeinsamen Feind», führte ich abschliessend aus. «Ist Darlan bereit, die Bedingungen eines Waffenstillstandes zu unterzeichnen? Der Vertrag soll für das gesamte Territorium von Französisch-Nordafrika Geltung haben. Ich halte es für unnützlich, noch weitere Zeit zu verschwenden und Blut zu vergiessen.»

Darlans Erwiderung war ausweichend. Er erklärte: «Ich habe ein Resümee der Bedingungen nach Vichy geschickt. Laval (Premierminister Pierre Laval) war abwesend. Es ist keine Antwort zu erwarten, bis der Ministerrat in Vichy heute nachmittags zusammentritt.»

Es mag sein, dass ich schon bei dieser Gelegenheit begann, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, wie Juin bemerkt hatte. Denn es erschien mir ganz unmöglich, durch Verhandlungen mit der Vichy-Regierung zu Ergebnissen zu gelangen.

«Ist Ihnen bekannt», fragte ich Darlan, «dass die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten vor vierundzwanzig Stunden abgebrochen wurden?»

«Die Nachricht wurde mir noch nicht offiziell bestätigt», lautete die Antwort. «Auch ich wünsche, dass es so bald als möglich zur Einstellung der Feindseligkeiten kommt. Ich habe strikte Befehle (von Vichy), darüber so lange in keine Verhandlungen einzugehen, als ich nicht neue Weisungen von Pétain oder vom Ministerrat erhalte. Meine Kameraden und ich halten aber jedenfalls die Feindseligkeiten für nutzlos.»

«Ich denke nicht daran, Weisungen von Vichy abzuwarten», erwiderte ich.

«Es ist für mich nur möglich, Befehlen von Pétain zu gehorchen», sagte Darlan.

«Dann werde ich mich gezwungen sehen, die Verhandlungen abubrechen, um mit jemandem zu verhandeln, der handeln kann», erklärte ich.

Den weiteren Verlauf dieser Sitzung gibt am besten die stenographische Niederschrift wieder:

*Darlan: Ich habe Vichy gebeten, mir die Antwort auf Ihre Bedingungen so bald als möglich zu geben.*

*Clark: Was Sie Vorschlägen, ist unmöglich, ich werde die Konferenz in einer halben Stunde beenden.*

*Darlan: Ich verstehe, was Sie damit sagen wollen. Geben Sie mir Zeit, meine Regierung von dem Vorgefallenen zu verständigen.*

*Clark: Das ist unmöglich. Es wird eher nötig sein, dass ich Sie in Schutzhaft setzen lasse. Ich hoffe, Sie verstehen mich.*

*Darlan: Ich wiederhole, dass ich die Fortsetzung der Feindseligkeiten in Afrika für unsinnig halte. Ich empfahl daher meiner Regierung die Annahme Ihrer Bedingungen. Ich bin zuversichtlich, dass Pétain zustimmen wird.*

*Clark: Ich finde das alles recht und schön. Aber glauben Sie denn, dass wir hier herumsitzen und warten wollen, bis Regierungen zustimmen und Minister sich an Debatten beteiligen? Wenn Admiral Darlan keinen Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten geben will, dann werde ich mich eben an General Giraud wenden. Ich bin überzeugt, dass er unsere Bedingungen akzeptieren und alle notwendigen Befehle erlassen wird.*

*Darlan: Ich halte es für fraglich, ob die Truppen den Befehlen Girauds Gehorsam leisten werden. Es würde dadurch noch mehr Zeit verlorengehen und die Kämpfe würden ihren Fortgang nehmen.*

*Clark: Sind Sie auch ganz sicher, dass Vichy Ihrer Empfehlung, unsere Bedingungen anzunehmen, nachgeben wird? Pétain hat Präsident Roosevelt bereits in Kenntnis gesetzt, dass er unsere Landung in Nordafrika als einen Akt der Aggression betrachtet. Wenn Sie so gewiss sind, dass Pétain zustimmen wird, warum können Sie dann nicht schon jetzt von sich aus die entsprechenden Befehle erteilen?*

*Darlan: Die Verantwortung für eine solche Eigenmächtigkeit könnte ich nicht übernehmen. Die unmittelbare Folge davon wäre die Besetzung Südfrankreichs durch die Deutschen.*

*Clark: Ich glaube nicht, dass es zu einer Besetzung nur aus diesem Grunde kommen könnte. Aber bedenken Sie, dass Ihr Verhalten Schuld daran trägt, wenn noch mehr Franzosen, Briten und Amerikaner getötet werden. Ich nehme an, es ist Ihnen nicht unbekannt, dass Oran bereits in unserem Besitz ist. Es kommt also alles auf die Frage an, ob Sie es mit der Vichy-Regierung oder mit uns halten wollen?*

*Darlan: Verstehen Sie doch, dass ich durch meinen Treueid an Marschall Pétain gebunden bin. Ich wiederhole, dass ich die Verantwortung für einen eigenmächtigen Befehl auf Einstellung der Feindseligkeiten nicht übernehmen kann.*

*Clark: Ich glaube, dass wir mitten in einer Zeit stehen, in der es mehr darauf ankommt, seiner Überzeugung gemäss zu handeln, als Weisungen zu befolgen. Ihr Land steht unter Fremdherrschaft, mehr noch, es steht unter der Herrschaft des Feindes. Hier ist Gelegenheit, alle Franzosen um sich zu sammeln und den Krieg zu gewinnen. Ich glaube, es ist Ihre letzte Chance.*

*Darlan: Ich erkläre mich bereit, eine dringende Nachricht an Marschall Pétain zu senden, in der ich ihm die Annahme eines Waffenstillstandes in Algier und Marokko empfehle.*

*Clark: Das haben Sie bereits getan.*

*Darlan: Gewiss, aber nicht mit so bestimmten Bedingungen.*

*Clark: Wir haben keine Zeit! Alle Franzosen und Amerikaner haben in ihrem Herzen das gleiche Interesse, und hier bekämpfen wir uns und verlieren Zeit. Ich weiss, der Admiral wünscht tief in seinem Herzen die Einstellung der Feindseligkeiten zwischen unseren Truppen. Da wir alle dasselbe wollen, muss es zur Einstellung der Feindseligkeiten heute noch kommen. Wir verfügen über die Mittel, zu erreichen, was wir wollen. Wir haben in Französisch-Nordafrika Truppen in der Stärke von 150.000 Mann stehen, Briten und Amerikaner zusammengenommen. Wir sind in der Lage, die französische Armee mit Waffen und Material auszurüsten, so dass wir die Grundlagen schaffen, um eines Tages in Frankreich einzuziehen. Wie es jemand geben kann, der sich von einem Unternehmen ausschliesst, das letzten Endes die Befreiung seines Vaterlandes bedeutet, geht über mein Verständnis.*

*Darlan: Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, kann aber trotz alledem nichts tun, ohne entsprechende Weisung von Pétain zu erhalten.*

*Clark: Giraud wird die Waffenstillstandsbedingungen unterschreiben.*



*Darlan: Die Armee steht auf meiner Seite.*

*Clark: Wir werden es so leicht als möglich für Sie machen.*

*Darlan: Ich würde um Unterbrechung der Konferenz für fünf Minuten bitten, um mich mit meinen Offizieren zu besprechen.*

*Clark: Sie begreifen, dass niemand von Ihnen dieses Zimmer verlassen oder sich mit irgendjemand ausserhalb desselben in Verbindung setzen darf.*

Während der nun folgenden Verhandlungspause wurde mir eine dienstliche Meldung General Ryders überbracht. Ihr zufolge hatte sich ein amerikanischer Hauptmann an einen französischen Oberst mit der Erklärung gewandt, dass die Kaserne der Franzosen in Algier mit Fliegerbomben belegt würde, wenn man sich ferner noch weigern sollte, unsere Waffenstillstandsbedingungen zu unterzeichnen. Ich ordnete sofort Schritte an, um diese Angelegenheit im Einvernehmen mit französischen Kommandostellen zu bereinigen. Dabei hoffte ich sehr, dass es zu keinen weiteren Zwischenfällen dieser Art kommen möge, um die Dinge am Konferenztisch nicht zu erschweren.

Sobald die Sitzung wieder aufgenommen wurde, legte Darlan die Niederschrift eines Befehles vor und fragte, ob wir damit zufriedengestellt seien. In dieser Niederschrift hiess es, dass die Amerikaner Darlans Weigerung, einen sofortigen Waffenstillstand zu schliessen, nicht anerkannten. Darlan halte jedoch die Fortsetzung feindseliger Handlungen für zwecklos und sei bereit, Marschall Pétain mitzuteilen, dass der gegenseitige Kampf nur zum Verlust Französisch-Nordafrikas führen könne. Der Admiral wünsche die Feindseligkeiten einzustellen und an deren Statt eine völlige Neutralität zu setzen.

Ich konnte mich damit nicht zufrieden geben. Was wir brauchten, waren klare Befehle an alle Truppen der französischen Armee, der Kriegsflotte und der Luftwaffe. Schliesslich stimmte Darlan zu, Befehle an Juin, Nogues und Barre sowie die Luftstreitkräfte und Flotte hinauszugeben. Darlan begann mit seiner eigenen Handschrift die gegenständlichen Befehle aufzusetzen, wobei er sich häufig unterbrach, um eine Frage an mich zu richten. Ich sagte ihm, dass jeder unserer Befehlshaber sich mit den zuständigen französischen Kommandeuren in den einzelnen Abschnitten über Details ins Einvernehmen setzen werde. General Patton werde mit General Nogues in Französisch-Marokko Verbindung aufnehmen. Voraussetzung für Bedingungen für das ganze nordafrikanische Gebiet sei, dass auf allen Linien das Feuer eingestellt werde.

Hierauf brachte Darlan zum ersten Male das Gespräch auf Girauds Stellung.

«Girauds Wunsch geht dahin», erklärte ich, «Frankreich zu helfen. In dem gewaltigen Unternehmen, dem wir alle unsere Kräfte widmen, ist Platz für jedermann, denke ich. Vor allem handelt es sich mir augenblicklich darum, die Feindseligkeiten einzustellen.»

Admiral Darlan übergab mir schliesslich den von ihm fertiggestellten Entwurf. Darin wurden alle Streitkräfte der Franzosen zu Lande, zu Wasser und in der Luft angewiesen, das Feuer gegen Amerikaner und Briten sofort einzustellen, auf ihre Stützpunkte zurückzukehren und sich bis zum Eintreffen weiterer Befehle vollkommen neutral zu verhalten. Ausserdem erklärte Darlan, im Namen Marschall Pétains die Verantwortung für das Schicksal Französisch-Nordafrikas zu übernehmen. Militärische Kommandoführer würden ihre Kommandos behalten, ebenso würde vorläufig keine Änderung in der politischen Leitung und in den Verwaltungsstellen des Landes vorgenommen werden.

«Ich glaube, dass dies so bleiben kann», sagte ich, «es sei denn, dass der Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte, General Eisenhower, Anlass nimmt, etwas daran zu ändern. Dies kann insbesondere zu einem späteren Zeitpunkt notwendig werden, weshalb ich Sie bat, das Wort ‚vorläufig‘ in Ihren Text aufzunehmen. Sie begreifen, es sind britische Truppen betroffen, aber sie alle stehen unter amerikanischem Kommando.»

Mit einiger Bitterkeit in der Stimme stellte Darlan hierauf die Frage: «Welche Massnahmen werden gegen diejenigen französischen Generäle ergriffen werden, die Ungehorsam gegenüber Befehlen an den Tag legten? Sie wissen, ich meine damit Mast und die übrigen. Meiner Meinung nach dürften sie nie wieder mit einem französischen Kommando betraut werden.»

*Clark: Dies ist eine Frage, die ich gern zur Diskussion stellen möchte.*

*Darlan: Ich wünsche mit diesen Männern nichts zu tun zu haben. Es liegt, glaube ich, auch in Ihrem eigenen Interesse, sich meiner Anschauung anzuschliessen, derzufolge ich keine Männer dulden darf, die meinen Befehlen nicht gehorchen. Auch meine Offiziere wünschen sie nicht auf französischen Kommandoposten zu sehen.*

*Clark: Ich denke, dass sich hier ein Modus wird finden lassen. Wenn ich Sie recht verstanden habe, dann wünschen Sie die in*

*Frage stehenden Männer nicht unter Ihrem Kommando zu haben.*

*Darlan: Ja, so ist es.*

*Mendigal: Ich glaube, Sie täten am besten, wenn Sie sie an einen sicheren Platz brächten. Man hat ihnen ihre Handlungsweise bitter übelgenommen.*

*Clark: Das leuchtet mir nicht recht ein. Sie haben uns viel und redlich geholfen. Indessen, ich verstehe Ihre Gefühle in bezug auf Männer, die sich einer Gehorsamsverletzung schuldig machten. Wir müssen ja auch darauf sehen, dass Ihre Befehle auf Einstellung der Feindseligkeiten den schuldigen Gehorsam finden. Diese Befehle sind das Papier nicht wert, auf das sie geschrieben wurden, wenn sie nicht auch ausgeführt werden.*

Ich erklärte mich schliesslich mit dem Text des Darlanschen Entwurfes einverstanden. Damit war die Konferenz zu Ende und die Sitzung geschlossen. Die Offiziere verliessen das Zimmer bis auf Darlan, Murphy und mich. Es lag noch in meiner Absicht, den Admiral über die vor Toulon liegende starke Kriegsflotte Frankreichs auszuhorchen. Aber Darlan verhielt sich auf meine Anspielungen äusserst vorsichtig und liess nur durchblicken, dass er persönlich Massnahmen getroffen habe, denen zufolge die Flotte jederzeit bereit war, den Hafen zu verlassen. Dies sollte insbesondere dann geschehen, wenn die Deutschen sich anschickten, Südfrankreich zu besetzen.

«Auf keinen Fall wird es so weit kommen, dass unsere Flotte in die Hände der Deutschen fällt», erklärte er nicht ohne Pathos.

Ich benützte diese private Unterredung auch noch zu einer Mitteilung an Darlan, die sich auf dessen Verhältnis zu Giraud bezog. Eine Zusammenarbeit dieser beiden Männer hielt ich für äusserst wichtig und ich stellte dem Admiral in Aussicht, ihn noch am heutigen Nachmittag mit Giraud im Hotel St. George zusammenzubringen.

«Ich habe Sie nicht in Schutzhaft genommen, Admiral», sagte ich, «aber ich würde es gerne sehen, wenn Sie mir Ihr Wort gäben, bis auf weiteres Ihren Wohnsitz nicht zu verlassen.»

Noch nach Beendigung der Zusammenkunft sandte ich an Eisenhower ein Kabel.

*«Ich habe nun zwei Kingpins (dies war, wie schon erwähnt, der Deckname für Giraud), aber ich hoffe, jeden für unsere Zwecke gebrauchen zu können. Ich hielt es für wichtig, dass der Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten von einer Seite gegeben wurde, der man Gehorsam entgegenbringt. Ich habe Darlans Befehl nicht über*

*den Rundfunk verbreiten lassen, um den Deutschen keinen Fingerzeig zu geben.»*

Am Nachmittag des 10. November – noch vor der Zusammenkunft Giraud-Darlan – traf die Nachricht aus Vichy ein, dass Marschall Pétain den Admiral seines Postens als Kommandierender der französischen Streitkräfte enthoben hatte. Als dessen Nachfolger wurde General Auguste Nogues, der Generalgouverneur von Marokko, bestellt. Pétain hatte auch unser Waffenstillstandsabkommen verworfen.

Ich nahm sofort Gelegenheit, Darlan aufzusuchen. Er machte einen äusserst niedergeschlagenen Eindruck und blickte starr zu Boden, als er sagte: «Es bleibt mir nichts anderes übrig, als den Befehl zu widerrufen, den ich heute vormittags gab.»

«Davon kann nicht die Rede sein», erwiderte ich. «Sie werden nichts widerrufen. Und um in diesem Punkte sicher zu gehen, werde ich Sie in Schutzhaft nehmen.»

Unverzüglich ordnete ich die Bewachung Darlans in der Form an, dass sein Wohnsitz von einem Detachement amerikanischer Soldaten umstellt wurde. Darlan durfte von nun an sein Haus weder freiwillig verlassen, noch sich mit irgendjemandem in Verbindung setzen.

Zu meiner grossen Erleichterung erfuhr ich von unseren Frontabschnitten, dass Darlans Befehl, trotz seiner bekannt gewordenen Enthebung, entsprochen wurde. Dies überzeugte mich, dass Darlan tatsächlich unser Mann war. Er hatte sich stärker als Pétain gezeigt. Es war auch keine Zeit mehr zu verlieren. Wir wussten, dass die Deutschen schon im Begriffe waren, Truppenverstärkungen nach Tunis zu dirigieren. Wir wollten, dass ihnen dort französische Truppen entgegentreten, die auch unsere rasche Ankunft auf dem Schauplatz erleichtern würden.

Ich arrangierte an diesem Nachmittag eine Zusammenkunft der Generäle Giraud, Juin, Koeltz und Mendigal, um zu sehen, wie sie die jüngsten Nachrichten aus Vichy aufnahmen. Ich kannte die Franzosen im Allgemeinen zu gut, um nicht zu wissen, wie empfindlich sie in allen Fragen militärischen Ranges sind.

Giraud strich sich nachdenklich seinen Bart und sagte mir, er habe Nachricht bekommen, dass die Deutschen im Begriffe seien, den bisher unbesetzten Teil Frankreichs zu besetzen.

«Wir sind am Ende unserer Weisheit angelangt», erklärte er. «Die Lage ist eine entsetzliche. Es ist hoch an der Zeit, dass alle Franzosen zusammenstehen. Ich glaube, dass die Verantwortung bei

uns liegt, durch Einmütigkeit unseren nordafrikanischen Besitz zu retten.»

Was mich betraf, so hatte ich damals wenig Hoffnung, dass es je zu dieser Einmütigkeit kommen konnte. Die Anhänger Darlans blickten auf Giraud noch immer wie auf einen Verräter. Darlan selbst aber hegte eine Verehrung für Pétain, die mich enttäuschte. Bei unserer ersten Zusammenkunft mit den Leuten Darlans hatten sich diese sogar geweigert, Commodore Dick von der königlich britischen Kriegsflotte die Hand zu schütteln. Die Empfindlichkeit der Franzosen hinsichtlich der britischen Flottenangriffe auf Oran und Dakar bildete mit einem Umstand, der die allgemeine Atmosphäre vergiftete. Ein einziger Trost blieb mir in dieser unerquicklichen so reichen Epoche. Er bestand darin, dass General Eisenhower auch für mich in Gibraltar der Flut von wüsten Anschuldigungen aus Washington und London standhielt, dass wir gemeinsame Sache mit Darlan und anderen Vichy-Anhängern gemacht hätten. Dazu machte eine Menge Gerüchte uns zu schaffen. Unter ihnen war auch eines, demzufolge Pétain selbst nach Nordafrika kommen wollte, um das Kommando über die französischen Streitkräfte zu übernehmen.

Während wir die Entwicklung abwarteten, wie sich der von Darlan ausgegebene Befehl zur Feuereinstellung gegenüber dem Druck von Vichy halten würde (der Druck äusserte sich jetzt schon in direkten Befehlen an die einzelnen französischen Feldkommandeure und widerrief Darlans Befehle), versuchte ich wieder mit Giraud hinsichtlich seiner Stellung innerhalb des französischen militärischen Apparates ins Gespräch zu kommen. Er hatte seine Ansprüche auf das Kommando eingeschränkt; was er jetzt wollte, war, «Oberbefehlshaber der französischen Kräfte in Nordafrika oder irgendeinem anderen Platz des französischen Imperiums» zu sein. Wenigstens verlangte er nicht mehr das Oberkommando über die alliierten Streitkräfte in Nordafrika, aber auch dies war eine zu hohe Bestallung, als dass ihr im Augenblick die anderen französischen Führer zugestimmt hätten. Meine beste Hoffnung am Ende dieses ersten Tages bestand darin, dass die von den Deutschen schon begonnene Besetzung Südfrankreichs die auseinanderstrebenden Parteien in Algier einigen würde.

Am Morgen des nächsten Tages – es war der 11. November – suchte ich Admiral Fenards Haus auf, um wieder mit Darlan zu sprechen. Ich war fest entschlossen, diesmal Darlan gegenüber einen entscheidenden Vorstoss wegen der französischen Kriegsflotte in

Toulon zu unternehmen. Es musste Vorsorge getroffen werden, sie auf unsere Seite zu bringen, noch bevor sie den Deutschen in die Hände fiel. Darlan zeigte sich in seinem Verhalten ausweichend. Es tat mir leid, dass ich bei allen Schritten stets gezwungen war, mich grober Mittel und eines barschen Tones zu bedienen. Aber die Art, in der sich die Franzosen ständig mit einem Nebel französischer, persönlicher und politischer «Ehre» umgaben, schien nur geeignet, unsere militärischen Pläne aufzuhalten. Ich hatte einfach ein wirksames Werkzeug zu finden, welches geeignet war, mit den Franzosen in Algier und Tunis, in welches die Deutschen ohne nennenswerten Widerstand eindringen, zusammenzuarbeiten. Es war dabei vollkommen gleichgültig, ob dieses Werkzeug nun Darlan, Giraud oder sogar Pétain hiess.

Ich war betroffen, wie elend Darlan an diesem Tag aussah, aber ich vermehrte sein Leid, denn ich musste so zäh als möglich sein. «Sie haben uns wiederholt erklärt, dass Sie Frankreich befreit sehen möchten», sagte ich zu ihm. «Aber Sie haben bisher so gut wie nichts getan, um uns oder die Anstrengungen der Alliierten zu unterstützen. Es gibt zwei Wege, um Ihre Redlichkeit zu zeigen – Sie beordern die französische Flotte nach einem nordafrikanischen Hafen und befahlen dem Gouverneur von Tunis (Admiral Esteva, der schliesslich wegen Verrat von den Franzosen hingerichtet wurde), die deutsche Invasion zu bekämpfen.»

«Ich besitze keine Autorität mehr, die Flotte herzubeeordern», sagte er, «und im Hinblick auf meine Absetzung durch Pétain bin ich nicht sicher, dass irgendwelche von mir erteilte Befehle auch ausgeführt werden. Aber ich bin sicher, dass die Flotte dem Befehl, sich selbst zu versenken, eher folgen wird, als in die Hände der Deutschen zu fallen.»

«Es besteht die Gefahr, dass man in Toulon dazu keine Zeit mehr finden wird», erklärte ich. «Überdies würde eine solche Handlung weit mehr den Alliierten als den Deutschen zum Schaden gereichen.»

Ich verlangte dann von ihm, Befehle an die Flotte und Esteva zu erteilen. Beides lehnte er ab. Zu diesem Zeitpunkt war ich zorniger als während der ganzen Verhandlungen. Wir müssen einen eigenartigen Anblick geboten haben – der wütende, sechs Fuss hohe Mann neben dem kleinen, kahlköpfigen Admiral, der schon für gewöhnlich, wenn alles ruhig war, in sich zusammengekauert schien – was mir jedoch damals nicht zum Bewusstsein kam.

«Dies bestätigt nur die Feststellung, die ich machte, als ich her-

kam», sagte ich mit durchdringendem Blick auf seine blassen Augen. «Sie haben nicht den geringsten Wunsch, die alliierte Sache zu unterstützen. Adieu!»

Damit verliess ich das Haus und schlug hörbar die Tür hinter mir zu. Aber die Reaktion blieb nicht aus und ich konnte mit ihr zufrieden sein.

Schon im Laufe des späteren Vormittags meldete sich Admiral Fenard am Telephon und bat mich, abermals zu Darlan zu kommen. Ich fand diesen völlig verändert. Er erklärte mir, sich die Sache überlegt zu haben, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, dass zwischen dem deutschen Marschall von Rundstedt und Marschall Pétain wegen der Besetzung Südfrankreichs Meinungsverschiedenheiten ausgebrochen seien. Darlan erklärte sich nun bereit, meine Forderungen zu erfüllen.

Am Nachmittag desselben Tages sandte er an Admiral de Labard in Toulon eine Botschaft, in welcher er darauf hinwies, dass die Deutschen durch die Besetzung den Waffenstillstand verletzt hätten. Aus diesem Grunde hätten die Franzosen nunmehr wieder völlige Handlungsfreiheit gewonnen. «Da Pétain», hiess es in dieser Botschaft, «nicht mehr Herr freier Willensentschlüsse ist, liegt es an uns, die den Interessen Frankreichs dienenden Entschlüsse zu fassen, ohne die Loyalität ihm gegenüber zu verletzen.» Weiters sprach Darlan seine Meinung dahingehend aus, dass er es für unmöglich halte, die Flotte unter den herrschenden Umständen noch in Toulon zu lassen, weswegen er «de Labard einlade», die Kriegsschiffe nach Nordafrika zu führen.

Niemand war zu diesem Zeitpunkt so optimistisch, um zu glauben, dass de Labard dieser «Einladung» auch wirklich Folge leisten würde. Aber wir hatten getan, was in unseren Kräften stand. Ich war noch immer nicht so weit, die Psychologie dieser Leute zu verstehen, mit denen ich zu tun hatte. Ich konnte mir nicht erklären, warum General A General B verurteilte, sich an einem Wagnis beteiligt zu haben, an dem er selbst teilhatte; die Tatsache blieb aber, dass Ex-Vichy-Leute unter Darlan, obwohl sie sich auf unsere Seite gestellt hatten, auf Giraud und de Gaulle wie auf Verräter herabsahen.

Das nächste Problem, das angepackt werden musste, hiess Tunis. Ich stellte Darlan vor Augen, dass es Ehrensache für jeden Franzosen sein müsse, die Deutschen in jedem Lande zu bekämpfen, wo man ihrer habhaft werden könne. Der Feind hatte sein Wort gebrochen und Südfrankreich mit seinen Truppen überschwemmt.

Sogar Pétain hatte gegen diesen Schritt Hitlers Protest erhoben.

«Ich wünsche, dass Sie Esteva Befehl zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegen die Deutschen geben», sagte ich und hielt Darlan den Telephonhörer hin. Mit erstaunlicher Bereitwilligkeit nahm der Admiral den Hörer aus meinen Händen entgegen und gab den Befehl durch, den ich eben von ihm verlangt hatte. Ich verstand hinreichend Französisch, um seinen Worten, die er in das Telephon sprach, zu entnehmen, dass er mich nicht hinterging.

Als ich Fenards Haus verliess, zog Darlan ein wenig nervös an seiner Pfeife. Später veranlasste ich Juin, noch einige andere Kommandostellen in Tunis telephonisch anzurufen, um sie zum Widerstand gegen die deutsche Invasion anzuspornen. Dies wurde zugesagt, sofern man über die hierfür nötigen Mittel verfügte.

Am Abend dieses Tages glaubte ich feststellen zu können, dass wir einige Fortschritte gemacht hatten, wenn wir auch noch lange nicht dort waren, wo wir sein wollten. Unsere Lage war noch immer reichlich wackelig. Ich erwog daher ernstlich, Darlan aus dem Landhaus Fenards auf eines unserer Kriegsschiffe im Hafen von Algier bringen zu lassen und dort in Gewahrsam zu setzen. Dies aber hätte sein Prestige auf eine empfindliche Weise geschädigt. Nach längerer Überlegung entschloss ich mich zu einem Schritt, der das gerade Gegenteil von dem darstellte, was mir zuerst in den Sinn gekommen war. Ich liess Oberst Slocum zu mir kommen und erteilte ihm den Auftrag auf Entfernung der Wache vor Fenards Haus. Durch diese Massnahme dachte ich, Darlans Ansehen unter seinen Landsleuten zu heben. Er war ja doch der einzige Mann, der die Franzosen zusammenzuhalten wusste. Ich konnte die Möglichkeit nicht übersehen, dass Kämpfe zwischen den Franzosen ausbrechen könnten, wenn einer der wichtigen Führer noch versuchte, Verbindung mit Pétain aufrechtzuerhalten.

Wenige Stunden später war es mir klar, dass ich einen Fehler begangen hatte. Ich wurde um 5 Uhr früh geweckt und erfuhr, dass der Befehl zum Widerstand gegen die Deutschen widerrufen worden war. Überflüssig zu sagen, dass es in mir kochte; eine Stunde darauf liess ich Darlan und Juin zu mir ins Hotel führen.

«Warum haben Sie, entgegen allem was anständig, ehrlich und klug ist, Ihre Befehle, den Vormarsch der Achsenmächte in Tunis zu bekämpfen, widerrufen?» fragte ich.

Darlan verhielt sich schweigend. Juin, ein schwächlicher Mann mit dichtem, gestutztem Schnurrbart, machte eine nervöse Bewegung mit den Händen und sagte: «Es ist in Wahrheit noch nichts ge-



schehen. Der Gegenbefehl wird noch bis zur Ankunft General Nogues zurückgehalten.»

Nogues, der, wie ich schon erwähnte, an Stelle Darlans getreten war, wurde an diesem Nachmittag in Algier erwartet.

«Nicht ein einziges Mal», setzte ich fort, «haben Sie gezeigt, dass Sie für unsere Interessen arbeiten.»

Juin bat, noch zuzuwarten, während er quer durchs Zimmer auf Darlan sah, der Papierstückchen drehte und faltete und aussah wie ein gescholtener Schuljunge.

«Wir erkennen Nogues nicht an», erwiderte ich. «Wir können nur einen solchen Befehlshaber der französischen Streitkräfte in Nordafrika anerkennen, der beweist, dass es ihm ernst ist, auf unserer Seite gegen die Deutschen zu kämpfen.»

«Ich will gegen die Deutschen kämpfen», erklärte Juin.

«Ich wiederhole Ihnen, es genügt mir nicht mehr zu hören, dass jemand von Ihnen gegen die Deutschen kämpfen will. Er muss es auch beweisen!»

«Aber ich bitte Sie doch, meine Lage zu verstehen», gab mir Juin zur Antwort. «Ich unterstehe den Befehlen Nogues, und meine Ehre als französischer Offizier gebietet mir, ihm Gehorsam zu leisten.»

«Schön. Aber durch alle diese Dinge geht Zeit verloren», erklärte ich. «Bedenken Sie, dass die deutschen Truppen indessen weitermarschieren!»

Admiral Fenard, der englisch sprach und Darlan zu mir begleitet hatte, mischte sich an dieser Stelle in das Gespräch. Während Darlan, Juin und Murphy in einer Ecke des Zimmers einen anscheinend angeregten Meinungsaustausch pflogen, führte mich Fenard beiseite und flüsterte mir zu: «Ich glaube, Sie machen einen Fehler, General. Sie werden alles erreichen, was Sie nur wollen, aber haben Sie ein wenig Geduld und warten Sie die Dinge ab. Sie werden andernfalls alles verderben, nun, da Sie den Erfolg schon fast in Händen haben.»

Ich schüttelte den Kopf.

«Ach, ich halte das alles für Verstocktheit», sagte ich.

Da trat Fenard von mir zurück und machte mit der Hand eine Geste der Verzweiflung.

«Das ist nicht wahr», sagte er. «Sie sind blind. Sie sind blind.»

Darlan hatte kaum ein Wort zur allgemeinen Unterhaltung beigetragen, bis ich mich wieder an ihn wandte und ausführte: «Jeder, der von uns anerkannt werden soll, muss einen festen Willen zeigen,

gegen die Deutschen zu kämpfen. Ich verlangte von Ihnen zwei einfache Dinge als Beweis, dass Sie Frankreich retten wollen: erstens den Befehl an die französische Flotte, nach Nordafrika zu kommen, zweitens, die Deutschen in Tunis zu bekämpfen. Keines von beiden geschah.»

«Ich weiss, dass die Flotte meine Botschaft erhalten hat», sagte er. «Es ist mir auch mitgeteilt worden, dass die Flotte hierher kommen wird, wenn die Deutschen sich dem Hafen von Toulon nähern. Es ist für alles Vorsorge getroffen.»

«Die Befehle für Tunis wurden widerrufen», setzte ich meine Anschuldigungen fort, «ohne dass man sich vorher mit mir ins Einvernehmen gesetzt hat. Das bedeutet für mich so viel wie Verrat. In der Annahme, dass diese Angelegenheit mit Ihnen in Ordnung ginge, habe ich gewisse Truppenbewegungen veranlasst. Nun fallen Sie mir in den Rücken. Das ist Verrat und es könnte Ihnen dafür übel ergehen.»

Darlan und Juin begannen beide gleichzeitig auf mich einzureden. Sie verteidigten sich mit dem Hinweis auf die schwierige Lage, in der sie sich befanden. Sie erklärten, dass ihre Hände gebunden seien, denn die militärische Disziplin und ihre Ehre verlangten, sich mit Nogues zu besprechen. Auch wäre der Befehl ja nicht widerrufen, sondern nur zurückgehalten worden. Sie wollten wirklich gegen die Deutschen kämpfen. Alles, was sie verlangten, wäre Zeit, um sich mit Nogues zu besprechen, der etwa um 4 Uhr nachmittags ankommen würde. Auf meine Frage, ob Giraud an der Besprechung mit Nogues teilnehmen werde, erwiderte mir Darlan: «An unserer ersten Aussprache mit General Nogues werden nur Offiziere teilnehmen, die mit Machtbefugnissen ausgestattet sind. Wir werden Sie von den Ergebnissen verständigen.»

Das Gespräch nahm dann folgenden Verlauf:

*Clark: Wer an der Macht ist und wer an der Macht bleibt, entscheiden die alliierten Streitkräfte.*

*Darlan: Wer soll den obersten Befehl in Nordafrika führen?*

*Clark: Ein Amerikaner. Hinsichtlich der Kommandos, die von Franzosen besetzt werden sollen, wird später entschieden werden.*

*Juin: Ich würde schon heute vorschlagen, Giraud das Kommando für den Bereich von Dakar bis Bizerte und mir jenes von Algier zu übertragen.*

*Clark: Ich hätte nichts dagegen einzuwenden, vorausgesetzt, dass die notwendigen Befehle nach Tunis weitergeleitet werden.*

*Juin: Sofort oder nach der Besprechung am Nachmittag?*

*Clark: Sofort! Die Deutschen treffen bereits Vorbereitungen zur Landung in Constantine und Setif<sup>1</sup>. Ihr persönliches Schicksal hängt davon ab, ob Sie meinem Verlangen entsprechen oder nicht.*

*Juin: Sie versetzen mich in eine schwierige Lage.*

*Clark: Es liegt allein bei Ihnen, sich zu entscheiden.*

Die Befehle wurden wieder in Kraft gesetzt und ich unterbrach die verwirrenden Gespräche mit den Franzosen, um mich zu einer Inspektion unseres 39. Infanterieregiments an die Front zu begeben. Als ich von dort wieder in mein Hauptquartier zurückkehrte, war Nogues bereits eingetroffen. Er suchte mich im Hotel St. George auf, um mir mitzuteilen, dass er als Oberbefehlshaber zufolge Pétains Befehlen mit mir vor der allgemeinen Konferenz privat zu reden wünsche.

Ich blickte ihm einige Augenblicke lang starr ins Gesicht. Dann sagte ich: «Ich anerkenne weder Sie noch Pétain!»

Nogues senkte den Blick und schritt wortlos aus meinem Zimmer, um den Raum aufzusuchen, in dem unsere Konferenz stattfinden sollte. Dort befanden sich bereits die Offiziere meines Stabes sowie Mr. Murphy, Admiral Darlan, General Mast und alle anderen massgebenden Offiziere sowohl von unserer als auch von französischer Seite.

Ich verbrachte eine volle Stunde damit, der Konferenz eine Darstellung unserer operativen Ziele und jener Aufgaben zu geben, um die wir uns bemühten.

Ich hatte meinen Leuten erklärt, dass ich die Absicht hätte, alle Franzosen, die sich bei mir eingefunden hatten, in Haft zu nehmen und auf eines unserer Kriegsschiffe bringen zu lassen, wenn sie an diesem Nachmittag zu keinem endgültigen Entschluss kommen sollten.

Die Diskussion verlief ergebnislos. Ich bestand nun darauf, Giraud den Besprechungen beizuziehen. Der General hatte sich schon lange im Foyer des Hotels aufgehalten. Die französischen Offiziere, die ihn bei ihrem Eintritt in das Hotel erblickt hatten, ignorierten ihn. Ich hatte Giraud zu verstehen gegeben, dass es nicht in meiner Absicht lag, ihn fallen zu lassen. Trotzdem zeigte er sich angesichts des bevorstehenden ersten Zusammentreffens mit Darlan und Nogues ziemlich nervös, und dies mit gutem Grund. Als er nun das Konferenzzimmer betrat, kehrten ihm seine Kameraden mit mehr oder weniger Deutlichkeit den Rücken zu. Ich erhob mich

---

<sup>1</sup> In Tunis.

und es gelang mir, Darlan und Nogues zu überreden, dass sie mit dem General einen Händedruck tauschten. Es war klar, dass sie dies nur meinetwegen taten, denn sie verhielten sich in der Folge ausserordentlich kühl gegenüber Giraud.

Dieser jedoch schien sich wenig mehr darum zu kümmern. Nachdem er erst einmal am Konferenztisch Platz genommen hatte, legte er alle Befangenheit ab und begann sich sogleich am allgemeinen Gespräch zu beteiligen. Im Nu entwickelte sich unter den französischen Offizieren eine rege Debatte, aus der sehr bald ein hitziges Wortgefecht entstand.

Einige Minuten hindurch hörte ich mir das an, dann verliess ich das Zimmer. Es war vielleicht am besten, wenn ich die Franzosen ihre Angelegenheiten allein austragen liess. Ich hatte sie nicht im Zweifel darüber gelassen, dass ich erwarte, sie würden ihre Differenzen unter sich beilegen. Noch während ich aus dem Zimmer trat, redete Darlan auf Nogues ein, um ihn dafür zu gewinnen, seine Bedenken gegen die Person Girauds fallen zu lassen. Es war anzunehmen, dass Darlan dabei eher Erfolg haben würde als ich.

Als ich einige Zeit später wieder in das Zimmer kam, schienen die Dinge ein besseres Aussehen genommen zu haben. Mein Vorschlag, welchen ich den Franzosen unterbreitet hatte, liess sich im Wesentlichen in folgende Punkte zusammenfassen: Darlan sollte die politischen Geschäfte in Nordafrika besorgen, während die bisherigen Gouverneure von Marokko, Algier und Tunis im Amte bleiben sollten. Ihnen würde Giraud an die Seite gestellt werden, dessen Aufgabe darin bestand, eine Armee französischer Freiwilliger zu organisieren, die mit den Alliierten gemeinsam kämpften. Lediglich diese Freiwilligenarmee sollte von uns ausgerüstet werden. Der Rest der französischen Armee in Nordafrika würde über kurz oder lang gezwungen sein, sich uns anzuschliessen und entweder für die Landesverteidigung oder für den Fall, dass es zu einem Konflikt mit Spanien kam, Verwendung finden.

Die Franzosen baten mich, ihnen für die Ausarbeitung einer Übereinkunft hinsichtlich dieser meiner Vorschläge eine Frist bis zum nächsten Tag einzuräumen, wozu ich mich bereit erklärte.

Am Abend erst fand ich Zeit, mich meinen militärischen Geschäften zu widmen. Aus den eingelaufenen Meldungen gewann ich einen Überblick über die gesamte Lage. Mit Ausnahme von Casablanca, wo noch gekämpft wurde, herrschte an den Frontabschnitten im Allgemeinen Ruhe. General Anderson, der mit seiner Armee ostwärts gegen Tunis zog, hatte Bone, Bougie und Philippeville besetzt.

Seinem Feldzug sollten sich noch andere Truppen, unter welchen sich auch das 39. US-Infanterieregiment befand, anschliessen. Die Deutschen hatten Panzertruppen nach Tunis gebracht und verfügten dort über 200 Kampfflugzeuge. An der ägyptischen Front schob Alexander seine Truppen in stetiger Bewegung gegen den Feind westwärts.

Unter den Frontnachrichten befand sich auch ein Funkspruch Ikes. Darin kündigte er seinen Besuch in Algier für den folgenden Tag, Freitag, den 13. November, an. Ich freute mich, ihn so bald bei mir zu sehen und aus seinem Munde zu hören, wie man in Washington und London aufnahm, was wir bisher unternommen hatten.

Der Morgen des 13. November zeigte ein freundliches Gesicht. Die algerischen Tageszeitungen brachten an erster Stelle die Nachricht, dass ich zum Generalleutnant ernannt worden sei. Von offizieller Seite war mir davon allerdings nichts zu Ohren gekommen. Die nächsten Stunden des Vormittags waren schon wieder weniger ansprechend. Nach meiner nur kurzen Bekanntschaft mit französischen Offizieren schien ich geneigt, Juin für einen Schwächling zu halten und Nogues für einen Mann, der einem womöglich noch weniger sympathisch sein konnte als Darlan. Später sollte ich erfahren, dass mein Urteil nicht zutraf. An diesem Morgen aber erweckte es den Anschein, als ob die Franzosen doch noch nicht unter sich ganz einig seien und die Sache sich abermals hinziehen würde. Ich war allerdings fest entschlossen, ihnen keine Fristverlängerung zu gewähren. Aber mein Ärger darüber, dass die Dinge nun neuerdings in ein kritisches Stadium traten, war so gross, dass ich in einer Meldung an Eisenhower das Wort «Ybsas» zur Anwendung brachte. Es war dies ein zwischen Ike und mir für private Zwecke vereinbartes Geheimwort, das unseren persönlichen Ärger zum Ausdruck bringen sollte, sobald es einmal irgendwo gar nicht klappen wollte.

Vichy, das offensichtlich verzweifelt darüber war, dass ihm die Dinge in Nordafrika zu entgleiten drohten, hatte Admiral Platon nach Tunis beordert, um Admiral Esteva persönliche Instruktionen hinsichtlich der Zusammenarbeit mit den Deutschen und des Widerstandes gegen die Alliierten zu überbringen. Eine andere, nicht weniger unerfreuliche Nachricht kam aus Marokko. Dort hatte man General Emile Béthouart ins Gefängnis geworfen, weil er sich uns angeschlossen hatte.

In Algier selbst sah es nicht erfreulicher aus. Eine Gruppe Senegalneger hatte plötzlich gegen die amerikanische Wachmann-

schaft vor dem Fernsprechatm Stellung genommen. Zu ähnlichen Demonstrationen war es auch an verschiedenen anderen Punkten der Stadt gekommen. Ich wies General Ryder an, in jedem einzelnen Fall solcher Vorkommnisse das Möglichste zu tun, die Dinge in Güte zu bereinigen. Andererseits standen alle amerikanischen Truppen in der Stadt unter Alarmbereitschaft, da wir ernstliche Auseinandersetzungen befürchteten, wenn unsere Verhandlungen mit Darlan und seinem Anhang endgültig scheitern sollten.

Als ich schliesslich das Konferenzzimmer betrat, das ich den Franzosen zur Verfügung gestellt hatte, sah ich mit einem Blick, dass Darlan, Giraud, Juin und Nogues weiter als je davon entfernt waren, zu der von mir gewünschten Einigung zu kommen. Da sassen sie alle um den Tisch herum und jeder von ihnen bockte auf seine Weise in verbissener Unversöhnlichkeit. Ich nahm mir kein Blatt vor den Mund und eröffnete ihnen, dass es für sie nur eine der beiden Möglichkeiten, sich zu entscheiden, gäbe: entweder sich zu einigen oder in Haft genommen zu werden. Im letzteren Fall wäre ich entschlossen, im Lande eine Militärregierung einzusetzen.

Damit liess ich sie abermals allein, um mich auf den Flugplatz zu begeben. Es war mittlerweile Zeit geworden, General Eisenhower und Admiral Cunningham in Maison Blanche zu empfangen, wo sie, von Gibraltar kommend, in einer B-17 eintrafen. Auf der Rückfahrt im Jeep vom Flugplatz zur Stadt berichtete ich Ike von den letzten Ereignissen. Wir kamen überein, dass der Oberbefehlshaber sich so lange von den Franzosen abseits halten wolle, bis diese in ihren Beratungen die von uns geforderte Einigung erzielt hatten. Erst dann wünschte General Eisenhower, von mir zur Konferenz geleitet zu werden.

Ike, Admiral Cunningham und ich sassen gemeinsam beim Lunch, als uns gemeldet wurde, dass die Franzosen sich endlich geeinigt hätten. In Kürze bestand das Übereinkommen darin, dass Darlan das Haupt der zivilen und politischen Regierung in ganz Französisch-Nordafrika bilden sollte; die derzeitigen Gouverneure, Nogues für Französisch-Marokko und Chatel für Algier, würden ihre Posten behalten. Giraud würde Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte werden und eine verstärkte Armee organisieren, um an unserer Seite zu kämpfen. Giraud sollte es gestattet sein, Freiwillige aus den Beständen der regulären französischen Armee zu rekrutieren, aber im Augenblick sollte Girauds Ernennung aus politischen Gründen noch geheim bleiben. Ich sprach den anwesenden französischen Offizieren den Dank aus, dass sie am Ende doch

den richtigen Weg gefunden hätten, wobei sie aner kennenswerter Weise persönliche Differenzen hintangestellt hatten. Dann führte ich General Eisenhower in das Zimmer. Der Oberbefehlshaber schüttelte jedem Einzelnen der Konferenzteilnehmer die Hand, bat, die Kürze der Zeit zu entschuldigen, die ihm für seinen Besuch übrig bliebe, und hiess mit wenigen Worten gut, was bisher an gemeinsamer Arbeit geleistet worden war.

Ich geleitete Ike zum Flugplatz, da er gleich wieder nach Gibraltar zurück musste. Wir hatten die Franzosen im Hotel gelassen, woselbst sie sich mit unseren Verbindungsoffizieren an die Arbeit machten, alle nötigen Details festzulegen, die sich aus den eben gefassten Beschlüssen ergaben. Reporter und Bildberichterstatter erwarteten uns am Flugfeld. Aber Ike fand keine Zeit mehr, sich mit den Männern von der Presse auf ein Gespräch einzulassen. Dafür aber wandte er sich mit einer ebenso freundlichen wie beredten Geste an sie, die für ihn so überaus typisch ist. Als die Reporter und Kameraleute jedoch den Kreis nicht lockern wollten, mit dem sie uns eingeschlossen hatten, sagte er zu ihnen: «Es tut mir leid, meine Herren, aber ich habe gerade nur mehr für eine einzige Sache Zeit.»

Mit diesen Worten holte er einen Stern aus seiner Tasche und heftete ihn mir auf die Schulter.

«Ich habe lange darauf gewartet, diesen dritten Stern auf deiner Schulter zu sehen, Wayne», sagte er, «und ich hoffe, dir auch noch den vierten überreichen zu können.»

Als ich wieder ins Hotel St. George kam, hielt ich eine Pressekonferenz ab, vor der ich folgende Erklärung abgab:

*«Ich glaube, wir haben das, was uns am Herzen lag, in Französisch-Nordafrika unter Dach und Fach gebracht. Unsere Hoffnungen hinsichtlich der französischen Kriegsflotte haben sich ausserdem gefestigt, da Darlan seine Einflussnahme verstärkt hat, um die Schiffe von Toulon in einen nordafrikanischen Hafen zu bringen. General Girauds Tätigkeit wird nur allmählich in Erscheinung treten, um nicht sofort wieder Anlass zu neuem Widerstand zu geben. Ich freue mich, nunmehr endlich meine volle Aufmerksamkeit militärischen Dingen zuwenden zu können. Die militärische Lage ist zwar verwickelt, berechtigt jedoch zu den besten Hoffnungen. Unser Hauptgeschäft war die Vereinigung aller Franzosen zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles. Nun gilt es, unverzüglich mit der Ausrüstung und der Ausbildung aller Truppeneinheiten zu beginnen und neue Einheiten aufzustellen. Die letzten vier Tage*

*waren nicht ohne Schwierigkeiten. Wir waren gezwungen, unsere Truppen weit auseinanderzuziehen, um den Feind über unsere wahre Stärke zu täuschen. Dabei mussten wir überdies dauernd über unsere Schultern nach rückwärts blicken, statt vorwärts nach Tunis, wo der Feind steht. Das hat nun, gottlob, ein Ende. General Anderson hat mit seiner Armee Bougie und Bone im Osten erreicht. Es hat dort schwere Bombenangriffe der Achsenmächte auf unsere Stellungen gegeben. Aber die britischen Kampfflugzeuge leisten Unerhörtes in der Abwehr und der Feind erlitt in der Luft schwere Verluste. Britische und amerikanische Fallschirmjäger wurden erfolgreich in die Kämpfe im Osten eingesetzt. Die Dinge sehen gut aus.»*

Als die Zeitungsleute das Hotel verlassen hatten, liess uns der Besitzer desselben Champagner auftragen. Ich lud mir ein paar Gäste ein und wir sassen in kleiner Gesellschaft bis gegen 8 Uhr abends beisammen. Dann war ich müde und ging zu Bett.

Wir hatten den Höhepunkt der politischen Krise in Nordafrika hinter uns, jedoch keineswegs in Washington und London. Dort tobte der Aufruhr gegen unsere Zusammenarbeit mit Darlan weiter und wirbelte viel Staub auf. Glücklicherweise wusste ich damals nicht, wie ernst und gefährlich die Dinge waren. Meine grösste Hoffnung, die Stimmung gegen uns zu besänftigen, bestand darin, mich in den Besitz der französischen Kriegsflotte zu setzen.

Ich erinnere mich, dass ich am 15. November die Dreifaltigkeitskirche (englische Hochkirche) in Algier aufsuchte. Captain Wright, Oberst Holmes, Major Meacham, Major Billingslea, Captain Boys und Leutnant Beardwood begleiteten mich. Holmes und ich, beide unbewaffnet, sassen während der Messe in der vordersten Bankreihe. Die übrigen Offiziere trugen verborgen Waffen bei sich. Als die in der Kirche weilenden Andächtigen ein gemeinsames Gebet sprachen, murmelte ich andauernd den Satz vor mich hin: «O Gott, gib, dass Darlan mir die Kriegsflotte verschafft! O Gott, gib, dass Darlan mir die Kriegsflotte verschafft!...»

Als hierauf der Kirchendiener mit dem Teller zur Einsammlung von Spenden auch vor mich hintrat, zog ich einen Zehntausend-Francis-Schein aus der Tasche und legte ihn auf den Teller. Dabei sagte ich leise die Worte: «Einen schönen Gruss vom deutschen Konsul.»

Die Banknote stammte nämlich aus dem Geldschrank des deutschen Konsulats in Algier, der von unseren Truppen nach unserer Landung sichergestellt worden war und ganze Bündel französischer



Geldscheine enthalten hatte. Ich werde niemals den Gesichtsausdruck des alten Mannes mit dem Teller vergessen, der fassungslos auf das Geld aus meiner Hand starrte und vor Schreck fast ohnmächtig geworden war.

Um Darlan bei seinen Bemühungen, uns zu helfen, in guter Stimmung zu erhalten, zeigte ich ihm die Kopie eines Funkspruchs, den ich an Eisenhower gerichtet hatte. Dieser enthielt ein Lob für die Anstrengungen, die der Admiral bisher gemacht hatte. Ich liess Darlan aber nicht im ungewissen darüber, dass wir noch nicht über dem Berg waren. Damit spielte ich auf die Meinung an, die die britische und amerikanische Öffentlichkeit über ihn hegte und auch gehörig zum Ausdruck brachte. Indessen stellte ich ihm in Aussicht, dass es zu einem gründlichen Meinungsumschwung kommen würde, wenn es ihm gelänge, uns die französische Flotte in die Hände zu spielen. Ich gab ihm die Versicherung, dass wir der Flotte auf ihrer Fahrt von Toulon zur afrikanischen Küste allen nötigen Schutz, zu Wasser und in der Luft, angedeihen lassen würden. Schliesslich köderte ich ihn – und dies ganz in meiner Eigenschaft als Privatmann – mit dem Versprechen, seinen leidenden Sohn nach den Vereinigten Staaten bringen zu lassen, woselbst er sich einer Behandlung an den warmen Quellen der Georgia-Stiftung unterziehen lassen konnte. Darlan wiederholte all dem gegenüber seine Beteuerung, er werde nichts unversucht lassen, um zu erreichen, was ich von ihm wollte, und schloss sie mit den Worten: «Es ist unter allen Umständen Sorge dafür getroffen, dass die Schiffe nicht in die Hände der Deutschen kommen. Niemals wird das Hakenkreuz über einem französischen Kriegsschiff wehen!»

Am 18. November traf General Carl «Tooe» Spaatz aus Gibraltar in Algier ein. Er überbrachte mir ein Geheimschreiben Eisenhowers, in welchem dieser neuerlich auf die Stimmen hinwies, die sich insbesondere in England gegen unser Bündnis mit Darlan erhoben hatten. Ike zeigte mir an, dass diese Angelegenheit nachgerade anfangs, unangenehm zu werden, da sie in der Presse auf ganz ungewohnte Art breitgeschlagen werde. Am Ende aber hiess es in diesem Schreiben: *«Ich kann es nicht mehr erwarten, endlich meinen Sitz in Algier aufzuschlagen, aber so lange ich dem Druck aus dem Hinterland ausgesetzt bin, kann davon nicht die Rede sein. Ich wiederhole Dir im Übrigen, dass ich alles billige, was Du da unten bisher unternommen hast. Wie oft ich mir auch die Dinge vor Augen halte, so sehe ich doch, dass wir nur getan haben, was wir allein zu tun nicht in der Lage waren. Freilich weiss ich, dass wir*

*nichts unternehmen dürfen, was unsere Regierungen in der Zukunft politisch Verlegenheiten bereiten könnte. Aus diesem Grunde habe ich mir Richtlinien für unser künftiges Verhalten zur echtgelegt, die sich, glaube ich, in den zwei Sätzen ausdrücken lassen: a) Wir vermeiden von nun an jede überflüssige Bekanntgabe von Schritten, die im Zusammenhang mit Darlan stehen, b) Wir müssen uns Darlan gegenüber unnachgiebig zeigen, um durch ihn einen in die Augen springenden Vorteil zu erreichen, mit dem wir die Politiker von der Klugheit unserer Handlungsweise endgültig überzeugen können. Gib mir sofort Nachricht, bitte, wenn sich etwas von der Art ereignen sollte, damit ich es sogleich verwenden kann. Du weißt, es muss alles getan werden, um unsere Chefs daran zu hindern, dass sie uns den ganzen Äpfelkarren umschmeissen... Die Zeitungen sind voll von dem Geschrei, das wegen dieser Sache erhoben wird, und ich weiss, dass in der Korrespondenz zwischen Churchill und Roosevelt ständig nur davon die Rede ist.»*

In Anbetracht der Erfolge, die wir bisher zu verzeichnen hatten, fand ich es verwunderlich, dass man von diesen Dingen noch immer solches Aufheben machte. Ich kablete an Eisenhower: *«Auch wenn wir noch einmal von vorne anfangen könnten, bliebe uns doch nichts anderes übrig, als uns Darlans zu bedienen, der das einzige militärische Auskunftsmittel darstellt, um unsere Truppen, unbehindert von Streit und Hader in unserem Rücken, gegen den Osten vormarschieren zu lassen.»*

Kurze Zeit darauf erhielt ich aus Washington einen Funkspruch, in dem ich angewiesen wurde, in Zukunft alle Massnahmen, die mit Darlan in Zusammenhang standen, vor der Öffentlichkeit geheim zu halten. Es war nur verständlich, dass ich mich an diese Weisung hielt, aber es dauerte nun nicht lange, so wurde ich von der Öffentlichkeit beschuldigt, eine politische Zensur errichtet zu haben. Wieder, wie schon so oft, war ich meinem Stern dankbar dafür, dass Eisenhower in Gibraltar sass und dort auffing, was mir an Unannehmlichkeiten zudedacht war. Wenn ich heute zurückblicke und noch immer Leute sehe, die den Mund voll nehmen mit ethischen Grundsätzen, weil wir zu jener Zeit die Dinge vorwärtstrieben, indem wir uns solcher Menschen wie Darlan bedienten, dann muss ich sagen, dass wir damals nur ein Ziel vor Augen hatten: den Krieg zu gewinnen. An ethische Grundsätze zu denken, hatten wir verdammt wenig Zeit.

Die Zusammenarbeit mit Darlan nahm nun viel meiner Zeit in Anspruch. Er selbst zeigte sich äusserst rührig. Nun, da er sich einmal mit uns eingelassen hatte, gebot es sein eigenes Interesse,

uns zu unterstützen, wo immer er es nur konnte. Ein allgemeines Misslingen hätte für ihn dieselben Folgen gezeitigt wie für uns.

Während ich nicht müde wurde, Darlans ständiges Augenmerk auf die Flotte zu richten, zeigte ich ihm gleichzeitig einen anderen Punkt, der unser Interesse in Anspruch nahm. Dies war der Hafen von Dakar. Der Hafen war für unser Unternehmen von lebenswichtiger Bedeutung und musste daher unter unsere Kontrolle kommen. Ausserdem gab es dort einige französische Kriegsschiffe, darunter das zwar noch nicht vollendete, aber völlig moderne Kriegsschiff «Richelieu». Darlan gelang es tatsächlich, mit General Boisson, der Französisch-Westafrika befehligte, ein Übereinkommen zu treffen, wodurch Dakar unser wurde. Hierdurch erlangten wir Verfügungsgewalt über mehrere Kreuzer, Zerstörer und Unterseeboote, ausserdem aber auch noch über 75.000 Mann ausgebildeter Truppen, einschliesslich sechs Einheiten der Luftwaffe.

General Eisenhower liess mich wissen, dass er am 20. November nach Washington gekabelt hatte: «Die Franzosen leisten an unserer Seite ordentliche Arbeit. Wir wären übel daran gewesen, hätten wir die Unterstützung entbehren müssen, die sie uns militärisch, flottenmässig und zivil zukommen liessen.»

Es schien mit Darlan alles glatt gehen zu wollen, bis zu dem Zeitpunkt, da Präsident Roosevelt, von dem Bestreben geleitet, den Aufruhr im eigenen Lande zu besänftigen, in aller Öffentlichkeit erklärte, der Admiral und seine Stellung unter den Alliierten wäre lediglich als vorübergehendes Auskunftsmittel anzusehen. Es dauerte hierauf nur kurze Zeit, dass ich von Darlan folgendes Schreiben erhielt;

23. November 1942.

*Verehrter General!*

*Nachrichten, die mir von verschiedenen Seiten zukommen, berechtigen mich zu der Auffassung, dass ich für die Amerikaner nur eine Zitrone bedeute, die, nachdem sie ausgepresst wurde, weggeworfen wird.*

*Ich habe nur als französischer Patriot gehandelt, obwohl gerade diese Handlungsweise Gegenstand schwerer Vorwürfe ist und trotzdem es so viel einfacher für mich gewesen wäre, die Dinge ohne mich zur Entwicklung kommen zu lassen. Aber meine Person soll in diesen Dingen nicht zählen. ,*

*Was ich getan habe, geschah nur aus dem Grunde, weil die amerikanische Regierung die feierliche Verpflichtung übernommen hatte, Frankreich wieder seine souveräne und unversehrte Stellung*

zu geben, die es im Jahre 1939 einnahm. Der andere Grund aber für meine Handlungen war der Umstand, dass die Achsenmächte den Waffenstillstandsvertrag mit Frankreich brachen, indem sie das ganze Land besetzten, wogegen auch Marschall Pétain feierlich protestierte.

Niemals habe ich etwas in diesem Zusammenhang aus Stolz, Ehrsucht oder Intrige getan, sondern einzig und allein deshalb, weil ich es in der Stellung, die ich in meinem Vaterlande einnahm, für meine Pflicht hielt.

Sobald Frankreich wieder sein wird, was es war, – und ich hoffe, dass es dazu in kürzester Zeit kommt – bin ich entschlossen, mich als Zivilist zurückzuziehen, um auf diese Weise ein Leben zu beschliessen, das vornehmlich dem Dienste meines Vaterlandes gewidmet war. Wenn es das ist, was Präsident Roosevelt in seiner Erklärung ausdrücken wollte, als er das Wort «vorübergehend» gebrauchte, dann stimme ich hierin mit ihm völlig überein. Ich bin jedoch der Anschauung – man könnte sie vielleicht übertrieben finden – dass es sich unter den gegenwärtigen Umständen nicht allein um meine Person handelt, sondern auch um Männer wie General Giraud, General Nogues, Generalgouverneur Boisson und Admiral Michelier. Diese aber sind es, die die Afrikaner zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit mit den Armeen bringen können und so ein Bündnis zwischen den französischen Streitkräften und dem Volk schaffen, das die wesentliche Voraussetzung für einen Erfolg der Vereinigten Staaten auf afrikanischem Boden bildet.

Mein Werk, die Vereinigung aller Franzosen zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles, würde sich wahrhaftig schwierig gestalten, wenn Frankreichs Verbündete Zweifel unter Franzosen ausstreuen würden über Bedeutung und Reichweite meiner Anstrengungen.

Ich hoffe damit rechnen zu können, dass sich die Regierung der Vereinigten Staaten vor Augen hält, worauf ich hier anspiele; wäre es auch nur im Interesse dessen, worum es in diesem Kampf geht, in den einzutreten sich nun auch Frankreich anschickt. Denn eben diesem Interesse würde kaum gedient sein, wenn Franzosen den Eindruck empfangen, das Ansehen ihres Anführers, der sie dazu bewog, die Waffen wieder gegen den Feind zu erheben, sollte herabgesetzt werden.

Mit freundlichen Grüßen verbleibe ich  
Ihr aufrichtig ergebener  
(gez.) F. DARLAN

Ich legte diesen Brief General Eisenhower vor. Als er das nächste Mal nach Algier kam, sagte er zu Darlan: «Sie sind natürlich wegen Ihrer früheren Stellung innerhalb der Vichy-Regierung in den Vereinigten Staaten eine nicht eben sehr volkstümliche Erscheinung. Trotzdem habe ich unsere Regierung gebeten, uns mit dem, was die Leute denken und meinen, hier ungeschoren zu lassen. Im Übrigen glaube ich, dass sich die Antipathie gegen Sie ins Gegenteil kehren würde, wenn wir es mit einer klugen, liberalen Regierung zu tun hätten.»

Von da an arbeitete Darlan mit noch entschiedenerem Nachdruck auf unserer Seite.

Als es offenkundig wurde, dass wir in Nordafrika bleiben sollten, liessen auch die Inhaber französischer Kommandostellen, die sich bisher abwartend gezeigt hatten, nicht länger auf sich warten. Sie strömten uns von allen Seiten zu. Deutsche Agenten, die sich in dem von uns besetzten Territorium aufhielten und von uns streng beobachtet wurden, berichteten an Hitler, dass sich in ganz Französisch-Nord- und Westafrika eine Front gegen die Achsenmächte aufrichte. Am 23. November verlegte General Eisenhower sein Hauptquartier von Gibraltar nach Algier.

In zunehmendem Masse war es mir nun möglich, mich von den politischen Geschäften freizumachen und meine Aufmerksamkeit immer ausschliesslicher militärischen Belangen zuzuwenden. In dieser Zeit wurde das sogenannte «Clark-Darlan-Abkommen» fertiggestellt, das die protokollarische Niederschrift aller Fragen enthielt, die sich auf die Zusammenarbeit zwischen Alliierten und französischen Streitkräften bezogen. Sowohl die Regierung der Vereinigten Staaten als auch die königlich britische Regierung hatten diesem Abkommen ihre Zustimmung erteilt. Unsere Beziehungen zu Darlan erhielten dadurch eine feste Grundlage. Die Dinge gingen nun glatt und ohne Schwierigkeiten den Weg, den wir ihnen vorgezeichnet hatten, bis ein Ereignis knapp vor Weihnachten 1942 Darlans Namen plötzlich wieder in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit und in die Schlagzeilen der Tagespresse rücken sollte.

Am 23. Dezember nahm mich eine lange Besprechung mit General Giraud über gewisse Operationen in Tunis und technische Details der Zusammenarbeit mit französischen Kommandostellen in Anspruch. Giraud sollte zwei Tage später mit General Eisenhower auf dem Vorrückungsgelände Zusammentreffen. Admiral Darlan gab ein offizielles Frühstück, zu dem sich amerikanische, britische und

französische Offiziere und Funktionäre eingefunden hatten. Es hatte sich mittlerweile ein herzlicher Ton in den Beziehungen zwischen uns und den Franzosen herausgebildet. Ich selbst hatte wiederholt Gelegenheit gehabt, mit Darlan private Gespräche zu führen und hatte daran Gefallen gefunden. Während des Frühstücks wandte sich der Admiral zu mir und sagte: «Morgen wird es in der Presse der Achsenmächte heissen, dass ich dieses Frühstück gegeben habe, weil man mich dazu mit vorgehaltener Waffe gezwungen hat. Glauben Sie nicht?»

«Wenn jedes Frühstück, zu dem Sie uns einladen, so vortrefflich ist, wie das heutige», erwiderte ich, «dann können Sie damit rechnen, dass ich Ihnen jede Woche eine Waffe vorhalten lasse.»

Darlan lachte vor sich hin.

Einige Minuten später knüpfte ich mit Mme. Darlan ein Gespräch über ihren kranken Sohn und die Möglichkeit an, ihn zur Kur in die Vereinigten Staaten zu bringen.

«Ich denke, es wird sich machen lassen, dass Admiral Darlan seinen Sohn selbst dorthin begleitet», sagte ich, in der heimlichen Absicht, zu hören, wie Darlan darauf reagieren würde, auf einige Zeit vom politischen Schauplatz in Nordafrika abwesend zu sein. «Es liegt natürlich an ihm, zu sagen, ob er dies wünscht.»

Darlan nickte mit dem Kopf und sagte:

«Warum nicht? Ich würde meine Geschäfte gerne General Giraud übertragen. Ihm gefallen sie hier und mir nicht.»

Am Heiligen Abend befand ich mich allein in Algier, denn Ike hatte sich an die tunesische Front begeben. Für sechs Uhr hatte ich mich mit einigen alten Freunden zum Dinner verabredet. Bis um diese Zeit wollte ich in meinem Büro bleiben. Im Laufe des späteren Nachmittags stürzte plötzlich Bob Murphy in höchster Aufregung zu mir herein. «Man hat Darlan erschossen», waren seine ersten Worte.

«Darlan?» fragte ich, «wo ist er?»

«Man bringt ihn eben in das Spital.»

«Kommen Sie!» sagte ich und eilte voraus aus dem Zimmer und ins Freie zu meinem Wagen. Murphy vermochte mir unterwegs keine Details zu sagen. Alles, was er wusste, war, dass Darlan erschossen worden war.

Im Spital stiessen wir auf eine Gruppe Franzosen, die den Vorfall bereits eifrig diskutierten. Als sie unser ansichtig wurden, bestürmten sie uns mit Fragen, und es entging mir dabei nicht, dass

sie auf Murphy und mich argwöhnische Blicke warfen, während wir uns durch die Menge einen Weg zum Operationsraum bahnten.

Als wir dort eintraten, war Darlan bereits tot. Die Schüsse hatten ihn in die Brust und ins Gesicht getroffen. Still und ruhig lag er da vor uns. Ich wurde die Vorstellung nicht los, dass er nun die Ruhe hatte, die er nach den heißen sechs Wochen brauchte, innerhalb welcher er sich in einer keineswegs beneidenswerten Lage befand.

Mein nächster Gedanke galt der Herstellung einer Verbindung mit Ike und Giraud. Sie befanden sich entweder getrennt oder schon gemeinsam irgendwo in Tunis. Als ich indessen in mein Hotel zurückkehrte, fand ich dort bereits Giraud. Er war von seinen eigenen Leuten früher zurückgerufen worden, als meine Nachricht Eisenhower erreichte.

Mittlerweile hatte ich über den Vorfall Näheres in Erfahrung gebracht. Darlan war auf dem Wege zum Sommerpalais gewesen, als ein zweiundzwanzigjähriger Student sich plötzlich auf ihn stürzte, irgendetwas Unverständliches ausrief und aus nächster Nähe vier Schüsse auf den Admiral abgab. Einem der Männer aus der Begleitung Darlans gelang es, den Mörder festzuhalten, wobei jener allerdings selbst durch zwei Schüsse in das Bein verletzt wurde.

Die politischen Beweggründe dieser Tat blieben mir verborgen. Für alle Fälle ordnete ich die Alarmbereitschaft aller unserer Truppen an.

Zwei wichtige Probleme schienen jetzt auf: Erstens, wessen Obhut die Franzosen nunmehr anzuvertrauen, und zweitens, in welcher Weise die Angelegenheit zu veröffentlichen war, so dass die Achsenmächte den geringsten Vorteil davon hatten und die französische Politik am wenigsten in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Die französischen Offiziere, die sich im Hotel St. George eingefunden hatten, drängten darauf, General Nogues kommen zu lassen. Ich fand, dass Giraud mir bessere Dienste leisten konnte. Ich trug daher den Franzosen auf, General Nogues vorläufig überhaupt nichts von dem Tod Darlans mitzuteilen. Dann kabelte ich in Abwesenheit General Eisenhowers an General Marshall: *«Darlan tot. Wir haben strenge Zensurmassnahmen verfügt. Erbitten dringend Vorkehrungen, um Durchsickern der Nachricht in London oder Washington zu vermeiden. Truppen stehen unter Alarmbereitschaft, erwarten jedoch für den Augenblick keine Unannehmlichkeiten!»*

Es kam darauf an, der Weltöffentlichkeit im Allgemeinen und den Franzosen im Besonderen einen Nachfolger des Admirals zu präsentieren, noch bevor die Nachricht von dem Mordanschlag bekannt wurde. Dadurch sollte die Möglichkeit der Achsenmächte, aus der Geschichte Kapital zu schlagen und unser politisches Einvernehmen mit den Franzosen zu stören, auf ein Minimum herabgesetzt werden.

Ich wandte mich daher an Giraud und teilte ihm mit, es sei der Wunsch General Eisenhowers, dass die Frage der Nachfolge Darlans eine sofortige Regelung finde. Der Oberbefehlshaber aber sei der Meinung, dass Giraud sich am besten für die Stelle eines Hochkommissars für Französisch-Afrika eigne. Diesen Titel hatten wir Darlan verliehen. Giraud strebte zwar noch immer nach einem militärischen Kommando, aber er erklärte sich überraschend schnell einverstanden, auf unsere Wünsche einzugehen.

Den Mörder Darlans habe ich niemals zu Gesicht bekommen. Auch weiss ich bis zum heutigen Tag nichts von den politischen Hintergründen oder sonstigen Motiven der Tat. Alles, was wir damals vermuten konnten, war, dass es sich bei dem Täter um einen überspannten Gaullisten handelte. Er hiess Bonnier de la Chappelle. Die Franzosen stellten ihn noch am Weihnachtstag vor ein Kriegsgericht. Seine Hinrichtung erfolgte bereits am darauffolgenden Morgen.

Da wir von Agenten der Achsenmächte umgeben waren, wäre es nicht klug gewesen, die Nachricht von Darlans Tod noch länger hinauszuschieben. Es wäre uns gar nicht lieb gewesen, wenn Berlin oder Rom zuerst die Nachricht gebracht hätte. Ich ordnete daher die formelle Verlautbarung des Vorfalles noch am Weihnachtsabend über Radio Algier und Radio Marokko an. Der Verlautbarung gaben wir den Anstrich, als handelte es sich um eine Angelegenheit, von der Fäden zu den Achsenmächten liefen. Aus London war ein dringender Funkspruch eingetroffen. Er lautete: *«Premierminister hofft, dass die Schuld an Darlans Ermordung auf die Deutschen und ihre Agenten fällt.»*

Aus diesem Grunde schloss unsere Verlautbarung im Rundfunk mit den Worten: *«Der Mörder wurde bereits einvernommen. Die Voruntersuchung liess noch nicht eindeutig erkennen» ob die Hintermänner der Tat bei den Deutschen oder bei den Italienern zu suchen sind.»*

An den Begräbnisfeierlichkeiten für den ermordeten Admiral nahmen ausser General Eisenhower, General Giraud und mir auch



die französischen Offiziere aller politischen Richtungen teil. Es waren hierbei alle Vorkehrungen gegen eventuelle Zwischenfälle getroffen worden. Aber weder die Agenten der Achsenmächte, noch alliiertenfeindlich gesinnte Elemente unter der Bevölkerung schienen sich unter der breiten Masse einer solchen Anhängerschar rühmen zu können, dass sie es gewagt hätten, gegen unsere Zusammenarbeit mit den Franzosen zu demonstrieren.

Der Tod Admiral Darlans bedeutete für mich einen Akt der Vorsehung. Ich bedaure es menschlich von ganzem Herzen, dass er auf diese Weise aus unserer Mitte scheiden musste. Vom Standpunkt der Strategie aus aber glich sein Verschwinden von der Bühne des nordafrikanischen Kriegsschauplatzes dem Schnitt, mit dem der Chirurg ein lästiges Geschwür öffnet. Darlan hatte seinen Zweck erfüllt. Sein Tod entthob uns der Sorge, darüber nachzudenken, was wir mit ihm in der Zukunft begonnen hätten. Darlan war eine politische Investition, zu der uns die Umstände gezwungen hatten. Durch die Verbindung mit ihm konnten wir einen höchst effektvollen Nutzen ziehen, sowohl an Menschenleben als auch an Zeit.

Ich glaube nicht, dass die Geschichte den Nutzen übersehen wird, den uns Darlan leistete, obwohl es genug Leute in London und in Washington gibt, die anscheinend niemals darüber hinwegkommen werden, dass wir uns der Dienste eines Mannes bedienten, der seinerzeit mit den Nazis zusammenarbeitete. Aber ich bin der Überzeugung, dass ein Teil dieses bitteren Gefühles gegen unseren Weg politische Hintergründe hatte und dieses mangelnde Verständnis für unsere Handlungsweise lediglich auf die Unkenntnis der Umstände zurückzuführen ist.

Indem ich hiermit das Kapitel über Darlan zum Abschluss bringe, möchte ich noch erwähnen, dass ich im Jänner bei einer Konferenz in Casablanca Gelegenheit hatte, über diesen Fall mit Präsident Roosevelt zu diskutieren. Ich war erstaunt, wie oft der Präsident meinen ausführlichen Bericht über unsere damaligen Unterhandlungen mit den Franzosen mit den Worten unterbrach: «Das wusste ich ja gar nicht!»

Oder auch: «Darüber bin ich mir damals überhaupt nicht klar geworden!»

So war es Roosevelt beispielsweise unbekannt geblieben, dass wir Darlan einige Zeit hindurch seiner Freiheit beraubten, indem wir Wachen um sein Haus stellten. Der Präsident äusserte vielmehr, dass er den Eindruck empfangen habe, als wären wir dem franzö-

sischen Kollaborateur mit einer gewissen ängstlichen Scheu gegenübergetreten und hätten ihn nur mit Handschuhen angefasst.

Schliesslich möchte ich noch meinen Standpunkt, den Standpunkt eines Soldaten, darlegen, dem es beschieden war, in die politische Phase unseres Invasionsunternehmens in Nordafrika verstrickt zu werden, da gerade diese Phase Gegenstand vieler Kontroversen wurde.

An erster Stelle soll in diesem Zusammenhang General Mast genannt werden. Er sowohl als auch seine Mitarbeiter setzten damals ihr Leben aufs Spiel, um der Sache der Alliierten nützlich zu sein. Es war für uns Militärs von grösster Wichtigkeit, gemeinsam mit ihm unsere Pläne und Vorbereitungen für die Invasion zu überprüfen. Es ist richtig, dass Mast den Widerstand der Franzosen nicht hindern konnte, aber es gab eine Fülle von Dingen, während und nach der Landung unserer Truppen, durch welche er uns Hilfe von unschätzbbarer Bedeutung leistete. Ich halte Mast für einen grossen französischen Patrioten. Einen von jenen, die sich bewusst waren, dass sie zur Niederlage des Feindes beitrugen und zur Befreiung Frankreichs, und die um dieses Zieles willen jedes Wagnis auf sich nahmen.

Was Giraud anlangt, so stellte er damals geradezu das Symbol des französischen Widerstandes vor. Wir glaubten zu jener Zeit an einen grösseren Einfluss von seiner Seite, als dies tatsächlich der Fall war. Später aber wurde dieser Einfluss ein ganz bedeutender, denn sein brennender, niemals erschlaffender Eifer, den Feind zu stellen, wo und wann immer dies möglich war, übertrug sich auf seine Truppen und bewirkte, dass sie ihm begeistert Gefolgschaft leisteten. Möglicherweise wird eine spätere Zeit finden, dass wir, politisch gesehen, den falschen Mann wählten. Das kann mich indessen nicht hindern, hier zu sagen, dass er für uns, militärisch gesehen, ein Aktivum allerersten Ranges bedeutete. Wenn die Franzosen damals etwas verzweifelt dringend nötig hatten, dann waren es das angriffslustige Unge-stüm und der Feuergeist, die diesem Manne innewohnten.

das Resultat typisch französischer Verhältnisse, wie ich sie bereits andeutete, als ich die verwickelten politischen Manöver erwähnte, die der Verkehr mit französischen Würdenträgern aller Grade notwendig machte. Es handelte sich dabei um Umstände und Vorkommnisse, wie sie dem amerikanischen Verstande nicht leicht fassbar sind. Aber gerade in einer solchen konfusen Atmosphäre war

Darlan der Mann, den wir brauchten, weil er die Dinge zu meistern verstand, und weil er ausserdem der einzige Mann war, der bei allen Franzosen die gleiche Autorität genoss. Vom militärischen Standpunkt aus erschien es zweckmässig, uns der Dienste Darlans zu versichern, da wir nur so unnützes Blutvergiessen vermeiden konnten. Darüber hinaus aber stand für uns fest, dass wir keine Zeit zu verlieren hatten, um gegen den Feind zu ziehen, der mit seinen Truppen bereits Tunis überschwemmte. Nachdem Darlan sich einmal auf unsere Seite geschlagen hatte, blieb er uns auch ergeben. Wenn ich noch ein zweitesmal in die Lage kommen sollte, in der ich mich damals befand, dann würde ich mich abermals nach einem Mann umsehen, der unserer Sache dienen könnte – einerlei, ob es sich hinterher herausstellen sollte, dass es Darlan oder der Teufel selbst gewesen wäre.

# VII

## DER VORSTOSS AUF TUNIS

### DEZEMBER 1942 BIS JANUAR 1943

Der nordafrikanische Feldzug war wahrscheinlich der wichtigste Prüfstein der kriegerischen Bemühungen der Alliierten. Andererseits aber bildete er auch das trübste Kapitel in der Geschichte der alliierten Zusammenarbeit. In Algier war es die verwickelte politische Situation, die uns immer wieder neue Schwierigkeiten bereitete, an der Front aber versanken wir während eines grossen Teiles des Winters 1942/43 in dem kniehohen Schlamm.

Während der ersten zwei Monate meines Aufenthaltes in Algier hatte ich oft das Gefühl, dass ich niemals wieder Gelegenheit finden würde, meinen Beruf als Soldat auszuüben. Wenn der politische Zank und Hader in Verbindung mit den Anwürfen, die mich aus dem Hinterland erreichten, mir Kopfschmerzen verursachte, dann wanderte ich häufig in die hügelige Umgebung der Stadt hinaus und suchte mir in ausgedehnten Märschen von der Seele zu schütteln, was mich quälte. Dann warf ich einen Blick auf die militärische Entwicklung und hatte es wiederum notwendig, mich abzukühlen.

Das alte Problem, britische und amerikanische Auffassungen über Operationen an der tunesischen Front in Einklang zu bringen, war noch immer an der Tagesordnung. Wie ich schon früher andeutete, bestand ein fundamentaler Unterschied zwischen der britischen und der amerikanischen Methode in der Behandlung aller Fragen, die zur Erörterung standen. Während es der Übung der Amerikaner entsprach, einem Kommandanten seine Aufgabe einfach zuzuweisen und ihn für Planung und Ausführung verantwortlich zu machen, hielten die Briten auch jetzt noch an ihrer Praxis fest, derzufolge alle Probleme höchst umständlich in langwierigen Konferenzen bis ins Letzte durchbesprochen wurden. Gelegentlich zeigte sich eine Nachahmung dieser Gewohnheit auch in unserem Lager, was freilich immer auf Kosten der Wirksamkeit und Schnelligkeit der beschlossenen Massnahmen ging. Im afrikanischen Feldzug hatten wir nicht nur die Aufgabe, die französischen

Kräfte unserer Armee anzugliedern, sondern auch noch das täglich wiederkehrende Problem der Aufteilung von Mannschaften und Nachschub an Befehlshaber dreier verschiedener Nationalitäten.

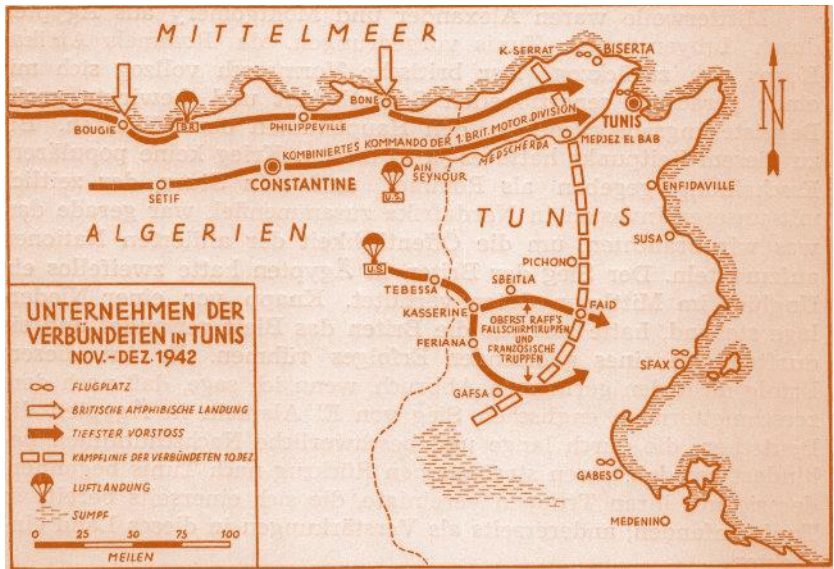
General Anderson, der das Kommando über den tunesischen Frontabschnitt innehatte, verfügte ursprünglich nur über eine einzige britische Division. Nichtsdestoweniger richtete er sich ein Armeehauptquartier ein. Dies bedeutete praktisch, dass alle Formationen, die an den Operationen im Kampfabschnitt gegen Tunis teilnahmen, unter sein Kommando fielen, da es kein amerikanisches Armeehauptquartier gab. Sobald es die Stärke unseres amerikanischen Truppenanteils rechtfertigte, erhob ich gegen den militärischen Apparat Andersons Einwendungen. Ich empfahl, die amerikanischen Streitkräfte sollten seinem Kommando entzogen werden und in einem gesonderten Sektor des Frontabschnittes unter ihrem eigenen Kommandeur eingegliedert werden. Zu diesem Einschreiten sah ich mich nicht nur deshalb veranlasst, weil mir bekannt war, dass amerikanische Soldaten nur unter einem amerikanischen Kommandanten ihr Bestes leisteten, sondern auch deshalb, weil ich sah, dass Anderson britische und amerikanische Einheiten untereinander vermischte, wobei sich jedenfalls unsere Soldaten nicht sonderlich wohlfühlten.

Es versteht sich, dass General Eisenhower keinen leichten Standpunkt hatte, um die Alliierten Kommandostellen beisammenzuhalten. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass er vieles übersah und absichtlich übersah, nur um nicht den Eindruck von Parteilichkeit zu erwecken und dadurch das gute Einvernehmen zu gefährden. Denn der Erfolg, um den wir uns bemühten, hing vor allen Dingen davon ab, dass es zwischen uns zu keinen Reibereien kam. Auch Eisenhower wünschte die US-Formationen unter einheitlichem eigenem Kommando, aber er wollte diese Angelegenheit auf einen späteren Zeitpunkt verschieben. Es ging ihm augenblicklich darum, nichts zu unternehmen, was das Ziel unserer Operationen in Tunis vor Einbruch des schlechten Wetters hätte hinauszögern können.

Eine Schwierigkeit ähnlicher Art zeigte sich darin, dass die Franzosen sich weigerten, unter britisches Kommando zu kommen. Auf diesen Umstand hatte Giraud wiederholt hingewiesen. Schliesslich schlug der General vor, auch diese Sache so lange auf sich beruhen zu lassen, bis man einen amerikanischen Frontabschnitt geschaffen hatte und die Franzosen sich demselben anschliessen konnten.

Von dieser Art waren die Probleme, die uns nunmehr in An-

spruch nahmen; das grösste jedoch, das uns aus diesem Feldzug erwuchs, war, meiner Meinung nach, taktischer Natur. Zweifellos waren wir von Anfang an bei der Ausarbeitung unserer Invasionspläne eher zurückhaltend (wenn auch nicht so zurückhaltend wie Washington) gewesen, was die räumliche Ausdehnung dieses Unternehmens betraf. Hätten wir damals gleich kühn zugeschlagen



und unsere Streitkräfte weiter im Osten, vielleicht sogar in Tunis, gelandet, wie dies Admiral Lyster in London geraten hatte, dann wären wir höchstwahrscheinlich viel früher zu einem Erfolg gekommen. Ausserdem wäre uns dann die missliche Transportfrage erspart geblieben, die sich uns nun unangenehm genug aufzudrängen begann.

Um es kurz auszudrücken, verhielt sich die militärische Situation damals wie folgt: Nachdem wir uns in Nordafrika niedergelassen hatten, stiessen unsere Truppen anfangs Dezember ostwärts gegen Tunis vor. Andersons Hauptmacht hatte sich bis auf etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen den beiden Orten Bizerta und Tunis genähert, an welche die Achsenmächte ihre Verstärkungen heranbrachten. Gewaltige Regengüsse, die alle Wege verschlammten, in

Verbindung mit feindlichem Widerstand, brachten unseren Vormarsch zum Stehen. Im Süden des Landes hatten sich die Fallschirmtruppen Oberst Raffe mit lokalen französischen Streitkräften vereinigt und entfalteten ihre Kampftätigkeit im Raume Pichon-Feriana, wo sich die Wetterverhältnisse günstiger gestalteten. Allgemein gesehen, standen wir in dem Wettlauf um Tunis kurz vor dem Ziel.

Mittlerweile waren Alexander und Montgomery aus Ägypten durch Libyen gegen Tunis vorgedrungen, da Rommels Afrika-Korps sich zurückzog. Der britische Vormarsch vollzog sich mit einer geradezu sensationellen Schnelligkeit und bewirkte grosse Begeisterungsausbrüche in den Hauptstädten der Alliierten. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es ja in diesem Krieg keine populärere Erscheinung gegeben als Rommel, und sein Sturz, der zeitlich mit unserer Invasion in Nordafrika zusammenfiel, war gerade das, was wir brauchten, um die Öffentlichkeit der alliierten Nationen aufzurütteln. Der Sieg der Briten in Ägypten hatte zweifellos ein Unglück im Mittleren Osten verhütet. Knapp vor einer Niederlage stehend, hatte sich für die Briten das Blatt gewendet und sie durften sich eines glänzenden Erfolges rühmen. Es tut diesem Erfolg nicht den geringsten Abbruch, wenn ich sage, dass nach dem zerschmetternden englischen Sieg von El Alamein in Ägypten die Deutschen, die durch lange und beschwerliche Nachschublinien behindert wurden, einen strategischen Rückzug nach Tunis begannen, der sie mit ihren Truppen vereinigte, die sich einerseits bereits in Tunis befanden, andererseits als Verstärkungen in dieses Land einrückten.

Die Folge davon war, dass die Stadt Sfax an der tunesischen Küste zu einer Schlüsselstellung wurde. Gelang es uns, Sfax einzunehmen und zu halten, dann trafen wir damit nicht nur die Nachschublinie des Feindes an einem empfindlichen Punkt, sondern hinderten Rommel auch an der Vereinigung seiner Armee mit den Streitkräften der Achse im Sektor Tunis-Bizerta. Fortgesetzte Regengüsse, verschlammte Wege und spärlicher Nachschub brachten jedoch unseren Vormarsch in östlicher Richtung zum Stocken. Insbesondere war dies im nördlichen Frontabschnitt gegenüber Bizerta der Fall. Am Ende wurden wir infolge heftiger feindlicher Gegenangriffe zu Defensivmassnahmen gezwungen. Auf diese Weise kamen die Deutschen in die Lage, ihre Positionen in Tunis nicht weniger rasch auszubauen, als wir dies vermochten. Von einer untergeordneten Tätigkeit der Fallschirmjäger abgesehen, wurden wir daher

durch die Umstände an der Entfaltung einer grösseren Kampftätigkeit zur Einnahme der Schlüsselstellung Sfax gehindert. Sie hätte uns nur dann zum Ziel geführt, wenn es uns gelungen wäre, den südlichen Flügel unserer Frontlinie vorwärts zu stossen. Von nun an waren wir dazu verurteilt, in wochenlangen harten Kämpfen Stück um Stück des Weges herauszuschlagen, der zur Besitzergreifung der ganzen nordafrikanischen Küste führte, und damit zur Vertreibung der Achsenmächte aus dem Mittelmeerraum.

Unsere Aufgabe bestand im Wesentlichen darin, das Beste aus den Gegebenheiten einer geographischen Situation herauszuholen. Dass diese nicht eben die günstigsten waren, wird jedermann leicht einsehen. Mit unserer Luftunterstützung sah es ebenfalls nicht sehr rosig aus. Die Flugzeuge hatten weite Anflugwege zur Front und auch sie litten durch das vom anhaltenden Regen verschlammte Gelände. Unsere Nachschublinien dehnten sich derart aus, dass sie ständig abzureissen drohten. Eine kurz zusammengefasste Darstellung unserer militärischen Lage in jenen traurigen Dezembertagen, als mich noch die Affäre Darlan in Atem hielt, sei mir an dieser Stelle gestattet.

Zu Beginn des Monats entschloss sich Ike infolge des Anwachsens der schürenden Tätigkeit der Achsenmächte in Spanisch-Marokko zur Aufstellung einer Fünften (US-) Armee. Dieser Armee sollte notfalls die Aufgabe zufallen, in Aktion zu treten, wenn der Raum im Rücken unserer nordafrikanischen Front durch das spanische Territorium eine Bedrohung erfuhr. Ausserdem sollte die neu zu bildende Armee für die künftige Invasion in Europa vorbereitet werden.

Ike ernannte mich zum Kommandeur dieser Fünften Armee. Er wünschte, dass ich mein Hauptquartier irgendwo in der Umgebung von Oran aufschlüge. Aber es lag mir damals daran, unseren tunesischen Feldzug erst richtig in Gang zu sehen, bevor ich mich entschliessen wollte, meine Funktion als Eisenhowers Stellvertreter aufzugeben.

Am 3. Dezember kam Anderson nach Algier, um an einer Konferenz teilzunehmen. Bei dieser Gelegenheit wurde beschlossen, unsere Operationen solange stillzulegen, bis wir Luft- und Bodenstreitkräfte in genügender Stärke hatten. Da wir bis zum

9. Dezember so weit zu sein gedachten, wurde für diesen Tag der Beginn einer neuen Offensive festgesetzt. Bei unseren Besprechungen wurde wiederholt auf die betrübliche Tatsache hingewiesen, dass die Deutschen ihre Luftstützpunkte knapp hinter ihrer Front hatten,



während die unsrigen fast 500 Meilen hinter unseren Linien lagen.

Unsere Front war im Norden am Mittelmeer ungefähr neun Meilen vom Kap Serrât verankert. Von dort lief sie südöstlich über den Fluss Medjerda weiter, an einen Punkt, der sich neun Meilen nordöstlich von Medjez-el-Bab befand. Sie bildete hier einen vorspringenden Winkel, dessen Spitze nach Tunis wies und nur 25 Meilen von der Stadt entfernt lag. Dann lief sie in schnurgerader südlicher Richtung östlich von Faid durch das Gebirge. Von Faid aus, das Oberst Raff eingenommen hatte, wandte sich der Lauf der Front südwestlich bis Gafsa. Auch Gafsa hatte Oberst Raff auf seinem Vorstoss in unseren Besitz gebracht. Taktisch gesehen, konnte dieser Vorstoss seine Fortsetzung nur in Richtung Sfax finden.

Am 8. Dezember fuhr ich im Jeep bei strömendem Regen zum Hauptquartier der britischen Ersten Armee bei Ain Seynour. Den ganzen Tag über hatte der Regen auch nicht ein einziges Mal ausgesetzt. In der Nacht jedoch fiel ein so starker Nebel ein, dass wir gezwungen waren, haltzumachen. Ich stieg aus dem Wagen und schritt den Weg voran, während mein Fahrer langsam hinter mir nachfuhr. Der matte Widerschein des Scheinwerferlichtes auf meinen Gamaschen diente ihm dabei als Orientierungsmittel.

Ich traf Anderson in pessimistischer Stimmung an. Einige Tanks und Lastkraftwagen sassen in tiefen Schlammlöchern fest und konnten nicht mehr von der Stelle bewegt werden. Das Wetter hatte jede Fliegertätigkeit gelähmt. Von den Deutschen nahm man an, dass sie über eine Truppenstärke von 32.000 Mann in Tunis verfügten, während wir dort 40.000 Mann stehen hatten. Nachrichten über Unstimmigkeiten zwischen Briten und Amerikanern unter Andersons Kommando, die mir schon früher zu Ohren gekommen waren, fanden an Ort und Stelle ihre Bestätigung. Anderson hatte Befehl zum Rückzug auf eine neue Verteidigungsstellung gegeben. Ich bewog ihn, diesen Befehl wenigstens bis zum nächsten Tag zurückzuhalten. Am folgenden Morgen begab ich mich mit ihm in die Kampflinie. Unterwegs diskutierten wir die Möglichkeit neuer Aktionen an unseren Kampfabschnitten.

Dabei gewann ich mehr und mehr die Überzeugung, wie wichtig es war, die Amerikaner endlich vereint unter ein amerikanisches Kommando zu stellen. Die Lösung dieses Problems durfte nicht mehr länger hinausgeschoben werden. Ich erwartete, dass Anderson dabei Schwierigkeiten bereiten würde. Aus diesem Grunde behielt ich es mir vor, diese Angelegenheit nicht sofort, sondern erst später zur

Sprache zu bringen. Mittlerweile tat ich alles, um die Gemüter um mich zu besänftigen und dadurch eine Atmosphäre zu schaffen, in der das heikle Problem eher angepackt werden konnte.

Es kostete mich dann dennoch einige Überwindung, bis ich, höchst diplomatisch, mit der Sache herausrückte. Ich drückte mich dabei etwa so aus: „Ich glaube, dass die besondere Art der Ausbildung amerikanischer Soldaten meinen Vorschlag rechtfertigen dürfte, sie, einerlei, ob es sich um grössere oder kleine Einheiten handelt, nach Möglichkeit amerikanischen Kommandanten zu unterstellen.“

Sehr zu meiner Überraschung ging Anderson sogleich und, wie es schien, mit Freuden auf meinen Vorschlag ein.

«Sagen Sie General Eisenhower», erklärte er, «dass von nun an alle amerikanischen Einheiten, die mir zugewiesen werden, beisammen bleiben und amerikanische Kommandanten erhalten. Soweit dies die taktischen Verhältnisse erlauben, wird dies immer praktiziert werden.»

Hochbefriedigt, dass die Dinge sich auf eine so leichte Weise erledigen liessen, machte ich mich auf den Rückweg nach Algier. Das Wetter zeigte sich nach wie vor von seiner unfreundlichsten Seite. Möglicherweise trug dieser Umstand daran Schuld, dass wir auf unserer Fahrt durch Städte und Dörfer nicht mit jener Begeisterung begrüsst wurden, wie dies sonst bei ähnlichen Anlässen der Fall gewesen war. Die Fahrt war nicht nur beschwerlich, sie ging mir auch viel zu langsam vonstatten. Ungefähr 175 Meilen vor Algier hielt ich es nicht mehr länger aus. Ich forderte daher meinen Fahrer auf, mit mir den Platz zu wechseln und steuerte von da an selbst den Wagen. Wir kamen dadurch zwar rascher vorwärts, aber ich vermutete, dass mein Fahrer sich am Rande seines Sitzes ständig bereit hielt, aus dem Wagen zu springen.

Ich erstattete General Eisenhower von meiner Inspizierung Bericht. Hierauf zog ich der anschliessenden Besprechung Gruenther, Lemnitzer, Rooks, Gale, Spaatz, Doolittle, Craig und Whitely bei und begann sogleich mit ihnen, Pläne zur Abstellung amerikanischer Einheiten an die Front auszuarbeiten. Für diese Einheiten sahen wir eigene Luftunterstützung und eigene Nachschubwege vor.

General Patton unternahm hierauf seinerseits eine Besichtigung der Front, die ihn vier Tage in Anspruch nahm. Als er zurückkehrte, empfahl er die Schaffung eines eigenen amerikanischen Kampfsektors, anschliessend an den der britischen Ersten Armee.

Unsere nächsten offensiven Operationen an der tunesischen

Front waren für den 20. Dezember vorgesehen. In der Nacht vom 10. auf den 11. Dezember, nachdem unsere Truppen versucht hatten, sich nach Medjez-el-Bab zurückzuziehen, waren Kampfwagen unseres Panzerkommandos B der 1. Panzerdivision unter dem Kommando des Generalmajors Lunsford E. Oliver – damals noch unter dem Oberbefehl Andersons stehend – im tiefen Morast des Tales steckengeblieben, durch das der Medjerda floss. Nachdem sich herausgestellt hatte, dass die einzige fahrbare Strasse an jener Stelle unter schwerem feindlichen Beschuss lag, verlor der Unterführer der Truppen die Nerven. Er gab Befehl, zwei mittlere Panzer, fünf- undzwanzig leichte Panzer und fünfzig leichte Kraftwagen ungefähr neun Meilen nordöstlich von Medjez-el-Bab zurückzulassen. Für eine so beträchtliche Materialeinbusse war kein einleuchtender Grund vorhanden. Die Panzer waren in der vordersten Stelle der Frontlinie eingesetzt gewesen, und als es darum ging, sie zurückzuziehen, machte er den Fehler, statt mit äusserster Anstrengung die Fahrzeuge herauszuarbeiten, sie einfach aufzugeben. Dieser Verlust in Verbindung mit noch zusätzlichen Verlusten, die wir bei vorherigen Kämpfen erlitten hatten, schwächte die Schlagkraft unserer Panzerwaffe in jenem Abschnitt in dem Masse, dass an eine Fortsetzung offensiver Bestrebungen im Augenblick nicht gedacht werden konnte.

Patton wusste zu berichten, dass ein Teil unserer Schwierigkeiten sich aus der britischen Taktik ergab. Dazu erklärte er uns: «Die Briten haben eine Vorliebe für Bodensenkungen. Sie überlassen Höhenstellungen dem Feinde. Häufig kann man wahrnehmen, dass sie lieber vor als hinter einem Fluss in Stellung gehen. Ein Panzerkampfwagen ist für sie eine Waffe, die sie zur Verteidigung gebrauchen, und aus der Frontlinie schiessen sie damit auf feindliche Panzer wie aus einer Pak.»

Nebenbei bemerkt, bezog sich diese Feststellung Pattons auf das Panzerabwehrgeschütz (Pak), das wir zu dieser Zeit in Verwendung hätten, obgleich wir gelegentlich fanden, dass die beste Abwehr gegenüber einem Panzer ein anderer Panzer von grösserer Stärke und höherer Leistungsfähigkeit ist.

«Die Briten», setzte Patton fort, «denken auch nicht daran, die Wirkung von Panzerangriffen durch Infanterie zu unterstützen. Was die Verbindungslinien zur Front betrifft, so konnte ich feststellen, dass sie nur zu zehn Prozent ausgenützt werden.»

Als der Tag unserer Offensive, der 20. Dezember, näherrückte, begann Anderson, trotz seiner früheren Zusage, zu bocken, als es

sich darum handelte, Amerikaner unter amerikanisches Kommando zu stellen. Schliesslich traf eine Meldung von ihm ein, in der er bekanntgab, dass er die Offensive zum vorgesehenen Termin infolge anhaltender Regenfälle nicht unternehmen könne. Wir sahen uns daher veranlasst, den Termin zu verschieben. Der Vorteil davon war, dass wir neuerlich Zeit gewonnen hatten, am Aufbau unseres amerikanischen Kampfabschnittes zu arbeiten.

Knapp vor Weihnachten, also vor der Ermordung Darlans, begann ich gemeinsam mit Giraud die Planung einer amerikanisch-französischen Operation gegen Sfax. Wie schon erwähnt, bezweckte ich damit, zwischen die Achsenstreitkräfte auf tunesischem Boden und Rommels Armee einen Keil zu treiben. Die Gefahr, dass Rommel mit seinen sich vor den Briten in Eilmärschen zurückziehenden Truppen Tunis als einen festen Stützpunkt zu hartnäckigem Widerstand erreichen könnte, war gross, so gross, dass es auf unserer Seite äusserster Schnelligkeit bedurfte, um sie zu vermeiden. Giraud zeigte sich von unserem Plan ausserordentlich begeistert. Sofort stürzte er sich mit mir in die Arbeit und liess nicht locker, bis wir damit zu Ende waren.

Die schweren Regengüsse hielten an und brachten jede Tätigkeit im nördlichen Kampfabschnitt zum Stehen. Obschon Ike Befürchtungen hegte, es würde zu einer Krise in unseren Beziehungen zu den Briten kommen, waren wir doch am 27. Dezember so weit, die Befehle an mehrere amerikanische Einheiten zu geben, sich aus dem Verband Andersons zu lösen und sich gegen Süden in Marsch zu setzen. Unter diesen Einheiten befand sich auch das Kommando B, General Olivers motorisierte Truppe, die unter zahlreichen Schwierigkeiten an vielen Gefechten teilgenommen hatte. Ich schlug als Kommandanten der amerikanischen Truppen im Südabschnitt Generalmajor Orlando (Pinky) Ward, den bisherigen Kommandeur der 1. Panzerdivision, vor. Gegebenenfalls sollte auch das II. Korps herangezogen werden.

Sowohl Giraud als auch ich zeigten begreifliche Eile, unseren Plan zur Ausführung zu bringen, bevor es zu spät war, das Afrikakorps abzuschneiden. Giraud ging es auch darum, britisches Kommando über französische Truppen zu vermeiden. Als Anderson an unseren Besprechungen am 28. Dezember teilnahm, richtete ich es absichtlich so ein, dass diese Frage zur Erörterung kam.

«Ich muss mit der Stimmung der mir unterstellten Mannschaften und Offiziere rechnen», sagte Giraud zu Anderson. «Sie werden sich erinnern, dass vor noch nicht langer Zeit die

Franzosen in Syrien gegen Briten fochten. Viele meiner Männer haben nicht vergessen, was die Briten der französischen Flotte bei Mers-el-Kébir und Dakar zufügten. Ich halte es daher nicht für wünschenswert, französische Truppen zur Zeit unter britisches Kommando zu stellen. Ich, meinerseits, bin weit davon entfernt, die Gefühle meiner Landsleute in diesen Dingen zu teilen, aber ich denke, es ist klug zu wissen, dass solche Gefühle existieren. Es muss daher eine Lösung gefunden werden, etwa in der Art, dass an Stelle eines britischen ein amerikanisches Kommando tritt.»

Anderson erwiderte, dass er zum ersten Male von diesen Dingen höre, müsse aber feststellen, dass ihre Erwähnung eine «leichte Beeinträchtigung unserer Beziehungen» im Gefolge haben werde.

«Ich finde das beklagenswert», sagte er, «angesichts des Umstandes, dass wir ja nun verbündet sind.»

Als es am nächsten Tag herauskam, dass mir das Kommando über den südlichen Kampfabschnitt übertragen wurde, hatte sich erfüllt, was ich nur unbestimmt zu hoffen wagte. Die mir unterstellten Fronttruppen setzten sich aus Franzosen und Amerikanern zusammen. Mein Kampfabschnitt bezog sich auf eine Linie, die durch Sousse an der tunesischen Küste lief. Sie lag gewissermassen dem Afrikakorps Rommels gegenüber im Hinterhalt und gerade dort, wo ich zu sein wünschte, wenn es galt, zu dem Stoss auszuholen, der Rommel in seinem Rücken treffen sollte. Der Gedanke, eine solche Sache zur Ausführung bringen zu können, war zu schön, um von langer Dauer zu sein.

Am Nachmittag des 31. Dezember hielt ich einen Funkspruch General Marshalls in Händen, der meiner Laufbahn als Frontkommandeur ein rasches Ende setzte. Marshall ordnete die sofortige Inangriffnahme der Organisationsarbeiten für die Fünfte Armee und die Ausarbeitung entsprechender Pläne für den Fall einer bewaffneten Intervention gegenüber Spanisch-Marokko an, vorausgesetzt, dass eine solche Intervention nötig werden sollte. Für diese Aufgaben wünschte mich Washington frei zu haben und schlug vor, an meiner Stelle entweder General Patton oder General Fredendall mit dem Kommando über den Südabschnitt der tunesischen Front zu betrauen.

Ich hegte keinen Zweifel an der Korrektheit der Entscheidung, die in Washington getroffen wurde. Trotzdem bedauerte ich, dieser mir erwünschten Aufgabe entrissen worden zu sein. Ich tröstete mich schliesslich mit dem Gedanken, dass es der Fünften Armee vorbehalten sein konnte, eine wichtige Funktion zu erfüllen, wenn

irgendetwas im Zusammenhang mit Spanien eintreten sollte. Jedenfalls aber war ich davon überzeugt, dass die Fünfte Armee zu einem späteren Zeitpunkt eine bedeutendere Rolle spielen würde.

Was mir damals am wichtigsten schien, war der Umstand, dass es uns gelungen war, amerikanische Soldaten unter amerikanischem Kommando an einem eigenen Frontabschnitt einzusetzen. Ich vollendete noch alle Richtlinien für die Offensive auf Sfax und überreichte sie am Neujahrstag Fredendall, der zu meinem Nachfolger ernannt worden war. Die Witterungsverhältnisse im Süden, innerhalb des Gebietes von Tebessa-Feriana, waren zufriedenstellend. Aus diesem Grunde konnte der Beschluss gefasst werden, um den 20. Jänner herum, oder allenfalls noch früher, mit dem Vormarsch auf Sfax und Gabes zu beginnen, wobei die 1. Panzerdivision unter Ward das Rückgrat der Operationen bilden sollte. Ich fand damals, dass alle Vorzeichen für einen erfolgreichen Abschluss unserer gegen das Afrikakorps gerichteten Unternehmung günstig standen, und wiegte mich daher in angenehmen Hoffnungen. Leider bereiteten mir die kommenden Ereignisse in dieser Hinsicht eine Enttäuschung. Es sollte uns nicht vergönnt sein, Rommels Absichten zu vereiteln. Die Deutschen setzten gerade damals mit nicht-enden-wollenden Gegenangriffen ein, die zur Folge hatten, dass wir gerade um die kritische Zeit nicht in der Lage waren, neue amerikanische Einheiten in den Südabschnitt unserer Front zu bringen. Ike bestand darauf, dass unsere Südflanke gehörig abgeschirmt werde, bevor wir den Vorstoss auf Sfax wagen konnten. Um beides zu erreichen, fehlte es uns aber an Mann und Material. So kam es schliesslich, dass wir den günstigen Zeitpunkt verpassten. Wer aber nach Sfax und Gabes kam, das waren am Ende nicht wir, sondern die Deutschen. Von da angefangen galt es einen zähen und harten Kampf, um die innerlich geschlossenen feindlichen Armeen aus Tunis zu vertreiben. Wir vermochten nicht vor Mai den überaus hartnäckigen Widerstand der Deutschen zu brechen.

## VIII

### **DIE FÜNFTE ARMEE, DIE ARABER UND EINIGE WICHTIGE PERSÖNLICHKEITEN**

**JANUAR 1943 BIS SEPTEMBER 1943**

In diesem Buch habe ich von mancher Gelegenheit berichtet, die, wie mir schien, von den alliierten Mächten und ihren Streitkräften nicht voll ausgenützt wurde. Ich finde aber, dass ich mich bei Erwähnung dieses Umstandes einer zu höflichen Ausdrucksweise bediene. Denn wenn man die Dinge mit dem richtigen Namen zu bezeichnen beliebt, wäre es richtiger zu sagen, dass wir zu Zeiten recht arge Schnitzer gemacht haben. Rückschauend auf den letzten Krieg halte ich diese offene Sprache für zweckmässiger. Die Gewohnheit des «Rückratens» oder der «Montagmorgen-Rückschau» ist ein gelegentliches Wagnis der Sportredakteure und ein gelegentliches Vorrecht der Generäle und hat den Vorzug, zu helfen, künftige Fehler zu vermeiden. Aber noch ein anderer Vorteil erwächst uns aus dieser ehrlichen Einstellung uns selbst gegenüber. Sie lehrt uns, die Handlungen des Feindes in einem klareren Lichte zu sehen. Da aber erkennen wir, dass der erste Preis für Dummheit auf dem Mittelmeer-Kriegsschauplatz einem Manne zufiel, der den Namen Adolf Hitler trägt.

Im langen Ablauf der Weltgeschichte sehen wir Ereignisse, und besonders militärische Ereignisse, in der Fernsicht in einem ganz anderen Licht als in dem, in dem sie uns erschienen, als sie in Gang waren. Aber selbst jetzt, da ich an diesem Buch schreibe, empfinde ich noch immer lebhaft das Gefühl der Angst, das uns alle vor und nach Inangriffnahme der Aktion «Fackel» und häufig während des Kampfes um Tunis befiel, wenn wir an unsere so leicht verwundbare Nachschublinie durch die Strasse von Gibraltar dachten. Die Unruhe über einen Angriff durch Spanien auf unseren Nachschub wuchs ständig an, je weiter wir uns ostwärts von der engen Strasse entfernten, durch welche die Ladungen für unsere Versorgung kommen mussten. Spanisch-Marokko, auf der afrikanischen Seite der Meerenge gelegen, war von Agenten der Achsenmächte und pro-

deutsch eingestellten Offizieren der Franco-Armee überfüllt. Jenseits aber lag Franco-Spanien. Wir hatten mehr als einen Grund, die Haltung einer so einflussreichen Persönlichkeit, wie General Nogues in Französisch-Marokko, anzuzweifeln. Ein militärischer Rückschlag, mit anderen Worten, eine Niederlage unserer Streitkräfte auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz hätte sehr wahrscheinlich unter den Franzosen eine empfindliche Resonanz gefunden und unter Umständen einem Vorstoss aus dem spanischen Territorium die Wege geöffnet.

Unsere Lage war der eines Tiefseetauchers vergleichbar, der sich immer weiter und weiter von seinem Schiff entfernt, während nur mehr ein dünner Schlauch da ist, der die Verbindung zu seinen Luftpumpen herstellt, die ein einziger, plötzlicher und tödlicher Schlag zu zerreißen vermag. Es ist richtig, es gab einige schwere Hindernisse auf dem Wege eines deutschen Angriffes, diesen Lebensnerv zu durchschneiden. Aber während des ganzen Tunesischen Feldzuges schien es mir und vielen anderen, dass Hitler eine grosse Gelegenheit verpasste, als er sich in eine Lage einliess, die ihn verhin- derte, unsere Nachschublinien zu durchschlagen, wo ein Erfolg unsere ganze Operation im Mittelmeerraum zerstört hätte. Als wir jedoch später in Tunis Fortschritte machten, da wurde es offenkundig, dass Spanien anderen Sinnes geworden war und Miene machte, sich jedem Eindringling an seinen Grenzen entgegenzustellen, auch wenn es eine deutsche Armee gewesen wäre. Es dauerte jedoch lange, ehe ich die Gefahr als geschwunden ansehen konnte, weil nach Aufstellung der Fünften Armee der Schutz unserer Nachschub- linien unter anderen Dingen mir anvertraut worden war.

Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, dann scheint es mir, dass es eine ganz erkleckliche Reihe «anderer Dinge» war, die mir zu tun gaben. Es brauchte darum einige Zeit, bis ich so weit war, dass ich mich in meinem neuen Hauptquartier bei Oudjda in Fran- zösisch-Marokko meiner eigentlichen Arbeit widmen konnte, denn es gab nicht nur eine Gelegenheit, die mich davon wegzuholen drohte. Da war meine Berufung an die südtunesische Front und bald da- rauf eine andere. Man hatte mich nämlich zu einer Sondermission nach London vorgeschlagen.

Der englische Premierminister jagte immer hinter irgend welchen Plänen her und drängte auf ihre Ausführung. Seine uner- hörte Aktivität sahen wir gern und wir fühlten uns durch sie auch angespornt. Allein inmitten der politischen Wirrnis, die uns in Nordafrika auf Schritt und Tritt umgab, war es manchmal recht



schwierig, ihm mit jenen Informationen zu dienen, die er von uns beehrte. Marshall machte sich deswegen Gedanken und fand, es sollte jemand in London sein, der ständig darauf sah, dass die Dinge nicht überschäumten. Diese Aufgabe zu übernehmen, war ich nach Marshalls Meinung am geeignetsten. Ich konnte – seiner Ansicht nach – sehr wohl die Rolle eines politisch-militärischen Verbindungsoffiziers bei Churchill übernehmen und gleichzeitig das Kommando über die Fünfte Armee behalten. In der sicheren Erwartung, dass ein solches Geschäft nur Ärger und Verdruss bedeuten konnte, bot ich alles auf, um Ike zu überzeugen, dass es besser wäre, man liesse mich bei dieser Sache aus dem Spiel. Ike gelang es dann auch, Marshall zu bewegen, dass man von meiner Person Abstand nahm. Schliesslich wurde dafür Eisenhowers neuer Stabschef, Bedell Smith, ausersehen, der von nun an regelmässig nach London flog.

Als es entschieden war, dass die Fünfte Armee zur Aufstellung kommen sollte, begab ich mich mit Doolittle, Gruenther, Zanuck, Slocum und anderen Offizieren nach Oran. Dort trafen wir den britischen Generalleutnant Sir Frederick Morgan, mit dem wir uns gemeinsam über die Pläne zu einer Notaktion gegen Spanisch-Marokko her machten. Das 1. Bataillon des 19. Pionierregiments befand sich bereits in Schlüsselstellungen entlang der Bahnlinie und der Strasse im Gebiet von Fes. Ein Teil des 30. Infanterieregiments hatte wichtige Luftstützpunkte besetzt, die dem spanischen Territorium eng benachbart lagen.

Unmittelbar nach meiner Ankunft in Oran stellte sich heraus, dass Morgan sich verspätet hatte, weswegen ich mich sogleich nach Oudjda begab. Dort besichtigten wir am Rande der Stadt eine Mädchenschule, die wir als den Sitz des Hauptquartiers benützen wollten. Ich entsinne mich, dass bei der Besichtigung des Gebäudes einer meiner Offiziere einen raschen Blick in eines der Zimmer warf und sagte: «Ich bin dafür, dass wir dieses Haus zu unserem Hauptquartier machen, vorausgesetzt, dass eine der Lehrerinnen hier bleibt und uns als Dolmetscherin dient.»

Ich folgte der Richtung seines Blickes und entdeckte ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit. Die junge Dame erklärte sich einverstanden, bei uns Dolmetscherdienste zu tun. Sie hiess Miss Raymonde Isoré und blieb in unserem Hauptquartier, so lange sich dieses in Oudjda befand. Dann heiratete sie Major Robert Jaccard, der später mein Adjutant wurde. Miss Isoré unterrichtete an der Mädchenschule Englisch, womit die Tatsache verschleiert wurde, dass sie eine Agentin des freien Frankreichs war.

Am späteren Nachmittag kehrte ich wieder nach Oran zurück, wo ich nun auch Morgan antraf. Sein Begleiter war Brigadegeneral Robert C. Candee von der US-Luftwaffe. Die Briten verfügten über einen Plan mit der Schlüsselbezeichnung «Rückgrat». Dieser Plan enthielt Gegenmassnahmen für den Fall, dass deutsche Truppen durch Spanien gebracht werden sollten, um die Strasse von Gibraltar zu blockieren, oder die Spanier von sich aus sich zu einem solchen Schritt zur Unterstützung der Achse entschlossen. Die von den Briten dabei vorgeschlagenen Massnahmen hatten beschwerliche und langwierige Operationen von England aus zum Inhalt, die günstigstenfalls erst zwei Monate nach Eintritt der Schwierigkeiten wirksam werden konnten. Britischerseits erklärte man sich jedoch einverstanden, «Rückgrat» zugunsten amerikanischer Operationen aus dem nordafrikanischen Raum aufzugeben, da deren bedeutend erhöhte Schlagkraft gegenüber Spanisch-Marokko in die Augen sprang.

Morgan und ich meinten, wir sollten gegebenenfalls sowohl den britischen als auch den amerikanischen Plan zur Ausführung bringen. Ursprünglich hatten die Briten daran gedacht, eine Division im Raume von Tetuan und eine zweite in Tanger an Land zu setzen, obwohl es zweifelhaft schien, dass die Division in Tetuan ihr Ziel erreichen würde, wenn die Strasse von Gibraltar durch den Feind verlegt würde. Schliesslich gelangten wir beide, Morgan und ich, zu der Überzeugung, dass der Hauptschlag von unserer Seite zu Lande, nämlich von Französisch-Marokko ausgeführt werden müsste. In diesem Zusammenhang legten wir fest, dass die amerikanische 1. Division von Oran gegen Melilla und die im Westen bei Casablanca stehenden Truppen, unter dem Kommando General Pattons, aus südwestlicher Richtung gegen Tanger anrücken sollten. Die für diese Operationen erforderlichen Luftstützpunkte waren bereits geschaffen. Wir nahmen an, dass unser Angriff von der Landseite her die spanischen Streitkräfte im Süden derart binden würde, dass hierdurch die Landung der britischen Truppen unter General Morgan an der Küste erleichtert würde. Doolittle berichtete, dass für das Unternehmen etwa 400 Flugzeuge zur Verfügung stünden. Die Franzosen zeigten zwar grosse Lust, den Spaniern in Spanisch-Marokko bei dieser Gelegenheit eines auszuwischen, aber mit Rücksicht auf die besonderen Umstände verzichteten wir damals lieber auf ihre Beteiligung an den geplanten Operationen.

«Was mir an all diesen Dingen am besten gefällt», bemerkte Morgan zu mir, «ist die Tatsache, dass Sie Ihre Fünfte Armee auf-

stellen und dadurch der Schwerpunkt der ganzen spanischen Angelegenheit von England zu Ihrer Armee verschoben wurde.

Diese Besprechung mit Morgan fand um Mitte Dezember statt. Abgesehen von einer flüchtigen Zusammenkunft mit Patton, der von Casablanca herübergeflogen war, kam ich erst wieder nach Neujahr in die Gegend von Oudjda. In der Zwischenzeit hatten mich meine Aufgaben an der tunesischen Front in Anspruch genommen. Am 4. Jänner war der Aufbau der Fünften Armee vollendet. Ihre im Westen liegenden Truppen wurden von Patton, die im Zentrum gelegenen von Fredendall befehligt. Das I. Panzerkorps stand in Französisch-Marokko und das II. Armeekorps in Algier. Darüber hinaus verfügten wir auch noch über das XII. Kommando Luftunterstützung. Das für unsere Operationen anfänglich in Aussicht genommene Gebiet bestand aus Französisch-Marokko und dem algerischen Territorium westlich einer Linie, die von Nord nach Süd durch Orléansville lief. Die uns zugewiesene Aufgabe bestand in der Bereitstellung einer schlagkräftigen Truppe für amphibische Operationen, in der Sicherung des gesamten französisch-marokkanischen und algerischen Raumes gegen feindliche Überfälle, in der Zusammenarbeit mit französischen Dienststellen der zivilen und militärischen Verwaltung und in der Vorbereitung und Durchführung einiger anderer spezieller Operationen. Am 5. Jänner gab Ike für mich in dem Landhaus, das wir in Algier gemeinsam bewohnt hatten, eine kleine Abschiedsfeier, und schon am darauffolgenden Tag flog ich nach Oran und von dort nach Oudjda. Zu meinem Stabschef wählte ich Generalmajor Alfred M. Gruenther. Das Kriegsministerium in Washington hatte meiner Bitte entsprochen und mir zwei alte Freunde und Gefährten aus den Vereinigten Staaten geschickt: Oberst Don Brann und Oberst Joseph Pescia Sullivan.

Mit Don Brann war ich an der Generalstabsschule gewesen und schätzte seine Fähigkeiten nicht weniger als seinen persönlichen Charme. Ich ernannte ihn zu meinem G-3. Sein Arbeitsgebiet war die Operationsabteilung und die Truppenausbildung. «Sully» (Sullivan) war mein Schulkamerad an der Kadettenschule in West-Point und hatte mit mir, als Infanterist, den ersten Weltkrieg in Frankreich mitgemacht. Später war er zum Quartiermeister-Korps (Truppenverpflegsdienst) transferiert worden. Er hatte sich immer als guter Freund erwiesen, war ein unermüdlicher Arbeiter und verstand sich auf sein Geschäft. Ich war sicher, dass meine Fünfte Armee an nichts Mangel haben würde, wenn ich ihre Versorgung mit

Proviand und Ausrüstung seinen bewährten Händen überliess. Daher machte ich ihn zu meinem Armee-Quartiermeister (Generalintendant der Verpflegstruppe).

Ike stimmte zu, dass ich mir eine Art Elite an Stabsoffizieren aus dem Alliierten Hauptquartier auswählte. Ich muss sagen, dass es eine wirkliche Elite war, die ich auf diese Weise für meine «Fünfte» gewann. Der Armeebefehl vom 5. Jänner 1943 enthielt die Namen dieser Offiziere<sup>1</sup>.

Oberst Sullivan sass mit mir in meinem Wagen, als wir bei anhaltendem, kaltem Regen den letzten Teil unserer Fahrt über eine gewundene Bergstrasse in der Richtung nach Oudjda zurücklegten. In einer Ecke des Grundstückes, auf dem die Mädchenschule in Oudjda stand, erhob sich ein kleines Haus, das mir zum Wohnsitz diente. Dort hatte ich mit Brigadegeneral George Beucler<sup>1 2</sup>, dem französischen Gebietskommandanten von Oudjda, und einigen anderen französischen Funktionären eine Besprechung. Hierauf nahm ich eine Besichtigung der Büros und des Geländes vor. Bei dieser Gelegenheit machte ich mich mit Offizieren und Männern bekannt, die mir zugeteilt waren. Ich dachte, dass man uns veranlassen würde, die Fünfte Armee beschleunigt aufzustellen, denn ich fühlte, nachdem ihre Aufstellung angekündigt worden war, dass bald der Wunsch entstehen würde, sie irgendwo innerhalb weniger Monate einzusetzen.

«Einige von Ihnen werden sich vielleicht wundern, warum ich gerade Oudjda zum Sitz meines Hauptquartiers wählte», sagte ich zu meinen Offizieren. «Nun, ich will Ihnen gestehen, dass ich es einfach von der Landkarte weg wählte. Es ist zentral gelegen, hat einen guten Flugplatz, gute Strassen, eine Eisenbahnlinie und Fern-

<sup>1</sup> Diese waren:

Brigadegeneral Alfred M. Gruenther, Stabschef; Major Ira W. Porter, Generalstabssekretär, Oberstleutnant Francis A. Markoe, G-1; Oberst Edwin B. Howard, G-2; Brigadegeneral Arthur S. Nevins, G-3; Oberst Clarence L. Adcock, G-4; Oberst Cheney L. Bertholf, Generaladjutant; Oberst Guy H. Gale, Luftwaffenoffizier; Oberst Thomas E. Lewis, Artillerieoffizier; Oberst Maurice E. Barker, Gasschutzoffizier, Oberst Charles E. Saltzman, zivile Angelegenheiten; Oberst Frank O. Bowman, Ingenieuroffizier; Oberstleutnant C. Coburn Smith jr., Kommandant des Hauptquartiers; Oberst Charles R. Johnson, Chef der Feldgendarmerie; Major Kenneth W. Clark, Nachrichtendienst; Oberst Joseph P. Sullivan, Quartiermeister; Brigadegeneral Richard B. Moran, Funkoffizier; Brigadegeneral Frederick A. Blesse, Stabsarzt,

<sup>2</sup> Beucler wurde später französischer Verbindungsoffizier bei der Fünften Armee, in welcher Stellung er während des ganzen italienischen Feldzuges an meiner Seite blieb.

sprechverbindung. Den grössten Eindruck auf mich aber machte der Umstand, dass es hier keine Politiker gibt.»

Es sollte sich bald zeigen, dass Oudjda eine sehr gastliche Stadt war. Lange Zeit später ehrte sie den Umstand, uns für eine Weile innerhalb ihrer Mauern beherbergt zu haben, damit, dass sie einem Platz meinen Namen und einer Strasse den der Fünften Armee (Avenue Cinquième Armée) gab. Das aber geschah, wie gesagt, später. Gleich nach unserer Ankunft galt es beschleunigt an die Arbeit zu gehen, aber, wie gewöhnlich, gab es Unterbrechungen. Die erste war die Ankunft Präsident Roosevelts und Premierminister Churchills zur Konferenz in Casablanca über die Errichtung der französischen Regierungs- und Militärführung in Afrika und die zukünftige Kriegsführung gegen die Achsenmächte.

Da es sich bei dem Tagungsort dieser Konferenz um das Gebiet handelte, in dem die Fünfte Armee untergebracht war, wurde mir die volle Verantwortung über alle damit zusammenhängenden Umstände übertragen. Beginnend mit 10. Jänner, verbrachte ich mehr als eine Woche damit, die notwendigen Sicherheitsvorkehrungen zu treffen, die für den Besuch der beiden Staatsoberhäupter geboten waren. Die Bereitstellung von Quartieren, Bau von speziellen Luftschutzkellern für den Präsidenten und Errichtung von Rampen an gewissen Schlüsselpunkten, um ihm das Einsteigen und Verlassen seines Flugzeuges zu erleichtern, waren die weiteren Dinge, mit denen ich mich zu beschäftigen hatte. Niemand aus meinem Hauptquartier sollte erfahren, dass so hochgestellte Persönlichkeiten an der Konferenz teilnehmen würden. Ich flog daher ständig allein nach Casablanca und wieder herüber, um zu vermeiden, dass auch nur das Geringste von dem durchsickere, was im Gange war. Da ich ausser diesem Geschäft ja auch noch meine militärischen Aufgaben bei der Armee zu erfüllen hatte, lässt sich denken, dass ich in jener Zeit sechzehn und achtzehn Stunden täglich arbeiten musste.

Am 15. Jänner befand ich mich eben in Oudjda, als ich von General Marshall wieder zurück nach Casablanca gerufen wurde, da Präsident Roosevelt die politische Lage in Nordafrika zu erörtern wünschte. Ich habe bereits erwähnt, dass der Präsident bei dieser Gelegenheit sein Erstaunen über verschiedene ihm bis dahin verborgen gebliebene Phasen aus der Epoche unserer Zusammenarbeit mit Darlan ausgedrückt hatte. Am Ende der Unterredung über diese Angelegenheit aber drückte mir Roosevelt seine Befriedigung über die Art aus, in der ich mich der schwierigen Aufgabe mit Darlan unterzogen hatte. Hierauf wollte er meine Meinung über

Giraud kennenlernen. Es war dem Präsidenten zu Ohren gekommen, dass Giraud nicht ganz das hielt, was man von ihm in Afrika erwartet hatte und dass es gelegentlich schwierig war, mit ihm gemeinsam zu arbeiten.

Ich konnte dem nicht ganz beistimmen und sagte Roosevelt, dass ich Giraud als einen für uns sehr nützlichen Mitarbeiter ansehe, der willens sei, seine Pflicht zu tun, wenn man es nur verstehe, ihn ständig unter Dampf zu halten; jedenfalls sei Giraud turmhoch denjenigen Franzosen überlegen, die vielleicht daran dächten, ihn zu verdrängen, um sich an seine Stelle zu setzen. Ich riet dem Präsidenten, selbst mit Giraud zu sprechen, um einen persönlichen Eindruck zu empfangen. Mr. Roosevelt stimmte meinem Vorschlag zu und ich führte ihm daher kurze Zeit später Giraud vor.

Der Präsident wollte nichts von einem Dolmetscher wissen und versuchte sich daher mit den ihm zu Gebote stehenden Kenntnissen der französischen Sprache in einem Gespräch mit Giraud. Dies war allerdings ein Fehler, denn man konnte sehen, dass der General von dem nicht eben einwandfreien Französisch seines Gesprächspartners ziemlich betroffen war. Es blieb schliesslich nichts anderes übrig, als doch einen Dolmetscher beizuziehen und der peinlichen Verwirrung ein Ende zu bereiten. Der Präsident erklärte nun Giraud, dass er hoffe, dass er das militärische Oberkommando erhalten würde mit de Gaulle als seinem Stellvertreter und einer dritten Persönlichkeit als politischem Führer in Französisch-Nordafrika.

«Vielleicht wäre es uns möglich einen hierfür geeigneten Mann aus Frankreich herüber zu bekommen», sagte der Präsident. «Möglicherweise auch einen Mann aus der Gruppe politischer Flüchtlinge Ihres Landes in der Schweiz?»

Der Präsident unterbrach sich und wandte sich mit einem Lächeln zu mir: «Hätten Sie nicht Lust, General, neuerlich eine Geheimmission in einem U-Boot zu übernehmen?»

Giraud zeigte sich nachher von dem Gespräch mit Mr. Roosevelt begeistert. Es wurde nun vorgeschlagen, auch eine Unterredung des britischen Premierministers mit Giraud zu bewerkstelligen. Man wünschte, dass ich auch in diesem Falle Giraud vor den Premier führen sollte, um bei dieser Gelegenheit herauszufinden, welchen Standpunkt die Briten hinsichtlich de Gaulles einnahmen, um den sie sich neuerdings geflissentlich bemühten. Ich begleitete also General Giraud in das Quartier Churchills. Weiter aber sollte ich nicht kommen. Denn kaum war ich dort angekommen, so nahmen

auch schon Churchills Leute den französischen General in ihre Mitte und führten ihn in das nächste Gemach, während man mich hinauskomplimentierte. Ich berichtete Präsident Roosevelt am folgenden Morgen von diesem diplomatischen Kunststück der Briten. Der Präsident lachte nur und sagte, er hätte es nicht anders erwartet.

Mr. Roosevelt hatte den Wunsch ausgesprochen, die amerikanischen Truppen zu besichtigen, und es lag in seiner Absicht, sich dabei sogar in das östlich gelegene Territorium von Algier zu begeben. Die Männer unseres Secret Service aber fanden dies denn doch zu gewagt und rieten davon ab. Ich richtete es daher so ein, dass der Präsident den Bezirk von Port Lyautey in einem Jeep bereisen konnte. Während ich dem Präsidenten diesen Vorschlag machte, fand ich Gelegenheit, ihm auch meinen «Short snorter»-Ausweis vorzulegen, den zu unterzeichnen ich ihn bat. Mr. Roosevelt setzte seine Unterschrift auf dieses Dokument, ersuchte mich aber dringend, davon keine Erwähnung zu tun, um vor einem Massenansturm sicher zu sein.

Obwohl ausführliche Sonderbefehle über die zu erwartende Truppeninspizierung durch den Präsidenten an alle Unterkommanden ergangen waren, hielt ich es doch für angebracht, mich noch rechtzeitig selbst davon zu überzeugen, dass alle Weisungen restlos befolgt worden waren. Ich flog daher am 20. Jänner nach Port Lyautey und schlug von dort aus die Reiseroute ein, die der hohe Gast zu nehmen gedachte. Es stellte sich bald heraus, dass trotz aller Vorsichtsmassnahmen, die ich angeregt hatte, es doch an allen Ecken und Enden Dinge gab, bei welchen etwas versäumt worden war. Daneben ergab sich noch ein anderer Mangel, der niemand in die Augen gefallen war. Er betraf die Neger unter den amerikanischen Truppen. Sie hatten an unserem Landungsunternehmen an der afrikanischen Küste teilgenommen und niemand hatte bisher daran gedacht, sie den ihnen gebührenden Platz an der Parade einnehmen zu lassen, die der Präsident abhalten würde. Rasch setzte ich mich daher mit Patton ins Einvernehmen und er veranlasste sofort das Nötige.

Georgie war der Mann, auf den man in grossen und in kleinen Dingen zu allen Zeiten rechnen konnte. Als ich Befehlshaber der Fünften Armee wurde, ergab es sich, dass Patton, der mich aus der Zeit kannte, als ich noch kurze Hosen trug, während er selbst als junger Offizier die Militärakademie verliess, unter meinem Kommando stand. Ich hatte für den schneidigen Patton schon immer viel

übrig gehabt, ja ich bewunderte ihn so recht eigentlich, aber nun war es mir peinlich, ihn unter mir zu sehen, und ich fürchtete, dass er seine subordinierte Stellung schmerzlich empfinden könnte. Es sollte sich, zum Glück, herausstellen, dass meine Befürchtung in dieser Richtung vollkommen überflüssig war. Patton verargte mir meine übergeordnete Position in keiner Weise, sondern bemühte sich nun erst recht, mir bei jeder Gelegenheit hilfreich an die Hand zu gehen. Mein Gefühl der Bewunderung und Freundschaft für ihn stieg dadurch nur, statt eine Spannung entstehen zu lassen.

Mit einiger Besorgnis sah ich dem 21. Jänner, dem Tag der Inspizierung, entgegen. Dem hierfür festgelegten Programm gemäss sollte ich bei dieser Gelegenheit einen vollen Tag in unmittelbarer Nähe des Präsidenten weilen, während dieser seine Besichtigungsfahrt unternahm. Um 9.20 Uhr nahm diese ihren Anfang. Auf dem Weg, den wir einzuschlagen hatten, fuhren zwei Motorradfahrer an der Spitze. Ihnen folgte ein Jeep und diesem der Daimler, in dem der Präsident und ich sass. An unseren Flanken und in unserem Rücken wurden wir von einer Schar Jeeps gesichert, deren Besatzung zum Grossteil aus Männern des Secret Service bestand. Unsere in nördliche Richtung führende Fahrt wurde ausserdem in der Luft von einer Flugstaffel beschirmt.

Wir hatten kaum in unserem Wagen Platz genommen, so begann Mr. Roosevelt Fragen an mich zu richten. Damit hielt er während des ganzen Tages kaum einmal inne. In Rabat wechselten wir unseren Daimler gegen einen Jeep aus. Generalmajor E. N. Harmon, Kommandeur der 2. Panzerdivision, wurde hier dem Präsidenten vorgestellt und nahm von nun an, solange uns der Weg durch sein Kommandobereich führte, an unserer Fahrt teil. In Rabat nahm die Panzerdivision Aufstellung und der Präsident wurde knapp vor das vorderste Glied und entlang desselben bis ans Ende der Aufstellung gefahren. General Harmon trat zurück und an seiner Stelle meldete sich Generalmajor Jonathan W. Anderson, der mit seiner 3. Infanteriedivision an den linken Flügel der Panzertruppe angeschlossen hatte. So ging es unausgesetzt an den aufgestellten Truppen vorüber. Während der Präsident die Parade abnahm, schmetteten die Musikzüge ihre forschen Märsche und die Blicke Mr. Roosevelts glitten entlang den Reihen des 7. Infanterieregiments, des 15. Infanterieregiments, der 3. Artilleriedivision, der 10. Pionierbataillons, des 756. Tankbataillons, des 3. Sanitätsbataillons, des 3. Verpflegsbataillons, der zwei Züge Späh- und Erkundungstruppen und der Artilleriedivisions-Musikzüge. Es war ein



guter Tag für eine Truppenschau. Ein steifer Wind liess Fahnen und Flaggen lustig wehen und die Ausrüstung der Männer glitzerte und funkelte im Morgenlicht. Der Präsident genoss sichtlich das Schauspiel, das ihm geboten wurde, äusserte seine Zufriedenheit und zeigte sich stolz über das bisher Erreichte.

Nachher kreuzten wir die Strasse nach Lyautey und hielten auf einem Platz im Freien, wo Anstalten für das Mittagessen des Präsidenten getroffen worden waren. Mr. Roosevelt setzte sich an einen Tisch und wartete auf sein Mahl. Diese Gelegenheit wurde dazu benützt, ihm eine Reihe Männer unserer Truppen vorzuführen, die sich durch besonders tapferes Verhalten während der nordafrikanischen Landung ausgezeichnet hatten. Der Präsident schüttelte jedem Einzelnen von ihnen die Hand.

Als er seine Mahlzeit eingenommen hatte, rief er mich zu sich: «Ich möchte gerne wissen», sagte er, «ob ich zur Erinnerung an den heutigen Tag etwas von dem Geschirr mitnehmen darf, aus dem ich eben ass.»

Ich sagte dies natürlich sofort zu. Aber als mein Blick über die Tischplatte wanderte, sah ich dort auch nicht ein einziges Geschirrstück mehr stehen. Ich stürzte in die Küche, fand aber, dass man dort das gesamte Geschirr bereits beiseite gestellt und abgewaschen hatte. Da gab es nur einen Ausweg.

«Gebt mir irgendein Essgeschirr, einerlei welches, irgendetwas!» rief ich den Küchenleuten zu. «Aber macht schnell!»

Wenige Minuten später kehrte ich zu Mr. Roosevelt zurück und wartete ihm mit einem Essnapf, einem Trinkbecher und Besteck auf.

Der Präsident strahlte über das ganze Gesicht und sagte: «Sie können sich darauf verlassen, dass ich diese Dinge im Smithsonian Institut ausstellen lasse.»

In den Nachmittagsstunden fand die unterbrochene Truppenschau ihre Fortsetzung. Obwohl es für Patton nicht leicht gewesen sein musste, die Negertruppen rechtzeitig an Ort und Stelle zu bringen, sah ich sie nun doch in Reih und Glied inmitten der übrigen Einheiten stehen. Ich lenkte die Aufmerksamkeit des Präsidenten auf sie. Er liess sich daraufhin nicht nur an ihrem vordersten Glied, sondern auch an den rückwärtigen Gliedern vorbeifahren, worauf die Schwarzen nicht wenig stolz zu sein schienen. Später kam das 60. Regiment an die Reihe, dessen Sturmabteilungen an den Landungsoperationen einen hervorragenden Anteil hatten. Als ihr Kommandeur stellte sich Generalmajor Manton Eddy vor. Die Männer sahen prachtvoll aus und zogen im Paradeschritt, mit

flatternden Fahnen und klingendem Spiel an dem Präsidenten vorbei. Hierauf liess dieser sich auf das Schlachtfeld führen, wo er den Soldatenfriedhof besichtigte, auf dem die gefallenen Amerikaner und Franzosen Seite an Seite ihre schlichten Grabhügel hatten. Der Präsident ersuchte mich und einen Herrn aus seiner Begleitung, in seinem Namen Kränze auf den Friedhof zu legen, der von einem hohen Steilufer herab weit hinaus über den Atlantischen Ozean blickt.

Die Abenddämmerung brach bereits herein, als die In-spizierung endlich ihr Ende fand. Der Präsident zeigte sich bester Laune. Auch ich konnte das von mir sagen, denn es war alles gut gegangen. Wir hatten während des ganzen Tages das ganze Gebiet unter Absperrung gehalten. Wachmannschaften hatten ununterbrochen dafür Sorge getragen, dass kein Aussenstehender sich uns auf Wegen und Strassen, die wir benützten, auf eine geringere Entfernung näherte als ungefähr dreissig Meter. Diese Tatsache hatte natürlich die Neugierde der Araber erregt und wir waren gezwungen, ihnen gegenüber verschiedentliche Ausreden zu gebrauchen, um die Wahrheit zu verbergen. In der Regel begnügten wir uns damit, ihnen zu sagen, dass es sich um eine Truppenveranstaltung mir zu Ehren handelte, was mich unter normalen Umständen belustigt haben würde. In meiner Furcht, es könnte an diesem Tag am Ende doch noch etwas schiefgehen, wollte mir damals aber ganz und gar nichts lustig erscheinen. Erst am Abend fand ich mein altes Gleichgewicht wieder und kehrte glücklich und erleichtert nach Oudja zurück.

Als Rommels Afrikakorps auf seinem Rückzug in den tunesischen Raum eingedrungen war, verfügte der Feind dort über gewaltige Streitkräfte. Dies bekamen wir sehr bald zu spüren. Dementsprechend erwiesen sich Truppenverstärkungen auf unserer Seite notwendig und ich war daher gezwungen, aus meiner Fünften Armee Einheiten an die tunesische Front abgehen zu lassen. Am 30. Jänner musste ich angesichts dieser Entwicklung bereits befürchten, dass von der Fünften, ausser mir selbst, nur mehr Lastkraftwagenfahrer, Köche, Krankenschwestern, zwei meiner Mitarbeiter und mein deutscher Polizeihund übrigbleiben würden, um notfalls gegen Spanisch-Marokko zu ziehen. Die Sache verursachte uns viel ernstliche Sorge und wurde nur teilweise durch den Umstand aufgewogen, dass sich in der letzten Zeit freundlichere Beziehungen zu den Franzosen in Französisch-Marokko herausgebildet hatten.

Um den guten Willen, uns beizustehen, zu heben, habe ich in

den folgenden Monaten viele Tausende von Meilen in diesem Lande Zurückgelegt, ständig unterwegs, um offizielle Besuche bei den massgebenden Stellen zu machen und freundschaftliche Händedrucke auszutauschen. Meine aussergewöhnliche Reisetätigkeit hing andererseits natürlich auch mit der Überwachung der Ausbildung der Armee zusammen. Für die Besichtigung des Truppenübungsgebietes bediente ich mich eines speziell solchen Zwecken angemessenen kleinen Flugzeuges, das von Captain Eugene P. Gillespie gesteuert wurde. Dieser war nicht nur ein feiner Bursche, sondern auch ein ausgezeichnete Flieger, der den kleinen Apparat aus der Luft fast überall auf den Boden setzen konnte, wo mir dies erwünscht schien. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhange, dass wir eines Tages von unserem Flugzeug aus Soldaten beim Baseball beobachteten. Es war für Gillespie nur eine Kleinigkeit, unseren Apparat knapp am Rande des Spielplatzes zu landen, wo wir ausstiegen und ich eine Weile an dem Spiel der Soldaten teilnahm.

Das kleine Flugzeug war übrigens auch mit einem Lautsprecher ausgerüstet. Ursprünglich war dies zu dem Zwecke geschehen, um mich in die Lage zu versetzen, beim Überfliegen des Übungsgebietes den die Übung ausführenden Truppen aus der Luft Befehle zuzurufen. Aber bisweilen machten wir von dem Lautsprecher auch einen weniger militärischen Gebrauch. Dabei muss ich vorausschicken, dass vor unserer Landung auf afrikanischem Boden jeder Soldat eine Karte erhalten hatte, auf der Wörter und Sätze aus der französischen und der arabischen Sprache gedruckt standen, die den Besitzer derselben befähigen sollten, sich mit den Bewohnern des Landes wenigstens in primitiver Weise zu verständigen. Ich trug selbst eine solche Karte bei mir. Eines Tages nun flogen wir ganz niedrig über einem kleinen arabischen Dorf. Ich holte meine Karte hervor und rief einige von den arabischen Sätzen durch den Lautsprecher hinab. Die Bewohner stürzten aus ihren Häusern und starrten fassungslos gegen den Himmel. Möglicherweise hielten sie meine Stimme für die Allahs.

Ein anderes Mal flogen wir über den Sitz unseres Hauptquartiers, als ich durch den Lautsprecher nach einem Wagen verlangte, der mich vom Flugplatz abholen sollte. Kaum hatte ich das getan, so sah ich, wie unter uns eine grosse Aufregung entstand und Soldaten nach allen Richtungen liefen. Als ich dann auf dem Flugplatz aus dem Apparat stieg, entdeckte ich, dass man drei Wagen für mich bereitgestellt hatte. Von drei Offizieren, die meinen Laut-

sprecherbefehl gehört hatten, war jeder der Meinung, dass der Befehl ihm gegolten habe.

Das Programm der Truppenausbildung in jener Zeit war ziemlich ausgedehnt. Wir verfügten über einen Invasions-Truppenübungsplatz in der Nähe von Arzew und einen Artilleriebeobachtungs-Übungsplatz in Sidi-Bel-Abbes, der Heimstätte der berühmten französischen Fremdenlegion. Die 13. Feldartilleriebrigade führte ihre Übungen im Raume von Chanzy durch. In Arzew veranstalteten wir Ausbildungskurse für amphibische Manöver, deren jeder zwei Wochen in Anspruch nahm. Diese Kurse stellten hohe Anforderungen an ihre Teilnehmer. Sie bildeten die Grundlage zu einer speziellen Kampfschulung, die uns später bei den Operationen gegen das europäische Festland zustatten kommen sollte. Die Ausbildung im Raume von Arzew leitete Brigadegeneral «Mike» O'Daniel, unser Spezialist für amphibisches Kampftraining. Es gab ausserdem noch eigene Übungsplätze für die Fallschirmtruppen, Panzerzerstörer, Pioniere und Nahkampfausbildung.

In der ersten Februarwoche waren die Organisationsgrundlagen zu einer Vereinheitlichung aller militärischen Operationen der amerikanischen Streitkräfte auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz geschaffen. General Eisenhower führte das Kommando. Wenige Tage später wurde ihm der Oberbefehl über alle alliierten Truppen in Afrika übertragen. Praktisch bedeutete dies die Vereinigung zweier britischer Armeen sowie der gesamten amerikanischen und französischen Streitkräfte zum Vormarsch gegen Tunis. Unter den beiden britischen Armeen befand sich nun auch die britische Achte Armee, die das Afrikakorps durch Libyen hindurch bis in den tunesischen Raum vor sich hergetrieben hatte. General Sir Harold R. L. G. Alexander wurde zum Stellvertreter Eisenhowers ernannt.

Etwa eine Woche später, am 17. Februar, unternahmen die Truppen der Achsenmächte in Tunis gemeinsam mit Rommels Afrikakorps eine Offensive, die die gesamte Frontlage veränderte. Da ich schon früher von unseren Anstrengungen sprach, einen Vorstoss gegen Sfax auszuführen, der den Feind verhindert hätte, sich in Tunis zu vereinigen, will ich hier einen Auszug aus meinem Tagebuch über die Entwicklung der Dinge in der Zeit vom 17. und 18. Februar 1943 folgen lassen:

*Der Vorstoss der Achse in den südlichen Kampfabchnitt setzt sich in grossem Ausmass fort. Wir haben Sbeitla, Feriana, mit dem prächtigen, von der Natur gegebenen Flughafen, und Kasserine ver-*

loren. Wir haben ausserdem 100 Panzer eingebüsst. Einigermassen wettgemacht wird diese Tatsache durch den Vormarsch der britischen Achten Armee über die tunesisch-tripolitanische Landesgrenze mit der Annäherung auf Medinine. Rommel gebraucht seine Ellbogen im südlichen Tunis, um wahrscheinlich im Gabes-Korridor, einer 15 Meilen breiten Landstrecke, die im Osten vom Meer und im Westen von fürchterlichen Sümpfen begrenzt wird, entscheidenden Widerstand zu leisten.

Ich habe es schon früher vorausgesehen, dass Rommel alles unternehmen wird, um sich mit den in Tunis stehenden Truppen der Achse zu vereinigen. Der G-2 im Alliierten Hauptquartier hat wiederholt erklärt, dass Rommel ausserstande sein würde, seinen Rückzug auf dieses taktische Ziel einzurichten. Ich konnte nicht recht verstehen, warum der G-2, Mockler-Ferryman, diesen Standpunkt einnahm, aber er meinte, Rommel fehle es an Transportmitteln und Benzin. Trotzdem ist es Rommel gelungen, zu erreichen, was er wollte. Er hat sich mit den tunesischen Truppen vereinigt und führte seine Truppen in einen neuen, zähen und wahrscheinlich langwierigen Kampf.

Es hatte mich einige Anstrengungen gekostet, amerikanische Truppen aus dem Nordabschnitt unserer Front herauszulösen, wo sie mit britischen Truppen vermischt waren. Ich brachte sie im südlichen Sektor unter und stellte sie unter amerikanisches Kommando. Dies war mir seinerzeit gelungen, und ich hoffte, dadurch die Voraussetzungen zu schaffen, dass es amerikanischen Soldaten unter eigenem Kommando gelingen würde, einen Keil in den Raum von Gabes-Sfax zu treiben, der die feindlichen Absichten verhindere. Leider ist dies nun nicht möglich gewesen und was ich befürchtete, traf ein.

Sachverständige für taktische Fragen erklärten, dass die Verkehrsverhältnisse im Süden des Landes dem von uns gehegten Plan im Wege stünden. Sie erklärten weiters, dass zur Ausführung unseres Unternehmens günstigsten Falles die 1. Panzerdivision, Infanterie in Regimentsstärke und die nötigen Verpflegstruppen zur Verfügung gestellt werden könnten. Ich bin jedoch der Überzeugung, dass wir imstande wären, fünfmal so viel Truppen für den Zweck aufzubieten und sie auch mit dem entsprechenden Nachschub zu versorgen. Ich habe mir das in Frage kommende Gebiet genau angesehen und weiss daher, dass es geleistet werden kann.

Unsere Streitkräfte vereinigten sich mit dem II. Armeekorps und sollten am 20. Januar den Vormarsch auf Gabes beginnen. (So

wenigstens war unser Plan, als ich Algier verliess und mich nach Oudjda begab.) Dann wurde das Ganze abgeblasen. Eisenhower sah sich dazu veranlasst, weil Alexander in ihn drang, das Unternehmen so lange hinauszuschieben, bis seine Achte Armee gemeinsam mit den amerikanischen Truppen den geplanten Vorstoss unternehmen konnte<sup>3</sup>.

Schliesslich stiessen wir sie natürlich zurück, aber wir hatten sorgenvolle und schwierige Tage hinter uns.

In dieser unsicheren Zeit erhielt ich einen Brief von Ike als Antwort auf ein Schreiben, das ich ihm geschickt hatte, als er Oberkommandierender der alliierten Kräfte in Afrika wurde.

Es war für mich von besonderem Interesse, da ich wusste, dass sich unsere Kräfte langsam ausschöpften und ich mich damit abquälte und bereits unruhig wurde, weil ich nicht zum Kampf eingesetzt wurde und mir vorkam, in Marokko «auf einem toten Fisch zu sitzen». Er dachte, dieser Brief würde mich aufmuntern, denn ich begann bereits, mich zu bemitleiden, so weit vom Schlachtfeld von Tunis zu sein.

*«Es gibt eine Menge Dinge, die ich Dir wiederholt mündlich gesagt habe (hiess es im Brief), und die ich jetzt schriftlich festhalten möchte, zu dem Zweck, um sicher zu sein, dass Du in Deinen Gedanken niemals irgendwelche Zweifel hegen kannst speziell in dieser Hinsicht. Ich habe nicht eine Sekunde das grenzenlose Vertrauen zu Dir verloren, das ich immer in Dich gesetzt hatte, noch haben sich irgendwie meine tiefen freundschaftlichen Gefühle vermindert, die ich seit Jahren für Dich empfinde.*

*Du kannst Dir nicht vorstellen, wie nahe ich in den kürzlich vergangenen Tagen, als ich allerstärkstem Druck ausgesetzt war und es unmöglich fand, an drei verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit zu sein, daran war, Dich zur Unterstützung kommen zu lassen. Es gibt niemanden, an dem ich mehr hänge wie an Dir oder zu dem ich grösseres Vertrauen habe, er könne unserer Sache in diesem Kriege bessere Dienste erweisen als Du.*

*Ich hoffe, Du wirst diesen Brief so buchstäblich auffassen, wie ich ihn meine, und ohne jeden innerlichen Vorbehalt. Nichts könnte mich trauriger stimmen als der Glaube, dass unsere kameradschaftlichen Beziehungen, auf die ich mich so lange verlassen habe, auch nur in irgendeiner Hinsicht geschwächt werden könnten. Wie immer, Ike.*

---

<sup>3</sup> Später erfuhr ich, dass unser Vorstoss auf Gabes hauptsächlich deshalb unterbleiben musste, weil die Deutschen in dieser Zeit heftige Gegenangriffe zu führen begannen.

Ich wusste, was ein solcher Brief von einem Freund, den ich so bewunderte wie Ike, bedeutete. Die Umstände zwangen ihn damals immer wieder, Truppen aus meiner Fünften Armee zu ziehen und sie in die tunesische Kampflinie zu führen. Es war ihm selbst bekannt, dass er dadurch die Kräfte schwächte, die bereitstanden, falls es in der Meerenge von Gibraltar zu Komplikationen kommen sollte. Er war im Recht, dies zu tun, aber mein Schlaf wurde dadurch nicht ruhiger.

Unsere Beziehungen zu den Franzosen hatten sich um diese Zeit wesentlich gebessert. Dafür gab es neue Hinterlandsschwierigkeiten. Die Eingeborenen des Landes waren störrisch geworden und zeigten sich ihren französischen Herren gegenüber nicht eben von der gemütlichen Seite. Wahrscheinlich war dies auch schon früher der Fall gewesen, aber jetzt, da amerikanische Truppen im Lande standen und unsere Soldaten sich mit Schokolade und Zigaretten beliebt zu machen verstanden – Kostbarkeiten, über welche die Franzosen nicht verfügten –, zeigte sich dies alles von einer kritischeren Seite. Dazu kam noch, dass man in gewissen Eingeborenenkreisen der Meinung war, die Amerikaner wären gekommen, um sie vom französischen Joch zu befreien. Tatsache war, dass einige marokkanische Häuptlinge um die Gunst höherer amerikanischer Offiziere zu buhlen begannen, und es blieb daher nicht aus, dass die Franzosen deswegen nervös wurden. Sie blieben dies übrigens die ganze Zeit hindurch, solange unsere Truppen in Afrika standen. Ein Belegstück für die nervöse Stimmung unter den Franzosen bildete ein Schreiben des amerikanischen Generalkonsuls in Casablanca, H. Earle Russell, das ich hier auszugsweise wiedergebe:

*« ... Der französische Verbindungsoffizier bei unserer Kriegsflotte, Konteradmiral Jacques Marie Missoffe, drückte die Befürchtung aus, dass die freundschaftliche Haltung militärischer Dienststellen der Vereinigten Staaten gegenüber den Arabern in Marokko geeignet sein könnte, den Einfluss der Franzosen in diesem Lande empfindlich zu beeinträchtigen. Man erwarte daher nach dem Abzug der Amerikaner ernstliche Unruhen in Marokko.*

*Missoffe weiss sehr wohl die Notwendigkeit zu schätzen, sich amerikanischerseits mit den Arabern auf guten Fuss zu stellen, um auf diese Weise ein Maximum an Leistungen zu erzielen, die letzten Endes den gemeinsamen Anstrengungen dienen, zu welchen uns dieser Krieg zwingt. Nachdem die Araber noch in Feudalherrschaft leben, und ihnen Freiheit wie in den Vereinigten Staaten unbekannt*

*ist, werden sie nie die Gründe verstehen für den Unterschied zwischen der französischen Kontrolle, die notwendig ist, um friedliche Verhältnisse aufrechtzuerhalten, und der Gleichberechtigung, die ihnen jetzt die Amerikaner bewilligen.*

*Die amerikanisch-arabische Politik hierzulande scheint eine für den Augenblick gedachte zu sein, und die möglichen Auswirkungen nach Abzug der amerikanischen Truppen fallen dabei nicht ins Gewicht. Admiral Missoffe sagte noch, wir hätten wahrscheinlich wenig Ahnung von den Schwierigkeiten, die wir den Franzosen für die Zukunft in diesem Lande bereiteteten.»*

Es lässt sich vorstellen, dass es nun zu meinen Aufgaben gehörte, die Franzosen über die Absichten der Vereinigten Staaten in Nordafrika nach Kräften zu beruhigen. Dementsprechend musste ich auf der anderen Seite alle Vorsicht im Auge behalten, um bei Besuchen von arabischen Würdenträgern alles zu vermeiden, was den Anschein erwecken konnte, als wären die Amerikaner ins Land gekommen, um den Arabern zu helfen, die Franzosen loszuwerden. Dies war nicht so leicht, als es sich hier niederschreibt, denn die arabischen Häuptlinge waren ständig darauf aus, uns zu dem zu ermuntern, wozu wir nicht die geringste Neigung verspürten. Ich hatte daher bei meinen Besuchen in arabischen Häusern gar keinen leichten Standpunkt, zumal solche Besuche immer in Verbindung mit prächtigen Diffas oder Festen vor sich gingen und von Seiten des Gastgebers das ganze Arsenal altehrwürdiger Bräuche und Zeremonien aufgeboten wurde, um sich dem Gast so angenehm als möglich zu erweisen.

Einer von diesen Besuchen fand am 23. Februar beim Sultan von Marokko in Rabat statt. Ich traf mich mit General Patton und General Nogues auf dem Flugplatz von Salé, wo sich uns die übliche Begleitung amerikanischer und französischer Offiziere, im Schmuck der Paradeuniformen, anschloss. Von Salé begaben wir uns zum Wohnsitz Nogues'. Hier gesellte sich uns eine Abteilung berittener Spahis zu, in glänzenden roten, weissen und blauen Uniformen, die ein wahres Glanzstück für unsere Prozession abgaben. Das einförmige Gelbgrau unserer Autos hätte ohne sie so gut wie keine Wirkung gemacht. Vor dem Haupteingang zum französischen Regierungssitz wurden wir von einer marokkanischen Musikkapelle mit Trommeln und Signalhörnern begrüßt. Zu beiden Seiten unseres Weges hatten sich Eingeborenentruppen in wallenden roten Uniformen aufgeföhnt. Auf ihren Köpfen sassen stattliche Turbane und um ihre Hüften trugen sie breite Schärpen in leuchtenden Farben. Sie stan-



den militärisch stramm vor uns und präsentierten ihre Gewehre.

Hierauf setzte sich unser imposanter Zug durch die Stadt in Bewegung. Unsere Fahrt führte uns an alten Ruinen vorbei, unter welchen ab und zu ein auffallend moderner Bau emporrage. Als wir uns dem Palast des Sultans näherten, stach uns sofort eine geradezu blendend herausgeputzte Eingeborenengarde in die Augen, die dort zu unserem Empfang Aufstellung genommen hatte. Die Wache empfing uns zuerst am Tor und geleitete uns in eine Art Vorhof. Dieser stellte innerhalb der hohen Mauern eine Fläche von einer guten Quadratmeile dar, dessen eine Hälfte von den Gebäuden eingenommen wurde, die den Sklaven zum Aufenthalt diente, während die andere Hälfte die Privatmoschee zeigte, in der der Sultan jeden Freitag seine Andacht verrichtete. Anschliessend an das Gotteshaus befand sich ein Schulgebäude, das von den Kindern des Sultans besucht wurde. Im Hintergrund erhob sich der eigentliche Sultanspalast, dessen wuchtiger Bau die gesamte Szenerie beherrschte.

Während wir den Hof überquerten, ritten uns zur Seite Spahis auf arabischen Pferden in Gruppen, die der Farbe ihrer Reittiere entsprach. Es waren prachtvolle Pferde und die Farben wechselten, wie sie in Gruppen an uns vorübertänelten, vom Braun und Schwarz bis zum Weiss des Apfelschimmels. Den buntesten Anblick aber boten die Lanzenreiter, des Sultans Leibwache. Sie ritten die schönsten Pferde und an ihren Lanzen flatterten rote, weisse und grüne Wimpel. Sämtliche Soldaten aus des Sultans Wachmannschaften waren entweder Sklaven oder Abkömmlinge von Sklaven. Jeder Einzelne von ihnen trug in seinem rechten Ohr einen silbernen Ring.

Vor der Leibgarde hatte Si Mammeri, Chef des Protokolls beim Sultan, in einer langen weissen Robe Aufstellung genommen. Als wir ihn militärisch begrüßten, begann ein Musikzug der Garde die Nationalhymne der Vereinigten Staaten zu spielen, worauf die Nationalhymnen Frankreichs und Marokkos folgten. Um der Wahrheit näher zu kommen, musste ich sagen, sie spielten etwas, das so ähnlich wie die amerikanische Nationalhymne klang. Mit ihrer eigenen Hymne ging es ja so weit – ich konnte das nicht so recht beurteilen – und auch die Marseillaise trafen sie nicht übel. Was aber unsere Nationalhymne betraf, so hatten sie entweder ihre musikalischen Fähigkeiten überschätzt oder es hatte ihnen irgend ein Spassvogel etwas vorgemacht. Jedenfalls spielten sie nicht das «Sternenbanner», sondern sie spielten mit tiefersten Gesichtern

den «Yankee Doodle». Nichtsdestoweniger verzog ich keine Miene und führte feierlich meine Hand an den Rand meiner Mütze.

Si Mammeri führte uns in das Innere des Palastes. Hier war wahrhaftig aller orientalische Luxus aufgeboten. Es gab prachtvolle Teppiche, herrliche, alte Möbelstücke und eine schier endlos scheinende Zahl von Dienern in der phantastischen Kleidung der Märchen aus Tausendundeiner Nacht.

Der Saal, in welchem der Thron des Sultans stand, war nicht sehr gross, aber von wundervoller architektonischer Wirkung, mit zierlichen Säulen, maurischen Bogen und lieblichen Mosaikkunstwerken verziert. Das alles sah aus wie eine einzigartige Illustration zu einem längst vergessenen Traum aus Aladins Zeiten.

Der Sultan, Sidi Mohammed Ben Moulay Youssef, empfing uns stehend vor seinem Thron. Ein kleiner Mann mit einem zaghaften Lächeln um den Mund, sein Alter mochte etwa fünfunddreissig Jahre sein. Ein Dutzend aus unserer Mitte wurde eingeladen, auf vergoldeten Stühlen zur Linken des Sultans Platz zu nehmen. Dem Rang dieser zwölf Offiziere entsprechend, wurde die Sitzordnung in der Richtung zum Thron geregelt. Hinter unseren Stühlen hatten unsere Begleiter Aufstellung genommen.

Uns gegenüber standen die Mitglieder des Kabinetts des Sultans. Es waren dies die Wesire, Räte und sonstige Würdenträger der Residenz. Sie alle waren barfuss, denn es war den Gläubigen verboten, in Anwesenheit des Sultans Schuhe an den Füßen zu tragen. Si Mammeri versah die Dienste eines Dolmetschers. Er stand unmittelbar vor dem Thron des Sultans. Wir begannen unsere Begrüssung mit den üblichen Komplimenten in der bekannten gewundenen diplomatischen Ausdrucksweise, während der Sultan mit seinem stillen Lächeln zuhörte und seine Hände bald zusammenfaltete, bald auseinanderlegte. In seiner Antwort brachte er seine Hochschätzung für das amerikanische und das französische Volk zum Ausdruck und schloss mit dem Wunsche, die beiden Völker mögen sich auch in der Zukunft mit dem arabischen Volk zu dauernder Brüderschaft und zum Heile aller zusammenfinden.

Später erfuhr ich, der Sultan habe das Lob der Amerikaner in so hohen Tönen angeschlagen, dass Si Mammeri Bedenken getragen hätte, die Übersetzung allzu wörtlich durchzuführen, um nicht Nogues vor den Kopf zu stossen.

Als der Austausch der gegenseitigen Begrüssung seinen Abschluss gefunden hatte, erhob sich der Sultan von seinem Thron und trat auf mich zu. Ich hatte mich gleichfalls erhoben, und nun

machte der Sultan Anstalten, mir eine Auszeichnung zu verleihen. Es war dies das Grosse Kreuz Louissam Alaouite. Der Herrscher fand ein wenig Mühe dabei, mir das Band mit dem Kreuz um den Hals zu legen, denn er musste sich dazu gehörig in die Höhe richten. Ich kam ihm in diesem Bestreben allerdings nach Kräften entgegen, durfte aber darin doch nicht so weit gehen, dass ich riskierte, mit dem Gesicht voran zu Boden zu stürzen. Aber am Ende ging alles gut und ich sah, dass der Sultan während dieser ganzen Zeremonie ein furchtbar ernstes und würdevolles Gesicht machte. Später wurde mir gesagt, dass ich damals die höchste Auszeichnung empfang, die der Sultan verleihen konnte. Wer das Grosskreuz Louis-sam Alaouite trug, wurde dadurch Mitglied einer arabischen Gemeinschaft, vor der «Löwen zittern und Füchse sich in ihre Schlupfwinkel verkriechen».

Nach einem herzlichen Händeschütteln schritten wir, rückwärtsgehend und das Gesicht auf den Herrscher gerichtet, zur Tür, wo wir uns noch einmal verbeugten, bevor wir aus dem Saal traten. Als wir den Palast verliessen, stimmte die Kapelle des Sultans neuerlich ein Lied an. Diesmal war es «The Yanks are coming». Ich muss gestehen, sie spielten es ganz wundervoll.

Nach einem Frühstück bei Nogues besichtigten wir die Stadt, deren Gründung bis in das elfte Jahrhundert zurückreicht.

Am folgenden Tag inspizierte ich unsere Stützpunkte an der atlantischen Küste. Hierbei fand ich Gelegenheit, an Bord des französischen Schlachtschiffes «Jean Bart» zu gehen, das unter dem Kommando von Admiral Ronarch stand. Das Schiff hatte an den Abwehrkämpfen gegen unsere Truppen teilgenommen, als diese in Casablanca landeten. Dabei hatte es einige Treffer abbekommen, sechs von Granateinschlägen und drei oder vier von Bomben.

«Schossen Sie auch zurück?» fragte ich den Admiral.

«Versteht sich», antwortete dieser, «aus allen Rohren.»

Ich wusste nicht gleich, was ich darauf sagen sollte, aber schliesslich fiel mir das Richtige ein. Ich fragte daher: «Aber trafen Sie auch etwas?»

Der Admiral schüttelte den Kopf.

«Nein», sagte er, «das nicht.»

«Das ist sehr schlecht», erklärte ich. «Aber Sie sind mir dadurch sympathisch geworden.»

Er lächelte gedankenvoll und dankte höflich. Alles war sehr freundlich, aber nicht die Art der Gespräche, die leicht dahinfließen.

Als wir an diesem Nachmittag auf dem Flugplatz von Marra-

kesch landeten, gab es dort einen grossartigen Empfang für uns. Das Ganze war dem farbenprächtigen Schauspiel einer Ansammlung von Eingeborenen, wie wir sie in Rabat erlebt hatten, nicht unähnlich. Ein besonderer Umstand aber fesselte meine Aufmerksamkeit. Während wir über öffentliche Plätze und durch Strassen fuhren, die allesamt dicht bevölkert waren, sah ich an verschiedenen Stellen eine Art von Puppen ausgestellt. Diese Puppen waren aus kostbaren Stoffen, grellfarbigen Schals und sonstigen Frauenkleidungsstücken verfertigt und hingen oder steckten auf Bambusstangen, so dass sie wie menschliche Wesen aussahen, zumal einzelne von ihnen auf Stoff gemalte Gesichter aufwiesen. Da und dort entdeckte ich einzelne Sklaven, die die Stangen mit den Puppen in den Händen trugen und sie bei unserem Anblick hoch über ihren Häuptern schlangen. Man erklärte mir, dass es sich bei dieser Schaustellung der Puppen um eine besondere Ehrung für uns handelte, da die reichen Araber auf diese Weise symbolisch auch die Anwesenheit ihrer Frauen bei unserem Empfang zum Ausdruck bringen wollten, denn den arabischen Frauen war es unter allen Umständen verboten, vor der Öffentlichkeit zu erscheinen. Je kostbarer einer bei einer solchen Gelegenheit seine Puppe herausstaffiert hatte, umso mehr war man berechtigt anzunehmen, dass es sich um einen einflussreichen und wohlhabenden Gatten handelte.

Später machten wir auch dem Pascha von Marrakesch<sup>4</sup> unseren Besuch. Dabei wurden wir mit amerikanischen Cocktails bewirtet, sassen aber zum Dinner auf dem Fussboden vor niedrigen Tischen, die wahre Wunderwerke der Schnitzkunst darstellten. Schwarze Sklaven in weissen, verschwenderisch bestickten Gewändern brachten uns Hammelfleisch, Gemüse, Backhühner, Fische und Süssspeisen. Alle diese Gerichte durften nur mit drei Fingern der rechten Hand in den Mund geführt werden. Nach dem Dinner wurden die Tanzmädchen des Paschas hereingeführt. Sie trugen schwere, mit reichen Verzierungen geschmückte Kleider und hatten kostbare Armbänder und Ringe an Armen und Händen. Während sie tanzten, sangen sie arabische Lieder. Ein Teil der Mädchen stammte aus der hügeligen Umgebung von Marrakesch, der andere aus den Ebenen Arabiens. Ihr Auftreten war faszinierend, wenn auch ihr Gesang amerikanischen Ohren nicht eben viel bedeuten mochte. Mit der Musik hätte ich mich im Leben nicht anfreunden können. Der Tanz glich einer Art Veitstanz oder wenigstens einer zahmeren

<sup>4</sup> Man nannte ihn gewöhnlich den Glaoui von Marrakesch.

Form desselben. Wir unterhielten uns bei alledem ausgezeichnet, wenn das Ganze auch etwas komisch auf uns wirkte.

Es lag übrigens in meiner Absicht, irgendetwas zu tun, um mich dem Sultan gegenüber, der uns so liebenswürdig empfangen und mich ausgezeichnet hatte, in irgendeiner Form erkenntlich zu zeigen. Das Nächstliegende schien, ihm von mir aus eine Einladung zu übermitteln. Wie man mir aber erklärte, ging es unter keinen Umständen an, dass der Sultan von Marokko jemandes Gast sein könne, solange dieser in seinem Lande Aufenthalt nahm. Da lag allerdings eine Schwierigkeit. Ich liess mir die Sache noch eine Weile durch den Kopf gehen, um einen Ausweg zu finden, als Si Mammeri, mit dem ich mich besprach, die Bemerkung fallen liess: «Der Sultan hat grosses Interesse für amerikanische Schlachtschiffe.»

Nun wusste ich auch schon, was ich zu tun hatte, und ich dankte Si Mammeri für den Fingerzeig. Eingedenk des Umstandes, dass das Deck eines amerikanischen Schiffes nicht marokkanischer, sondern amerikanischer Boden ist, wartete ich das Einlaufen eines Schlachtschiffes im Hafen von Casablanca ab. Es dauerte nicht lange, so wurde mir gemeldet, dass die «New York» vor der Stadt vor Anker gegangen war. Ich begab mich an Bord des Kriegsschiffes und unterbreitete meinen Plan dem Kapitän, der sich sofort damit einverstanden erklärte. In diesem Plan war überdies vorgesehen, dass der Sultan durch Salutschüsse der «New York» begrüsst werden sollte. Nun sandte ich dem Herrscher meine Einladung zur Besichtigung des Schiffes.

Infolge verschiedener Hindernisse war es dem Sultan erst am Abend möglich, meiner Einladung zu folgen und zum Hafen zu kommen. Im Allgemeinen ist es nicht gebräuchlich, dass ein Kriegsschiff nach Einbruch der Dunkelheit Salutschüsse aus seinen Kanonen abfeuert. In diesem Falle aber zeigte sich der Kapitän grosszügig, und während die Stadt schon im Abendfrieden lag, zog grollend der Donner über sie hin, der aus den Blitze speienden Rohren der Schiffsgeschütze fuhr. Damit schickten wir dem kleinen Mann in seinem weissen, wallenden Gewand einen Willkommgruss entgegen, der ihm sicherlich imponierte. Wir hatten helles Segeltuch über die Treppenstufen zum Dock hinab gelegt, wo des Kapitäns Gig anlegte und unseren hohen Gast an Bord der «New York» brachte.

Es zeigte sich, dass der Sultan tatsächlich wie besessen war, ein Kriegsschiff zu sehen. Er nahm sich kaum für etwas anderes Zeit, als sich vom Kapitän in alle Winkel vom Vorderstevan bis zum

Heck führen zu lassen, und hatte für alles, was er sah, ein brennendes Interesse. Vom Maschinenraum schien er sich nur schweren Herzens zu trennen, und über die drehbaren Panzertürme, in die er es sich nicht nehmen liess selbst hineinzukriechen, freute er sich wie ein Junge. Schliesslich blieb er zum Dinner und wurde nachher von uns, etwa gegen 10 Uhr abends, an Land gebracht.

Als er sich von uns auf dem Dock verabschiedete, sagte der Dolmetscher zu mir: «Seine Herrlichkeit wünscht Ihnen zu sagen, dass er eben die glücklichsten Augenblicke seines Lebens verbracht hat.»

Ich konnte mich eines Grinsens nicht enthalten und sagte zu dem Dolmetscher: «Sagen Sie ihm, dass das für einen Burschen, der hundertzwanzig Frauen besitzt, allerhand ^bedeutet.»

Meine Reise zog sich noch eine Reihe von Tagen hin. Dabei galt es noch etliche Besuche zu absolvieren, die ähnlicher Natur waren, wie die eben geschilderten. Ausserdem fand sich noch Gelegenheit zu zahlreichen Besprechungen mit lokalen Funktionären, die aus dem einen oder anderen Grunde wichtig waren. Am 28. Februar führte mich mein Weg wieder nach Oudjda zurück. Hier fand ich ein dringendes Telegramm Ikes vor, weshalb ich schon am nächsten Tag nach Algier flog. Dort erfuhr ich, dass neue Streitkräfte aus den Vereinigten Staaten erwartet wurden, die im Rahmen der Fünften Armee ausgebildet werden sollten. Die Ausbildung sollte diesmal auch dem Umstand Rechnung tragen, dass, neben besonderen Ausbildungszielen in der Unterstützung infanteristischer Operationen durch die Luftwaffe, eine eigene Gebirgstruppe heranzubilden war. Obwohl wir noch weit davon entfernt waren, Tunis vom Feinde freigemacht zu haben, beabsichtigte man doch jetzt schon, alle Vorbereitungen für die Invasion Siziliens zu treffen. Diese Aufgabe sollte später der neu aufzustellenden Siebenten Armee und dem Kommando Generalmajor Pattons überantwortet werden.

Leider machte sich in diesem Zusammenhang eine Entwicklung geltend, die mir gar nicht gefallen wollte. Ich erhielt nämlich am 8. März Nachricht, dass von nun an die Kriegsflotte für die gesamte amphibische Ausbildung zuständig sein sollte. Seinerzeit hatte die Armee die erforderlichen Mannschaften mit amphibischer Ausbildung für die Aktion «Fackel» gestellt und sie auch selbst geschult, da die Flotte damals nicht in der Lage war, uns innerhalb der vorgezeichneten Zeit mit einer genügenden Anzahl von Landungsbooten zu versorgen. «Nun», so hiess es in dem Kabel aus Washington,

«wünscht die Flotte, als für diese Frage recht eigentlich zuständig, die Verantwortung für die Ausbildung der Bootsmannschaften für amphibische Operationen sowie die Betreuung des hierzu erforderlichen Gerätes zu übernehmen.»

Ich verstand sehr gut den Ehrgeiz der Flotte, alles, was mit der See zu tun hatte, an sich zu ziehen, aber es erschien mir sonderbar, dass dieser Ehrgeiz sich erst jetzt auf einem Gebiete zu regen begann, auf dem wir längst tätig waren. Es blieb indessen nichts anderes übrig, als sich in den neuen Stand der Dinge zu fügen und abzuwarten, ob ein späterer Zeitpunkt nicht Gelegenheit zu Kompromissen auf der von mir gewünschten Linie bot.

Am 10. März statteten mir Spaatz und Tedder in Oudja einen Besuch ab. Bei dieser Gelegenheit kam es zu langen Erörterungen hinsichtlich der Zusammenarbeit zwischen Infanterie und Luftwaffe. Ich hatte schon vorher in einem Schreiben an Eisenhower zum Ausdruck gebracht, dass ich für die Fünfte Armee Einheiten der Luftwaffe benötigte, wenn unsere Ausbildung zu infanteristischen Operationen in Verbindung mit Luftunterstützung erfolgreich sein sollte. Zu einem früheren Zeitpunkt hatte ich über solche Einheiten bei der Armee verfügt, sie waren mir aber später wieder entzogen worden. Dies ereignete sich gerade, als ich die Erfahrung zu machen begann, dass die Schlagkraft infanteristischer Unternehmungen eine bedeutende Steigerung erfuhr, wenn sie gleichzeitig von der Luft aus unterstützt wurde. Auch das Kriegsministerium in Washington trug dieser Tatsache Rechnung und brachte sie wiederholt zum Ausdruck. Spaatz und Tedder stimmten mir bis zu einem gewissen Grade zu, machten aber dann einige Vorbehalte.

Die Königliche Luftwaffe war von der britischen Armee und Flotte vollständig getrennt, während die amerikanische Luftwaffe noch als ein Bestandteil der Armee angesehen wurde. Den Briten schwebten Vorstellungen von strategischen Operationen, als dem eigentlichen Aufgabenbereich der Luftstreitkräfte, vor Augen. Die Kombination Infanterie plus Luftwaffe im Erdkampf lag nicht auf dieser Linie. Aus gelegentlichen Bemerkungen Tedders entnahm ich, dass diese britische Theorie auch in den Kreisen amerikanischer Fliegeroffiziere Schule zu machen begann. Ich hegte daher Befürchtungen, dass es in Zukunft zweifelhaft werden würde, ob die Infanterie bei ihren Angriffen die notwendige Luftunterstützung bekäme, wenn die britische Auffassung sich auch bei uns erst genügend verbreitet haben sollte. Aus diesem Grund nahm ich mir vor, demnächst diese Frage mit Ike zu besprechen. Die Frage

der Luftunterstützung für infanteristische Aufgaben verursachte uns während der ganzen Kriegsdauer viel Verdruss und tut dies auch heute noch.

Es liegt mir jedoch fern, damit ausdrücken zu wollen, dass es uns im italienischen Feldzug an amerikanischer oder britischer Unterstützung der Erdkämpfe gefehlt hätte. Was allein daran unbefriedigend war, bezog sich auf Fragen des Kommandos für den Einsatz solcher fliegerischer Unterstützungen innerhalb des Armeegefüges, und hierin herrschen, wie schon gesagt, auch heute, fünf Jahre nach Kriegsende, dieselben unbefriedigenden Zustände. Ich war damals überzeugt, und meine Erfahrungen in Italien haben meine Überzeugung nur noch gefestigt, dass die Erdkämpfe der Infanterie nur dann erfolgreich sein können, wenn sie gemeinsam mit Einheiten der Luftwaffe vor sich gehen. Diese Fliegereinheiten sollten daher notwendigerweise ebenso als Hilfswaffen für die Infanterie angesehen werden, wie dies längst und schon immer bei der Artillerie der Fall war. Demgemäss wäre es nur billig, sie unter das Kommando des Infanteriebefehlshabers zu stellen. Diese Ansicht vertrete ich, nebenbei bemerkt, auch heute noch.

Um Mitte März suchte mich der amerikanische Konsul in Tanger, J. Rives Childs, auf. Er war gekommen, um sich mit mir über eine allfällige spanische Einmischung zu besprechen. Die Gefahr einer solchen war uns in den letzten Wochen weniger gross erschienen, nahm aber in zunehmendem Masse zu, je weiter sich unsere Verbindungslinien ostwärts erstreckten, gar nicht davon zu reden, wenn wir im Mittelmeerraum irgendeine militärische Niederlage erlitten. Childs war der Meinung, dass der führende Mann in Spanisch-Marokko, Generalleutnant Luis Orgaz Yoldi, zu einem neutralen Verhalten neige. Hingegen bezeichnete er General Yaqui in Melilla als einen Mann, der es mit den Deutschen hielt. Der Konsul schlug vor, dass ich mich mit Orgaz irgendwo an der spanisch-marokkanischen Grenze zu einer Geheimunterredung treffen sollte und machte sich erbötig, diese Zusammenkunft zu arrangieren. Wir erklärten uns mit diesem Vorschlag einverstanden.

Nicht ganz zwei Wochen nach dem Besuch Childs' erhielten wir aus diplomatischer Quelle in Madrid die Kopien der Pläne, die man in Spanien für den Fall ausgearbeitet hatte, dass die Deutschen in das Land einfielen. Die Pläne gingen von der Annahme aus, dass die Deutschen mit Unterstützung ihrer Luftwaffe versuchen würden, sich mit Panzereinheiten den Eintritt in das Land über die niedrigeren Höhenzüge im Nordwesten der Pyrenäen zu erzwingen. Die



Spanier rechneten damit, dass sie die Deutschen zehn Tage hindurch aufzuhalten vermöchten.

«Nach diesen zehn Tagen werden sie zur Unterstützung Flugzeuge von den Alliierten anfordern müssen», sagte Oberst Ed Howard, mein G-2, nachdem er die spanischen Pläne studiert hatte.

«Truppen würden sie keine brauchen?» fragte ich verwundert. «Nein», meinte Howard, «aber nach zwanzig Tagen werden die Spanier Waffen zur Panzerabwehr und Flak von uns verlangen.»

«Und Truppen? Wie steht es damit?» beharrte ich auf meiner Frage. «Werden sie denn keine Truppen von uns verlangen?»

«Nein», antwortete Howard. «Soviel aus diesen Plänen ersichtlich ist, werden sie niemals fremde Truppen in Anspruch nehmen müssen.»

Ich fand dies sonderbar. Wenn ich mir vorstellte, dass Spanien von den Achsenmächten angegriffen würde und glaubte, auf Unterstützung durch unsere Truppen verzichten zu können, dann fand ich schon jetzt die spanischen Aussichten, sich des Feindes zu erwehren, hoffnungslos. Meiner Meinung nach war unter diesen Umständen eine Katastrophe unausbleiblich. Offenbar wusste man in Madrid nicht, dass wir, um Gibraltar vor den Deutschen zu schützen, unsere Truppen auf jeden Fall eingreifen lassen müssten, und das Ergebnis wäre ein Wirrwarr.

Mittlerweile erreichte mich die Einladung General Orgaz' zu einer privaten Zusammenkunft mit ihm am 2. April in der Nähe von Taouima, das ungefähr 25 Meilen innerhalb der spanisch-marokkanischen Landesgrenze lag. Ich freute mich über dieses Arrangement, das mich in die Lage versetzen würde, einen Teil des Landes kennenzulernen, durch das wir hindurch mussten, wenn der Ernstfall jemals eintrat.

Generalmajor Gruenther, Oberst Saltzman, Oberst Howard und Leutnant Beardwood von meinem Armeestab begleiteten mich zur Zusammenkunft, die ganz geheimgehalten wurde. Da ich meiner Reise jedoch einen bedeutenderen Anstrich zu geben wünschte, richtete ich es so ein, dass meiner Begleitung auch noch zwei höhere Offiziere aus dem Stab Nogues' und der brasilianische Brigadegeneral Eduardo Gomez mit seinem Adjutanten, Hauptmann Horta, angehörten. Gomez wurde später Präsidentschaftskandidat in seinem Lande und weilte zur Zeit in meinem Hauptquartier, während die Verhandlungen über den Eintritt Brasiliens in den Krieg liefen.

Von zwei Bevollmächtigten begleitet, die uns Orgaz an die Grenze geschickt hatte, fuhren wir in fünf Wagen über das träge

und schmutzig dahinfließende Wasser des Moulouya bis zu einer Stelle unweit der Internationalen Brücke, an der uns Orgaz, ein kleiner, untersetzter Mann von stämmigem Körperbau, erwartete. Er war von einer Gruppe von etwa zwanzig Offizieren umgeben. Nachdem wir einen Trupp eingeborener Soldaten zu Pferde besichtigt hatten, fuhr ich mit dem General in seinem Wagen nach Taouima weiter. Während der Fahrt überreichte ich Orgaz einen amerikanischen Karabiner, den ich ihm zum Geschenk mitgebracht hatte. Er war mit einer Silberplatte beschlagen, die die Inschrift trug: «General-leutnant Luis Orgaz Yoldi von Generalleutnant Mark W. Clark.»

Wir fuhren über eine gepflasterte Strasse, die durch ein weites Tal emporführte, in dem es fast keine Anpflanzungen gab. Das Gespräch mit dem Spanier wurde durch einen Dolmetscher vermittelt, aber ich hielt dabei meine Augen auf das Gelände gerichtet und stellte fest, dass es ausgesprochenes Panzergelände war, durch das wir fuhren.

Orgaz blickte mir eine Weile schweigend voll ins Gesicht, dann fragte er unvermittelt: «Wie alt sind Sie eigentlich?»

«Siebenundvierzig», antwortete ich.

Der Spanier schwieg wieder. Dann fragte ich meinerseits: «Wie alt sind Sie?»

«Einundsechzig», lautete die Antwort. «Wie lange sind Sie schon General?»

Ich fand dieses Gespräch zwar sonderbar, konnte aber nicht recht Anstoss daran nehmen, da Orgaz seine Fragen in einer liebenswürdigen Art stellte.

«Nun, das sind immerhin schon einige Jahre», sagte ich. «Und wann wurden Sie General?»

«Vor zwanzig Jahren.»

Ich wandte meinen Blick wieder zum Wagenfenster hinaus. Wenn es je zu einer Invasion Spanisch-Marokkos kommen sollte, überlegte ich im Stillen, dann würde es sich günstig erweisen, mit unseren Truppen diese Route einzuschlagen, die ich jetzt mit dem spanischen General in seinem Wagen zurücklegte.

«Wie ich sehe», liess sich Orgaz nach einer Weile vernehmen, «widmen Sie dem Gelände meines Landes grosse Aufmerksamkeit.»

«Ich gebe es zu», sagte ich ohne Umschweife. «Ich hätte nicht gedacht, dass es sich so ausgezeichnet für Panzer eignen würde.»

Ich dachte nicht, dass es schaden konnte, wenn Orgaz erfuhr, dass wir in Gedanken schon allerlei vorgebaut hatten, was Weg- und

Geländeverhältnisse in diesem Land betraf. Es bestand allerdings nicht der geringste Zweifel, dass er dies nicht auch schon so wusste.

«Wieviele Panzer haben Sie?» fragte er.

«An die 18.000.» Dies war eine gehörige Übertreibung von mir.

«Verdammt, so viele!» entfuhr es ihm.

«Nun, ich drücke mich natürlich in runden Zahlen aus», bemerkte ich.

Dann wandte ich mich wieder der Landschaft um uns zu. Der General folgte meinen Blicken und deutete auf einen flachen Geländeabschnitt, indem er meinte: «Glauben Sie nicht, dass sich das dort für ein ideales Flugfeld eignet?»

«Ach nein», erwiderte ich sorglos, «daran habe ich nicht gedacht. Ich hielt es eher für ein ausgezeichnetes Gelände zum Absetzen von Fallschirmtruppen.»

«Wie stark sind Ihre Fallschirmtruppen?» erkundigte sich Orgaz.

Ich entsinne mich nicht mehr genau, welche Zahl ich ihm auf diese Frage nannte, aber jedenfalls war auch sie um ein beträchtliches grösser, als es der Wahrheit entsprach. Vielleicht auch hatte ich sie allzu gross gewählt, denn von nun an stellte der General keine Fragen dieser Art mehr. Möglich, dass er mich in diesen ersten Stunden unserer Bekanntschaft auf die Probe stellen wollte, denn später hielten sich unsere Gespräche in den bei solchen Zusammenkünften üblichen Grenzen und wir kamen uns dabei auf angenehme Weise näher.

Unter den verschiedenen Eindrücken, die dieser Besuch in Spanisch-Marokko mit sich brachte, ist mir besonders das Bild salutierender spanischer Faschisten in Erinnerung geblieben, die zur Begrüssung steif ihren rechten Arm emporhielten. Die Offiziere aus der Umgebung Orgaz' waren, wie wir aus unseren Geheimberichten wussten, fast durchwegs deutschfreundlich gesinnt, obwohl General Orgaz selbst im Rufe stand, ein Anhänger der spanischen Monarchie zu sein. Es schien mir daher fraglich, ob dieser sich im Falle eines Zusammenstosses zwischen Spanien und den Alliierten nicht lieber auf unsere Seite schlagen würde. Vorerst aber sah die Sache nicht darnach aus, dass es zu diesem Zusammenstoss kommen sollte, da Spanien mehr als je entschlossen schien, keinen deutschen Einbruch auf sein Gebiet zu dulden. Franco schien in meinen Augen ein gewiegtter Opportunist, der in der letzten Zeit zusehends den Glauben an die Aussichten der Achsenmächte, den Krieg zu gewinnen, verlor. Später erwiesen sich die Spanier in Hunderten von Fällen loyal genug, sich um Leben und Sicherheit amerikani-

scher Flieger anzunehmen, die gezwungen waren, auf spanischem Territorium notzulanden. Sie unterliessen es auch nicht ein einziges Mal, uns diese Männer auszuliefern. Ich bin indessen überzeugt, dass sie auch den Streitkräften der Achse gegenüber in der gleichen Weise handelten, und zwar mit einem Plus an Sympathie.

Meine Zusammenkunft mit Orgaz zeitigte keine konkreten Resultate. Ich empfing jedoch den Eindruck, dass die Spanier fest davon überzeugt waren, eine deutsche Invasion in ihrem Lande aus eigenen Kräften verhindern zu können. Noch vor Einbruch der Nacht trafen wir wieder in Oudjda ein, nachdem man uns noch in Spanisch-Marokko Gelegenheit geboten hatte, die üblichen Paraden und Schaustellungen eingeborener Truppen zu sehen. Kurze Zeit nach unserem Besuch erhielt ich von Orgaz ein spanisch-englisches Wörterbuch zugeschickt, das den handschriftlichen Vermerk des Generals auf wies: «Ich hoffe, dass dieses Buch Ihre Kenntnisse der spanischen Sprache verbessern wird.»

Am 3. Juni erwiderte Orgaz unseren Besuch durch einen Gegenbesuch in meinem Armeehauptquartier in Oudjda. Zu diesem Zeitpunkt war die Ausbildung unserer Truppen für das Landungsunternehmen auf Sizilien bereits weit vorgeschritten. Es war uns daher ein leichtes, den Spaniern einige Truppenmanöver vorzuführen, die, glaube ich, geeignet waren, den spanischen Neutralitätsentschluss noch zu festigen. Ausser Orgaz und den ihn begleitenden Offizieren seines Stabes wohnten diesen Übungen die Generale Patton, Omar Bradley, Dawley und Ridgway bei. Auch Nogues hatte sich eingefunden nebst drei mexikanischen Offizieren, die in besonderer Mission bei der Fünften Armee weilten.

Wir bereiteten Orgaz den üblichen militärischen Empfang und führten ihn hierauf zum Flughafen von Oudjda, wo wir ihm Gelegenheit gaben, die 82. Fallschirmjägerdivision zu besichtigen. Ich glaube, dass die strammen Burschen dieser Truppe nicht verfehlten, Eindruck auf unseren Gast zu machen. Hierauf nahmen die kriegsmässigen Übungen ihren Anfang. Auf einem benachbarten Feld tauchten Bomber bis auf geringe Höhen herab und legten einen Rauchschleier. Aus einer Höhe von 400 Fuss liess sich ein ganzes Bataillon Fallschirmjäger genau innerhalb einer markierten Zielfläche zu Boden gleiten. Wenige Augenblicke später waren Transportflugzeuge zur Stelle und warfen auf dieselbe Zielfläche Waffen und Geräte für die Fallschirmtruppen ab. Während man die Männer eben noch ihre Ausrüstung zusammenlesen sah und unmittelbar darauf auch schon ihr Angriff begann, zog ein grosser Segelflieger

geräuschlos eine Spirale über dem Feld und setzte bald darauf zur Landung an. Seinem Innern entquoll eine Schar vollbewaffneter Infanteriesoldaten, die fast in der Richtung auf uns angriffen.

Ich sah, dass der spanische General diese Übungen mit weit aufgerissenen Augen beobachtete. Es war mir gelungen, was ich wollte. Ich hoffte sehr, dass er es nicht versäumen würde, seinen deutschfreundlichen Kameraden eine entsprechende anschauliche Schilderung von dem zu geben, was er gesehen hatte.

Als das militärische Schauspiel zu Ende war, liessen wir unseren spanischen Gästen eisgekühlte Coca-Cola-Flaschen reichen, die auf heissem und stauberfülltem Gelände immer willkommen sind. Es schien auch, als ob dieses Getränk sie ebenso überraschte wie die vorangehende militärische Veranstaltung.

Ike hatte mir schon früher nahegelegt, den Besuch des spanischen Generals dazu zu benützen, um ihn über unsere ausgedehnten Truppenbewegungen im Raume von Algier und Marokko in dem Sinne zu beruhigen, dass unsere Anwesenheit in Nordafrika Spanien keinen Anlass gebe, einen völlig unbegründeten Verdacht wegen Offensivabsichten zu hegen. Ich sagte daher zu Orgaz, dass diese Truppenbewegungen lediglich das Resultat notwendiger Reorganisationsmassnahmen im Zusammenhang mit unserem tunesischen Feldzug darstellten. Orgaz aber antwortete mir, dass er nicht im Geringsten darüber in Sorge sei, die Anwesenheit unserer Streitkräfte könnte der Absicht dienen, sein Territorium anzugreifen.

Mit diesen Schilderungen bin ich dem Lauf der Dinge allerdings ein wenig vorausgeeilt.

In diesem Frühjahr konzentrierte sich die Ausbildung unserer Truppen immer mehr auf Operationen, die für eine fernere Zukunft geplant waren. Indessen näherten sich die Kämpfe in Tunis in einem zwar langsamen, aber stetigen Tempo ihrem Ende. Über unsere «nächsten Operationen», die Invasion Siziliens ausgenommen, herrschte allgemeine Ungewissheit. Die beiden Regierungen zogen sich aus der Verlegenheit, indem sie unseren Rüstungen mehr und mehr den Charakter eines Universalmittels zu verleihen suchten, wodurch es noch immer offenbleiben konnte, in welcher Richtung wir schliesslich zuschlugen. Was mich betraf, so hätte ich es am liebsten gesehen, wenn wir nach England zurückgekehrt wären, um von dort aus die Invasion Frankreichs vorzubereiten. Darüber und welche Rolle dabei der Fünften Armee zgedacht sein würde, wenn es galt, Frankreich vom Nazi joch zu befreien, war in diesen Frühjahrstagen unter uns viel die Rede.

Wie ich damals über den Stand der Dinge dachte, geht aus einer Tagebucheintragung hervor, die ich unter dem Datum des 28. April machte:

*«Ich finde es einfach unentschuldig, dass wir gezwungen sind, Pläne in einem Ausmass zu machen, das praktisch die Möglichkeit zulässt, sie nach allen Richtungen auszuführen, statt dass wir uns endgültig für eine Richtung entscheiden. Ich meine, dass es unmöglich ist, einen Krieg zu gewinnen, indem wir uns darauf verlegen, von Inseln Besitz zu ergreifen. (Diese Bemerkung bezog sich auf die Operationspläne, die wir hinsichtlich Sizilien und Sardinien erstellten.) Ich halte den Vorstoss in den Mittelmeerraum, der zunächst vorgesehen ist (Sizilien), für keine sonderliche Aktion. Es ist für mich unvorstellbar, was dabei gewonnen werden sollte, und jedenfalls bleibt es fraglich, ob sich unsere Anstrengungen und die zu gewärtigenden Verluste lohnen werden.*

*Es kann uns nicht erspart bleiben, das eigentliche europäische Festland anzugreifen, und wir sollten uns endlich darüber klarwerden, wie wir das anzupacken haben. Wir versäumen zu viel der für die Planung und Ausbildung für ein bestimmtes Ziel nötigen Zeit.*

Doch als Mitte Mai der tunesische Feldzug beendet war, fehlte es noch immer an dem entscheidenden Entschluss, bis auf den Feldzug in Sizilien. Zu Ende des Monats kamen Marshall und Churchill, nachdem sie vorher in Washington an einer Konferenz teilgenommen hatten, nach Algier, um sich mit Ike zu besprechen. Die Engländer brachten hierbei ihre Meinung zum Ausdruck, unsere strategische Lage im Mittelmeerraum nach Kräften auszunützen. Die Mehrzahl der Amerikaner hingegen wünschte nach England zurückzukehren und von dort aus den Angriff über den Kanal zu führen.

Berichten von Militärs zufolge, die der Washingtoner Konferenz beigewohnt hatten, wurde diese in einer Atmosphäre gegenseitigen Misstrauens abgehalten. Es wurde daher angenommen, dass Churchill in der Absicht nach Algier gekommen war, um Eisenhower für seinen Standpunkt zu gewinnen. Zu diesem Zeitpunkt war noch nichts endgültig entschieden, aber zum Schluss setzte sich Churchills Meinung durch, so dass wir unseren Weg nach Europa über Sizilien und Italien nahmen.

Meine Verstimmung über die Beschlüsse von Algier war gross. Sie war, glaube ich, noch grösser, weil ich selbst, in Oudjda festgenagelt, dem eigentlichen Zentrum der Aktionen im Alliierten Hauptquartier fern war.

Dies soll indessen nicht heissen, dass ich nicht ab und zu Gelegenheit fand, nach Algier zu kommen oder unseren tunesischen Kampfabschnitt zu besichtigen. Umgekehrt fand Ike zweimal Zeit, mich in Oudjda zu besuchen. Patton hatte an der Front während unseres Vorstosses auf Sfax das Kommando des II. Korps übernommen. Da ihm jedoch bei der Invasion Siziliens eine Aufgabe zugewiesen wurde, trat er am 14. April sein Kommando an General Omar Bradley ab und kehrte westwärts zurück, um das I. Panzerkorps zu übernehmen. Um diese Zeit hatten sich die Deutschen auf Enfidaville zurückgezogen und ich fand Gelegenheit zu einer mehrtägigen Reise an die Front. Hierbei besuchte ich Bradley, Alexander und Montgomery und sah zum erstenmal die siegreiche Achte Armee der Briten. Ich dachte, die Achte Armee wäre als Kampftruppe besonders ausgerüstet.

Die Männer der Achten Armee trugen ein Selbstbewusstsein zur Schau, das entschieden Eindruck machte. Ihre nachlässige Kleidung stand dazu in sonderbarem Widerspruch. Ich sah viele Offiziere, die Wollwesten trugen. Auch ihre Disziplin liess zu wünschen übrig. Hingegen waren sie alle von einer bewunderungswürdigen Kampf Stimmung erfüllt. Ihre Zuversicht auf die Stärke ihrer Flak und ihrer Jagdflugzeuge war gross, zu gross, fand ich. Ausserhalb Enfidavilles standen in drei Reihen ihre Kraftfahrzeuge, Stossstange an Stossstange, in endlos langer Linie auf der Strasse. Es wäre ein Fressen für feindliche Flieger gewesen. Die Lastkraftwagen der Achten Armee und was es sonst an Transportmitteln gab, repräsentierten alle Fahrzeugtypen und liessen deutlich die Spuren ihrer starken Inanspruchnahme erkennen. Sie trugen noch den Tarnanstrich für die Wüste, was mich überraschte, da dieser auf tunesischem Gelände seinen Zweck völlig verfehlte. Mit anderen Worten, die Achte Armee machte auf mich den Eindruck einer Truppe, die zwar von bestem soldatischem Geist erfüllt schien, aber doch eine Reihe von Dingen vermissen liess, auf die wir Amerikaner nun einmal Wert legen, wobei kein Zweifel besteht, dass sie eine schlagkräftige Kampftruppe war.

Die Männer zeigten sich aufgeweckt und wohlunterrichtet. Wo immer ich Gelegenheit fand, mich im Gespräch an sie zu wenden, erfuhr ich, was ich zu wissen wünschte. Die ruhige Zuversicht, mit der sie der weiteren Entwicklung ihres Kampfes gegen den Feind entgegenblickten, wurde besonders sinnfällig, als ich mich einmal im Tal von Enfidaville auf einem Bergrücken befand und von dort aus das Gelände musterte.

«Wo verläuft hier die Hauptkampflinie?» fragte ich den ersten Mann, der mir zu Gesicht kam.

«Hier, wo Sie stehen, ist unsere Hauptkampflinie», lautete die lakonische Antwort. «Die deutsche Front liegt gleich geradeaus gegenüber.»

Was unsere amerikanischen Streitkräfte im tunesischen Kampfabschnitt betraf, so fand ich, dass das II. Korps gute Erfolge aufzuweisen hatte. Die 1. Division zeichnete sich durch besondere Bravour aus. Sie hatte bei den Kämpfen bisher 1'800 Mann verloren. Ich muss jedoch gestehen, dass ich in einzelnen Abschnitten Lockerungen der Disziplin und einen bedauerlichen Mangel an Kampfgeist feststellen musste. Teilweise konnte ich diese Tatsache auf die Vermischung amerikanischer mit britischen und französischen Einheiten zurückführen. Andererseits lag die Ursache hierfür in dem Umstand, dass wir nicht über genug fronterfahrene amerikanische Offiziere verfügten.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr nach Oudjda besichtigte General McNair die Front in Tunis. Bei dieser Inspizierungstour wurde er durch Splitter eines Artilleriegeschosses verwundet, da er in seiner unbekümmerten Art wie stets darauf bestanden hatte, sich vom Stand der Dinge selbst zu überzeugen. Nun lag er mit seiner Verwundung im Lazarett in Oran und ich nahm die erste Gelegenheit wahr, um meinen alten Chef zu besuchen. Ich halte ihn für einen unserer bedeutendsten Soldaten und ich war neugierig, seine Ansicht über die Lage an der Front zu hören.

McNair sprach mir gegenüber mit aller Entschiedenheit die Meinung aus, dass «die Amerikaner in Tunis nicht kämpfen». Die Ursache davon glaubte er im Mangel an Kampfdisziplin zu erkennen. Er brachte mir gegenüber die Absicht zum Ausdruck, nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten mit aller Strenge darauf zu sehen, dass diesem Übelstand abgeholfen wurde. Auch er bedauerte gleich mir die Vermischung amerikanischer und französischer Einheiten im Kampfbereich und verlangte deren Trennung und Führung unter eigenen Befehlshabern.

Seine Bemerkungen über Disziplin beeindruckten mich, da sie meine eigenen Ansichten wiedergaben. Glücklicherweise war ich in der Lage, ihm zu zeigen, welche Massnahmen ich bei meiner Fünften Armee bisher ergriffen hatte, um strengste Ordnung zu sichern. Ich hatte empfindliche Strafen für disziplineloses Verhalten unter meinen Leuten vorgesehen. Wiederholt bestand ich darauf, in Disziplinarangelegenheiten scharf vorzugehen, einerlei, ob dies Offiziere oder



Mannschaften betraf, und insbesondere bei ersteren. Wir wiesen darauf hin, wie wichtig es sei, dass die Leute im Übungsgelände aufs gründlichste Kampfregeln und Disziplin lernen sollten, da im Kampf ihr Leben davon abhängt, ob sie die Lehren der Ausbildung richtig aufgenommen haben. Wir bildeten aus dieser Erkenntnis das in alle Ohren getrommelte Schlagwort: «Nur der Soldat, der gehorcht, kommt lebend aus der Schlacht.»

Eines Tages brachte ich meinen Wagen mitten in der Stadt Oudja zum Stehen. Ich hatte während der Fahrt an einer Strassenecke einen anscheinend vollbetrunkenen Feldweibel entdeckt, der einen grossen Polizeihund an der Koppel führte. Ich stieg aus meinem Wagen und fragte den Mann, wie er heisse und zu welcher Einheit er gehöre. Der Angeredete riss sich zusammen, nahm Haltung an und liess, anscheinend zerknirscht, das Donnerwetter über sich ergehen, mit dem ich ihn wegen seines skandalösen Zustandes überschüttete. Er sah sonst gut aus, war hochgewachsen und am Ende tat es mir fast leid, ihn so hart angefahren zu haben.

«Können Sie allein in Ihr Quartier zurückgehen?» fragte ich ihn schliesslich in milderem Tonfall.

«Jawohl, General.»

«Wollen Sie mir versprechen, dass Sie sofort in Ihr Quartier gehen und dort bleiben, bis Sie nüchtern geworden sind?» fragte ich ihn.

«Jawohl, General.»

«Und wollen Sie mir auch versprechen, dass Sie sich nie wieder in einem solchen Zustand in der Öffentlichkeit zeigen?»

«Jawohl, General.»

Die Antwort klang aufrichtig und überzeugend.

«Nun schön», sagte ich, indem ich einen Offizier aus meiner Begleitung veranlasste, den Feldweibel sicherheitshalber unter Bedeckung zu nehmen. «Machen Sie nur, dass Sie rasch nach Hause kommen!

«Jawohl, General», liess sich der Mann noch einmal hören. Dann wandte er sich zu seinem Hund und sagte: «Beiss den General nicht, Doggie !»

Anscheinend hatte meine Standpauke nun doch nicht den Eindruck auf ihn gemacht, wie ich es geglaubt hatte. Aber ich liess die Sache auf sich beruhen und trachtete, mich mit Würde aus der Affäre zu ziehen. Später zog ich über den Feldweibel Erkundigungen ein und liess ihn eine Zeit hindurch beobachten. Er genoss bei seiner Truppe einen guten Ruf und auch in der Folge hörte ich

nichts Nachteiliges über ihn. Es dauerte nicht lange, so wurde mir ein Junges von «Doggie» in mein Hauptquartier gebracht. Wir zogen es auf und nannten es «Mike», ungeachtet des Umstandes, dass es eine Hündin war. «Mike» blieb bis Kriegsende bei mir. Auch während meines Aufenthaltes in Österreich war sie an meiner Seite. Erst als ich von dort in die Vereinigten Staaten zurückkehrte, schenkte ich sie einem meiner Unteroffiziere.

Das ganze Frühjahr hindurch war ich mit Arbeit überhäuft. Aber der Berg war nicht so hoch, dass ich deswegen auf meinen Geburtstag vergass, der auf den 1. Mai fällt. Da ich niemals die Geburtstage der Offiziere meines Stabes übersah – ein Umstand, auf den ich peinliche Aufmerksamkeit verwendete –, nahm ich auch nicht an, dass man meinen Festtag übersehen konnte. Ich betrat daher am 1. Mai in einer gewissen gehobenen Stimmung mein Büro, in der angenehmen Erwartung, Glückwünsche entgegenzunehmen und im Laufe des Tages eine kleine Gesellschaft zu geben, in der wir diesen Tag feiern wollten. Niemand schien davon Notiz zu nehmen. Gruenther grüsste förmlich wie immer und sogar Feldwebel Chaney, dessen fabelhaftes Gedächtnis für bestimmte Anlässe ich schon oft zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, tat nichts dergleichen.

Schliesslich sah es so aus, als sollte mir an diesem Tag noch mehr Arbeit zugemutet werden als an jedem anderen. Ich hatte niemals einen solchen Stoss Schriftstücke auf meinem Schreibpult liegen sehen, als an jenem Morgen. Kaum hatte ich Platz genommen, so kam der Oberstabsarzt Joseph I Martin<sup>5</sup> herein und begann einen langweiligen Bericht über im Grunde recht unwesentliche An-  
gelegenheiten seines ärztlichen Dienstbereiches. Nach ihm meldete sich Sullivan bei mir. Auch er brachte etwa ein Dutzend Fragen aus dem Truppenverpflegsdienst zur Sprache, die er ohne mich erledigen konnte. Dann entwickelte er in grossen Zügen einen Vergleich zwischen den britischen und amerikanischen Methoden der Truppenverpflegung. Für 10 Uhr 30 Minuten hatte Gruenther eine Stabsbesprechung angesetzt, die mir weidlich unwichtig erschien. Ich war schlechter Laune und gab daher meinem Adjutanten, nachdem mich Sullivan verlassen hatte, Bescheid, mich zehn Minuten nach 11 Uhr aus der Sitzung holen zu lassen.

Gruenther führte bei der Stabsbesprechung den Vorsitz. Aber er hatte kaum damit begonnen, den Zweck derselben zu erörtern,

<sup>6</sup> Martin hatte bei der Fünften Armee die Stelle des Generalstabsarztes Blessie eingenommen, der seinerseits zum Alliierten Hauptquartier Eisenhowers abgegangen war.

als es an der Tür des Sitzungszimmers Lärm gab. Gruenther sprach noch eine Weile weiter, dann unterbrach er sich und bat Leutnant Lemaux nachzusehen, was es draussen gäbe.

«Es handelt sich um irgendeinen Bericht an General Clark», meldete er.

Gruenther machte eine ungeduldige Handbewegung.

«Das kann doch nachher überreicht werden», sagte er und wandte sich an den Leutnant: «Veranlassen Sie das!»

Das Stimmengewirr unmittelbar vor der Tür wollte kein Ende nehmen. Ich hatte mich, allmählich heisslaufend, schon zur Hälfte aus meinem Stuhl erhoben, um selbst nach dem Rechten zu sehen, als plötzlich die Tür aufsprang und zwei Mädchen vom Roten Kreuz hereinstürmten und mit schmetternden Stimmen zu singen begannen: «Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstagsfest!»

Ich benötigte einige Minuten, die Sachlage zu erfassen, aber ich hätte es, genau genommen, ahnen müssen, denn Gruenther war für derlei Überraschungen und Spässe allenthalben bekannt. Er war es auch gewesen, der Befehl gegeben hatte, niemand dürfte das Geringste über meinen Geburtstag verlauten lassen, bevor nicht die Sitzung begonnen, und er hatte Martin und Sullivan veranlasst, in mein Arbeitszimmer zu kommen, um zu verhindern, dass ich vorzeitig Verdacht schöpfte. Die beiden waren von ihm angewiesen worden, mich bis zum Sitzungsbeginn hinzuhalten.

Dem Zusammenspiel aller war es gelungen, mich richtig hinein-zulegen. Ich gestehe, dass ich schon recht verstimmt war, nachdem seit dem frühen Morgen keiner meiner Leute den Mund aufgemacht hatte, um mir einen Glückwunsch zu sagen. Ich hatte sogar im Laufe des Vormittags Gruenther gegenüber erklärt, dass ich an die Küste zu fliegen wünschte. Aber Gruenther wusste mir darauf in bedauerndem Ton zu erwidern, dass mein Pilot sich erkältet habe und überdies das Flugwetter denkbar ungünstig sei.

Nun aber nahm das Geburtstagsprogramm seinen Verlauf mit einer kleinen festlichen Veranstaltung im Hof des Schulgebäudes, wo mir zu Ehren ein Gardezug der C-Kompanie des 101. Militärpolizei-Bataillons Aufstellung genommen hatte. Ihm gegenüber stand das gesamte Personal meines Hauptquartiers in Reih und Glied. Eine Musikkapelle spielte fröhliche Variationen zu einer Geburtstagsweise. Später brachte ein Wagen vom Roten Kreuz für diese Riesenzahl von Geburtstagsgratulanten Pfannkuchen und Kaffee.

Am Abend aber gab es ein feines Dinner um einen Tisch

herum, in dessen Mitte ein gewaltiger Kuchen emporragte. Er war nach einem Rezept gefertigt worden, das Mrs. Clark eigens für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hatte. Auf seiner Oberfläche prangte die Inschrift: «HERZLICHEN GLÜCKWUNSCH, WAYNE VON RENIE».

Der Frühling ging in den Sommer über. Wir liessen keinen Tag für die Ausbildung unserer Truppen aus, obwohl wir noch immer nicht wussten, welchem eigentlichen Zweck all diese Arbeit galt. Mit den Franzosen ging es nun an, da Nogues zu unserer Genugtuung resigniert hatte. Giraud und de Gaulle schienen miteinander auszukommen. Ich lernte Start und Landung eines Flugzeuges und flog als mein eigener Pilot von Fez nach Oudjda in einer C-47. Nur als ich landete, machte die Maschine ein paar Sprünge, so dass sie ins Schleudern geriet und der rechte Flügel etwa dreissig Zentimeter vom Boden abstand. Der brasilianische General Gomez machte den erfreulichen Vorschlag, etwa 5.000 Mann seiner Truppen der Fünften Armee anzuschliessen. Wir entwarfen auch ein neues Abzeichen für die Fünfte Armee. Es wies einen roten Hintergrund auf, von dem sich das Bild einer in blauem Farbton gehaltenen Moschee abzeichnete. Die Mitte des Bildes liess in Weiss ein A mit der arabischen Ziffer 5 erkennen. Schliesslich gab es noch eine Neuigkeit, die ich dem Leser nicht vorenthalten will, in einem Brief mit folgendem Wortlaut:

*«Werter General! Hochverehrter, siegreicher und grosser General, Heil und Segen über Sie, vor meinem Grusse!*

*Ich habe die Ehre, Sie um Zustimmung zur Errichtung eines B. M. C.<sup>6</sup> entweder in Oudjda oder in Tarafalt zu bitten. Möge es Ihrem hohen Ratschlusse gefallen, mir diese Bitte nicht zu versagen. Meine Führung ist einwandfrei und ich habe keine Vorstrafen, da ich mich stets gegen die hohen Kommandeure korrekt verhielt. Ich bin daher mit den Gesetzen nie in Konflikt geraten.*

*Empfangen Sie, General, den Ausdruck meiner Huldigung und meiner tiefen Ehrfurcht! Ihre gehorsame Dienerin Saddiki Fatma.*

*Nachschrift: Die Bordellwirtin Saidia in Tarafalt hat bereits mehrere Polizeistrafen bekommen. Ich hingegen nicht eine einzige!"*

Die Schreiberin dieses Briefes unterhielt, wie man mir mitteilte, den Grossteil aller im Bezirk Oudjda befindlichen Bordelle. Oberst Arthur Sutherland übernahm es, die Zuschrift der geschäfts-

<sup>6</sup> Abkürzung für die französische Bezeichnung eines Soldatenbordells, das die Truppen auf ihren Feldzügen begleitet.

tüchtigen Dame zu erledigen. Dies geschah mit den Worten: *«Ihrer Eingabe kann nicht entsprochen werden.»*

Inzwischen wurde uns die Weisung zur Vorbereitung einer allfälligen Invasion Sardiniens erteilt. Die damit zusammenhängenden Operationen wurden mit dem Schlüsselwort «Schwefel» bezeichnet. Wir hegten zwar von Anfang an Zweifel, dass es zur Durchführung dieser Aktion kommen werde, es sei denn, die schwebende Invasion Siziliens schliege fehl; aber wir sahen wenigstens wieder eine bestimmte Aufgabe vor uns.

Mitte Juni erhielten wir eine andere Weisung. Diesmal bezog sie sich auf Vorarbeiten zur Veranstaltung von kriegsmässigen Truppenübungen, die zu Ehren zweier Gäste aus England veranstaltet werden sollten. Bei dem einen Gast handelte es sich um den britischen Kriegsminister, Sir James Griggs, bei dem anderen um einen Gast von besonderer Art.

Später stellte es sich heraus, dass der Gast «von besonderer Art» kein geringerer war als König Georg VI. von England. Er kam in Nordafrika in einem viermotorigen York-Bomber unter Eskorte von Jagdfliegern an. Im Anschluss an die üblichen Zeremonien luden wir Seine Majestät ein, einer Übung unserer Armeestreitkräfte beizuwohnen, die um 13 Uhr im Raume von Arzew stattfinden sollte.

Der König hatte sich nach dem Hotel erkundigt, in welchem wir unsere Mahlzeit einnehmen sollten, und war anscheinend überrascht, dass dies im Freien geschehen würde. Zu diesem Zweck hatten wir einen schattigen Platz ausgewählt, an dem man sich weit behaglicher gefühlt hätte, als in irgendeinem Speisesaal, wenn nicht eben die vielen Fliegen gewesen wären. Wir suchten dieser Plage, zum Wohle unseres Gastes, dadurch zu steuern, dass wir hinter den Stuhl des Königs einen Mann postierten, der andauernd ein Handtuch zu schwingen hatte. Für die ganze Gesellschaft waren kleine Tische aufgestellt worden. An einem derselben hatte Seine Majestät mit Sir James Griggs, Patton und mir Platz genommen. Die einzelnen Gerichte wurden in Essschalen serviert, wie sie von jedem Soldaten verwendet werden. Nicht anders als seinerzeit Präsident Roosevelt, erbat sich auch der König eine dieser Essschalen zur Erinnerung. Sein Wunsch wurde auf der Stelle erfüllt. Hierauf bat auch Sir James um eine Essschale, obwohl er während des Essens mit einer solchen so ungeschickt hantiert hatte, dass er sich ein wenig Braten-saft auf seinen Anzug spritzte. Ich veranlasste, dass man auch dem britischen Kriegsminister eine Essschale aushändigte. Als diese gebracht wurde, legte sie Sir James in seinen Schoss. Ich beobachtete

ihn, während er so dasass, und hatte das unbestimmte Gefühl, dass irgendein Malheur geschehen sei. Ahnungsvoll erhob ich mich schliesslich und hob den Deckel des Geschirrs ab, das friedlich im Schoss seines Besitzers ruhte. Die Schale war bis zum Rande angefüllt mit einer überreichen Portion Fleisch mit Bratensaft. Es hätte nur wenig gefehlt, so wäre der Saft übergelaufen und hätte sich auf Sir James' ohnedies schon in Mitleidenschaft gezogene Hosen ergossen.

Mein ahnungsvolles Gemüt hatte die Katastrophe im letzten Augenblick verhindert. Trotzdem kann ich nicht behaupten, dass wir mit diesem Essen im Freien grosse Ehre einlegten. Kaum war es vorüber, da nahte schon das zweite Pech. An allen Ecken und Enden lungerten Kameraleute auf der Jagd nach Bildern herum. Als die Gesellschaft sich schliesslich zu gruppieren begann, kam ich zur Linken des Königs zu stehen. Da ich schon unter normalen Verhältnissen um ein ansehnliches Stück grösser bin als Georg VI., kann man sich vorstellen, dass ich neben ihm wie ein Turm wirkte, als es sich bei unserer Aufstellung vor dem Photographen fügte, dass ich unglücklicherweise auf einer kleinen Bodenerhebung zu stehen kam, während der König in einer kleinen Vertiefung stand.

Gerade noch bevor der Kameramann sein Bild knipste, blickte Seine Majestät aus seiner fatalen Versenkung zu mir empor und sagte: «Hätten Sie etwas dagegen, wenn wir Platz tauschten? Ich glaube, es könnte mir nicht schaden, wenn ich etwas erhöht stehe, während Sie noch immer ganz stattlich wirken, wenn Sie in diese Wagenspur heruntersteigen.»

Ich tat es auch sogleich und alles war in bester Ordnung.

In der Nähe von Arzew hatten wir für Übungszwecke ein kleines Dorf mit Strassen, Häusern und Geschäftsläden erbaut. Bei dem für unsere britischen Gäste bestimmten militärischen Schauspiel führten wir in diesem Dorf mit unseren Truppen Szenen aus Strassenkämpfen vor. Während dieser Übung wurde durchwegs scharfe Munition verwendet. Flink huschten die Soldaten auf den Strassen von Deckung zu Deckung, schoben sich, eng an Häuserfassaden oder Hofmauern geschmiegt, vorwärts oder krochen, platt auf der Erde liegend, dem nächsten schützenden Hausvorsprung zu, während nicht weiter als handbreit die Kugeln über und neben ihnen vorbeipfiffen. Innerhalb geringer Entfernung explodierten Handgranaten, Sprengladungen brachten Häuser zum Einsturz und die Leute konnten sich vor fliegenden Trümmern nur durch Beachtung der Ausbildungsvorschriften retten. Das Ganze war so kriegsmässig wie nur möglich gehalten, bevor die Leute in den wirklichen

Kampf kamen, und der König war tief beeindruckt von den strengen Ausbildungsmethoden und der glänzenden Art der Durchführung durch die Mannschaften. Er verliess uns in guter Stimmung und ich fühlte, dass vielleicht die Nachmittagsübung einige unserer Schwierigkeiten beim Essen wettgemacht haben dürfte.

Wenige Tage später traf Ike zu einer Besichtigung der Fünften Armee ein. Sein besonderes Augenmerk galt dem Ausbildungsstand der Truppen, die unter Patton für die Invasion Siziliens bestimmt waren.

«Jeder einzelne Soldat, der durch die Schule der Fünften Armee geht, ist gegen den Schock gerüstet, dem sonst jeder ausgesetzt ist, der zum ersten Male im feindlichen Feuer steht», sagte er zu Zeitungsleuten. «Die Ausbildung der Truppen ist umfassend, gediegen und verbürgt den gewünschten Erfolg. Ich konnte mich selbst davon überzeugen, dass die militärischen Führer innerhalb der Fünften Armee über hervorragende Qualitäten verfügen.»

Ike hatte natürlich weit mehr von dem gesehen, was unsere Truppen zu leisten vermochten, als König Georg VI. Während der Inspizierung durch Eisenhower wurden kleine Flugzeuge verwendet, von welchen aus wir Gelegenheit hatten, jeden Punkt des Geländes, auf dem die Truppen ihre Übungen vorführten, im Auge zu behalten. Praktisch wurde bei dieser Vorführung alles gezeigt, was wir zu zeigen vermochten, angefangen vom Seilklettern der Infanteristen mit vollem Marschgepäck bis zu Fallschirmabsprüngen auf festgelegte Ziele.

Ike stimmte meiner Ansicht bei, dass die Fünfte Armee einen Ausbildungsstand erreicht habe, der sie zu jeder Aufgabe befähigte. Leider konnte auch Ike mir noch immer nicht sagen, worin diese Aufgabe in der Zukunft bestehen sollte. Er versprach mir nur, und dies wiederholt, alles zu tun, um mich mit einer Armee zum Einsatz an der Front zu bringen.

Die Invasion Siziliens durch die britische Achte Armee und Pattons Truppen, einschliesslich des Ersten Panzerkorps, begann am 10. Juli und unmittelbar darauf wurde die Aufstellung der Siebenten US-Armee unter Pattons Führung bekanntgegeben. Der Angriff begegnete vielen Schwierigkeiten; aber gegen Mitte Juli ging es beschleunigt vorwärts, und der Erfolg war ziemlich sicher, trotz der anfänglich harten Kämpfe. Infolgedessen wussten wir, dass die Operation «Schwefel» bald beendet sein würde; am 16. Juli gab man uns einen neuen Plan unter dem Decknamen «Laufplanke», der die Einnahme Neapels enthielt. Ihm folgte eine Woche später

ein weiterer Plan unter dem Decknamen «Muskete», der eine Landung auf dem Absatz des italienischen Stiefels vorsah. Die Engländer arbeiteten an noch zwei anderen Plänen, «Becher» und «Pfeiler», die Landungen am Rist des italienischen Stiefels betrafen.

Als diese Projekte im Stadium der Planung waren, kamen Nachrichten, dass Ministerpräsident Benito Mussolini zurückgetreten sei und der König Viktor Emanuel Marschall Badoglio zum Chef der italienischen Regierung ernannt habe. Dies und die weitere Entwicklung, die anzeigte, dass Italien einen Separatfrieden zu schliessen wünschte, brachten politische statt militärische Erwägungen wieder in den Vordergrund. Sie versetzten uns in einen Zustand der Unsicherheit und des Wechsels bis zum Zeitpunkt unserer Invasion des italienischen Festlandes.

Jedoch am 26. Juli erhielten wir ein weiteres Projekt, das einen amphibischen Angriff in der Nähe von Neapel vorsah, wahrscheinlich in der Bucht von Salerno, um den politischen und militärischen Zusammenbruch Italiens voll auszunützen. Von Anfang an gefiel mir diese Operation – bekannt unter dem Decknamen «Lawine» – und wir arbeiteten daran mit Begeisterung.

Der Beginn der Operation «Lawine» würde von dem Abschluss der Kämpfe in Sizilien abhängen und von der Möglichkeit italienischer Übergabeverhandlungen. Die letzteren waren von äusserster Wichtigkeit, weil wir hofften, dass wir die Deutschen erwischen und unseren Angriff so abstimmen könnten, um aus dem Ende des italienischen Widerstandes Nutzen zu ziehen.

Anscheinend wollten die Deutschen den Kampf um Italien weiterführen, ohne Rücksicht auf die Aktionen der italienischen Regierung. Es bestand aber immerhin die Möglichkeit, dass wir uns mit Unterstützung der Italiener Neapels bemächtigen konnten, bevor die Deutschen handeln konnten.

General Alexander, der über die gesamten Operationen den Oberbefehl führte, beabsichtigte Montgomerys Achte Armee für die Aktionen «Becher» und «Pfeiler» am Rist des italienischen Stiefels heranzuziehen. Die Fünfte Armee war dazu ausersehen, die Aktion «Lawine» in der Bucht von Salerno durchzuführen, etliche 150 Meilen an der Westküste aufwärts.

Die von mir geführte Fünfte Armee bestand aus dem amerikanischen VI. Korps, das sich aus der 34. und 36. Infanteriedivision, der 1. Panzerdivision und der 82. Division Luftlandetruppen zusammensetzte, dem britischen X. Korps mit der 46. und 56. Infanteriedivision, der 7. Panzerdivision und der 1. Division



Luftlandetruppen. Das gestellte Operationsziel war die Einnahme der Stadt Neapel und Anschluss an die aus dem Süden kommenden Streitkräfte Montgomerys.

Mit Rücksicht auf spätere Geschehnisse ist es vielleicht angebracht zu sagen, wie es kam, dass ich die 36. Division für den Vorstoss auf Salerno auswählte. Es standen mir hiefür die 36. oder 34. Division zur Verfügung. Nur die letztere verfügte über Kampferfahrung. Ich wählte schliesslich die 36. Division für den ersten Angriff, da sie unter guter Führung stand und über hochwertiges Personal verfügte. Ich kannte Generalmajor Fred Walker seit Jahren von der Kriegsschule, Fort Lewis und anderen Orten her. Bei den Vorkriegsmanövern in Louisiana wurde die Kommandeurstelle der 36. Division der Nationalgarde frei und ich hatte damals McNair gegenüber erklärt, dass ich Walker für den geeigneten Mann hielt, diese Stelle einzunehmen. Dies und andere Umstände bestimmten mich, die 36. Division an die Spitze der Unternehmung im Raum von Salerno zu setzen. Die übrigen verfügbaren Divisionen sollten ihm im Gefecht folgen.

Da der Angriff auf Salerno ein Korps erforderte, fragte das Kriegsministerium bei Ike an, ob dieser bereit sei, das VI. Korps für diesen Zweck zu übernehmen. Kommandeur dieses Korps war Generalmajor Ernest J. Dawley. Ich kannte Dawley nicht, wusste aber, dass McNair grosse Stücke von ihm hielt und ich hatte vollstes Vertrauen zu McNairs gesundem Urteil. Ich sprach mit Ike über Dawley, fand aber, dass Ike wenig Begeisterung zeigte. Nur widerwillig gab er mir schliesslich nach und erklärte sich Washington gegenüber bereit, das VI. Korps mit Dawley zu übernehmen.

Die für unseren Angriff bestimmten Flotteneinheiten standen unter dem Kommando Admiral Hewitts. Ein Teil derselben unterstützte meine Streitkräfte, der andere die Montgomerys im Süden. Hewitt selbst fuhr auf dem amerikanischen Flaggschiff «Ancon», das auch mein Hauptquartier aufnehmen sollte, bis wir an Land gehen konnten. Das Unternehmen war für die ersten Septembertage vorgesehen, der genaue Zeitpunkt sollte durch Alexander bestimmt werden.

Am 3. August verlegte ich mein Hauptquartier nach Mostaganem, zwischen Oran und Algier. Ich wünschte meinen Truppen näher zu sein, welchen wir in diesen Tagen den letzten Schliff ihrer Ausbildung gaben. Sowohl Alexander als auch Montgomery drängten damals Eisenhower, die Aktionen «Becher» und «Pfeiler» zum Hauptangriffsunternehmen auf das italienische Festland zu machen.

Ich konnte jedoch nicht finden, dass diese beiden Aktionen, die ausschliesslich britischer Natur und gegen die Spitze des italienischen Stiefels gerichtet waren, taktisch mehr bedeuteten als die Aktion «Lawine». Letztere war gegen einen weit höher gelegenen Punkt der Küste gerichtet, sicherte den Besitz Neapels und der nahegelegenen Flugplätze und liess uns schliesslich ein schwieriges Gelände umgehen. Ich unterstützte meine Beweisführung durch den Hinweis, dass Generalleutnant Sir Brian G. Horrocks, der Kommandeur des VI. britischen Korps bei der Operation «Lawine», mit mir übereinstimmte. Am Ende kam es dabei zur üblichen Kompromisslösung, aber der Angriff der Fünften Armee auf die italienische Küste blieb trotzdem das Hauptangriffsunternehmen.

Auch innerhalb des Verbandes der Fünften Armee gab es einige Rivalitäten zwischen britischen und amerikanischen Ambitionen. So hatte ich geplant, Horrocks' X. Korps den rechten Flügel bei unserem Angriff einnehmen zu lassen, da dieser dem Raum zunächst lag, in dem die britische Achte Armee operierte. Aber Horrocks legte gegen mein Vorhaben sanften Protest ein, indem er erklärte, dass die Briten dadurch weiter von Neapel entfernt sein würden als die Amerikaner. Ich sah mich daher wohl oder übel zu einem neuen Arrangement veranlasst, demzufolge das X. Korps nach dem linken Flügel hinübrückte und dadurch günstigere Aussichten erhielt, an einem triumphalen Einmarsch in Neapel teilzunehmen. Unglücklicherweise wurde Horrocks bei einem Luftüberfall in Bizerta vor Beginn unseres Unternehmens verwundet und wir mussten auf die Mitwirkung dieses ausgezeichneten Offiziers verzichten.

Wir liessen es uns angelegen sein, Landungsmöglichkeiten im Norden Neapels statt in der Bucht von Salerno zu studieren. Hiezu veranlassten uns gute Gründe. Das im Norden gelegene Gebiet war offen und flach und geeignet für die Art der Kriegführung, die Montgomery in Afrika entwickelt hatte. Ausserdem schienen im Norden günstige Bedingungen für den Einsatz von Luftlandtruppen vorzuliegen, die entlang des Flusses Volturno den Feind hätten abhalten können, aus nördlicher Richtung Verstärkungen heranzuziehen. Ich hoffte daher, von dieser Landungsmöglichkeit Gebrauch machen zu können, zumal bei dem in Frage kommenden Gebiet kein Gebirge zu überwinden war wie bei Salerno. Ich flog zweimal nach Algier, um diese Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Die Flotte lehnte meinen Plan ab, da man annahm, dass vor Gaeta der Luftschutz für die Schiffe ein geringerer sein würde als vor Salerno.

Als ich über diesen Punkt amerikanische Luftsachverständige um ihre Ansicht ersuchte, vernahm ich, dass sowohl vor Gaeta als auch vor Salerno hinreichende Massnahmen zur Sicherung der Flotte durch die Luftwaffe gegeben werden könnten. Trotzdem blieben die britischen Sachverständigen bei ihrer Ansicht. Luftmarschall Sir Arthur Tedder, der oberste Befehlshaber aller Luftstreitkräfte im Mittelmeerraum, befand sich anlässlich meines ersten Fluges nach Algier nicht in der Stadt. Als ich ihn später traf, erklärte auch er, dass der Schutz der Flotte vor Gaeta nicht in dem Masse gewährleistet werden könnte wie vor Salerno. So blieb uns nichts anderes übrig, als uns mit dem ursprünglichen Plan zu bescheiden.

General Juin suchte mich in Mostaganem auf und traf Vorbereitungen, mit der 2. marokkanischen Infanteriedivision und der 3. algerischen Infanteriedivision am italienischen Feldzug teilzunehmen. Den beiden Divisionen sollten sich noch Truppen der berühmten Goumiers aus Französisch-Marokko anschliessen.

Der Eifer der Franzosen, in Italien zu kämpfen, wird aus einer Begebenheit ersichtlich, zu der es kam, als ich im Laufe unserer späteren Operationen auf dem italienischen Festland auf der Suche nach besonders mutigen Soldaten für ein gewagtes Unternehmen war. Es handelte sich damals um eine kleine Stadt nördlich Salernos, in der sich, wie wir erfahren hatten, ein grosses Munitionslager befand. Mein Plan ging dahin, dort eine Gruppe Fallschirmjäger abzusetzen, die das Lager zerstören sollten. Ich fragte Oberst A. L. Guillaume, ob er in der Lage sei, mir geeignete Männer für diese Aufgabe zur Verfügung zu stellen. Guillaume erklärte sofort, dass hierfür nur Goumiers in Betracht kämen, eingeborene Marokkaner, die sich auf Geschäfte mit dem Messer verstanden. Er versprach, sich umzusehen und berichtete mir schon nach wenigen Tagen, dass sich fünfzig Freiwillige gemeldet hätten. Schwierigkeiten hätten sich nur insofern ergeben, als man vergeblich versucht hatte, ihnen den Transport mit dem Flugzeug zu erklären, da keiner von ihnen je ein solches benützt hatte.

«Sie sprachen den Wunsch aus, das Flugzeug sollte ganz niedrig über dem Erdboden und so langsam als möglich fliegen, wenn sie abspringen müssten», sagte Guillaume.

«Sagen Sie ihnen», erwiderte ich, «dass ein Flugzeug bei einer solchen Gelegenheit seine Geschwindigkeit auf ungefähr 100 Meilen in der Stunde herabsetzen kann, aber dass es in einer Höhe von mindestens 130 Meter fliegen muss, da sonst die Fallschirme nicht genügend Zeit haben, sich beim Absprung zu öffnen.»

«Ja, ja», sagte Guillaume, «das sagte ich ihnen bereits. Aber als ich die Fallschirme erwähnte, da rief ihr Anführer aus: ‚Preis sei Allah! Fallschirme bekommen wir auch?‘»

General Giraud zeigte sich über den bevorstehenden Feldzug entzückt. Er drängte darauf, den Beginn desselben möglichst früh anzusetzen, um den Deutschen keine Zeit zu Vorbereitungen zu geben. Er erklärte mir, dass er eine französische Gebirgsdivision in Bereitschaft halten werde, um Sardinien anzugreifen, wenn irgend etwas in Italien schiefgehen sollte.

«Aber woher würden Sie die Schiffe für eine solche Invasion nehmen?» erkundigte ich mich.

«Ich würde improvisieren», sagte er. «Ich würde meine Hand auf alle Schiffe legen, die in mein Bereich kämen, einerlei, ob es sich um Handels- oder um Kriegsschiffe handeln würde. Die Vorstellung, mich eigener Landungsboote bedienen zu können, habe ich mir längst aus dem Sinn geschlagen. Wenn es sich nur erweist, dass ein Fahrzeug auf dem Wasser schwimmen kann, würde ich es für meine Zwecke benützen.»

Zuweilen hätte ich gewünscht, dass eine so edle Kampfbegier sich auch auf unserer Seite zeigte, zumal als die ersten Schwierigkeiten beim Einsatz von Luftlandetruppen auftauchten. Ursprünglich war es in meiner Absicht gelegen, Fallschirmtruppen auf einer Ebene nordwestlich von Salerno und südöstlich des Vesuv zu landen. Dadurch wäre es möglich gewesen, die Heranziehung feindlicher Verstärkungen aus Neapel und Rom zu verzögern und, was mir das wichtigste schien, zwei unangenehme Bergpässe zu besetzen, die wir auf unserem Vormarsch von Salerno nach Neapel benützen mussten. Wenn es uns gelang, diese Pässe in unsere Hände zu bekommen, ohne dass es zu grösseren Gefechten kam, dann hatten wir ein grosses Stück auf dem Weg zu unserem Ziel gewonnen.

Allein mein Plan wurde von den Sachverständigen der Luftwaffe abgelehnt. Man wandte ein, dass es ausserordentlich schwierig, wenn nicht unmöglich sein würde, Fallschirmtruppen in dem in Frage kommenden Raum abzusetzen, da es über dem Vesuv gefährliche Luftströmungen gäbe, Transportflugzeuge ihre Flughöhe nicht unter ein gewisses Minimum herabdrücken könnten und ausserdem mit einer besonders starken feindlichen Fliegerabwehr gerechnet werden müsse.

Ich fasste daher einen neuen Plan, Fallschirmtruppen der 82. Division nordwestlich von Neapel im Tal des Volturno, insbesondere im Gebiet von Capua, zum Einsatz zu bringen. Auf diese

Weise sollte ein Ablenkungsmanöver geschaffen, Brücken zerstört und sonstige Aktionen unternommen werden, um das Herankommen des Feindes aus dem Norden zu verzögern. Generalmajor Matthew B. Ridgway, der Kommandeur der 82. Division, zeigte sich meinem Plan gegenüber zurückhaltend. Seinen Fallschirmjägern war erst kürzlich bei der Invasion Siziliens übel mitgespielt worden, als sie weit verstreut gelandet waren. Nun sollte es abermals ihre Aufgabe sein, ungefähr 40 Meilen vom Brückenkopf Salerno entfernt eingesetzt zu werden. Spaatz und Tedder hingegen begrüßten den Plan begeistert und auch Ridgway schloss sich ihnen endlich an, nachdem er alle Unterlagen nochmals sorgfältig studiert hatte.

Ich habe diesen Plan hier erwähnt, weil später davon im Zusammenhang mit der Verwendung von Luftlandetruppen bei Salerno noch ausführlicher die Rede sein wird.

Mitte August suchte ich General Alexander in seinem Armeegruppen-Hauptquartier in der Nähe von Syrakus auf. Alexander billigte unsere Planungsarbeiten zur Aktion «Lawine» und stimmte insbesondere allen Massnahmen des Luftlandeunternehmens zu. Tedder empfing hierauf einen Funkspruch mit dem Einverständnis Alexanders zu der von uns beabsichtigten Verwendung der 82. Luftlandedivision. Alle Detailfragen fanden ihre Erledigung bei einer am 23. August in Algier abgehaltenen Besprechung, an der Eisenhower, Alexander, Cunningham, Tedder, Spaatz, Montgomery und ich teilnahmen. Bei unserer Zusammenkunft stimmten alle, einschliesslich Montgomery, darin überein, dass der Vorstoss der Achten Armee auf die Südspitze Italiens lediglich als Ablenkungsmanöver für den Feind gedacht war, unser eigentlicher Hauptstoss aber von der Fünften Armee gegen den Raum von Neapel geführt werden sollte.

Ich war zu diesem Zeitpunkt imstande, mir eine schwimmende Reserve zu schaffen, die vorher nicht bestand, um meinen Vorstoss in die Bucht von Salerno zu decken. Nachdem ich zahlreiche Einwürfe niedergekämpft hatte, gelang es mir zu erhalten: 9 Landungsfahrzeuge für Panzer, 6 Landungsfahrzeuge für Infanterie und 43 amphibische Fahrzeuge – je 214 Tonnen – (die unsere Infanteristen «Enten» nannten). Sie wurden mir zwei Tage vor dem Angriff in Palermo zur Verfügung gestellt. General Middleton, der Kommandeur der 45. Division, erhielt von mir die Weisung, die Fahrzeuge mit einem Maximum an Streitkräften zu bemannen und sie nach Salerno zu senden als Reserve für den Angriffstag, die ein-

gesetzt werden könnte, wann und wo immer sie gebraucht würde.

Am 31. August flog Ike nach Mostaganem und wir gingen gemeinsam noch einmal alle Vorkehrungen durch, die wir bisher getroffen hatten. Bei dieser Gelegenheit gab es für mich eine Überraschung, Ike heftete mir eine hohe Auszeichnung, den Legion of Merit, an meine Feldbluse.

Alles stand nunmehr fest. Als Beginn unseres Invasionsunternehmens bei Salerno war der 9. September bestimmt. In letzter Minute gab es noch eine Reihe von Änderungen, die in der Hauptsache auf den Eifer der Italiener zurückzuführen waren, die Bindungen mit der Achse zu lösen, noch bevor wir die Küste ihres Landes erreichten.

Als ich am 3. September in das Hauptquartier Alexanders auf Sizilien flog, traf ich dort auch Ike und Bob Murphy an, der inzwischen Chef der amerikanischen Zivilverwaltung in Nordafrika geworden war. Als ich das Hauptquartier betrat, las ich in den Gesichtern der Männer, die sich dort eingefunden hatten, eine gewisse erregte Stimmung. Es stellte sich heraus, dass die Italiener bei ihren Versuchen, über die Übergabe zu verhandeln, uns materielle Hilfe anboten, um uns die Besetzung Italiens zu erleichtern. Vertreter Eisenhowers und Badoglio waren gerade in Lissabon bei einer geheimen Zusammenkunft mit dem Versuch beschäftigt, Einzelheiten für einen Waffenstillstand auszuarbeiten.

Als ich mit Ike in einem Zelt des Hauptquartiers beisammensass, gab er mir in groben Umrissen ein Bild von dem Stand der Dinge in Italien. Dabei erfuhr ich unter anderem, dass die Italiener größte Besorgnis darüber hegten, was die Deutschen in Rom machen würden, wenn sie von den Waffenstillstands Verhandlungen erfuhren. Als Folge davon unternahm Brigadegeneral Maxwell D. Taylor, Stellvertretender Divisionskommandeur von Ridgeway und einer der hervorragendsten jungen Offiziere, heimlich eine Reise in die italienische Hauptstadt, wo er sich mit Anhängern der italienischen Waffenstillstands-Bewegung in Verbindung setzte und auch wieder glücklich zurückkehrte. Die Italiener hatten bei dieser Gelegenheit darauf gedrängt, dass wir eine Division Fallschirmjäger über Rom absetzten, die mit italienischer Hilfe von der Stadt Besitz ergreifen und sie so lange halten sollten, bis unsere Streitkräfte landen und die Stadt übernehmen könnten. Dies war eine ausgesprochen politische Idee, eher als ein militärischer Plan, aber bei dem damaligen Stand der Übergabeverhandlungen überwog die politische Betrachtungsweise gegenüber militärischer Taktik.

«Es wird ein Schlag für dich sein», sagte Ike, «aber es wurde beschlossen, dass wir den Absprung über Rom machen werden.»

Ich wusste nicht, warum dies ein Schlag für mich sein sollte, aber fand es bald heraus.

«Woher», fragte ich, «wirst du eine Division Fallschirmjäger hernehmen, dies auszuführen?»

«Die zweiundachtzigste!»

«Die zweiundachtzigste?» protestierte ich. «Nein! Das ist meine Division. Du weisst, wie dringend ich sie brauche, um sie am Volturno einzusetzen. Die Deutschen haben einige Panzerdivisionen im Süden von Rom stehen, bereit vorzurücken und die Pässe zu blockieren, die wir für den Vormarsch von Salerno nach Neapel benötigen. Wenn du mir die Zweiundachtzigste zu Beginn des Kampfes wegnimmst, so ist das so, als ob du mir den linken Arm abschneidest.»

«Nun, lieber Wayne», sagte er, «nur nicht die Ruhe verlieren.»  
«O. K.», antwortete ich, «aber was geschieht mit der Zweiundachtzigsten in Rom, wenn sie abgesprungen ist?»

«Dann wird sie deinem Kommando unterstellt.»

«Danke!» sagte ich mit einiger Bitterkeit. «Das wird für mich eine grosse Hilfe sein! Zweihundert Meilen entfernt von mir! Dies ist ja so, als wenn einem eine Frau nur zur Hälfte gehört!»

In diesem Augenblick fühlte ich, dass meine Ruhe, die zu behalten mir Ike so sehr empfahl, durch übermässige Beanspruchung dem Entschwinden gefährlich nahe war. Gleichzeitig aber wusste ich, dass Ike meine Lage verstand und als alter Freund nicht krumm nahm, wenn ich in Saft geriet. Der römische Plan gefiel mir ganz und gar nicht, denn ich sah keine Möglichkeit, dass sich die Fallschirmjäger in Rom wirkungsvoll zur Geltung bringen konnten, wenn ich daran dachte, welche starken Kräfte die Deutschen in der Umgebung der Hauptstadt zusammengezogen hatten. Ich sah auch keine Hoffnung für unsere Truppen, sich wieder aus Rom zurückzuziehen, wie ich andererseits schon jetzt wusste, dass es uns so gut wie unmöglich sein würde, ihnen von der See aus beizustehen. Politisch gesehen gab es sicherlich gute Gründe, die für die Durchführung dieses Unternehmens sprachen und ich wusste, dass meine Lage diesen Betrachtungen untergeordnet werden musste.

Ich war infolge dieser Entwicklung enttäuscht, aber es zeigte sich, dass es möglich war, die Luftlandetruppen, die ich als schwimmende Reserve zu verwenden gedachte, durch das 179. Regiment der 45. Division zu ersetzen. Wohl verblieb ich nun ohne Fallschirm-

truppen, die die Voltumobrücken in die Luft sprengen sollten, aber möglicherweise würde unser Kampf weniger hart werden als erwartet, wenn die Italiener jeden Widerstand verweigerten.

Am gleichen entscheidungsreichen Tage überquerte die Achte Armee Montgomerys die Strasse von Messina und setzte sich auf der Zehe des italienischen Stiefels ohne nennenswerten feindlichen Widerstand fest. Ich kehrte nach Mostaganem zurück und ging von dort aus am 5. September an Bord der «Ancon», begleitet von dreissig Offizieren meines Armeestabes. Admiral Hewitt begrüßte uns und stellte mir eine Kabine zur Verfügung, die sich auch als Büro und Arbeitsraum benützen liess. Ich hatte einen anstrengenden Tag hinter mir und legte mich bald zu Bett. Einer alten Gewohnheit zufolge las ich jeden Tag in einem kleinen Andachtsbuch mit dem Titel «Das tägliche Wort». Das Gebet für den 5. September 1943 schien so recht eigentlich den Umständen zu entsprechen, welchen ich damals entgegenseh. Ein Teil desselben hatte folgenden Wortlaut:

«Vater, zu dem ich meine Hände im Gebet falte,  
Lass mich heute Deinen Willen kennenlernen.  
An Deiner Seite fürchte ich keine Gefahr,  
Denn meine Seele richtet sich an Dir auf.  
Obwohl ich von tausend Feinden umgeben bin,  
Finde ich Ruhe und Sicherheit bei Dir.

Ich hoffe und vertraue auf Dich,  
Dass Du mich immer schützen und leiten mögest.  
In der Luft, zu Wasser und auf dem Lande  
Ist Dein göttlicher Schutz allgegenwärtig.  
Ich nehme an Deiner Liebe, Deiner Gnade  
Und Deiner Sorge um mich teil.

Erhabener und göttlicher Geist,  
Meine Seele huldigt Deiner Grösse,  
Dein Wort besänftigt alle meine Nöte,  
Deine Liebe bringt alle Furcht in mir zum Schweigen.

In Dir finde ich Festigkeit und Stärke.  
Du bist jeden Tag um mich,  
Du zeigst mir den Weg, den ich gehen muss,  
Du lehrst mich stets zu wissen,  
Dass Du die Gerechtigkeit, der Friede und das Leben bist  
Und Heiler im Hader der Völker!»



Nachdem ich dieses Gebet gelesen hatte, schlief ich in jener Nacht besser als je.

In den frühen Morgenstunden des 6. September traten wir unsere Fahrt an. Es waren ungefähr siebzig Schiffe, die von den Kreuzern «Boise», «Savannah» und «Philadelphia» sowie von vierzehn Zerstörern begleitet wurden. Andere Geleitzüge stachen zu unserem Rendezvous in der Bucht von Salerno von Bizerta, Tripolis und Palermo aus in See.

Drei Stunden nach unserer Abfahrt versammelte ich die höheren Offiziere meines Stabes um mich und teilte ihnen die letzten Nachrichten über die Waffenstillstandsverhandlungen mit Italien mit. Die Bedingungen des Waffenstillstandes sollten am Tage vor unserer Landung durch den Rundfunk verbreitet werden. Sie enthielten die Bestimmung, dass die Italiener sich zu passivem Widerstand gegenüber den Deutschen verpflichteten, Eisenbahnlinien und alle sonstigen Verbindungsmittel lahmlegten und die Deutschen hinderten, Küstenverteidigungsstellungen zu errichten. Ich legte Nachdruck darauf zu erklären, dass es sich hierbei um Bedingungen des Abkommens handle; sie durchzusetzen war eine andere Sache. Ich bezweifelte, dass sie erzwungen werden könnten, was wir bald feststellen würden. Günstigsten Falles führen wir ungehindert in den Hafen von Neapel ein; schlimmsten Falles würden wir einen höllischen Kampf haben.

Einerlei, wir waren unterwegs und endlich hatte ich meine erste Schlacht zu befehligen.

## SALERNO: HART AN DER KATASTROPHE VORBEI

### SEPTEMBER 1943

Das Tyrrhenische Meer, das mit sanftem Wellenschlag das braune Gestade der italienischen Westküste bespült, wird allgemein als einer der lieblichsten Anblicke der Welt dargestellt. Nach allem, was ich kennenlernte, kann ich dem nur beipflichten. Als ich das Tyrrhenische Meer am späten Nachmittag des 8. September zum erstenmal sah, erschien es mir allerdings bloss als ein ungeheurer Sammelplatz für 450 Schiffe jeder Grösse und Bauart, und der Gedanke, der mir dabei zuerst kam, war, dass ich Gott dankte, von dem Geschäft verschont zu sein, alle diese Fahrzeuge geschlossen an Land zu bringen.

Vizeadmiral Henry Kent Hewitt von der amerikanischen Kriegsflotte war der Mann, dessen Geschicklichkeit dieses Geschäft anvertraut war. Von seinem Flaggschiff «Ancon» aus beobachtete ich die Ankunft aller amerikanischen und britischen Streitkräfte, die dazu bestimmt waren, den ersten Angriff auf Hitlers «uneinnehmbare» Festung Europa durch eine Landung in der Bucht von Salerno, südlich von Neapel, zu unternehmen. Es ist richtig, dass Montgomerys Achte Armee, 150 Meilen tiefer im Süden, bereits italienischen Boden betreten hatte, indem sie den Dreimeilensprung von der sizilianischen Küste zur Zehenspitze des italienischen Stiefels tat. Aber der Feind hatte sie nur durch taktische Manöver hingehalten. Kesselring zog es vor, dem Angriff der Fünften Armee entgegenzutreten, durch welchen der bedeutende Hafen von Neapel bedroht erschien. Dabei sollte sich Gelegenheit ergeben, der Welt die Stärke Deutschlands auf dem europäischen Kontinent vor Augen zu führen.

Drei Tage nahmen die geschickten Manöver der britischen und amerikanischen Seestreitkräfte in Anspruch, um die Truppen der Fünften Armee von Oran, Bizerta, Algier, Palermo und Tripolis in den Versammlungsraum vor Salerno zu bringen. Es waren ruhige

Tage für mich gewesen, denn innerhalb dieses kurzen Zeitabschnittes war ich der Verantwortung für das Invasionsunternehmen enthoben. Bevor unsere Truppen die Küste erreichten, gab es für mich nichts zu tun, als einen letzten, prüfenden Blick auf die Dinge zu werfen, die unser Vorhaben ausmachten. Trotz des Waffenstillstandsabkommens mit den Italienern gab es da noch eine Menge wenig ermutigender Faktoren.

Es stand ausser Frage für uns, dass der Widerstand der Deutschen ein heftiger sein und dass es auch nicht an feindlichen Streitkräften dafür fehlen würde, ungeachtet des Umstandes, dass die Italiener sich anschickten, auszuspringen. Um einem Angriff auf Italien zu begegnen, verfügten die Nazis über ungefähr acht Divisionen. Wir wussten auch, dass die stärksten Truppenkonzentrationen des Feindes im Süden des Landes lagen. Die deutsche 16. Panzerdivision befand sich im Abschnitt Eboli-Battipaglia, der dicht an Salerno angrenzte. Als die Deutschen von den Waffenstillstands Verhandlungen der Italiener Wind bekamen, wurde die 16. Panzerdivision für Verteidigungsmassnahmen entlang des ganzen Küstengeländes bereitgehalten, auf dem wir zu landen beabsichtigten. Später entdeckten wir, dass Artillerie, Tanks und Mörser nach der Küste zu in einem Halbkreis aufgestellt und dass schwere Flakgeschütze in Salerno und um Battipaglia zusammengezogen worden waren. Die Küsten waren vermint, Stacheldrahhindernisse errichtet und Maschinengewehre konnten die besten Landungsplätze bestreichen. In unmittelbarer Nähe Neapels lag die Hermann-Göring-Division. Dicht anschliessend befand sich in der Nachbarschaft Gaetas die 15. Panzer-Grenadier-Division. Andere Einheiten lauerten in der Umgebung Roms darauf, an welcher Stelle wir landen würden.

Wir wussten ferner, dass Feldmarschall Albert Kesselring, einer der fähigsten Offiziere Hitlers, diese Streitkräfte kommandierte. Er hatte seinerzeit bei der deutschen Artillerie und bei der deutschen Luftwaffe mit Auszeichnung gedient und gehörte schon vor dem Krieg dem Generalstab an. Kesselring genoss einen guten Ruf, sowohl als Heerführer als auch als Organisator. Er leitete durch zwei Jahre die Operationen der Achsenmächte in Italien mit grossem Geschick, wurde später an die Westfront Deutschlands abberufen. Ich gestehe, dass ich ihn gerne aus Italien scheiden sah. Er war in der Lage, seine Truppen rasch umzugruppieren und Reserven einzusetzen, um unseren Angriffen zu begegnen, denn er hatte den Vorteil einer homogenen Armee, von welcher er ohne Einschränkung grössere oder kleine Einheiten verschieben konnte, im Gegensatz zu

den alliierten Schwierigkeiten, Mannschaften und Ausrüstung verschiedenster Nationalitäten zu handhaben.

Zu unserem Angriffsunternehmen verfügten wir über die britische 46. und 56. Division (X. Korps) Generalleutnant Sir Richard L. McCreerys, die 36. Division aus dem VI. Korps Generalmajor Ernest J. Dawleys sowie über amerikanische berittene Truppen, britische Kommandos und Teile der amerikanischen 45. Division als schwimmende Reserve. Insgesamt beliefen sich diese Streitkräfte auf 30.000 Briten und 25.000 Amerikaner, während die Deutschen im Raum von Salerno etwa 20.000 Mann stehen hatten, jederzeit aber in der Lage waren, weitere 100.000 Mann heranzuziehen.

Je näher der 9. September heranrückte, umso mehr kam mir die unzulängliche Organisation unserer Kommandoführung zum Bewusstsein. Bei Salerno ging es ja noch glatt, wenn man von einem einzigen Zwischenfall absieht, aber dies verringert meine Einwände nicht gegen die Grundlage des Systems. General Eisenhower nahm die höchste Kommandostelle ein, aber er stand nicht nur schlechthin an der Spitze, sondern war in seiner Funktion auch noch mit der Aufgabe belastet, seinen Einfluss als oberster militärischer Führer im Alliierten Hauptquartier durchzusetzen. Meine Vorstellung war und ist es, dass nur ein einziger Befehlshaber an die Spitze unseres Unternehmens in Salerno gehört hätte, der über alle Einsätze während des Gefechtes die alleinige und unumschränkte Befehlsgewalt besass. Alexander hatte das 15. Armeegruppenkommando inne, das die Fünfte und die Achte Armee in sich schloss. Er war im Kommando mein unmittelbarer Vorgesetzter, sass jedoch in seinem Hauptquartier in Sizilien und hatte von dort aus so gut wie keinen Einfluss auf die Geschehnisse an der Front vor Salerno. Die Luft- und Flottenstreitkräfte hingegen, soweit sie an unseren Operationen teilnahmen, fühlten sich eher Eisenhower als Alexander verantwortlich.

Für das Invasionsunternehmen in Salerno gab es drei Befehlshaber: Tedder für die Luftwaffe, Hewitt für die Kriegsflotte und ich für die Landstreitkräfte (Heer). Ich sah mich veranlasst, Hewitt die Befehlsgewalt abzutreten, bis meine Truppen gelandet und einen Halt am Strand hatten. Bis zu diesem Zeitpunkt war Hewitt auf die Zusammenarbeit mit Tedder wegen Schutzes durch die Luftwaffe angewiesen; nach meiner Landung war ich in derselben Lage, wenn ich Luftunterstützung für Bodenoperationen benötigte. Wie mir schien, konnte ein derartiges System zu ernststen Schwierigkeiten führen. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als ich, nachdem wir

an Bord der «Ancon» waren, Generalmajor Edwin J. House, A. C., unseren ausserordentlich fähigen Verbindungsoffizier zur Luftwaffe, fragte, welche Vorkehrungen getroffen wurden, um unseren Geleitzug gegen Luftangriffe zu schützen. House erklärte mir nämlich auf meine Frage, dass er sie nicht beantworten könne, weil der Schutz des Geleitzuges in den Händen des Küsten-Luftwaffenkommandos liege. Sein – Houses – Dienst beginne erst, wenn die Truppen an Land gegangen seien und für ihre Landoperationen Kampfflugzeuge aus Sizilien zur Unterstützung angefordert würden.

Nach unserer Landung ergab sich noch ein anderes Beispiel hierfür. Als ich die italienische Küste betrat, um mich zu entscheiden, wohin ich meine schwimmende Reserve dirigieren sollte, und wieder an Bord der «Ancon» zurückkehrte, hörte ich zu meinem Erstaunen von Hewitt, dass er von seinem vorgesetzten Kommando den Befehl erhalten habe, diese Reserve sofort an Land zu bringen. Der Befehl wurde damit begründet, dass die Landungsfahrzeuge dringend für die Heranbringung von Verstärkungen benötigt wurden. Hewitt musste wohl oder übel gehorchen und brachte meine schwimmende Reserve an Land – und dies, wie nicht anders zu erwarten war, an der falschen Stelle.

Meinem Dafürhalten nach sollte ein einziges Kommando über alle drei Waffengattungen geschaffen werden, etwa in der Art, wie dies bei den Russen gehandhabt wird, wo der Befehlshaber einer Armeegruppe gleichzeitig auch das operative Kommando über die Luftstreitkräfte führt. Die Unterstützung infanteristischer Unternehmungen durch die Luftwaffe untersteht bei den Sowjets der Befehlsgewalt eines Armeeführers oder eines Korpskommandeurs, ja sogar eines Divisionärs, je nachdem es die jeweiligen Umstände erfordern. Bei Operationen wie den unsrigen vor Salerno sollte der Flottenbefehlshaber in der Lage sein, alles zu kommandieren, was ihm geeignet erscheint, das anbefohlene Ziel – in unserem Falle den möglichst unversehrten Transport der Truppen – zu erreichen, selbstredend auch Luftstreitkräfte. Nach der Landung der Truppen müsste dieselbe Kommandogewalt auch dem Befehlshaber der Landstreitkräfte, nämlich sowohl über die ihm zugeteilten Einheiten der Luftwaffe als auch über die entsprechenden Seestreitkräfte, eingeräumt werden. Ein derartiger operativer Oberbefehl würde viel Verwirrung, einander widersprechende Anordnungen und offenbare Missgriffe, wie etwa die Landung von Truppen an falscher Stelle, ersparen.

Die Übergabe der Kommandogewalt von Seiten der Flotte an

das Heer zu einem Zeitpunkt, in dem eine Schlacht bereits im Gange ist, mag im Allgemeinen zu Schwierigkeiten führen, aber in der Praxis zeigte Salerno, dass dies ausführbar war. Hewitt, dessen Schiffe hartnäckigen Bombenangriffen des Feindes ausgesetzt waren und der zudem mit einer Überfülle von Problemen belastet war, zögerte nicht, mich zu fragen: «Wann können Sie das Kommando übernehmen?»

Ich war zu diesem Zeitpunkt glücklich, bloss Passagier an Bord der «Ancon» zu sein, während Hewitt mit tausend Schwierigkeiten kämpfte, uns an Land zu bringen. Aber als die Landkämpfe begannen, war er zweifelsohne genau so glücklich, das Geschäft mir zu übergeben, während er uns seine mächtige und dringend benötigte Unterstützung von der Seeseite aus liess.

Der Zweck meiner Ausführungen besteht darin, darauf hinzuweisen, dass der Mangel einer einheitlichen (operativen) Kommandoführung während des ganzen Krieges zu spüren war und darum eine Frage von wesentlicher Bedeutung auch in der Gegenwart darstellt. Sie kann anschaulich und prägnant in die Form gekleidet werden: Wer kommandiert wen, wenn Heer, Kriegsflotte und Luftwaffe gemeinsam kämpfen? Es mag besondere Umstände geben, die verhindern, dass ein ganz einheitliches Kommando besteht, aber im Allgemeinen sollte es immer dort, wo die drei Waffengattungen gemeinsam gegen den Feind antreten, einerlei wie gross die Streitkräfte sind, die dabei aufgeboden werden, nur einen einzigen Mann geben, der zu befehlen hat.

Der Hader, der im Jahre 1949 entbrannte, als es darum ging, die Vereinheitlichung zu gewährleisten, kam von dieser alten Streitfrage her. Das Prinzip einer einheitlichen Kommandoführung müssen wir schon in Friedenszeiten hochhalten, wenn wir es in Kriegzeiten haben wollen, wo sein Fehlen sich unheilvoll auszuwirken vermag. Sonst werden wir, wie in Italien, Sonderstaffeln von Kommandos haben, mit dem Ergebnis, dass nie so wenigen von so vielen befohlen wurde.

Alle diese Gedanken gingen mir im Kopf herum, während unser Geleitzug seine umständliche Route durch das Mitteländische Meer einschlug. Ich bereitete mich in Gedanken auf das Schlimmste vor; aber ich entsinne mich auch, dass ich mit den Offizieren meines Stabes die Möglichkeit erwog, direkt in den Hafen von Neapel hineinzu fahren, wenn es sich herausstellen sollte, dass die italienische Kapitulation unseren Weg dorthin in einem grösseren Ausmass erleichterte, als wir dies vorläufig annahmen.

Es ist nicht uninteressant, sich daran zu erinnern, dass eine ganze Zahl neuer Theorien aufgestellt wurden, als wir uns dem italienischen Gestade näherten. Sie stoben freilich in alle Winde auseinander, als es dann an der Küste zu den ersten Gefechten kam. Eine dieser Theorien war britischen Ursprungs und behauptete zuverlässig, dass die Deutschen sich zu keiner Schlacht stellen, sondern sich vielmehr nach Oberitalien zurückziehen würden, wenn wir nur in genügender Stärke auftreten und die wichtigen Häfen und Flugplätze im Süden besetzen würden. Diese Meinung, die aus Intelligenzkreisen in London stammte und auch im Mittelmeerraum Wurzel gefasst hatte, gründete sich auf die Annahme, dass die Deutschen ausserstande sein würden, ihre Kräfte in Italien zu entfalten, da es ihnen an Transportmöglichkeiten fehle und die Überlegenheit der Alliierten in der Luft eine bereits erwiesene Tatsache sei. Wir liessen nichts unversucht, um die britische Theorie unter Beweis zu stellen. Alliierte Bomber belegten die feindlichen Verbindungslinien Wochen hindurch, dann Monate und schliesslich Jahre. Der Brenner-Pass, Eisenbahntunnels und Brücken wurden ständig bombardiert, aber die Theorie der Briten erwies sich nicht als stichhältig. Die Deutschen zogen immer wieder neue Truppen zur Versteifung ihres Widerstandes in Italien heran. Bis zum Ende lieferten sie uns um jeden Fuss breit italienischen Bodens heisse Schlachten.

Am 8. September sassen wir in Hewitts Kabine und lauschten den Rundfunkmeldungen über die bedingungslose Kapitulation der italienischen Regierung. Vor Sonnenuntergang näherten sich unsere Transport- und Kriegsschiffe in drei Linien einem bestimmten Navigationsziel auf der Höhe von Salerno. Von da an stiessen Minensuchboote vor, um den Weg in die Bucht für uns freizumachen. Die See zeigte sich ruhig, der Himmel sternenklar. Zehn Minuten vor Mitternacht standen die Schiffsmaschinen still. Wir befanden uns nur wenige Meilen von der Küste entfernt. Ich suchte Hewitt auf der Kommandobrücke der «Ancon» auf. Ich bemerkte bereits früher, dass jetzt diese Phase unserer Angriffsoperation ausserhalb meiner Machtbefugnisse lag, aber es überkam mich ein ziemlich hilfloses Gefühl, als ich mich rings vom Dunkel der Nacht umgeben sah und wusste, dass in ihr Offiziere und Männer der Fünften Armee sich zum entscheidenden Vorstoss auf die unsichtbare Küste anschickten. Wir konnten nichts anderes tun als warten.

Das bevorstehende Landungsunternehmen erstreckte sich auf einen Küstenstreifen von ungefähr 36 Meilen Länge, von Majori,

westlich Salerno, in südlicher Richtung bis Paestum und Agropoli. Als unsere Männer ihre Landungsfahrzeuge bestiegen und die kleinen Boote rund um uns sich zu formieren begannen, sah ich auf dem Nordabschnitt unserer Angriffslinie Geschützfeuer aufblitzen. Die britischen Kriegsschiffe legten Sperrfeuer vor die erste Angriffswelle des britischen X. Korps. Im Südabschnitt unternahm das amerikanische VI. Korps den Versuch einer heimlichen Landung, ohne Artillervorbereitung durch die Flotte. Aber es gab dort Anzeichen, dass der Feind auf der Hut war. Leuchtraketen schossen empor und die Leuchtspuren eines Störungsfeuers tasteten diesen Abschnitt ab, als Oberst John D. Forsythe mit seiner Kampftruppe, Männern aus dem 142. Regiment, und Oberst Richard J. Werner mit seinen Männern aus dem 141. Regiment – beide von der 36. Division – um 3.30 Uhr morgens mit ihren Landungsfahrzeugen die Küste erreicht hatten.

Dann erschallte vom Gestade her durch einen Lautsprecher eine Stimme in englischer Sprache und beseitigte damit den letzten Zweifel: «Kommt nur weiter und erget euch! Wir haben euch entdeckt.»

Gleichzeitig stiegen Leuchtraketen in grosser Zahl empor und verbreiteten am Ufer Tageshelle und das Krachen der früher am Strand untergebrachten Geschütze begann. Unsere Soldaten stürmten das Gestade empor, allerdings nicht in der Absicht, sich zu ergeben. An jedem Punkt der Küste prallte ihnen Widerstand entgegen. Es dauerte nicht lange, und die Verteidiger wurden durch Artillerie und Flugzeuge unterstützt, so dass sich der Widerstand ständig versteifte, als es dämmerte. Einige Landungsboote unserer ersten Angriffswelle vermochten ihr Ziel nicht zu erreichen und landeten daher in anderen Abschnitten, insbesondere am Roten Gestade, wo der Feindwiderstand am schwächsten war. Zahlreiche Boote der zweiten Welle wurden arg beschädigt oder waren gezwungen, ihre Angriffe mehrfach zu wiederholen. In der allgemeinen Verwirrung wurden einzelne Mannschaften von ihren Waffen getrennt oder verloren sie, wenn die Boote untergingen. In den meisten Fällen kamen Funkverbindungen mit den vordersten Linien nicht zustande, weil die Geräte infolge heftigen Feindfeuers ausfielen.

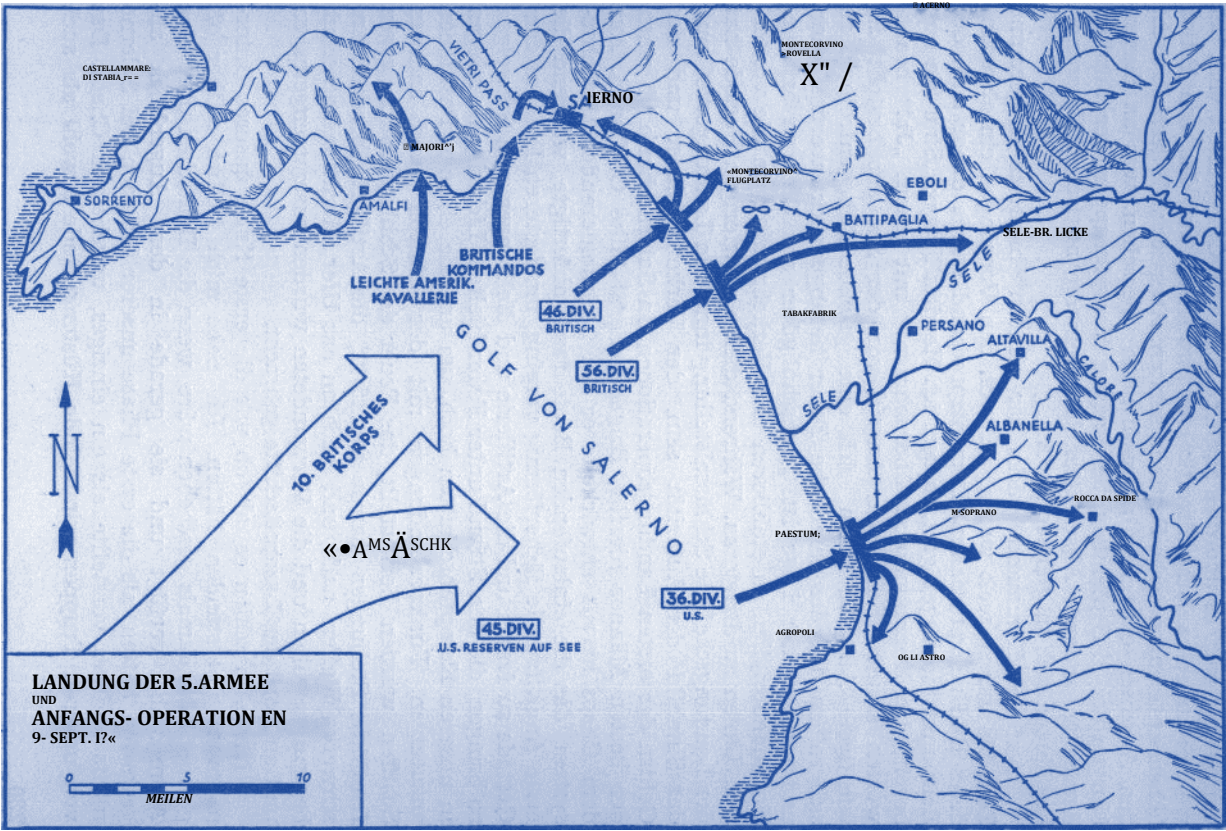
Aber dank der hervorragenden Ausbildung unserer Truppen und nicht minder dank zahlreicher persönlicher Bravourleistungen unserer Soldaten erreichte der Angriff nicht nur das vorgesehene Ziel unserer Landung an der Küste, sondern wurde von dort all-



mählich auch landeinwärts getragen. Die Männer überwandten die Stacheldrahthindernisse, wichen Minenfeldern aus und tauchten im Rücken feindlicher Maschinengewehrnester und Panzerstellungen auf. Wo immer sie auf ihren Schleichwegen deutsche Stützpunkte entdeckten, wurden diese entweder zerstört oder, wenn sie ihre Kräfte überstiegen, umgangen. So arbeiteten sie sich in zäher Verbissenheit bis zu den anbefohlenen Sammelpunkten entlaill einer Bahnlinie vor, die etwa zwei Meilen vom Ufer entfernt zu diesem parallel verlief. Einzelnen oder in kleinen Trupps kamen sie dort an. Der Soldat J. C. Jones sammelte fünfzig Nachzügler und führte sie durch schweres feindliches Abwehrfeuer vom Strand in das Innere des Landes, wobei er mehrere MG.-Stellungen aushob. Feldwebel Manuel S. Gonzales kroch unter heftigem Gewehrfeuer und Handgranatenwurf das Küstengestade hinauf und erreichte unbemerkt die Stellung eines deutschen 88-mm-Geschützes. Mit ein paar wohlgezielten Handgranaten vernichtete er die Bedienungsmannschaft und brachte das Geschütz zum Schweigen. Der Soldat James M. Logan erledigte drei Deutsche, die ihn von einer Mauer aus beschossen, stürmte ein MG.-Nest und schoss die fliehenden MG.-Schützen nieder. Leutnant Clair F. Carpenter und Korporal Edgar L. Blackburn wurden bei Bedienung einer motorisierten 75-mm-Haubitze in einem Hohlweg vom Feind überrascht und von beiden Flanken unter Feuer genommen. Trotzdem zerstörten sie eine schwere MG.-Stellung und einen Panzer, bevor sie selbst dem Angriff des Feindes erlagen. Es gab zahllose Heldentaten Einzelner aufzuzählen.

Unter grossen Schwierigkeiten wurden bei anbrechendem Tageslicht schwere Waffen an Land gebracht. Auf «Enten» schaffte das 133. Feldartilleriebataillon seine 105-mm-Haubitzen an das Ufer. Um 6 Uhr morgens folgte das 151. Feldartilleriebataillon mit seinen schweren Geschützen. Es kam zur rechten Zeit, denn gerade da setzte der Feind zu einem gefährlichen Panzerangriff an der Küste an. Die bewährten Küstenpioniere des 531. Regiments begannen mit ihrer Arbeit und die Männer der Ramm-Maschinen legten unter schwerer Feindeinwirkung quer durch den Sand der Dünen Wege für unsere Fahrzeuge an.

Auf diese Weise gewannen wir auf der Zehe der europäischen Festung Halt. Niemals haben Soldaten so tapfer gekämpft als die Männer der 36. Division. Ich habe unsere Landung im Detail geschildert, weil es sich bei diesem Unternehmen um eine Aufgabe handelte, die noch kriegsunerfahrenen Truppen überantwortet



CASTELLAMMARE:  
DI STABIA, r =

SORRENTO

AMALFI

MAJORI

BRITISCHE  
KOMMANDOS  
LEICHTE AMERIK.  
KAVALLERIE

46. DIV.  
BRITISCH

36. DIV.  
BRITISCH

GOLF VON SALERNO

10. BRITISCHES  
KORPS

«•AMSÄSCHK

45. DIV.

U.S. RESERVEN AUF SEE

36. DIV.  
U.S.

MONTECORVINO  
ROVELLA

X" /

SALERNO

MONTECORVINO  
FLUGPLATZ

EBOLI

BATTIPAGLIA

SELE-BR. LICKE

SELE

TABAKFABRIK

PERSANO

ALTAVILLA

ALBANELLA

ROCCA DA SPIDE

M-SOPRANO

PAESTUM

AGROPOLI

OG LI ASTRO

LANDUNG DER 5. ARMEE  
UND  
ANFANGS- OPERATION EN  
9- SEPT. 1943



wurde und weil es überdies zugleich die erste Gelegenheit war, bei welcher amerikanische Streitkräfte ihren Fuss auf das von Hitler beherrschte europäische Festland setzten. Aber ich will deshalb nicht den Anschein erwecken, als wollte ich übersehen, was an diesem Morgen des 9. September die übrigen Kampfgruppen der Fünften Armee an anderen Abschnitten leisteten; die britischen Veteranen bewährten sich in glänzender Art.

Auf der Kommandobrücke der «Ancon» brauchte es geraume Zeit, bis wir so weit waren, uns von den Vorgängen ein abgerundetes Bild zu verschaffen. Dementsprechend wurde daher auch der Zeitpunkt hinausgezögert, in dem ich Hewitts Frage: «Sind Sie nun bereit, das Kommando zu übernehmen?» mit einem «Ja!» beantworteten konnte. Bei einem Angriff von der See aus besteht die wichtigste Aufgabe darin, sich eine gewisse Ellbogenfreiheit zu sichern, so dass das feindliche Feuer herabgedrückt werden kann und man in der Lage ist, Nachschubgüter ans Ufer zu bringen, Kommandostellen zu etablieren und Verkehrsmittel in die vordersten Linien zu dirigieren. Während dieser schwierigen Periode hat der Landungschef die Schlüsselstellung inne. Ein Landungschef muss das Sinnbild der Autorität sein, der Verkehrspolizist und das Gehirn der ersten Landungsoperationen. In Salerno hatte ich einen der besten Männer hierfür, Brigadegeneral Mike O. Daniel. Aus dem Chaos heraus entwickelte er ein funktionierendes Verkehrssystem, das die einlaufenden Boote rasch abfertigte, während die erste Angriffswelle fächerförmig vorging, um festeren Fuss auf dem Gestade zu fassen und die Artillerie und die Panzer zum Schweigen zu bringen, die den Strand unter Feuer hielten. Lichtsignale stiegen in unseren Kampfabschnitten hoch, um uns die eigenen Positionen anzuzeigen, Funkverbindungen mit der «Ancon» und anderen Schiffen wurden hergestellt, das Feuer der Schiffsgeschütze gegen feindliche Stellungen wurde verstärkt, die Artillerie brachte ihre schweren Waffen nach und nach an das Ufer, Munitionsnachschub begann zu rollen und die Verwundeten wurden zusammengetragen und an Bord der Lazarettsschiffe gebracht.

Langsam schien es, als ob wir die erste Krise unseres Unternehmens überstanden hätten. Ich habe mich freilich seither oft gefragt, was damals geschehen wäre, wenn die Deutschen über eine Atombombe verfügt und sie gerade in dem Augenblick abgeworfen hätten, als die erste Phase unserer Invasion bei Salerno nichts anderes vorstellte als ein einziges, ungeheures Chaos. Das von unseren Truppen wimmelnde Küstengelände sowohl als auch

die vor dem Hafen liegende Kriegsflotte wären ein geradezu ideales Ziel für eine so furchtbare Waffe und für unser Unternehmen verheerend gewesen.

Jedenfalls aber machte unser Angriff auf die Küste langsame Fortschritte, und als wir bei Einbruch der Nacht des ersten Angriffstages auch Luftunterstützung von Stützpunkten auf Sizilien erhielten, fühlte ich, dass wir erreicht hatten, was zu erwarten war. Im nördlichen Abschnitt unserer Front hatten sich britische Kommandos und amerikanische Rangers unter Oberstleutnant William O. Darby, einem hervorragenden Führer, erfolgreich bewiesen, indem es ihnen gelungen war, den Feind zu überraschen und ein Höhengelände nächst Majori zu besetzen, wodurch wir uns eine starke Ankerstellung auf unserem linken Flügel schafften. Dies war für uns von grösster Bedeutung, da wir hierdurch die Möglichkeit gewannen, das umliegende Gelände zu überblicken und Artilleriebeobachtungspunkte einzurichten, Vorteile, deren der Feind verlustig ging. Die Deutschen machten in den nächsten Tagen wiederholt Gegenangriffe, aber Darbys glänzende Führung und die Entschlossenheit seiner Männer warf alle Angriffe zurück; mit später eingesetzten Verstärkungen hielten sie ihre Stellung und spielten eine wichtige Rolle in der Schlacht und bei der späteren Einnahme von Neapel.

An der rechten Flanke der britischen Kommandos landeten die 46. und 56. Division der Briten an zwei Punkten zu beiden Seiten des Flugfeldes von Montecorvino. McCreery setzte Stosstrupps gegen die Stadt Salerno in Marsch, den Rest seiner Streitkräfte richtete er, drei Meilen landeinwärts, gegen Montecorvino und von dort gegen die Stadt Battipaglia. Die Truppen waren schwerem feindlichen Feuer ausgesetzt und kämpften mit Unterstützung von Schiffsgeschützen gegen zähesten Widerstand des 64. Panzergrenadierregiments. Am Abend hatten die Briten die anbefohlenen Ziele erreicht. Unsere Streitkräfte besetzten Salerno und Patrouillen drangen in Montecorvino und Battipaglia ein.

Am Ende der Kämpfe des ersten Tages war zwischen dem britischen X. Korps und dem amerikanischen VI. Korps eine Lücke auf gebrochen, die uns jedoch weiter kein Kopfzerbrechen verursachte. Die 36. Division, die ihre erste Bewährungsprobe in einer Schlacht lieferte, bemächtigte sich einer Ebene südlich des Flusses Sele und war von dort aus fünf Meilen bis zu einem höher gelegenen Gelände vorgestossen. Lediglich auf dem äussersten rechten Flügel der Amerikaner, in der Richtung auf Agropoli, war uns ein

wesentlicher Erfolg versagt geblieben. Aber selbst dort hatten wir uns stark genug gezeigt, feindliche Gegenangriffe entschieden zurückzuschlagen. Ich konnte am Abend erkennen, dass es uns gelungen war, unsere Stellungen an der Küste so zu befestigen, dass wir in der Lage waren, die Lücke zwischen dem X. und VI. Korps zu schliessen und unseren Vorstoss auf die beherrschenden Anhöhen vor uns auszudehnen, denn über sie hinweg führte unser Weg nach Neapel.

Am 10. September wurde es uns klar, dass der Schwerpunkt der deutschen Verteidigung gegenüber unserem linken Flügel, also vor dem britischen X. Korps, lag. Dies wurde ersichtlich, als das X. Korps den Versuch unternahm, direkt von Salerno aus auf dem kürzesten Wege nach Neapel vorzudringen, und hierbei auf massierte Feindkräfte stiess. Hingegen gelang es den amerikanischen Truppen, weiter gegen das Festland vorzudringen und sich in den Besitz einer Reihe von Höhenzügen zu setzen, die sich von Altavilla nach Ogliastro erstreckten. Die Deutschen hatten sich in diesem Abschnitt bis auf einen Korridor, der von den beiden Flüssen Sele und Calore gebildet wurde, zurückgezogen, nachdem ihr Panzerangriff am Vortag zusammengebrochen war. In diesem Korridor lag das Operationsziel der 45. Division, Ponte Sele, eine sehr wichtige Brückenstellung. Der Weg dahin, etwa 13 Meilen, war eine gute Fahrstrasse. Stosstrupps des 179. Regiments erhielten Befehl, sich in nordöstlicher Richtung in Marsch zu setzen und Ponte Sele und die angrenzenden Hügel in Besitz zu nehmen. Gleichzeitig machten sich Truppen des 142. Regiments auf den Weg zur Einnahme der Stadt Altavilla. Das 179. Regiment, das am Morgen gelandet war, setzte sich am späten Abend des 10. September in Bewegung, wobei es sich in zwei Stossrichtungen spaltete. Die eine derselben, mit dem 2. Bataillon, wandte sich südlich gegen den Fluss Calore, während die andere, angeführt vom 3. Bataillon, den Calore überquerte, durch die Stadt Persano lief und von da sich gerade nördlich gegen den Ponte Sele hielt.

Nach einem nächtlichen Marsch, auf dem es eine Strecke von vier Meilen zurücklegte, watete das 2. Bataillon durch den Calore, ungefähr drei Meilen südlich von Ponte Sele. Hier wurde es jedoch von feindlichen Panzern und Infanterie des 29. Pionierbataillons so heftig unter Feuer genommen, dass es um die Mittagsstunde gezwungen war, sich auf das linke Ufer des Calore zurückzuziehen.

Das 3. Bataillon zog indessen, unterstützt vom 1. Bataillon, nördlich gegen Persano. Sein Marsch wurde nur durch eine in Flammen stehende Brücke über den Calore, die von da an die

Bezeichnung «Brennende Brücke» erhielt, verzögert. Nachdem das Hindernis bewältigt war, marschierten die beiden Bataillone nach Persano, das sie links liegen liessen, um weiter nach Ponte Sele zu ziehen. Sie nahmen sich dabei keine Zeit, sich das hochgelegene Gelände von Persano zu sichern. Auf ihrem Wege stiessen sie auf zahlreiche Wracks deutscher Kraftfahrzeuge, Panzer und Artilleriegeschütze und erreichten nach einem kurzen Zusammenstoss mit dem Feind ein Steilufer des Flusses Sele, von dem aus sie den Blick auf Ponte Sele frei hatten. An dieser Stelle traf sie ein Panzerangriff der Deutschen, der sie zurückwarf.

Ich erwähne diese Details, weil sie wesentlich dazu beitragen werden, die Vorgänge zu verstehen, die sich bei Salerno abspielten. Denn das Ausmass der Gefahr, der die Alliierten Truppen bei diesem ersten Angriff auf das europäische Festland gegenüberstanden, konnte selbst dann nicht voll ermessen werden, als lange Zeit später ein abschliessender Bericht über die Schlacht vorlag, es sei denn von denjenigen, die selbst bei diesen Kämpfen mit dabei waren. Aber sogar mitten im Kampfgeschehen kam es uns nicht gänzlich zum Bewusstsein, wie gross die Vorteile waren, die sich dem Feind boten, der überall Höhenstellungen innehatte und uns von dort jederzeit an die Gurgel springen konnte. Erst Monate später fand ich Gelegenheit, in niedriger Höhe über die deutschen Stellungen bei Salerno zu fliegen, und erkannte da erst, wie leicht es den Deutschen gewesen sein musste, jede einzelne unserer Bewegungen zu beobachten und darnach Abwehrkräfte zu verteilen und zur Geltung zu bringen. Diesbezüglich war die deutsche Überlegenheit erschreckend.

Unter solchen Umständen hatte die 45. Division zwei Finger von unserem Landekopf gegen Ponte Sele ausgestreckt, aber schon hieben die Deutschen auf diese Finger ein und drehten sie zurück. Gleichzeitig schlug der Feind auf die Briten ein, die in einem Kampf um den Flugplatz von Montecorvino und die Stadt Battipaglia lagen, und auf die amerikanischen Truppen des 142. Regiments bei Altavilla. Die erste Phase unserer Erfolge hatte um die Nachmittagsstunden des 11. September ihr Ende gefunden. Harte Entscheidungskämpfe zwischen den Hauptstreitkräften der Alliierten und den deutschen Truppen hatten begonnen.

Nach den Anfangslandungen war ich am 10. September an Land gegangen, hauptsächlich deshalb, um eine geeignete Stelle ausfindig zu machen, die Truppen meiner schwimmenden Reserve aus dem 157. Regiment einzusetzen. General Walker, der Kommandeur

der 36. Division, hatte sich an Bord der «Ancon» bei mir zur Berichterstattung gemeldet, obwohl er diese eigentlich General Dawley schuldig gewesen wäre. Er wollte keine Zeit verlieren und wandte sich direkt an mich um weitere Befehle, bis Dawley Gelegenheit gefunden hatte, an Land sein Hauptquartier einzurichten. Aus Walkers Bericht entnahm ich, dass die Lage seiner Division günstig und diese von hoher Kampfmoral erfüllt war.

Am Strand fand ich auch Mike, den deutschen Polizeihund, der mir in Oudjda geschenkt worden war. Es bestand eine strenge Vorschrift, die die Mitnahme von Hunden auf Transporten untersagte. Ohne mein Wissen hatte jedoch Feldwebel Chaney der Hündin ein Täfelchen am Halsband befestigt und sie einigen Soldaten übergeben, bevor diese an Bord gingen. Auf dem Täfelchen stand zu lesen: «Dies ist General Clarks Hund. Er reist nach Salerno.» Mike kam gut an und rannte am Tag der Landung am Strand so glücklich auf und ab, dass er überall im Weg war und an die Leine genommen werden musste.

Später suchte ich General McCreery im Hauptquartier des X. Korps auf und wir fassten den Entschluss, die Rangers unter Darby an seinem linken Flügel zu verstärken und die Kampfgruppe des 157. Regiments am rechten britischen Flügel zu landen, um auf diese Weise die Lücke zwischen den amerikanischen und britischen Streitkräften zu schliessen. Unsere Frontlage bot ein so gutes Bild, dass ich General Alexander einen Funkspruch sandte, in dem ich unseren Vorstoss nördlich durch den Vietri-Pass gegen Neapel in Aussicht stellte. Dies sollte sich allerdings als eine zu optimistische Aussicht entpuppen, denn von nun an kam einiges ins Rollen.

Etwas davon sollte sich sogleich zeigen. Als ich an Bord der «Ancon» zurückkehrte, ordnete ich die Landung der Truppen des 157. Regiments am rechten Flügel der britischen Stellungen an und erfuhr bei dieser Gelegenheit, dass die Landung dieser Truppen bereits im amerikanischen Kampfabschnitt südlich des Flusses Sele veranlasst worden war. Ich habe hiervon bereits früher berichtet. Hewitt war zu dieser Massnahme während meiner Abwesenheit durch einen Befehl seiner Vorgesetzten gezwungen worden, die die Landungsboote unverzüglich rückgestellt haben wollten. Infolgedessen musste ich andere Einheiten hinhalten, um die Hundertsiebenundfünfziger in ihre richtige Stellung bringen zu können.

Am folgenden Tag, als ich mich eben wieder an Land begeben wollte, fuhr der Kreuzer «Savannah» in einer Entfernung von 180 Meter an der «Ancon» vorüber. Ich war auf der Kommando-

brücke stehengeblieben, um nach dem Kreuzer zu blicken, als sich uns aus der Luft ein heulendes Geräusch näherte. Wir kannten dieses Geräusch bereits und wussten, dass es von einer neuen deutschen Bombe stammte. Da wir niemals feindliche Flugzeuge entdecken konnten, wenn dieser heulende Ton auftrat, vermuteten wir, dass es sich um ferngelenkte Geschosse handelte. Diesmal glaubten wir aus dem anschwellenden Heulen schliessen zu können, dass das Geschoss direkt auf die «Ancon» gezielt war. Das Flaggschiff bot ein nur allzu leicht erkennbares Ziel für einen feindlichen Beschuss. Aber im Augenblick blieb uns nichts anderes zu tun übrig, als das Unvermeidliche abzuwarten. Es gab eine furchtbare Explosion, aber nicht die «Ancon», sondern die «Savannah» erhielt knapp vor ihrer Kommandobrücke einen Volltreffer. Das Geschoss war durch das Deck des Kreuzers gedrungen und inmitten des Schiffskörpers krepitiert. Die Verluste der Besatzung des Kriegsschiffes beliefen sich auf mehrere hundert Mann.

General Dawley hatte inzwischen sein Hauptquartier an Land verlegt. Als ich dort eintraf, langten eben Meldungen über Schwierigkeiten ein, die sich bei dem Vorstoss der 45. Division gegen Ponte Sele ergeben hatten. Auch die Briten waren auf heftige feindliche Gegenangriffe gestossen und daher gezwungen gewesen, sich mit ihren Patrouillen aus der Stadt Battipaglia zurückzuziehen. Ich wies McCreery an, seine Truppen auf einen verkleinerten Abschnitt zurückzuführen, um sie dort zu massieren. Gleichzeitig kam ich mit Dawley überein, eine Umgruppierung seiner Streitkräfte aus dem Süden vorzunehmen, um dem anwachsenden feindlichen Widerstand im nördlichen Kampfabschnitt entlang des Flusses Sele zu begegnen.

Als ich wieder an Bord der «Ancon» zurückkehrte – bis zu diesem Zeitpunkt liessen die Umstände eine Verlegung meines Hauptquartiers an die Küste noch nicht zu – empfing ich von Alexander einen Funkspruch. Dieser stellte ein neues Kapitel in der Geschichte der 82. Division Luftlandetruppen dar, die man mir im letzten Augenblick entzogen hatte, um sie über der italienischen Hauptstadt abzusetzen. Oft hatte sich unter uns die Neugierde geregt, was wohl aus diesem Unternehmen geworden war. Nun aber teilte mir Alexander in seinem Funkspruch mit, dass ich «über die 82. Nach Belieben verfügen könnte. Die Kampfseinheiten derselben befinden sich auf den Flugstützpunkten in Sizilien».

Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir zum ersten Male, dass man von dem Einsatz der Fallschirmjäger in Rom Abstand genommen hatte. Später stellte sich heraus, dass Taylor bei seinen Besprechun-



gen mit Marschall Badoglio und anderen in Rom zur Überzeugung gekommen war, dass die italienische Regierung in keiner Weise die Unterstützung einhalten konnte, die sie vorher versprochen hatte, wenn die 82. Luftlandedivision in der Nähe Roms zum Absprung gekommen wäre. Seitdem die deutschen Gegenangriffe an Heftigkeit zugenommen hatten, war ich nur zu froh, die Fallschirmjäger zu meiner Verfügung zu haben. Wir wollten bereits am Abend des 13. September einen Teil derselben nächst der Stadt Avellino einsetzen, um einen Schlag gegen die rückwärtigen Linien des Feindes zu führen.

Am folgenden Morgen, dem 12. September, verlegte ich mein Hauptquartier an die italienische Küste. Für diesen Zweck war ursprünglich ein grosses Wohnhaus ausersehen worden, das sich aus dem Gelände wie ein abgespreizter Daumen erhob. Ich entschloss mich aber, lieber einen Anhängewagen zu benutzen, den ich etwas entfernter in einem im Süden gelegenen Wald aufstellen liess. Ich selbst verbrachte den grössten Teil des Tages in meinem Jeep, mit dem ich von Kampfabschnitt zu Kampfabschnitt fuhr. Die Fahrt ging dabei immer durch Wolken von Staub, der teils durch Bomben- und Artillerieeinschläge, teils durch den ununterbrochenen Verkehr aller Arten von Fahrzeugen auf den schmalen und ungepflasterten Strassen aufgewirbelt wurde. Obwohl wir nur wenige Schritte von dem klaren, kühlen Mittelmeer entfernt waren, hing der Staub wie ein Nebel über uns. Wir atmeten Staub und wir assen Staub. Kleidungsstücke und Körper waren in dichten Schichten davon bedeckt. Unsere Chauffeure erfanden eine Art Gesichtsmaske, um sich zu schützen. Häufig band ich mir mein Taschentuch über mein Gesicht, um beim Herumfahren atmen zu können. Ich muss dabei wie ein grosser und schmutziger Bandit ausgesehen haben, der auf Raub ausgeht.

Gewiss, die Staubplage war etwas Entsetzliches, aber sie bedeutete im Grunde nichts gegen die Verdriesslichkeiten, die der Feind verursachte. Die zwei Finger, die die 45. Division gegen Ponte Sele ausgestreckt hatte, waren arg gequetscht worden, ja, es hatte den Anschein, als sollten sie vollends abgeschnitten werden. Die Truppen des 157. Regiments unter Oberst Charles Ankcorn, die im unrichtigen Abschnitt gelandet und zum Schutz der britischen Flanke verschoben worden waren, erhielten Befehl, entlang des Sele-Flusses bis zu einer hochgelegenen Tabakfabrik in der Nähe von Persano vorzugehen. Von hier aus würde es möglich sein, den gefährdeten nördlichen Finger der 45. Division zu schützen.

Ankorn entdeckte bald, dass die Deutschen über den Fluss gedungen und Persano besetzt hatten. Panzer und Maschinengewehrer waren im Bereich der Tabakfabrik verborgen, wo unsere Panzer in eine Falle gingen. Durch Vernichtungsfeuer verloren wir fünf von den sieben in den Kampf verwickelten Panzern. So war nun das hochgelegene Gelände bei Persano vom Feind besetzt und wirkte wie die Drohung eines Speeres in das Zentrum unseres Landekopfes, nachdem es den Hundertneunundsiebzigern nicht möglich gewesen war, sich das Gebiet zu sichern, als sie nordwärts vordrangen. Wenn die Deutschen den Speer in der Richtung nach dem Meer vortreiben konnten, würden sie das VI. amerikanische Korps vom X. britischen Korps trennen und genügend Boden gewinnen, um zu versuchen, die beiden Flanken aufzurollen.

Nachdem Kesselring Verstärkungen herangezogen hatte, schickte er sich an, diese Möglichkeit auszunützen. Er setzte Teile der 26. Panzerdivision, der 29. Panzergrenadierdivision und die 16. Panzerdivision in südlicher Richtung gegen die Nordflanke des VI. Korps ein, während die Hermann-Göring-Division, Einheiten der 15. Panzergrenadierdivision und die 3. Panzergrenadierdivision den Versuch unternahm, gegen das britische X. Korps anzustürmen und es aus dem Raume von Montecorvino zu verdrängen. Am 12. September kam es längs der ganzen Front zu erbitterten Gefechten. Ein heftiger Feindangriff warf das 1. Bataillon des 142. Infanterieregiments aus der Stadt Altavilla, einer strategisch äusserst wichtigen Stellung innerhalb des amerikanischen Kampfabschnittes. Ein ebenso heftiger Angriff der Deutschen im britischen Frontabschnitt zwang uns zur Aufgabe unserer Stellungen in der Stadt Battipaglia. Im Zentrum unseres Brückenkopfes tobten Krämpfe auf dem Gelände um die Tabakfabrik bei Persano, wobei Teile der 45. Division, die sich auf dem Rückzug von Ponte Sele befanden, in Gefahr gerieten, eingekesselt zu werden. Wir gewannen den Eindruck, dass General Dawley die Stärke der an seiner linken Flanke eingesetzten Feindkräfte nicht kannte und daher nichts unternahm, um sich vor Gegenangriffen nach dem Fehlschlag unserer Vorstösse gegen Ponte Sele und Battipaglia zu schützen. Möglicherweise aber war er dazu auch nicht imstande. Später wurde es offenbar, dass er alle seine Truppen in einer weit auseinandergezogenen Verteidigungslinie eingesetzt hatte, wobei ihm keine Reserven mehr blieben, die einen feindlichen Durchbruch hätten verhindern können. Unsere Lage entwickelte sich allmählich zu einer äusserst bedrängten.

Ich weiss mich noch genau zu erinnern, dass ich damals bereits

die Möglichkeit ins Auge fasste, wir könnten wieder ins Meer zurückgeworfen werden. Ein Kommandant muss für alle Möglichkeiten im voraus einen Plan bereit haben. Der meine bestand für den angedeuteten Fall darin, einen Teil unserer Truppen auf dem Schiffswege in den britischen Kampfabschnitt zu schaffen und von dort aus unseren Kampf fortzusetzen. Sollte es so weit kommen, dann musste auch Befehl gegeben werden, Material und Vorräte für die Truppenverpflegung zu zerstören, die an der Küste lagerten. Ich begab mich an das Gestade und warf einen Blick auf die hohen Stapel kriegswichtiger Güter, die sich dort, von den Schiffen zurückgelassen, anhäuften. Dabei entsann ich mich der eindringlichen Lehren, die man uns an der Militärakademie hinsichtlich solcher Vorräte eingebläut hatte. Wie war doch die Hölle los gewesen, als ich einmal bei einer Aufgabe übersah, für die Vernichtung der Lebensmittelvorräte und Ausrüstungsgegenstände einer Truppe Vorsorge zu treffen, die sich zu einem plötzlichen Rückzug gezwungen sah! Hier allerdings, bei Salerno, handelte es sich nicht um theoretische Probleme. Ich hatte vielmehr zu berücksichtigen, welche Wirkungen ein Befehl zur Vernichtung unserer Vorräte bei den Truppen auslösen würde. Ich erwog alles Für und Wider sorgfältig, als ich verschmutzt, müde und gequält am Strande hinschlenderte. Schliesslich warf ich alle Theorien über den Haufen und entschloss mich, den Befehl nicht zu geben. Nach diesem Entschluss war der einzige Weg für die Deutschen, wollten sie uns von hier vertreiben, uns Schritt für Schritt ins Meer zu drängen.

Am nächsten Tag erweckte es den Anschein, als ob sich der Feind tatsächlich zu dem anschickte, was mir als letzte Konsequenz vor Augen getreten war. Ich begann mein Tagewerk mit einem Funkspruch an Alexander, in welchem ich unser Vorhaben widerrief, die 82er Fallschirmjäger in der kommenden Nacht im Raume von Avellino einzusetzen. Dann schrieb ich dem Kommandeur der 82. Division und teilte ihm mit, dass der Kampf um unsere Stellungen bei Salerno eine für uns bedenkliche Wendung genommen habe und für uns alles auf dem Spiel stehe. Ich sagte auch, dass ich erst am Tage zuvor vom Widerruf des Einsatzes der 82er Fallschirmjäger in Rom Kenntnis erlangt hätte und dass sie jetzt zu meiner Verfügung stünden. Schliesslich drückte ich mich in diesem Schreiben an Matt Ridgway, den ich als einen verlässlichen Kommandeur kennengelernt hatte, wie folgt aus:

*«Ich ersuche Sie, diesen Brief als Befehl aufzufassen. Es ist mir bekannt, welche Zeit erforderlich ist, um Vorbereitungen für*

*den Einsatz von Luftlandetruppen zu treffen; hier aber handelt es sich um einen Ausnahmefall. Ich wünsche, dass Sie den Einsatz in unseren Linien am Brückenkopf heute Nacht durchführen. Betrachten Sie dies als ein eiseres Muss!»*

Ich fügte dem noch einige erklärende Details hinzu, um Ridgway begreiflich zu machen, warum ich fast Unmögliches von ihm verlangte: Innerhalb weniger Stunden nach Befehlsempfang abzuspringen.

Dann schickte ich nach einem Kampfflieger. Eine Anzahl Flieger, die uns während der Operationen bei Salerno wirkungsvolle Unterstützung geliehen hatten, waren von Zeit zu Zeit auf einem schmalen Geländestreifen gelandet, den wir in aller Eile südlich des Flusses Sele angelegt hatten. Unter diesen befand sich an jenem Tag Captain Jacob R. Hamilton, der mit seiner Maschine einen taktischen Zwecken dienenden Erkundungsflug durchführte. Er erklärte sich freiwillig bereit, meinen Brief nach Sizilien zu bringen. Ich übergab ihm dazu Geländekarten, aus welchen Ridgway genau ersehen konnte, an welchem Punkt ich seine Männer eingesetzt wissen wollte. Hamilton flog sofort nach Licata in Sizilien.

Mittlerweile war ich vollauf mit der Ausarbeitung von Richtlinien und Befehlen beschäftigt, die auf die Entspannung unserer Frontlage abzielten, nachdem feindliche Angriffe in besorgniserregender Weise zunahmen. Es klang uns wie Hohn in den Ohren, als wir im Rundfunk eine Nachricht der British Broadcasting Company auffingen, derzufolge Montgomerys Achte Armee aus dem Süden in Eilmärschen näherrückte, um uns zu Hilfe zu kommen. BBC-Sendungen konnten fast von allen Männern an ihren Rundfunkgeräten in den Stellungen gehört werden. Es wurde fast nie versäumt, solchen Sendungen einen starken britischen Anstrich zu geben, was mich gelegentlich in Harnisch zu bringen drohte. Zumal damals war dies der Fall, da die britische Achte Armee in einem wahren Schnecken tempo gegen Salerno vorrückte, obwohl Alexander sie täglich zu grösserer Eile anzutreiben versuchte.

Im Laufe dieses Tages erreichte mich General Dawley am Feldtelefon und meldete, dass die Deutschen im Abschnitt Persano durchgebrochen seien und ihre Streitkräfte sich im Rücken unserer Linien zu entfalten beginnen. Dies war die erste Meldung, die mich das Ausmass der Krise erkennen liess, in der wir uns befanden.

«Was gedenken Sie zu unternehmen?» fragte ich Dawley. «Was können Sie unternehmen?»

«Nichts», lautete die Antwort aus dem Fernsprecher. «Ich be-

sitze keine Reserven. Ich kann nur noch Gott bitten, uns beizustehen.»

Damit begann eine Reihe von Tagen, die mir, wie einer erklecklichen Zahl anderer Leute, wie ein Alpdrücken auf der Seele lagen.

Kesselring unternahm einen schweren Angriff, geführt von Panzern, gegen beide Flügel des 1. Bataillons (175. Infanterieregiment) bei Persano, wo unsere Kampflinie entlang des Flusses Sele verlief. Im Laufe des Nachmittags zerschlugen deutsche Panzer den linken Flügel des Bataillons, und andere Panzer, gefolgt von Teilen des 79. Panzergrenadierregiments und unterstützt von motorisierter Artillerie, zerschlugen den rechten Flügel. Durch einige Stunden entbrannten schwere Kämpfe, nach denen deutsche Panzer voringen, unsere Leute überraschten, den Bataillonsstab vorübergehend gefangennahmen und in der Folge unsere Linien soweit zurückdrückten, dass den deutschen Hauptkräften der Übergang über den Sele-Fluss ermöglicht wurde.

Bei Persano teilten sich die anstürmenden Kolonnen des Feindes. Die eine wandte sich nordöstlich gegen das 2. Bataillon (143. Infanterieregiment), das gleichzeitig auch an seinem anderen Flügel von feindlichen Kräften bedrängt wurde, so dass es bald gänzlich eingekesselt war. Der deutsche Hauptstoss aber zielte in südlicher Richtung auf die ungefähr zwei Meilen entfernt liegende «Brennende Brücke». Kesselring stiess nun tatsächlich den Speer in die Mitte unseres halbkreisförmigen Brückenkopfes, und er würde ihn bis zur See vortreiben, den amerikanischen vom britischen Abschnitt trennend. Ausserdem hatte er sich jenen Abschnitt ausgesucht, in dem wir am schlechtesten in der Lage waren, einem Angriff standzuhalten.

Am späten Nachmittag drückten die Deutschen ständig entlang der staubigen Strasse in der Richtung der «Brennenden Brücke» nach, gleichzeitig zogen sie ihre Artillerie nach Persano zur Unterstützung des Vormarsches vor und ihre Infanterie griff zu beiden Seiten der Lücke an, um jeder Hoffnung, sie zu schliessen, vorzubeugen und die Einkesselung zu beenden. Um 18.30 Uhr erreichten 15 deutsche Panzer das dichtbewachsene Gelände an der Nordseite des Flusses Calore, dort, wo dessen Vereinigung mit dem Fluss Sele das unterste Ende des Sele-Calore-Korridors bildet, eng benachbart zur «Brennenden Brücke».

Damit waren wir Kesselring fast vollständig ausgeliefert, wenn es ihm einfiel, die Hauptmacht seiner Truppen ohne Erbarmen auf uns zu werfen. Möglicherweise wurde er sich dieser Gelegenheit

nicht bewusst, oder er fürchtete eine Falle. Betrachtet man aber den Zwang der Lage, so müsste jeder militärische Fachmann zugeben, dass wir nichts hatten, um ihn aufzuhalten. Indessen stimmt das nicht ganz. Es gab einige Männer auf dem Weg, den der deutsche Panzerspeer nehmen musste, die dem nicht zustimmten. Diese Männer gehörten dem 189. Feldartilleriebataillon unter Oberstleutnant Hal. L. Muldrow jun. und dem 158. Feldartilleriebataillon unter Oberstleutnant Russel D. Funk – beide von der 45. Division – an.

Die beiden Bataillone standen am Südufer des Calore, auf einem sanften Abhang, der zur «Brennenden Brücke» hinabließ. Sie verringerten den Stand der Bedienungsmannschaften an den Geschützen auf ein Minimum, gaben den überzähligen Männern Gewehre oder leichte Maschinengewehre in die Hand, und veranlassten sie, sich einzugraben. Zum Schutze dieser Schützenlinie postierten sie ein 37-mm-Geschütz im Rücken derselben. Hierauf traten sie auf die in der Nähe vorbeiführende Strasse hinaus und hielten dort alle Fahrzeuge an, die sich zeigten. Jeder Soldat, der aus den Jeeps, Lastkraftwagen und anderen Fahrzeugen stieg, erhielt ein Gewehr und wurde in die Schützenlinie eingereiht. Auf diese Weise gelang es ihnen, sich aus Automechanikern und anderem Fahrpersonal eine kleine Reserve zu schaffen, die dort eingesetzt werden konnte, wo der Feind durchzubrechen drohte.

An der einen Flanke der beiden Bataillone stieg das Gelände zu einem Hügel empor, der gegebenenfalls dem Feind eine günstige Stellung geliefert hätte. Als ich davon erfuhr, verfügte ich über keine Truppen mehr, die ich an dieser gefährlichen Stelle hätte einsetzen können. Kurz entschlossen liess ich daher eine Regimentskapelle bewaffnen und dorthinschicken. Der in Frage kommende Hügel wies in den Karten keine Bezeichnung auf, was Anlass zu einiger Verwirrung gab. Den Musikanten aber schärfte ich vor ihrem Abmarsch ein, ihn in allen Meldungen als Piccolo Peak (Pikkolospitze)<sup>1</sup> zu bezeichnen, da niemand sich auf dieser Spitze befand, als eben die Spielleute.

Um diese Zeit eröffneten deutsche Panzer ihr Feuer auf die Stellungen des 189. Feldartilleriebataillons als Vorbereitung für den Übergang über den Calore nahe der «Brennenden Brücke». Aber jetzt waren die schwitzenden, staubbedeckten Männer der zwei Bataillone abwehrbereit. Sie feuerten aus allen Rohren.

<sup>1</sup> Anspielung auf die Pikkoloflöte. (Anmerkung des Übersetzters.)

Die Furt neben der Brücke und die zu ihr führende Strasse waren in eine einzige Wolke dichten Staubes gehüllt. Die Felder und Wälder, in welchen die feindlichen Panzer Aufstellung genommen hatten, wurden zu Staub. Als sich die Deutschen den Durchgang durch die Furt erzwingen wollten, trieb sie das rasende Feuer unserer Männer, angefangen von der Artillerie bis zu den Spielern auf dem Piccolo-Peak, zurück. Zeitweise feuerten die beiden Bataillone acht Salven pro Minute und Geschütz und sie benahmen sich so, als ob sie dies, wenn notwendig, die ganze Nacht aufrecht erhalten könnten und niemandem die Munition ausging.

Nach einigen erfolglosen Durchbruchs versuchten schwankten die feindlichen Kolonnen und begannen zurückzufallen.

Als die Sonne unterging, hatten die beiden Bataillone 3650 Salven und sieben Geschütze der Batterie B der 27. Panzer-Feldartillerie, die noch rechtzeitig auf dem Schauplatz des Gefechtes eingetroffen war, hatten noch weitere 300 Salven abgegeben. Wenige Minuten später zogen die Deutschen ihre Streitkräfte aus dem Raume der «Brennenden Brücke» endgültig zurück und unsere Artillerie atmete erleichtert auf. Ich selbst tat es auch, obwohl ich wusste, dass wir noch weit davon entfernt waren, über dem Berg zu sein.

Als ich in mein Hauptquartier zurückkehrte, war es mir klar, dass wir an diesem Tag hart an der Katastrophe vorbeigegangen waren, dass unsere Lage an der gesamten Front aber noch immer ihre Schwierigkeiten hatte. Im Norden, dem britischen Kampfabschnitt, waren deutsche Streitkräfte vereinzelt in der Richtung auf Majori eingedrungen, so dass es zu einer kritischen Situation im Raume des Vietri-Passes kam. Verstärkungen waren dort sofort nötig. Im amerikanischen Kampfabschnitt hatten wir am meisten gelitten und die Sachlage erforderte hier schleunigste Abhilfe, wenn wir dem nächsten deutschen Angriff widerstehen wollten. Gefechts-einheiten des 142. und 143. Regiments waren zur Räumung Altavillas gezwungen worden. Die Kompagnie K des 143. Regiments wurde durch den Feind abgeschnitten. Das 1. Bataillon des 142. Regiments war bis auf 60 Mann aufgerieben. Das 2. Bataillon des 143. Regiments hatte im Sele-Calore-Korridor eine Niederlage erlitten, bei welcher es 503 Offiziere und Mann verlor. Das 1. Bataillon des 157. Regiments war im Westen Persanos schwer angeschlagen. Dem Feind war es dort gelungen, sich in den Besitz der so wichtigen Schlüsselstellung der Tabakfabrikgebäude zu setzen.

Wir verbrachten die Nacht mit der Reorganisation unserer

Truppen und zogen unsere Verteidigungslinien enger zusammen. Inmitten dieser Arbeit kam es nur zu einem einzigen ermutigenden Ereignis. Hamilton war aus Licata zurückgekommen, wo er mein Schreiben Ridgway überreicht hatte. Ridgway war eben in einer C-47 über dem Flugfeld aufgestiegen, als Hamilton dort landete. Aber dieser stürzte sogleich zum Funkturm und liess Ridgway verständigen, dass er ihm eine dringende Nachricht von mir auszuhändigen habe. Ridgway kehrte daraufhin sofort mit seiner Maschine um. Nachdem er mein Schreiben gelesen und alles gründlich überdacht hatte, sandte er Hamilton mit seiner Antwort nach Salerno zurück. Sie lautete, wie ich sie von diesem Mann nicht anders erwartet hatte: *«Kann gemacht werden»*

Hamilton war mit seinem Flugzeug auf unserem Notlandeplatz eingetroffen und sprang von dort in einen Jeep, um sich eilends mit Ridgways Bescheid zu mir zu begeben. Unterwegs traf er auf acht feindliche Bomber, die aus ihren Bordwaffen die Fahrstrasse unter Beschuss nahmen. Hamilton war gezwungen, aus seinem Jeep zu springen, wobei er sich unglücklicherweise eine schlimme Schulterverrenkung zuzog. Trotzdem setzte er sogleich wieder seine Fahrt fort und flog, nachdem er mir Ridgways erfreuliche Nachricht zurückgelassen hatte, mit seiner eigenen Maschine nach Sizilien zurück.

Ungefähr um dieselbe Zeit erhielt ich dringende Funkprüche von Alexander und Ridgway, in welchen zum Ausdruck gebracht wurde, dass die 82er Fallschirmjäger nicht nur an der von mir gewünschten Stelle zum Einsatz gebracht werden würden, sondern auch im Raume von Avellino, wie dies bereits früher von mir beabsichtigt war. Dieser zweite Einsatz sollte gleichfalls in der kommenden Nacht ausgeführt werden und Nachschublinien und Truppenkonzentrationen des Feindes in seinem Hinterlande treffen.

*«Es ist von grösster Wichtigkeit»* betonte Ridgway in seiner Funknachricht an mich, *«dass alle Boden- und Flottenstreitkräfte in Ihrem Kampfabschnitt und in der Bucht von Salerno angewiesen werden, in der kommenden Nacht das Feuer einzustellen. Ausser diesem Umstand hängt der Erfolg unseres Einsatzes auch davon ab, dass es um die kritische Zeit zu keiner Flak-Tätigkeit kommt.»*

Ich antwortete Ridgway, dass ich die entsprechenden Befehle bereits veranlasst hätte. Sicherheitshalber aber sandte ich Offiziere meines Stabes zu jeder einzelnen Batterie und liess den Männern einschärfen, dass um Mitternacht jedwede Feuertätigkeit einzustellen sei. Es war dies die Stunde, in der wir den Einsatz der Fall-



schirmjäger erwarteten. Es war mir bekannt, dass Ridgways Männern bei der Invasion Siziliens übel mitgespielt worden war, als sie versehentlich von Alliierten Truppen während ihres Einsatzes beschossen wurden. Sie hatten dadurch schwere Verluste erlitten. Ich war entschlossen, alles zu tun, um zu verhindern, dass es abermals zu einem solchen Zwischenfall kam.

Zur vereinbarten Stunde hörte der Geschützdonner auf unserer Seite wie mit einem Schlage auf. Unsere ganze Stellung entlang herrschte Ruhe. Dann hörten wir das dumpfe Brüllen von Flugzeugmotoren über uns – aber das Brüllen war von anderer Art, als wir es an unseren Flugzeugen gewohnt waren, und es kam auch aus einer falschen Richtung! Ausgerechnet um diese Zeit flogen deutsche Flieger einen Angriff! Fünf Minuten kreuzten sie über der Küste, bellten aus ihren Bordkanonen zu uns herab und warfen Bomben. Nicht eine einzige Flak schoss auf sie. Wir sassen untätig da und steckten die Schläge ein.

Abermals fünf Minuten später – gerade zehn Minuten nach der festgesetzten Zeit – dröhnte die Luft vom Motorenlärm der anfliegenden amerikanischen Transportmaschinen. Unter dem Kommando Oberst Ruben Tuckers, eines kampferprobten Soldaten, stürzten sich die Männer des 504. Fallschirmjägerregiments aus ihren Flugzeugen in die Dunkelheit der Nacht, um unserer so schwer getroffenen Verteidigungsstellung zu Hilfe zu kommen. Am nächsten Morgen griffen sie im Kampfabschnitt von Altavilla in das Gefecht ein und rechtfertigten neuerdings ihren glänzenden Ruf.

Während des ganzen folgenden Tages – es war der 14. September – setzte der Feind seine Angriffe auf unsere stark verkürzten und während der Nacht neu geordneten Linien fort. Die 36. Division war neuen feindlichen Angriffen ausgesetzt, und die 45. Division, die eine Linie westlich des Sele-Flusses hielt, wurde in dem Abschnitt, in dem wir durch unsere Begradigung die Lücke zwischen den amerikanischen und britischen Kräften geschlossen hatten, schwer angegriffen. Im britischen Abschnitt grub sich die 46. Division in den Hügeln rund um Salerno ein; die 56. Division stand in einer eingesehenen Ebene südöstlich von Battipaglia, wo der Feind ihre Bewegungen gut verfolgen konnte und in der Lage war, wiederholt Panzerangriffe gegen die Coldstream Guards der 201. Brigade und die 9. Königlichen Füsiliere der 167. Infanteriebrigade zu richten.

Nachdem ich am frühen Morgen eine Besprechung mit General Dawley hatte, fuhr mich um 7 Uhr Feldwebel Holden in Begleitung Captain Warren Thrashers in die einzelnen Frontabschnitte. Die

Fahrt im Jeep führte uns zuerst auf der Landstrasse in einen kleinen Seitenweg, der parallel zum Südufer des Sele verlief und dann ostwärts unserer Frontlinie bis zu der kritischen Stelle folgte, an der der deutsche Durchbruch tags vorher endlich zum Halten gebracht worden war. Wir hielten an Punkten, an welchen innerhalb unserer verkürzten Stellungen kleine Einheiten unserer Truppen aufgestellt worden waren. Es war klar, dass Offiziere und Mannschaften, die einem starken Trommelfeuer ausgesetzt gewesen, ermüdet waren. Überall, wo ich halten liess, suchte ich mit recht vielen unserer Leute ins Gespräch zu kommen. Ich erklärte ihnen, dass unsere Lage sich verbessert habe, dass wir Verstärkungen erwarteten und dass wir von nun an kein Stück mehr von dem Boden aufgeben würden.

«Ihr habt keinen Grund, verzagt zu sein», sagte ich. «Wir gehen keinen Zoll mehr zurück. Lasst euch das gesagt sein. Wir werden hier standhalten.»

Als die Leute die Lage verstanden, bewiesen sie wieder reichlich Mut und ich fühlte, dass sie meinem vorher ausgegebenen Tagesbefehl nachkommen würden.

An einer Stelle gingen wir zu einem Hügel in der Nähe jenes Abschnittes, wo unsere vorgeschobensten Posten eingegraben lagen. Ich untersuchte das rauhe Gelände vor uns in der Hoffnung, noch Leute ausfindig zu machen, die dort standhielten. Keinerlei Anzeichen bestätigten mir dies, indessen sah ich 18 Panzer, die sich anschickten, in unsere Linien einzudringen. Einen Augenblick lang hielt ich sie für eigene Panzer, aber ein Blick durch meinen Feldstecher überzeugte mich bald, dass es deutsche waren. Es war unschwer zu erkennen, dass sie eine schwache Stelle in unserer Verteidigung erspäht hatten und eben dabei waren, sie auszunützen. Wenn die 18 Panzer nur den Spähtrupp zu einem grossen Panzerangriff bildeten, dann befanden wir uns abermals in der grössten Gefahr, auseinandergerissen und an unseren Flanken schwer bedrängt zu werden. Hastig suchte ich mit meinem Feldstecher das im Hintergrund meines Blickfeldes gelegene Gelände nach Anzeichen ab, die das Anrollen eines grösseren Panzerverbandes verrieten. Aber nichts Verdächtiges zeigte sich meinen Augen. Das hiess freilich nicht, dass es dort hinten nicht doch noch Panzer gab. Ich konnte mir nicht denken, dass Kesselring sich eine so günstige Gelegenheit entwischen liess, an dieser Stelle einen kraftvollen Panzerangriff zu führen und bis zur See durchzubrechen.

Wir beeilten uns, in unsere Stellung zurückzukommen und forderten Pak und Pioniere an, die glücklicherweise nicht weit

waren. Kurze Zeit später schlug den feindlichen Panzern ein heftiges Abwehrfeuer aus unseren Linien entgegen, das die 18 Panzer zurückschlug.

Ich kann es bis heute nicht verstehen, warum es einem so fähigen General wie Kesselring misslang, bei solch einer Gelegenheit mit einer starken Angriffsmacht durchzustossen, oder warum er seine reichliche Rüstung – ursprünglich hatte er wahrscheinlich annähernd 600 Panzer in der Gegend von Salerno – in stückweisem Einsatz in kritischen Stadien der Schlacht einsetzte. Ich kann es nicht verstehen, aber ich kann dankbar dafür sein. Rückschauend fühle ich, dass dieses Versehen von Kesselring uns allein vor Unheil bewahrte.

Während meiner Besichtigungsfahrt an diesem Tag stiess ich auf eine Reihe Lastkraftwagen, die von der Front kamen. Es fiel mir auf, dass die Männer auf den Wagen Gasmasken trugen. Ich dachte zuerst, dass die Gasmasken gegen die von mir schon oft erwähnte Staubplage benützt wurden. Aber als ich sah, dass die Männer durchwegs die Gasmaske aufgesetzt hatten, hielt ich einen der Wagen an und erkundigte mich nach dem Grund hierfür.

Der Mann rief mir als Antwort zu: «Gasalarm!» Dabei deutete er nach rückwärts, gegen die Front. Einen Augenblick lang erinnerte ich mich des langen Für und Widers, das es bei den Beratungen vor der Landung unserer Truppen darüber gegeben hatte, ob die Soldaten ihre Gasmasken mit an Land nehmen oder zurücklassen sollten. Die Frage war deshalb von einiger Bedeutung, weil es wiederholt vorgekommen war, dass die als unnütze Last empfundene Gasmaske «verloren» wurde.

«Wo gibt es Gas?» fragte ich. «Wer hat Gasalarm gegeben?»

«Irgendwo an der Front», lautete der Bescheid. «Ich weiss nicht, wer es sagte.»

Es gab ganz sicher zur Zeit kein Gas an der Front und ich befahl den Männern, die Gasmaske abzunehmen. Später stellte es sich heraus, dass es tatsächlich in einem Frontabschnitt zu Gasalarm gekommen war. Natürlich war es ein falscher Alarm. Bei der nervösen Stimmung, die allenthalben herrschte, waren solche Vorfälle reichlich geeignet, ernste Unruhe zu verbreiten und zu verursachen.

Meine Fahrt fand ihren Abschluss mit dem Besuch der Stellungen der 45. Division (157. und 179. Regiment). Es handelte sich bei dieser Division um Truppen, die bereits an dem Feldzug gegen Sizilien teilgenommen hatten. Dementsprechend zeigten sie auch eine vorzügliche Haltung. Ihre Führung unter Generalmajor Troy

Middleton als Divisionär liess nichts zu wünschen übrig. An diesem Morgen hatten sie innerhalb einer Stunde durch ihre Artillerie 13 feindliche Panzer ausser Gefecht gesetzt. Während wir uns mit den Männern dieser beiden Regimenter unterhielten, standen wir ständig unter Artillerie- und Infanteriebeschuss. Die Soldaten zeigten sich davon jedoch nicht im Geringsten beeindruckt und gingen ihrem Geschäft nach wie Handwerker ihrer Arbeit. Ich hatte volles Vertrauen, dass diese Männer ihre Stellungen halten würden, was sich später bewahrheitete. Und so war es auch bei anderen Truppenteilen entlang der Front, an der der Feind in verzweifelten Kämpfen immer wieder zurückgeschlagen wurde.

Den ganzen Tag über unterstützten uns die Luftstreitkräfte in glänzender Weise. Es kam zu gross angelegten Luftüberfällen auf die feindlichen Linien und zu schweren Bombenangriffen im feindlichen Hinterland. Nachschub, Truppenkonzentrationen und Munitionslager erlitten empfindliche Schäden. Britische Kriegsschiffe manövrierten hart an der Küste und legten ein verheerendes Feuer aus ihren schweren Geschützen auf die Positionen des Feindes. In der Nacht des 14. September trafen mit Transportflugzeugen und Schiffen Verstärkungen ein. Das 509. Fallschirmjägerbataillon sprang unter dem Kommando von Oberstleutnant Doyle R. Yardley bei Avellino ab und fügte dem Feind in seinem Rücken beträchtliche Verluste zu. Yardley erlitt hierbei eine Verwundung. Da es uns nicht möglich war, mit unseren Truppen sogleich nachzustossen, um mit den Fallschirmjägern Verbindung zu bekommen, musste ich mir damals viel Kritik gefallen lassen. Es handelte sich zu dieser Zeit um den ersten Einsatz von Fallschirmtruppen hinter den feindlichen Linien. Richtig war auch, dass es damals eine Zeitlang schien, als hätten die Fallschirmjäger bei diesem kühnen Unternehmen schwere Verluste erlitten. Sehr wenigen Männern unter ihnen war es nur gelungen, sich bis zu unseren Linien durchzuschlagen. Später aber wurde bekannt, dass ein Grossteil der überaus kampftüchtigen Soldaten sich in dem dichtbewachsenen Hügelgelände verborgen gehalten hatte, wobei sie vielfach auch von italienischen Familien unterstützt wurden. Aus ihren Verstecken heraus machten sie zahlreiche Überfälle auf deutsche Nachschublinien und zerrissen die deutschen Verteidigungslinien. Innerhalb zweier Monate fanden 80 Prozent des Bataillons unversehrt den Weg zu den amerikanischen Stellungen zurück.

In jener Nacht, nachdem ich durch achtundvierzig Stunden nicht aus meinen Kleidern gekommen war, kam es mir zum Bewusstsein,

dass wir uns allmählich wieder von dem Schlag zu erholen begannen, den wir empfangen hatten. In diesem tröstlichen Gefühl erreichte mich eben zur rechten Zeit ein Brief Eisenhowers, in dem es hiess: *«Wir wissen, dass es euch dreckig geht, aber ihr könnt sicher sein, dass wir alles unternehmen, um euch die Truppenverstärkungen zu kommen zu lassen, die ihr so nötig habt . . .*

*Inzwischen vergiss nicht, dass wir eine Luftwaffe haben, die vor Ungeduld darauf wartet, Dich zu unterstützen, wann und wo immer Du es wünschst. Ich hoffe, Du wirst es nicht übersehen, eure Bombenlinien<sup>2</sup> so genau als nur möglich zu bezeichnen, damit unsere Bomber in ihren Bemühungen fortfahren können, Truppenansammlungen gegen euch zu zerstreuen. Du und Deine Männer haben wahrhaftig eine prächtige Leistung vollbracht. Wir alle sind mächtig stolz auf euch! Da aber der Erfolg der ganzen Aktion von Dir und Deinen Streitkräften abhängt, kannst Du unbesorgt sein, dass nichts bei der Beschaffung aller nur möglichen Hilfe vernachlässigt werden wird.»*

Es ist heute schon schwierig, einen Begriff davon zu vermitteln, was es mir damals bedeutete, eine solche Nachricht zu erhalten und zu wissen, dass wir auf die unbeschränkte Unterstützung zählen konnten in allem, was Ike in die Schlacht werfen konnte. Wir sassen in der Klemme, aber in dieser Lage liessen die Alliierten alle gewöhnlichen Differenzen und Meinungsverschiedenheiten einer unbeschränkten Zusammenarbeit nicht im Wege stehen. Ikes Brief bildete dafür ein leuchtendes Beispiel. Auch von Alexander erreichte mich eine Nachricht, die dieselbe Bereitschaft, uns beizustehen, zum Ausdruck brachte. Und alle Abteilungen der militärischen Dienste – ob britisch oder amerikanisch – bewiesen es durch ihre Beiträge zur Schlacht bei Salerno.

Begleitet von Luftmarschall Sir Arthur Coningham, kam Alexander am 15. September auf einem Zerstörer aus Bizerta zu einem Besuch in mein Hauptquartier. Die Herren sollten bei uns ein Frühstück einnehmen und ich hatte bereits eine Offiziersmesse für meinen Stab und die demselben angeschlossenen britischen und französischen Offiziere vorbereiten lassen, entschloss mich aber kurz darauf zu einer Änderung, weil die Einrichtung von meinem Standpunkt aus verfehlt war. Sie liess mir zu wenig Zeit und geringe Möglichkeit, dem schweren Druck meiner Arbeit nachzukommen. So

<sup>2</sup> Die Grenzlinie, die in den Karten entlang der Front gezogen wird, um die eigenen Truppen bei Bombenangriffen vor Treffern zu schützen.

wies ich Feldwebel Chaney an, meine Mahlzeiten in meinem Anhänger anzurichten. Dies behielt ich während des ganzen italienischen Feldzuges bei. Chaney war ein guter Koch, und ich konnte ein oder zwei Freunde einladen, wann immer es mir passte, oder allein bleiben, wenn mir danach zumute war. Oder wir würden, wenn erforderlich, auch Mahlzeiten servieren für Churchill, Ike oder den König von England – und Chaney tat es auch für diese vornehmen Leute.

Alexander schien befriedigt, dass wir die Krise überstanden hatten, die durch Kesselrings Gegenangriff entstanden war, und dass wir nun bald unsere Offensive gegen Neapel aufnehmen konnten. Wir suchten Dawley in seinem Hauptquartier auf und begaben uns anschliessend in den Kampfabschnitt McCreerys, wo wir Teile der Frontlinie besichtigten. Dabei bot sich uns Gelegenheit, einen Ausblick auf das Gelände der britischen 46. Division zu tun, das im Südosten Salernos lag. Dort waren die Männer Generalmajor John L. I. Hawkesworth's noch immer in erbitterte Kämpfe verwickelt.

Der Besuch Alexanders verschaffte mir die Möglichkeit, eine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die mich während des ganzen Verlaufes der Schlacht bei Salerno nicht wenig bedrückt hatte. Sie betraf Dawley. Nach kurzer Beratung mit Alexander kamen wir zu dem einmütigen Ergebnis, dass ein Wechsel im Kommando des VI. Korps notwendig sei. Ich hatte Schritte unternommen, um Dawley General Ridgway als Stellvertreter im Kommando zur Seite zu geben. Ich hoffte dadurch den Stand der Dinge wenigstens einigermaßen zu verbessern. Als mich wenige Tage später Ike besuchte, erstattete ich ihm von der Sache Bericht. Ike stimmte meinem Standpunkt bei und erklärte, dass er in der Person Generalmajors John P. Lucas Ersatz für Dawley schaffen werde. Zu diesem Zeitpunkt war die unmittelbare Gefahr im Brückenkopf behoben. Am 20. September setzte ich Dawley daher über die Lage in Kenntnis, entthob ihn seines Kommandos und wies ihn an, sich bei Eisenhower zu melden.

Inzwischen erhielt ich von General Montgomery durch einen Kurier Nachricht über den Vormarsch seiner Truppen entlang der italienischen Küste in Richtung Salerno. Montgomery schlug mir in seinem Schreiben vom 15. September vor: *«Vielleicht könnten Sie einen Erkundungstrupp auf der Strasse von Agropoli ausschicken. Er würde auf meine Truppen stossen, die sich bereits von Sapri aus in Marsch gesetzt haben ... Es hat den Anschein, als ob Sie bei Ihrem Unternehmen nicht den leichtesten Stand hätten. Ich*

*hoffe indessen aufrichtig, dass noch alles gut wird. Wir sind auf dem Wege, um Ihnen in Ihrer Bedrängnis beizustehen und es wird für mich ein grosser Tag sein, wenn wir uns tatsächlich vereinigen.»*  
Darauf erwiderte ich dem General: *«Ich werde mich freuen, Sie bald bei uns zu sehen. Wir haben die Dinge hier wieder fest in unserer Hand.»*

Angesichts des Umstandes jedoch, dass wir eben mit knapper Not dem Schicksal entronnen waren, vom Feind in die See gestossen zu werden, verspürte ich keine Lust, den Truppen Montgomerys einen Erkundungstrupp entgegenzuschicken. Ich machte daher von diesem Umstand in meinem Antwortschreiben keine Erwähnung.

Am 16. September sandte ich Ike einen detaillierten Bericht über den Wechsel in unserer militärischen Lage. Dabei versäumte ich nicht, ihm zu erklären, wie sehr die 36. Division unter den deutschen Gegenangriffen gelitten hatte. Meinem Bericht fügte ich schliesslich hinzu: *«Es geht nun wieder besser. Wo wir stehen, von da vertreibt uns niemand mehr. Heute Morgen haben wir eine Frontausbuchtung zwischen den Flüssen Sele und Calore ausgeglichen. Ich habe Darbys Streitkräfte an der linken Flanke im Raume Sorrento verstärkt. Darby war, wie immer, grossartig. Ich empfehle ihn daher zur Beförderung ... Ich bereite mich auf den Angriff auf Neapel vor. Wir haben Fehler gemacht, aber wir haben dabei gelernt. Es war eine harte Schule. Wir lernen noch immer weiter und ich bin deshalb sicher, Dich nicht zu enttäuschen.»*

Ich berichtete hierauf über unsere Verlustziffern innerhalb eines ungefähr eine Woche lang andauernden Kampfes. Dabei ergab sich, dass das britische X. Korps, das den härtesten Schlägen Kesselrings hatte standhalten müssen, 531 Gefallene, 1915 Verwundete und 1561 Vermisste zählte. Das amerikanische VI. Korps, dessen Stärke etwas mehr als die Hälfte des britischen Korps betrug, wies 225 Gefallene, 853 Verwundete und 589 Vermisste auf. Der grössere Teil der Vermissten beider Korps fand später heil und unversehrt zu ihren Truppen zurück.

Am 21. September sah ich Alexander in meinem Hauptquartier, wobei er die zukünftigen Aktionspläne der 15. Armeegruppe umriss. Indem er mit seinem Finger über die Landkarte Italiens fuhr, bezeichnete er die Grenze zwischen meiner Fünften und Montgomerys Achten Armee. Aufgabe der Fünften Armee war die Einnahme Neapels und der ohne Unterbrechung sich daran anschliessende Vorstoss über den Fluss Volturno. Unser Operationsgebiet erstreckte sich demnach entlang der westlichen Hälfte der

gebirgigen Halbinsel, während Montgomery an der östlichen Hälfte vorging. Unserer Offensive sollten sich polnische, französische, italienische und andere Einheiten anschliessen. Es war anzunehmen, dass wir ungefähr über vierzehn Divisionen verfügen würden. Dies entsprach wahrscheinlich einem geringfügigen Übergewicht gegenüber der Zahl der Divisionen, die den Deutschen in unserem Frontabschnitt zu Gebote standen.

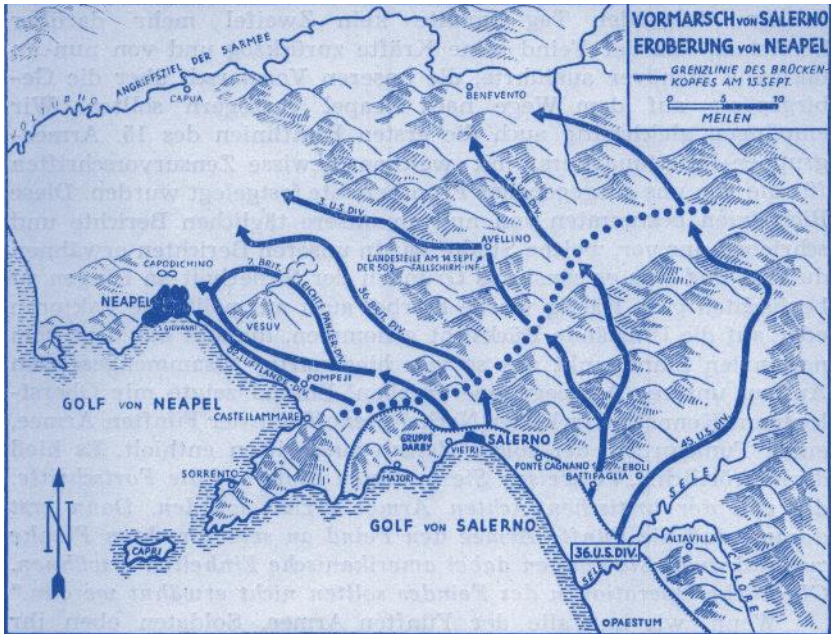
Am folgenden Tag konnte kein Zweifel mehr darüber herrschen, dass der Feind seine Kräfte zurückzog und von nun an taktische Manöver ausführte, die unseren Vormarsch über die Gebirgspässe auf dem Wege nach Neapel verzögern sollten. Wir empfangen gleichzeitig auch die ersten Richtlinien des 15. Armeegruppen-Hauptquartiers, mit welchen gewisse Zensurvorschriften für die von uns ausgegebenen Frontberichte festgelegt wurden. Diese Richtlinien bestimmten von nun an unsere täglichen Berichte und schrieben uns vor, welche Städte wir in unseren Berichten erwähnen durften und was es sonst aus Gründen der Sicherheit an Dingen zu beobachten galt. Häufig wurde hierbei auch auf politische Faktoren oder auf die Umstände Rücksicht genommen, die sich aus dem vom nationalen Standpunkt aus so verschiedenartig zusammengesetzten Aufbau unserer Armeegruppe ergaben. Einmal zeigte mir Oberstleutnant Kenneth Clark, der Nachrichtenoffizier der Fünften Armee, einen Funkspruch, der solche Zensurvorschriften enthielt. Es hiess darin wörtlich: *«Verweisen Sie in erster Linie auf die Fortschritte, die von der britischen Achten Armee erzielt wurden. Dann erst darauf, dass die Fünfte Armee den Feind an seiner rechten Flanke zurückdrängt. Sie können dabei amerikanische Einheiten erwähnen. Glückliche Operationen des Feindes sollten nicht erwähnt werden.»*

Wenn, wie im Falle der Fünften Armee, Soldaten eben ihr Äusserstes geleistet hatten, um in einer Schlacht zu bestehen, dann werden es diese Soldaten kaum verständlich finden, dass von diesen Dingen nicht die Rede sein soll, wohl aber von dem, was irgendwo anders geschah. Es war auch mir nicht verständlich. Zumal deshalb nicht, weil uns diese Einschränkung in einem Augenblick auferlegt wurde, in dem wir Anstalten trafen, neuen Schwierigkeiten in einem unwegsamen Gelände zu begegnen. Die Tatsache, dass der Feind sich zurückzog, bedeutete in diesem Zusammenhang so gut wie nichts, denn wir alle wussten nur zu gut, dass er nicht versäumen würde, uns Hindernisse in den Weg zu legen. Nichtsdestoweniger blieben wir jedoch an die neuen Vorschriften gebunden. Sie begleiteten uns während des ganzen italie-



nischen Feldzuges. Es war manchmal recht mühselig, innerhalb der zwingenden Zensurbeschränkungen unseren täglichen Frontbericht zu schreiben, ohne die Grenzen zu verletzen, die uns gezogen waren.

Der über eine Strecke von 30 Meilen sich hinziehende Vormarsch nach Neapel erwies sich als alles eher denn leicht. Kalte Regengüsse erschwerten den Truppen das Vorwärtskommen.



Kesselring zeigte sich zudem als Meister taktischer Operationen, die darauf gerichtet waren, das Tempo seiner Verfolger abzubremsen. Der Einsatz seiner Artillerie in dem gebirgigen Gelände, das wir zu überwinden hatten, verschaffte ihm jeden gewünschten Erfolg. Kleine Detachements motorisierter Infanterieeinheiten der Deutschen gruben sich auf Hügelabhängen mit ihren Maschinengewehren ein und machten uns nicht wenig zu schaffen. Scharfschützen beschossen unsere Truppen von der Spitze jedes Hügels aus und wir waren Meile um Meile gezwungen, sie in zeitraubenden und umständlichen Umgehungen einzukreisen, bevor wir unseren Marsch fortsetzen konnten. Während all dieser Massnahmen der

Marschsicherung aber erhielten wir heftiges feindliches Artilleriefeuer, das unseren Reihen manchen bitteren Verlust zufügte. Oft genügte ein gut eingebautes 88 mm-Geschütz, ein ganzes Tal mit Feuer zu bestreichen, welches erst nach vielen Stunden unschädlich gemacht werden konnte. Zu all diesen Übeln gesellte sich noch der Schlamm, der unsere Transportfahrzeuge festlegte; Soldaten und Maultiere mussten den Nachschub über rauhe Hügel befördern. Gesprengte Brücken im Verein mit Strassenminen gehörten zu Problemen, die uns ständig begleiteten. Jeder Hang, den wir zu erklimmen hatten, bot Anlass zu sorgfältigen Sicherheitsvorkehrungen. Seine Bewältigung bedeutete in jedem einzelnen Fall ein kleines taktisches Problem, das fast nie ohne blutige Verluste auf unserer Seite gelöst werden konnte.

Während dieser mühselige Vormarsch vor sich ging, stattete mir General Montgomery in meinem Hauptquartier einen Besuch ab, bei welchem wir die unmittelbar bevorstehenden Operationen besprachen. Der Befehlshaber der Achten Armee erklärte mir, dass er seine Streitkräfte auf breitem Raum auseinandergezogen habe und dass die dadurch bedingten komplizierten Nachschub Verhältnisse ihn daran hinderten, der westwärts gegen Neapel abschwendenen Fünften Armee direkten Beistand zu gewähren. Er hegte daher die Absicht, sich einen Stützpunkt für seinen Nachschub in der Nähe von Bari zu schaffen, rechnete aber nicht damit, dass er vor dem 1. Oktober die wichtigen Flugfelder von Foggia würde erreichen können.

Der britische General befehlissigte sich bei diesen Mitteilungen einer gewissen steifen Haltung, liess sie jedoch sofort fallen, als ich ihn mit den Worten anredete: «Bei der Fünften Armee handelt es sich gewissermassen um lauter junge Frontgrünhörner, die sich an ihre Sache machen, wie sie's eben verstehen, während die Achte Armee aus erfahrenen, frontbewährten Kämpfern besteht. Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns da und dort Fingerzeige geben wollten, wie man die Dinge richtig anpackt.»

Dies gefiel Monty unverkennbar. Von da an zeigte er sich von einer durchaus freundlichen Seite und bereit, mit uns zusammenzuarbeiten. Als später Presseleute und Photoreporter dazukamen, war Montgomery noch immer bester Laune.

«Wir machen unseren Weg durch Italien Schulter an Schulter», sagte er. «Wo wir Weihnachten feiern werden, weiss ich noch nicht. Ein Kriegsberichterstatte, der mich besuchte, bot mir eine Wette um fünf Schilling an, dass der Krieg zu Weihnachten zu Ende sein

würde. Ich habe die Wette angenommen. Er vergass nämlich das Jahr anzugeben.»

Als Montgomery sich zum Abschied anschickte, wurde er vertraulich.

«Kennen Sie Alexander näher?» fragte er.

«Nein», antwortete ich.

«Nun, ich kenne ihn gut. Sie werden von Zeit zu Zeit von ihm Instruktionen erhalten, die Sie nicht verstehen werden. In diesem Fall ist es am besten, Sie sagen ihm, er soll sich zum Teufel scheren.»

Ich dachte darüber einen Augenblick lang nach, dann antwortete ich: «Ich glaube, mir ist da eben etwas Besseres eingefallen, General. Wenn ich in die Lage kommen sollte, die Sie andeuten, dann werde ich es Ihnen mitteilen und Sie bitten, Alex an meiner Stelle diese freundliche Botschaft auszurichten.»

«Sie können sich darauf verlassen, dass ich das mit Vergnügen übernehmen werde», sagte Montgomery mit strahlendem Gesicht, während er in seinen Jeep kletterte und mir zum Abschied zuwinkte.

Ein oder zwei Tage später fand sich Brigadegeneral A. Blesse, Chef des ärztlichen Dienstes auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz, bei mir ein. Ich nahm diese Gelegenheit wahr, um Blesse meine Anerkennung für die von ihm bei Salerno organisierten Sanitätseinrichtungen auszusprechen. Vor unserer Invasion war es zwischen Briten und Amerikanern zu verschiedenen Auffassungen in der Frage des Einsatzes von weiblichem Pflegepersonal in den Frontlazaretten gekommen. Die Briten sprachen sich gegen einen solchen Einsatz aus, während ich, unbekümmert darum, den Entschluss fasste, Krankenschwestern in unsere Lazarette aufzunehmen, sobald wir Gelegenheit fanden, sie auf dem italienischen Festland einzurichten. So geschah es dann auch und ich kann bestätigen, dass die Schwestern in vorbildlicher Weise ihre Pflicht erfüllten. Ihre Anwesenheit im Rücken unserer Linien hat sich während des ganzen italienischen Feldzuges als eine wahre Wohltat erwiesen.

Um den 28. September waren unsere Vorbereitungen für den entscheidenden Vorstoss auf Neapel beendet. Oberst Darby stand mit seinen Truppen auf den Bergkämmen im Raume Sorrento-Salerno und verfügte über ausgiebige Verstärkungen durch Einheiten der Luftlandtruppen der 82. Division. Diese Streitkräfte stiessen unter Führung Ridgways in die neapolitanische Ebene vor. Zur gleichen Zeit drang das britische X. Korps in den Raum von

Castellamare, im Süden des Golfes von Neapel, ein. Am darauffolgenden Tag setzten die Truppen ihren Vormarsch fort, wobei sie ihr Weg um das Bergmassiv des Vesuvs herumführte.

An diesem Tag kam Oberst Frank Knox, Staatssekretär im Marineministerium, in mein Hauptquartier. Ich war sehr erfreut, ihn bei mir zu sehen, denn er war der erste Besucher aus den Vereinigten Staaten, der sich seit Beginn unseres nervenaufreibenden Kampfes an der italienischen Küste bei uns eingefunden hatte. Knox überbrachte mir eine ermutigende Botschaft Präsident Roosevelts und versicherte, dass man daheim sehr wohl die Schwierigkeiten einzuschätzen wüsste, welchen wir bei unseren Unternehmungen gegenüberstanden, und stolz auf uns sei für das, was wir bisher geleistet hatten. Dies zu hören erfüllte uns alle mit freudiger Genugtuung.

Bald darauf fand sich General Juin, der Kommandeur des französischen Expeditionskorps, das sich der Fünften Armee anschliessen sollte, bei uns ein. Am 1. Oktober fuhr ich mit Juin den Weg zur Front, in der Hoffnung, irgendwo in Richtung auf Neapel auf unsere Stellungen zu stossen. Ich war überrascht, dass unsere Fahrt sich so lange hinzog, bis wir die vordersten Linien erreichten, und mein Erstaunen wurde noch grösser, als wir auf diese Weise bis nach San Giovanni, der äussersten südlichen Grenze Neapels, kamen. Hier trafen wir auf die 23. Panzerbrigade der Briten und General Ridgway, der uns mitteilte, dass unsere Stosstrupps bereits in Neapel eingedrungen seien.

Diese Mitteilung brachte mich, so sonderbar dies klingen mag, im Augenblick in Verlegenheit. Da ich nämlich gemeinsam mit unseren Truppen in die Stadt einzuziehen wünschte, konnte ich dies aus politischen Gründen nicht gut in Gesellschaft Juins tun. Französische Truppen hatten an der Einnahme Neapels keinen Anteil genommen. Ich war daher wohl oder übel gezwungen, Juin zu verlassen. Nachdem ich mich dieser einigermaßen peinlichen Aufgabe entledigt hatte, kroch ich mit General Ridgway in einen Panzerwagen und wir fuhren, eskortiert von Einheiten der 82. Luftlandtruppen, in die Stadt.

Nachdem wir das Neapel beherrschende Hügelgelände besetzt hatten, stiessen wir rasch in die vor uns liegende Ebene hinab. Obwohl der Feind an allen Ecken und Enden arge Verwüstungen angerichtet hatte, war er doch verhindert worden, sein Zerstörungswerk zu vollenden.

Glücklicherweise hatten wir für die Besetzung Neapels schon

vorher Vorsorge getroffen. Man benachrichtigte uns nämlich schon einige Tage früher, dass in der Stadt Lebensmittelknappheit und Mangel an Medikamenten herrsche. Es war daher alles Nötige bereits veranlasst und wir waren darüber hinaus entschlossen, von uns aus alles zu unternehmen, um die Not der Bevölkerung so rasch als möglich zu lindern.

Man muss sich vergegenwärtigen, dass Neapel nicht nur ein grosser Hafen ist, den wir dringend brauchten, sondern auch die erste grosse Stadt, mit etwa einer dreiviertel Million Einwohner, war, die wir am Kontinent den Händen der Deutschen entrissen. Es war daher von grösster Wichtigkeit, dass die Besetzung der Stadt durch Alliierte Truppen einen günstigen Eindruck bei der Zivilbevölkerung hervorrief und dieser Umstand auch in anderen Städten bekannt werde, die sich noch in den Händen des Feindes befanden. Der amerikanische Brigadegeneral Edgar Erskine Hume wurde zum Chef der Alliierten Militärregierung in Neapel ernannt. Er war von Beruf Militärarzt, besass aber auch das Zeug zur umsichtigen und energischen Führung von Verwaltungsgeschäften, zum Verkehr mit den italienischen Behörden und zur Erfüllung des umfangreichen Pflichtenkreises, den die Sorge für ein so grosses Gemeinwesen mit sich bringt. Die ersten Aufgaben, die sich Hume angelegen sein liess, waren die Errichtung eines städtischen Gesundheitsdienstes und die Mobilisierung einer Feuerlöschmannschaft mit Spezialausbildung für den Luftschutzdienst. Noch bevor wir afrikanischen Boden verliessen, hatten wir uns einen Fachmann für die Bekämpfung von deutschen Brandbomben aus London kommen lassen, der uns in Algier mit den britischen Methoden vertraut machte, so dass wir, wenn wir Neapel besetzen würden, für den Notfall vorbereitet waren.

Vor dem Hafen der Stadt lagen unsere Schiffe, die wir mit Lebensmitteln, Medikamenten, Baumaterial und anderen Dingen, von welchen wir erwarteten, dass sie uns von Nutzen sein könnten, vollgeladen hatten. Sie warteten darauf, in den Hafen einzufahren und ihre Güter an Land zu bringen, sobald wir uns der Stadt bemächtigt hatten.

Diese und andere Angelegenheiten, die mit den Aufgaben für die nächste Zukunft zusammenhingen, gingen mir durch den Kopf, als ich in San Giovanni in den Panzerwagen kroch, um die Fahrt nach Neapel anzutreten. Ich hatte in Gedanken dieser Fahrt schon lange vorher entgegengesehen. Gewiss, es war ein hart erfochtener Sieg, aber unser Einzug in Neapel hatte wenig von einem Triumph-

zug an sich. Knapp vorher hatten die Deutschen einen Luftangriff auf die Stadt gemacht, und in allen Strassen, durch die wir fuhren, zeigte sich das Bild rauchender Trümmerstätten. Der Hafen selbst bot einen Anblick äusserster Verwüstung. Nicht einmal das alte Pompeji, zu dem uns schon früher unser Weg geführt hatte, erweckte in mir einen so kläglichen Eindruck, wie die zerstörten Hafenanlagen mit den Schiffswracks und den Trümmerresten von Docks und Lagerhäusern in Neapel.

Aber es gab in dieser Stadt noch etwas anderes, das auf mich einen Eindruck machte, den ich nie vergessen werde. Während wir durch die Strassen fuhren, zeigte sich auf ihnen kein einziges menschliches Wesen. Es war, als wären wir in einen Ort gekommen, der nur von unsichtbaren Geistern bewohnt wurde. Die Stadt lag wie ausgestorben da. Allenthalben gab es gewaltige Trümmerhaufen, ausgebrannte Häuser und unbrauchbar gewordene Fahrzeuge. Aber mit Ausnahme von ein paar Carabinieri erblickten wir nicht einen einzigen Menschen in den Strassen.

Wir fuhren zum Garibaldi-Platz. Die Königlichen Gardedragoner des britischen X. Korps waren die ersten Soldaten gewesen, die um 9.30 Uhr morgens die Stadt betreten hatten. Einheiten der 82. Luftlandtruppen versahen bereits Polizeidienst. Aber auch sie hatten bisher so gut wie keinen Kontakt mit der Zivilbevölkerung gewonnen.

Vom Garibaldi-Platz aus blickte ich nach allen Seiten, sah aber keinen einzigen Italiener. Dafür hatte ich das bestimmte Gefühl, dass Hunderte von Augen zwischen den Ritzen der Fensterläden nach uns Ausschau hielten, aus jedem Haus und Gebäude, die den Platz umsäumten. Als ich nachher wieder aus Neapel zurückfuhr, hatte sich daran nichts geändert. Kein einziger Zivilist kreuzte unseren Weg. Trotzdem wusste ich, dass ich von vielen gesehen worden war, die ich nicht sah. Es war ein unbehagliches Gefühl.

Bevor ich die Stadt wieder verliess, fand ich Zeit, einen Funkanspruch aufzugeben, durch den eine kleine Wette geregelt wurde, die ich mit General Gruenther über das Datum, an dem wir Neapel einnehmen würden, abgeschlossen hatte. Er lautete: *«Befinde mich mitten in der Stadt Neapel. Zehn Dollar, bitte.»*

Auf meiner Rückfahrt zum Hauptquartier war meine Stimmung weniger hochgemut, als ich sie mir für diesen Tag erwartet hatte. Es war für uns ein beschwerlicher Weg bis hierher gewesen und wir hatten einen hohen Preis für den kurzen Vorstoss in die Weichteile der Achse bezahlt. Der Gedanke an die Höhe dieses Preises

wurde nur teilweise durch das Bewusstsein aufgehoben, dass der Feind wahrscheinlich einen noch viel höheren Preis zahlen müssen als wir.

Im Geiste sah ich die mir so wohlvertraute Landkarte Italiens vor mir und den Weg, den unser Vormarsch in nördlicher Richtung zum Volturno und von dort über die gebirgigen Höhenzüge nach Rom nehmen sollte. Die ganze Strecke war ein rauher Weg.

Der Regen, der gegen die Windschutzscheibe meines Wagens schlug, trug nicht dazu bei, das Bild freundlicher zu gestalten, das ich mir im Geiste machte. Es würde auch ein schlammiger Weg werden!

# X

## AUF SCHLAMMIGEN WEGEN VOM VOLTURNO NACH CASSINO

### OKTOBER BIS NOVEMBER 1943

Am nächsten Nachmittag, dem 20. Oktober, hämmerte der Regen während des ganzen Weges nach Neapel gegen meinen Jeep. Wasser glitzerte auf der bleichen Strasse, tropfte von den Mauern der zerschmetterten Gebäude und bildete einen nebeligen Vorhang vor den aufsteigenden Hängen des Vesuvs. Ein kalter Wind blies den Regen gegen die Gesichter der Männer der 82. Fallschirmjägerdivision, während sie die Strassen der Stadt abpatrouillierten, und bespritzte die Zivilisten, die jetzt auf der Suche nach Lebensmitteln aus ihren Häusern auszuschwärmen begannen.

Ich begab mich direkt in Ridgways Hauptquartier und begann mit ihm, Brigadegeneral Hume und Brigadegeneral Arthur W. Pence zu arbeiten. Pence war ein Pionieroffizier, der als Befehlshaber einer vorgeschobenen Abteilung wertvolle und praktische Erfahrung in Tunis bei der Unterstützung der amerikanischen Kampftruppen gesammelt hatte; er war dazu ausersehen, das Armeepionierdepot zu leiten, das mich während des ganzen italienischen Feldzuges unterstützen sollte.

Nachdem wir Gelegenheit genommen hatten, die Stadt eingehend zu besichtigen, kamen wir zu der Feststellung, dass die von den Deutschen angerichteten Schäden – wiewohl noch schrecklich genug – doch nicht das Ausmass erreichten, das wir uns anfänglich vorgestellt hatten. Zwar waren alle Eisenbahnanlagen der Stadt zerstört, die wichtigsten Bahn- und Strassentunnels, die durch die Steilufer der Umgebung führten, blockiert und praktisch der gesamte Fahrpark weggeschafft, aber es schien, dass sie ihre meiste Zeit darauf verwendet hatten, den Hafen zu zerstören. Bei der ersten flüchtigen Besichtigung glaubten wir, dass der für uns so wertvolle Hafen für viele Wochen unbenützt bleiben würde. An den Landeplätzen und an Stellen, wo sie die Einfahrt in den inneren Hafen versperrten, waren Schiffe versenkt worden. Lagerhäuser



und alle Einrichtungen, die Ab- und Verladezwecken dienten, waren planmässig demoliert. Um die Lage noch mehr zu erschweren, gab es in der Stadt weder Wasser noch elektrischen Strom, während die Kanalisationsanlagen durch alliierte Bombenangriffe in bedeutendem Umfang zerstört worden waren.

Nun aber traten General Pence und die Truppen seines Pionierdepots auf den Schauplatz, um ein Wunder an Wiederaufbau zu vollbringen, bei dem die Hauptrolle von unseren Sappeuren gespielt wurde. Zum Glück verfügten wir über eine grosse Anzahl Offiziere, die als Ingenieure im Zivilleben Erfahrungen bei den gigantischen Bauprojekten erworben hatten, für deren Durchführung ihre Gilde während der letzten 125 Jahre in den Vereinigten Staaten verantwortlich war. Dadurch waren sie an die Lösung von schwierigen Problemen gewöhnt, und in diesem Falle beabsichtigten sie nicht, sich einschüchtern oder lang aufhalten zu lassen bei der Aufgabe, den Hafen von Neapel aufzuräumen. Kaum war die Stadt in unseren Händen, traten sie mit einer vollständigen Organisation von Bau- und Spezialbataillonen an, Schuttabfuhr-Kompanien, Förderkränen, Dampfschaukeln, Ramm-Maschinen und dem ungeheuren und verwickelten Apparat, den ihre Tätigkeit erforderte.

Fast über Nacht legten Ramm-Maschinen durch tonnenschwere Schuttmassen, die von zerbombten Häusern stammten, Verkehrswege frei. Auf sinnreiche Weise liess man versunkene Schiffe im Hafen auf dem Meeresgrund liegen und benützte sie zu Unterwasserfundamenten beim Aufbau von Notlandeplätzen. Bereits am 3. Oktober, zweiundsiebzig Stunden nach unserem Einmarsch in Neapel, gab es im Hafen Landungsmöglichkeiten für Leichterschiffe und freigemachte Wege für den Transport von Gütern vom Hafen zu den Abladestellen. Am darauffolgenden Tag war der erste Ankerplatz für grössere Schiffe fertiggestellt und Tag um Tag wurden diese Plätze vermehrt. Innerhalb einer Woche konnte man von einer ständigen Wareneinfuhr im Hafen von Neapel reden, und es dauerte nicht lange, so erreichte die Ausladeziffer eine Höhe von 20.000 Tonnen täglich.

In der nun folgenden Zeit hatten wir einen harten Kampf gegen Krankheiten in der Stadt zu bestehen. Nicht minder galt unsere Sorge den Zeitbomben, welche die Deutschen über dem Zentrum der Stadt abgeworfen hatten, um wichtige Gebäude zu zerstören. Hume verstand es ausgezeichnet, die werktätige Mithilfe der Italiener an den Arbeiten sicherzustellen, und Pence versorgte die Stadt wieder mit Trinkwasser, Strom, Kanalisation und Tele-

phon. Wir überwandem rasch die meisten Hindernisse in unserem Hinterland und vermieden dadurch Verzögerungen, die für den Feind unschätzbar gewesen wären.

Bei den Wiederinstandsetzungsarbeiten im Hafen von Neapel hatten wir die wertvolle Unterstützung britischer Pioniertruppen. Vizeadmiral J. Anthony V. Morse von der Königlichen Kriegsmarine und Commodore W. A. Sullivan von der US.-Kriegsmarine verdankten wir die Säuberung der angrenzenden Gewässer von magnetischen Seeminen und die Bergungsaktionen im Hafen selbst. Das was an mühseligen und gefährvollen Arbeiten in Neapel geleistet wurde, stellte nur einen geringen Teil der gemeinsamen Arbeit britischer und amerikanischer Pioniertruppen auf dem Kriegsschauplatz des Mittelländischen Meeres dar, obwohl diese gerade in Neapel am anschaulichsten zur Geltung kam und am meisten unsere Anstrengungen unterstützte, rasch dem sich zurückziehenden Feind zu folgen.

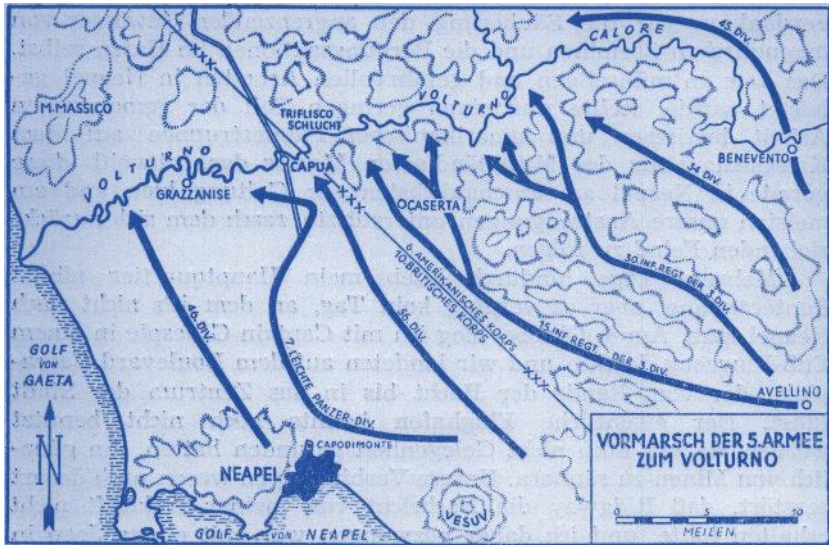
Mehrere Tage hindurch blieb mein Hauptquartier nächst Pontecagnano, aber es verging kein Tag, an dem ich nicht nach Neapel kam. Am 4. Oktober flog ich mit Captain Gillespie in einem Cub-Flugzeug dorthin und wir landeten auf dem Boulevard Carra-giola, der vom Rande der Bucht bis in das Zentrum der Stadt führt. Der eigentliche Flughafen konnte noch nicht benützt werden, da wir noch nicht Gelegenheit gefunden hatten, ihn gänzlich von Minen zu säubern. Unsere Verbindungen waren noch derart zerstört, dass Ridgway die Nachricht von meiner Ankunft nicht erhalten hatte, und ich daher gezwungen war, mit einem Jeep in sein Hauptquartier zu fahren.

Der Vormarsch der Fünften Armee über Neapel hinaus ging zwar langsam, aber stetig vor sich. Ich konnte an diesem Tage zwei Telegramme zur Aufgabe bringen, die mich beide mit Genugtuung und Freude erfüllten. Das erste Telegramm war an Eisenhower gerichtet. Es enthielt die Meldung, dass die von uns erreichten Fortschritte unserer Operationen mich in die Lage versetzten, demnächst mein Hauptquartier nach Neapel zu verlegen. Das zweite war an meine Frau in den Vereinigten Staaten gerichtet und drückte mein Bedauern aus, keine Zeit für Einkäufe zu haben, weswegen ich ihr Neapel als Geburtstagsgeschenk überreiche.

Am ersten Sonntag, den wir in Neapel verbrachten, wohnten wir dem Gottesdienst in der grossen Kathedrale bei. Viele tausend britische und amerikanische Soldaten aller Glaubensbekenntnisse und Sekten nahmen an der sonntäglichen Andacht gemeinsam mit

den Offizieren meines Stabes, General McCreery und mir teil. Wir alle dankten an, diesem Tag Gott für den Schutz, den er uns im ersten Monat unserer harten Kämpfe auf europäischem Boden hatte angedeihen lassen.

Unmittelbar nach dem Gottesdienst explodierte die erste deutsche Zeitbombe in der Artilleriekaserne, der Unterkunft des



Pionierbataillons der 82. Fallschirm jägerdi vision. Ein Teil des Gebäudes wurde dabei vollständig zerstört. Ich begab mich sofort in die Kaserne und half tote und verschüttete Soldaten aus den Trümmern der Kaserne bergen. Ich zählte vierzehn Tote und mehr als fünfzig Verwundete. Weit mehr lagen noch unter den eingestürzten Mauern begraben. Dies war der erste solcher Zwischenfälle, die sich in den folgenden Wochen in Neapel ereigneten.

Die Einnahme Neapels hielt unseren Vormarsch auf Rom eigentlich nicht auf. Die feindlichen Hauptstreitkräfte fielen auf eine starke Verteidigungslinie entlang der Windungen des Voltumo-Flusses zurück, doch gab uns das nicht die Möglichkeit, bis zur Erreichung dieser Stellung Verzögerungsmanöver zu vermeiden.

Zur Fortsetzung unserer Offensive verfügte ich noch immer über das britische X. Korps und das amerikanische VI. Korps. Das

letztere wurde von General Lucas kommandiert. Insgesamt waren es 100.000 Mann<sup>1</sup> Kampftruppen.

Den von uns ausgearbeiteten Plänen zufolge hatte McCreerys X. Korps ungefähr 30 Meilen nördlich, entlang der fruchtbaren Küstenebene, gegenüber der Kette des Monte Massico, bis zum Volturmo vorzugehen, mit seinem rechten Flügel 15 bis 20 Meilen landeinwärts. Dem VI. Korps war eine Richtung parallel zu der des britischen Korps vorgezeichnet. Sie führte durch gebirgiges Terrain und umspannte eine Frontbreite von ungefähr 30 Meilen. Anschliessend an das X. Korps würde es bis zum Volturmo vordringen, mit einer Frontbreite von der Triflisco-Schlucht (der geeignetste Flussübergang) östlich bis zu der Stelle, an der der Fluss sich mit dem Calore vereinigt. (Eine zufällige Namensgleichheit mit dem bescheideneren Calore-Fluss bei Salerno.) Die weitest östlich gelegene amerikanische Kampfeinheit sollte nach unserem Plan Middleton 45. Division sein. Ihr war die Aufgabe zugewiesen, über den Calore hinaus vorzustossen und die linke Flanke des Feindes an jener Stelle zu bedrängen, an welcher sich das Flussbett des Voltumo jäh nach Norden wendet. Middleton stiess an der bezeichneten Stelle auf harten Feindwiderstand. Auch die 3. Division wurde im Mittelabschnitt unserer Front bei dem Versuch, die deutsche Nachhut über den Voltumo zu treiben, in erbitterte Gefechte verwickelt.

Die vorgehenden Truppen litten zusätzlich unter Winterregen, gepeitscht durch eisigen Wind. Die 34. Division kam gegen schwachen Widerstand vorwärts, aber in so schweren Regenstürmen, dass ihr rollendes Material im Schlamm der bergigen Wegspuren steckenblieb und es für sie unmöglich wurde, unseren Zeitplan einzuhalten.

In glänzender Weise brachte sich innerhalb dieser Periode des Feldzuges das 100. Bataillon zur Geltung, das erst kürzlich dem Verband der 34. Division angeschlossen worden war. Dieses Bataillon setzte sich aus Japanern zusammen, die in den Vereinigten Staaten beheimatet waren. Es sollte eine der wertvollsten Einheiten

<sup>1</sup> Das X. Korps bestand aus den folgenden alten und kampfbewährten Divisionen: der 46. Division unter Generalmajor John L. I. Hawkesworth, der 56. Division unter Generalmajor Gerald W. R. Templer und der 7. Panzerdivision unter Generalmajor George W. E. Erskine. Das VI. Korps bestand aus der 3. Division unter Generalmajor Lucian K. Truscott jun., der 34. Division unter Generalmajor Charles W. Ryder und der 45. Division unter Generalmajor Troy H. Middleton.

der Fünften Armee werden. Das 100. Infanteriebataillon wurde in der Gegend von Pearl Harbour aufgestellt. Es bildete die erste japanisch-amerikanische Einheit in der amerikanischen Armee und bestand aus Hawaiianern japanischen Ursprungs, die sich aus der Umgebung von Pearl Harbour rekrutierten. Das Bataillon wurde im Juni 1942 aktiviert und am 22. September 1943 der Fünften Armee bei Salerno zugeteilt. Wenige Monate ausgenommen, in welchen es in Südfrankreich zum Einsatz kam, kämpfte das 100. Bataillon grossartig den ganzen italienischen Feldzug durch. Es wurde vom Präsidenten lobend erwähnt, als es im Juni 1944 nördlich von Piombino ein deutsches SS-Bataillon vernichtete. Es war noch an vielen anderen Unternehmungen beteiligt, erlitt schwere Verluste und erwarb an Tapferkeitsauszeichnungen 14 Kreuze für ausserordentliche Verdienste und 75 Silberne Sterne. Es schien, dass diese Nisei-Truppen von dem Verlangen beseelt waren, die Loyalität vieler Tausender von Amerikanern japanischer Herkunft unter Beweis zu stellen, und sie zahlten dafür wahrhaftig einen hohen Preis. Ich war stolz auf sie als Angehörige meiner Fünften Armee.

Auf dem Marsch zum Volturno, seinem ersten Einsatz in den Kampf, bildete das 100. Bataillon die Vorhut einer Kampfeinheit in Regimentsstärke und legte eine Entfernung von nahezu 20 Meilen, trotz schwierigster Gebirgsstrassen, in 24 Stunden zurück. Ich meldete Eisenhower am 8. Oktober, dass das 100. Bataillon das ihm anbefohlene Operationsziel erreicht habe und, wann immer der Feind Widerstand bot, rasch zu einem Gegenstoss bereit war.

Die wiederholt erwähnten Schwierigkeiten der Strassen- und Witterungsverhältnisse, unter welchen die Japaner ihre Feuertaufe empfangen, waren an der Verzögerung schuld, mit welcher der Kern unserer Truppen in die Kämpfe um die Überquerung des Volturno eingriff. Die Durchbruchgruppe des 30. Infanterieregiments der 3. Division, die abgelöst werden sollte, sobald sie den Zugang zum Fluss freigelegt hatte, berichtete am 9. Oktober, dass ihr gesamter Fuhrpark einschliesslich Funkgeräte unbeweglich im Schlamm steckengeblieben sei, bis auf 8 Jeeps. Eines der Bataillone hatte viele Verluste durch Artilleriefeuer und die Verwundeten mussten auf Tragbahnen fortgeschafft werden. Dazu kam noch, dass die Soldaten bisher wegen Schiffsverzögerungen noch keine Felddecken bekommen hatten und sie bei Kälte jämmerlich froren, zumal da sie für den Winter noch nicht eingekleidet waren.

Die Beeinträchtigung unserer Offensive durch Schlamm und Regen machte sich so ernsthaft geltend, dass ich mich, um für das

Unternehmen voll vorbereitet zu sein, gezwungen sah, den Zeitpunkt unseres Angriffes am Volturno um drei Tage zu verschieben und hierfür die Nacht vom 12. auf den 13. Oktober festzusetzen. Die deutsche Linie war für die Verteidigung eines Flusses wie geschaffen, auch dann, als die 45. Division die Höhenzüge erfolgreich besetzt hatte, um unsere rechte Flanke zu sichern. Auf unserer Seite war der Zugang zum Fluss eben und bot wenig Deckung. Auf der deutschen Flussseite jedoch gab es Abschnitte auf hohen Gebirgszügen, von denen aus der Feind vollkommenen Ausblick hatte. Von dort aus beherrschten seine schweren Geschütze die ganze Front, besonders aber die Umgebung der Triflisco-Schlucht, wo einer der Hauptpunkte lag, an dem amerikanische Truppen den Flussübergang mit schweren Waffen und Gerät zu bewerkstelligen hatten. Solange der Feind den Triflisco-Kamm beherrschte, konnte er jeden Versuch unsererseits, eine Brücke über den Fluss zu schlagen, vereiteln. Unsere Aufgabe bestand daher nicht nur darin, den angeschwollenen und reissenden Fluss, der an einzelnen Stellen eine Breite von 60 bis 90 Meter erreichte, zu bezwingen, sondern auch darin, die Deutschen ohne Atempause von den hohen Gipfeln auf der gegenüberliegenden Seite zu vertreiben.

Dieselbe Situation war östlich der Triflisco-Schlucht, wo die Deutschen sich am Monte Monticello und dahinter, noch weiter vom Fluss entfernt, am Monte Caruso verschanzt hatten. Westlich der Triflisco-Schlucht aber standen die Briten nach Überquerung des Flusses vor der Aufgabe, über vollständig ebenes Gelände hinweg gegen die deutschen Geschütze am Monte Massico anzustürmen. Wie man die Dinge auch ansah, es änderte sich nichts daran, dass unsere Truppen gezwungen waren, zuerst einen heimtückischen Fluss zu überqueren und dann, dem feindlichen Feuer ausgesetzt, steile Hänge emporzustürmen.

Mehrere Nächte hindurch sandten wir Patrouillen aus, um den besten Übergang über den Fluss ausfindig zu machen. Die Männer, die sich dieser Aufgabe unterzogen, verrichteten wahre Heldentaten. In pechschwarzer Finsternis gerieten sie ins Geplänkel mit feindlichen Spähtrupps und Vorposten, während sie mühselig auf dem glitschigen Boden des Flussufers sondierten und bis über die Hüften im eiskalten Wasser des Volturno wateten. Eine Patrouille, ein Beispiel für viele, machte mehrere vergebliche Versuche, den Fluss zu überqueren. Bei einer letzten Anstrengung gelang es, durch die rasche Strömung wadend, das aufgeweichte, mit Gestrüpp bestandene Ufer zu erreichen, hinter dem die Deutschen verborgen

waren. Hier zogen die Männer das feindliche Feuer auf sich und mussten sich zurückziehen und durch die Dunkelheit zum Südufer zurückstolpern. Diese Patrouille verlor drei Tote, vier Mann wurden verwundet, aber sie berichteten, dass ein Übergang möglich sei.

Die Nachrichten, die von diesen Männern gesammelt wurden, wurden im Hauptquartier zusammengetragen und die Truppe über die Bedingungen unterrichtet, denen sie gegenüberstehen würde. Ungefähr tausend Schwimmjacken, die in einem italienischen Lagerhaus gefunden wurden, kamen bei der 3. Division zur Verteilung. Einzelne Einheiten erhielten Sturmboote und Schlauchboote. Andere fertigten sich selbst Flösse an, um Waffen hinüberzubringen.

Am 12. Oktober vereinbarte ich mit General House die für unseren Angriff so wichtige Unterstützung durch Kampfflieger. Dann machte ich mich an die Besichtigung des britischen Kampfabschnittes und verweilte im Hauptquartier des X. Korps, um mit McCreery zu beraten. Er war in pessimistischer Stimmung, und nach einer kurzen Aussprache regte ich einen Spaziergang an, hauptsächlich um mit ihm offen und ausser Hörweite der Mitglieder seines Stabes sprechen zu können.

Ich muss hier einfügen, dass es üblich ist, den Angriff auf eine Flussstellung in möglichst breiter Front zu führen, um den Gegner möglichst über die Hauptangriffsstelle zu täuschen und ihn zu verhindern, seine Kräfte am kritischen Punkt zusammenzuziehen. Als Folge dieser Übung soll der Angreifer mehrere Pläne bereit haben: einen Angriffsplan und mehrere Eventualpläne, falls ein Angriff an einer bestimmten Stelle ergäbe, dass dort der Übergang durchgeführt werden kann. Am Volturno hatten wir die Vorzüge mehrerer Pläne durchbesprochen und besonders die Frage erörtert, ob wir gleichzeitig an der ganzen Front angreifen sollten.

McCreery wies darauf hin, dass seine britischen Truppen sich auf flachem Gelände befänden und auch nach Überwindung des Flusses auf einer Ebene zu kämpfen hätten, die dem Feuer des Feindes von seinen Höhenstellungen her ausgesetzt sei. Seiner Meinung nach befand sich das VI. Korps in einer besseren Lage und sollte daher auch zuerst den Angriff führen. Die Briten aber sollten erst einen Tag später den Volturno überschreiten, da dann anzunehmen war, dass der Feind bereits von den Amerikanern an der Flanke gepackt und daher nicht mehr in der Lage sein werde, seine Abwehr uneingeschränkt gegen das X. Korps zu richten.

Alle diese Erwägungen waren angestellt worden, ehe ich den Befehl zum gleichzeitigen Angriff entlang der ganzen Front gegeben

hatte. Als ich in McCreerys Hauptquartier gekommen war, hatte ich keine Bedenken im Voraus erwartet. Da ich ihn aber als einen Mann kannte, der vor einer offenen Aussprache nicht zurückschreckte, forderte ich ihn, während wir nun unseren Spaziergang über die Felder machten, auf seine Meinung zu äussern. McCreery sagte: «Ich stehe nicht an zu erklären, dass ich als Kommandant der britischen Truppen und als einer, der seine Erfahrungen im ägyptischen Feldzug gegen Rommel gesammelt hat, vor keiner schwierigeren Aufgabe gestanden bin, als dieser. Sie wissen, wie ich über einen gleichzeitigen Angriff denke. Ich war von Anfang an dagegen. Ich füge mich natürlich Ihrem Befehl und wir werden ihn selbstverständlich ausführen. Aber ich muss offen sagen, dass es mir Verlegenheit bereitet, wenn ein Amerikaner britischen Truppen einen Befehl erteilt, der ihnen nicht genehm ist.»

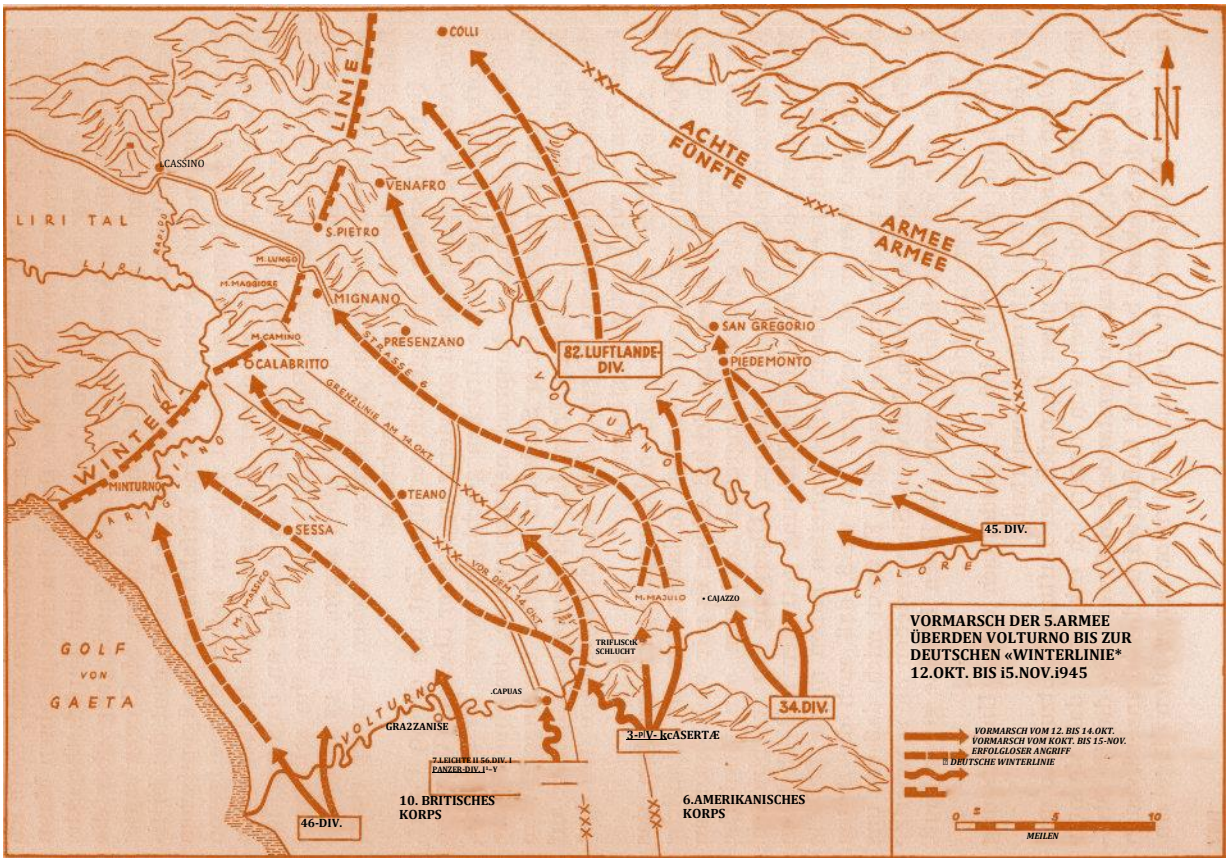
Unser Gespräch bewegte sich geraume Zeit um diesen Punkt. McCreery sah es als äusserst schwierig an, Panzer über den Volturno zu bringen, solange keine Brücken geschlagen waren. Er erklärte, dass es ihn drei Tage in Anspruch nehmen würde, um eine Brücke bei Grazzanise zu bauen, einer Stadt am Volturno, die ungefähr im Mittelabschnitt der britischen Front lag. Er könne im Hinblick auf das flache Gelände nichts Wesentliches ausrichten, solange ihm dort keine Panzer zur Verfügung ständen.

«Schön, Dick», sagte ich. «Ich habe ursprünglich erwogen, das VI. Korps den ersten Angriff machen zu lassen, um die feindliche Flanke aufzurollen. Aber zum Schluss schien es mir viel besser, an der ganzen Front gleichzeitig angreifen zu lassen, um feindliche Kräfteansammlungen gegen unseren Übergang zu verhindern. Meine Entscheidung ist in dieser Richtung getroffen und ich kann sie jetzt nicht mehr ändern. Alle Einheiten haben meine Befehle erhalten und werden sie befolgen. Ich weiss, dass auch die Briten hierin keine Ausnahme machen werden. Es freut mich, dass wir uns so offen ausgesprochen haben. Ich weiss, Sie verstehen die schwierige Lage, in der ich mich befinde, wenn ich Ihnen Befehle geben muss, die Ihnen nicht genehm sind.»





Ich hatte das Gefühl, dass wir beide nach dieser Unterredung ein Gefühl der Erleichterung verspürten.

Dann wandte sich unser Gespräch der Luftunterstützung zu und ich war mit Sonderplänen, von denen ich erkannte, dass sie notwendig waren, durchaus einverstanden. McCreery zog die 46. Division, von der Seeküste beginnend, flussaufwärts, die 7. Panzerdivision nahm den Mittelabschnitt und die 56. Division den rechten Flügel ein.





**VORMARSCH DER 5. ARMEE  
 ÜBER DEN VOLTURNO BIS ZUR  
 DEUTSCHEN «WINTERLINIE»  
 12. OKT. BIS 15. NOV. 1945**

-  VORMARSCH VOM 12. BIS 14. OKT.
-  VORMARSCH VOM OKT. BIS 15. NOV.
-  ERFOLGLOSER ANGRIFF
-  DEUTSCHE WINTERLINIE



10. BRITISCHES  
 KORPS

6. AMERIKANISCHES  
 KORPS

46. DIV.

34. DIV.

3. PV - CASERTA

45. DIV.

82. LUFTLANDE  
 DIV.

ACHTE  
 FUNFTE  
 ARMEE  
 ARMEE



Das VI. Korps schloss mit der 3. Infanteriedivision an die Briten an, dann folgte die 34. in der Mitte und die 45. am rechten Flügel. Ein strahlender Vollmond stand um die Mitternachtsstunde über dem friedlichen Tal, als 600 Geschütze mit einem Schlag ihr Feuer auf die deutschen Stellungen eröffneten. Den Fluss entlang traten Mörser, Maschinengewehre und leichte Waffen gleichzeitig in Aktion und Rauchbomben wurden vor den Höhen abgeworfen, von denen der Feind in unsere Stellungen heruntersah.

In der Nähe der Triflisco-Schlucht war das Feuer des 1. Bataillons des 15. Infanterieregiments, unterstützt von den schweren Waffen des 30. Infanterieregiments, am heftigsten. Während dieses Ablenkungsmanöver seinen Verlauf nahm, trat von den Verbänden der 3. Division das 7. Infanterieregiment zum Hauptstoss an einem weiter östlich gelegenen Punkt an. Dort bildete der Fluss eine Haarnadelkurve und das 1., 2. und 3. Bataillon machte sich an dieser Stelle an seine Aufgabe.

Fünf Minuten vor 1 Uhr stiessen sie ihre Boote und schweren Flosse vom Ufer ab, wateten durch das eisige Wasser und suchten an Seilen entlang, die in aller Eile von Ufer zu Ufer gespannt wurden, ihren Weg. Die Deutschen eröffneten ein mörderisches Infanteriefeuer auf die Angreifer, schossen aber, da sie hinter einer Uferbank verborgen lagen und dadurch einen etwas überhöhten Standpunkt einnahmen, über die Köpfe hinweg. Andererseits machte die Lenkung der von unseren Männern selbst fabrizierten Flosse Schwierigkeiten. Die meisten Fahrzeuge barsten in der reissenden Strömung mitten auseinander. Viele losgerissene Baumstämme mit sich daran festklammernden Soldaten wurden abgetrieben und die Männer gezwungen, ins Wasser zu springen und schwimmend das feindliche Ufer zu erreichen.

Die meisten Männer des 1. Bataillons erreichten auf diese Weise eine Sandbank, die im toten Raum der feindlichen Uferböschung lag, und arbeiteten sich von dort flussaufwärts bis zu einer kleinen Bucht vor, von wo sie auf die Felder auschwärmten und die Flanken des 2. und 3. Bataillons deckten. Diese beiden Einheiten stürmten ihrem Hauptziel, der Besetzung des Monte Majulo, zu, der fast zwei Meilen entfernt im Norden lag. Das 15. Infanterieregiment hatte unterdessen den Fluss an der rechten Flanke des 7. Regiments überschritten, den Feind in hartem Nahkampf zurückgeworfen und den Monte Monticello erstürmt. Um dieselbe Zeit unternahm das 30. Infanterieregiment, nachdem es vorher nur ein Ablenkungsmanöver ausgeführt hatte, nun auch tat-

sächlich den Versuch, den Voltorno an der Triflisco-Schlucht zu überqueren und die gegenüberliegenden Höhenzüge zu bezwingen. Dieser Angriff sollte in Zusammenarbeit mit einem Flussübergang der 56. britischen Division erfolgen, welche versuchen sollte, die feindlichen Höhenzüge von einem Punkt in der Nähe von Capua zu flankieren. Unsere Ablenkungstaktik zu Beginn des Angriffes hatte jedoch so starke Feindkräfte an der Triflisco-Schlucht versammelt, dass beide Unternehmungen zurückgeschlagen wurden. Obwohl das 30. Regiment seinen Versuch am Tage mehrfach wiederholte, wurde uns der Erfolg erst zuteil, nachdem das 7. Infanterieregiment die empfindliche Flanke des Feindes getroffen hatte. Dadurch fiel dieser starke deutsche Stützpunkt am Triflisco in unsere Hände.

Im britischen Frontabschnitt setzte die 7. Panzerdivision nach anfänglich schwerem Feindwiderstand über den Fluss. Auch die 46. Division machte im Mündungsgebiet des Voltumo gute Fortschritte. Lediglich die 56. Division wurde im Raum von Capua vom Feind zurückgeschlagen und vermochte den Fluss nicht zu überschreiten. Infolgedessen verschob ich später die Abschnittsgrenzen der beiden Korps, so dass eine 30-Tonnen-Brücke, die von den Pionieren der 3. Division in der Triflisco-Schlucht errichtet worden war, in den britischen Sektor fiel, und dort vollzog die 56. Division dann den Übergang.

Jedenfalls war es am Abend des ersten Tages der Fünften Armee gelungen, den Feind an einzelnen Punkten so schnell aus seinen Stellungen am Voltorno zu werfen, dass er nicht einmal mehr Zeit gefunden hatte, Sprengungsarbeiten zu vollenden oder Strassen zu verminen. Als Alexander am Nachmittag in mein Hauptquartier kam, drückte er seine volle Zufriedenheit über die von uns errungenen Erfolge aus. Sehr zu meiner Genugtuung billigte er bei dieser Gelegenheit auch meinen Entschluss eines gleichzeitigen Angriffes aller Truppen entlang unserer Flussfront.

Obwohl der Durchbruch der deutschen Linien am Voltorno um die Mitte Oktober vollendet war, sahen wir uns doch in den folgenden Wochen neuen, noch schwierigeren Geländeverhältnissen und den ärgsten Wetterunbilden während des ganzen Feldzuges gegenüber. Der Regen brach in wahren Strömen vom Himmel herab und unsere Fahrzeuge blieben bis über die Naben ihrer Räder in Schlamm und Morast stecken. Im Flachland bildeten sich ausgedehnte sumpfige Seen, und die deutsche Nachhut störte aus geschickt eingegrabenen Höhenstellungen unseren Vormarsch. Durch Aussagen

von Kriegsgefangenen erfuhren wir, dass der Feind seine Hauptmacht in sogenannte Winterstellungen gebracht hatte, eine starke Vorpostenlinie zur Gustav-Linie, die die Täler des Liri und Rapido gegen den Süden zu abriegelte. Aber von Mitte Oktober bis Mitte November glaubten die müden, schlammbedeckten und frierenden Männer der Fünften Armee, als sie sich Zoll um Zoll den Weg über holperiges Gelände erkämpften, gegen die Hauptverteidigungslinien der deutschen Winterstellung vorzugehen.

Die 34. Division zog längs der beiden Ufer des in vielen Krümmungen sich hinschlängelnden Volturno weiter, wobei sie den Fluss vielfach in wechselnder Richtung überqueren musste. Die 45. Division kam in den Genuss einer kurzen Ruhepause, nachdem sie in harten Gefechten Piedemonte d'Alife und San Gregorio erobert hatte. Das britische X. Korps schlug eine kürzere Route, am Monte Massico vorbei, zum Fluss Garigliano ein. Bei diesen Operationen wurden wir wirksam von der Luftwaffe unterstützt und ich war glücklich, General House stets an meiner Seite zu haben, der für die Bombardierung der feindlichen Stellungen sorgte.

Von dem Augenblick an, als wir den Volturno bezwungen hatten, gestalteten sich die Transportfragen immer ernster, besonders in den ersten Tagen, als es wegen des feindlichen Artilleriefeuers schwierig war, genügend Brücken zu errichten. Einige Tage hindurch war es nötig, Trinkwasser, Essrationen und andere Dinge in Booten über den Fluss zu bringen, um die Truppen wenigstens mit dem Notwendigsten zu versorgen. Später machten wir uns daran, zerstörte Eisenbahnlinien wieder in Betrieb zu setzen, um den Schwierigkeiten des Verkehrs mit Lastfuhrwerk auf den engen Bergstrassen zu begegnen. Hierbei leistete uns Brigadegeneral Carl R. Gray, der Chef des Militär-Eisenbahnwesens, hervorragende Dienste. Er war bald nach der Einnahme Neapels in die Stadt gekommen. Die Deutschen hatten auf ihrem Rückzug ein sehr wirkungsvolles Mittel zur Zerstörung von Eisenbahnlinien gefunden. Es bestand in einer gewaltigen Eisenkralle, die an der Unterseite flacher Eisenbahnwaggons befestigt war. Die Waggons selbst wurden mit grossen Felsstücken beladen, um die Wirksamkeit der Kralle zu erhöhen. Wenn ein solcher Waggon über das Geleise gezogen wurde, beschädigte die Eisenkralle nicht nur den Oberbau, sondern auch die Verbindungsstellen. Das Problem der auf diese Weise unbenützt gemachten Eisenbahnlinien verursachte uns während des ganzen Feldzuges in Italien Kopfzerbrechen genug. Aber unsere Eisenbahntechniker arbeiteten

hervorragend, um den Verkehr auf Schienen wieder flottzubekommen. Carl Gray mit seiner Eisenbahn-Ausrüstungsabteilung verstand sein Geschäft. Seine grosse Erfahrung im Eisenbahnwesen und seine Haltung bei der gemeinsamen Arbeit waren für uns eine dauernde Hilfe, als wir uns den italienischen Stiefel hinaufkämpften.

Am 24. Oktober verlegte ich das Hauptquartier der Fünften Armee von Neapel nach Caserta, ungefähr 20 Meilen weiter nach Norden. Hier befand sich ein prächtiger Palast, der es an Grossartigkeit mit Versailles aufnahm und den König Karl III. von Neapel für seine Gattin hatte errichten lassen. Ich verzichtete darauf, das prächtige Gebäude als Hauptquartier zu benützen, teils weil ich wusste, dass in Kürze die 15. Armeegruppe (Alexanders Hauptquartier) nach Italien kommen und wahrscheinlich den Palast beziehen würde wollen, teils weil ich es vorzog, mein Hauptquartier nicht in Gebäuden aufzuschlagen, sondern an einem geeigneten Platz im Walde, wo wir Zelte und Anhänger benützten und ich dabei den Vorteil gewann, innerhalb kürzester Zeit aufbrechen und mich an einen beliebigen anderen Ort begeben zu können.

Hinter dem Palast befanden sich ausgedehnte Waldungen mit einer Reihe von Teichen und Wasserfällen. Dort liess ich meinen Wohnwagen hinschaffen, unweit einer Fahrstrasse, die ich als Landungsplatz für mein Cub-Flugzeug benützen konnte. Als wir später in Anzio landeten und tägliche Flüge über der See sich als Notwendigkeit erwiesen, liess ich an das Cub-Flugzeug Pontons anbringen und benützte einen langgestreckten Teich als Start- und Landeplatz.

Mein Armeestab machte sich nun unverzüglich an die Ausarbeitung von Vormarschplänen auf amphibischer Grundlage. Sie zielten auf im Norden gelegene Küstenpunkte und bezweckten Landungen im Rücken starker deutscher Verteidigungsstellungen, um bittere Kämpfe im Gebirge zu vermeiden. Diese Pläne beinhalteten aber viele Schwierigkeiten und ich war überzeugt, dass eine Landung hinter den feindlichen Linien nur wenig Sinn hatte, wenn wir nicht gleichzeitig sicher waren, uns von der Landseite her mit den amphibischen Angreifern innerhalb kürzester Zeit vereinigen zu können. Es wurde daher viel über diese Küstenangriffe diskutiert und es wurden auch eine Menge Pläne für sie fertiggestellt, aber am Ende entschieden wir uns doch aus dem einen oder anderen Grunde gegen ihre Ausführung, meistens weil die Marinesachverständigen die Operationen nicht für ausführbar

hielten, da die Ufer ungeeignet und zu schmal waren und von verteidigten Höhenzügen beherrscht wurden.

Ende Oktober kam General Giraud nach Neapel, um Vorbereitungen zum Einsatz französischer Truppen zu treffen, die der Fünften Armee angegliedert werden sollten. Wir erhielten zu jener Zeit ständig Zuwachs durch Einheiten der verschiedensten Nationen, so dass die Fünfte Armee sich schliesslich aus den Angehörigen etlicher zwanzig Länder zusammensetzte. Der französische General war mir ein willkommener Gast. Ich richtete ihm im Walde von Caserta einen Wagen zum Aufenthalt neben meinem ein. Von Oberstleutnant Arthur Sutherland als Führer und Dolmetscher begleitet, besichtigte Giraud das Hauptquartier des VI. Korps. Von dort aus begab er sich zu einem Beobachtungsstand, der es ihm ermöglichte, Augenzeuge eines Angriffes zu werden, den die 3. und 34. Division ausführte. Giraud gehörte zu denjenigen Offizieren, die immer wissen wollen, was an der Front los ist und glauben, dass sie alles mit eigenen Augen sehen müssen.

Nachher fand er sich wieder bei mir ein und erklärte sich bereit, den versammelten Zeitungsleuten eine Unterredung zu gewähren. Wir traten aus meinem Wagen unter die Bäume hinaus und hatten auf einem Tischchen eine Landkarte mit den eingezeichneten Frontlinien vor uns liegen, während sich die Kameraleute um uns drängten. Giraud bat mich, auf der Karte die Stellungen zu zeigen, die er besichtigt hatte. Als ich seiner Bitte entsprach, sagte er:

«Gestatten Sie mir eine Bemerkung zu machen?»

«Gewiss», antwortete ich.

«Ihr Hauptquartier liegt viel zu weit hinter der Front. Ich will Ihnen erklären, wie ich das meine. Im ersten Weltkrieg, als ich noch Regimentskommandeur war, befand sich mein Stab nur einen halben Kilometer hinter den vordersten Linien. Zu Beginn dieses Krieges kommandierte ich in Frankreich eine Armee und mein Hauptquartier befand sich nur zwei Kilometer hinter der Front.»

Während er so sprach, blieb mir förmlich der Mund offen stehen, zumal ich gleichzeitig bemerkte, dass die Zeitungsleute eifrig Notizen machten und gespannt nach mir blickten, um zu sehen, wie ich die Bemerkung des Franzosen aufnahm. Ich wusste, dass ich keinen Augenblick verlieren durfte, um darauf die richtige Antwort zu geben. Zum Glück fiel sie mir gleich ein.

Ich nickte wie zustimmend zu dem, was Giraud gesagt hatte und erwiderte: «Ja, General, und wenn ich mich recht erinnere, wurden Sie auch beide Male von den Deutschen gefangengenommen.»

Girauds aufgezwirbelter Schnurrbart sträubte sich schier vor Entsetzen über meine Entgegnung und unsere Pressekonferenz fand ein ziemlich unvermitteltes Ende.

Ich hatte meine wahre Freude am Besuch des französischen Generals und auch sonst freute ich mich immer über andere distinguierte Besucher in meinem Hauptquartier. Da damals der italienische Kriegsschauplatz der lebhafteste war, schien es aber manchmal, dass wir von Besuchern überlaufen wurden, viele von ihnen «bedeutende Personen». Dazu zählten hohe Regierungsfunktionäre der alliierten Nationen, die aus dem einen oder anderen Grunde – es war mir nicht immer klar aus welchem – eine Fahrt ins Kriegsg Gebiet unternahmen, und zahlreiche Offiziere aller Waffengattungen, die drauf aus waren, Erfahrungen für andere Kriegsschauplätze zu sammeln. Alle wollten aber jedenfalls sehen, was wir in Italien trieben. Solche Besucher raubten uns viel Zeit und zuweilen hatten wir das Gefühl, Fremdenführer zu sein.

Da das grässliche Novemberwetter und die Verzögerungstaktik des Feindes uns nicht wenig zu schaffen machten, erwogen wir ständig alle Möglichkeiten, um unseren Vormarsch zu beschleunigen. Gemeinsam mit Generalleutnant Alec Richardson, dem Stabschef Alexanders, erörterte ich am 4. November unsere Lage im einzelnen. Richardson erklärte mir bei dieser Gelegenheit, dass die deutschen Winterstellungen, Geheimnachrichten zufolge, die das 15. Armeegruppenkommando erhalten hatte, weitaus stärker seien, als man anzunehmen geneigt war. Er empfahl uns daher, unsere gegenwärtigen Positionen beizubehalten, es sei denn, dass die Möglichkeit bestände, sich ausgedehnte Flottenunterstützung zu sichern, um amphibische Operationen weiter nördlich an der Küste zu unternehmen. Ich erwiderte darauf, dass es für mich keinen Zweifel gäbe, es irgendwie schaffen zu können und unseren Vormarsch auf Rom fortzusetzen, einerlei, ob es zu amphibischen Operationen käme oder nicht.

Ich vermute, dass sich in den letzten Monaten des Jahres 1943 ein Gefühl der Entmutigung breitmachte, als die Fünfte Armee eine befestigte Stellung nach der anderen einnahm, in Regen und Schlamm, nur um wieder nichts anderes zu sehen als einen neuen Gebirgszug, in dem der Feind in Unterständen und gutgeschützten Artilleriestellungen eingegraben war. Schliesslich ergab sich daraus das Problem der Kampfmoral. Fast während der ganzen Kriegszeit gab es bei der Luftwaffe einen Plan für den Austausch von Piloten und Besatzung, die eine Anzahl von Einsätzen flogen und dann

Anspruch auf eine gewisse Ruhezeit in den Vereinigten Staaten hatten. Wie sich diese Methode des Austausches bei der Luftwaffe bewährte, vermag ich nicht zu sagen, aber ich war sicher, dass ein solcher Einzelaustausch beim Heer nicht durchführbar war. Sicherlich wäre ein Austausch grösserer Kampfeinheiten wünschenswert gewesen. Aber während des italienischen Feldzuges hätte eine solche Ablösung das Ende unseres Vormarsches bedeutet, da wir zu wenig Divisionen hatten.

Ungeachtet dessen erhob sich in diesen Frühwintertagen ein eifriger Meinungs-austausch über die Frage, ob Soldaten, die so viele Monate im Einsatz gestanden waren, zurück in die Heimat verschifft werden sollten oder nicht. Ich gestehe, dass mich das Gerede hierüber beunruhigte, denn ich betrachtete es als Mangel an wirksamer Führung der davon betroffenen Einheiten.

Ich schrieb an alle Unterführer und forderte sie auf, dem Wohl jedes einzelnen Soldaten das grösste Augenmerk zu widmen wegen des Ungemachs, dem sie ausgesetzt waren, und sie persönlich über unsere Fortschritte zu unterrichten und auch jener im Pazifik, um die Moral zu heben und unbegründete Gerüchte richtigzustellen.

*«Ich weiss», schrieb ich, «dass jeder Soldat es als sein Recht betrachtet, zu nörgeln. Dennoch müssen derartige Beschwerden sorgfältig geprüft werden. Wenn begründete Ursachen für Beschwerden vorliegen, müssen sie, wenn möglich, durch wirksame Taten und gute Führung beseitigt werden.»*

Schliesslich verwies ich in meinem Schreiben darauf, dass kürzlich in Neapel Erholungsstätten für Truppen geschaffen worden waren, die für eine Zeit aus dem Kampf gezogen werden sollten. Es gab da für sie Erholungs-räume, die vom Personal des Roten Kreuzes betreut wurden, Tanzveranstaltungen, Besuch von Kinovorstellungen und Theateraufführungen und anderen Zerstreungen, einschliesslich Stadtbesichtigungen, wie zum Beispiel von Pompeji.

Für die Erholung der Offiziere hatten wir Unterkünfte in Sorrent vorgesehen. Zwei Mitglieder unserer Militärregierung und einige Zeitungskorrespondenten, unter ihnen Mark Watson von der «Baltimore Sun», waren schon vor dem Krieg in Sorrent gewesen und erinnerten sich des Albergo Vittoria als eines besonders schönen und geräumigen Hotels an der Bucht von Neapel. Bei erster sich bietender Gelegenheit suchten sie das Hotel auf, um dort ihren Lunch einzunehmen. Es stellte sich heraus, dass der Albergo Vittoria keinen Kriegsschaden erlitten hatte und noch immer so anziehend



war wie vör dem Kriege, aber er beherbergte zahlreiche fanatische Faschisten, die sich so herausfordernd benahmen, als sie sich unter den gegebenen Umständen trauten. Ich schickte später General Hume zur Besichtigung des Hotels und er berichtete mir ähnlich, indem er hinzufügte, dass das Hotel ein fabelhaftes Erholungsheim abgeben würde. Dies gab den Anstoss, dass wir die Faschisten kurzerhand hinauswarfen und es für die Fünfte Armee benützten.

Ich erwähne diese Dinge, um zu zeigen, wie jedermann von der Notwendigkeit überzeugt war, es müsse das Möglichste geschehen, um das Lös der Männer – und auch der Offiziere – der Fünften Armee nach Kräften zu erleichtern, die bei ihrem schlammbehinderten Vorstoss gegen die Winterstellungen der Deutschen genug zu leiden hatten. Ich halte es auch für angebracht, bei dieser Gelegenheit auf «Stars and Stripes» zu verweisen, eine Zeitschrift, die hauptsächlich für Mannschaftspersonen bestimmt, in ihrem Inhalt mit deren Anschauungen sympathisierte. Sie befelessigte sich in der Frage des Mannschaftsaustausches einer löblichen Objektivität, indem sie zwar Briefe von Männern veröffentlichte, die sich für die Einführung eines Austauschsystems aussprachen, dabei aber auch in ihren eigenen Ausführungen dieses Problem von der Seite der Truppenführung beleuchtete. Die Diskussion über diese Dinge wollte kein Ende nehmen und ich schrieb daher ein zweites Mal an alle Kommandanten und ermahnte sie, den Austauschideen entgegentreten.

*«Bedauerlicherweise», schrieb ich, «haben unsere ‚Stars and Stripes‘ diese Sache aufgegriffen. Die Zeitschrift bringt Briefe von Soldaten zum Abdruck, die verlangen, dass alte, frontbewährte Truppen nach Hause geschickt und durch neue Truppen aus Übersee ersetzt werden sollten. Es ist nur natürlich, dass viele Soldaten heimzukehren wünschen. Sie lassen dabei allerdings die Probleme ausser Acht, die so ein Programm in sich schliesst. – Aus diesem Grunde wünsche ich, dass der leidige Gegenstand allen Soldaten sofort klar gemacht wird. Die Frage des Schiffstransportes spielt dabei die allergrösste Rolle. Selbst wenn wir genügend Divisionen hätten, wären Austauschmassnahmen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen gegen Ersatztruppen in den Vereinigten Staaten unmöglich. Ausserdem bemühen wir uns gerade jetzt, diesem Kriegsschauplatz die notwendige Stärke zu geben. Im Augenblick können wir daher keine Gedanken auf den Heimtransport von Truppen verschwenden.*

Es dauerte jedoch noch lange, bis das allgemeine Gerede über

diese Dinge zum Verstummen kam. So geschah es nur wenige Tage später, dass etwa vierzig Soldaten aus einer äh der Front eingesetzten Division ihre Einheiten ohne Erlaubnis verliessen und nach Neapel gingen. Mehrere von ihnen wurden deswegen von einem Kriegsgericht abgeurteilt.

Mitte November hatte die Fünfte Armee ihre Positionen gegenüber der deutschen Winterstellung erreicht. Die Front verlief nunmehr über den Monte Camino, Mignano, Monte S. Croce und durch das nördlich gelegene Gebirge, wo unser rechter Flügel an Montgomerys Achte Armee anschloss. Das britische X, Korps bildete eine Frontlinie, die sich von der Küste ungefähr 15 Meilen gegen das Innere des Landes erstreckte. An seiner rechten Flanke hatte das britische Korps ausgedehnte Gebirgszüge, von denen aus die direkte Strasse nach Rom beherrscht wurde und die erst von Feinde gesäubert werden mussten, ehe wir daran denken konnten, unseren Vormarsch fortzusetzen. Der Monte Camino war der schrecklichste dieser Gipfel, aber es gab in seiner Nachbarschaft noch genug andere zerklüftete Berge.

Am 12. November suchte ich mit Hauptmann Lampson, meinem englischen Adjutanten, das Hauptquartier McCreerys auf, um mich mit ihm über seine Pläne zu besprechen. Er erklärte mir, dass seine 56. Division, die schwere Verluste erlitten hatte, dringend Ruhe brauchte, da sie seit Salerno im Einsatz stand. Die Briten hatten viele Offiziere und Unteroffiziere verloren und im Mittelmeerraum war kein Ersatz. Die Männer waren erschöpft und übermüdet, und McCreery befürchtete, dass die 56. Division nicht fähig sei, die Gebirgsstellungen zu nehmen.

Die Deutschen hatten das Tiefland entlang des Garigliano unter Wasser gesetzt, um die Briten an einer Umgehung des Monte Camino zu hindern. Die 56. Division sah sich daher gezwungen, ohne jede Deckungsmöglichkeiten die Berghänge zu stürmen. Die 201. Garde-Brigade hatte sich von Calabritto, am Fusse des Berges, gegen heftigen Feind widerstand, Minen und Stolperdrähten zu starken Stellungen hinaufgekämpft. In den Witterungsverhältnissen war keine Besserung eingetreten. Es wurde noch kälter und die Regengüsse nahmen eher an Heftigkeit zu. Am 10. November waren die Truppen am Rande der Erschöpfung. Als Verstärkungen eintrafen, besetzten sie die Höhe 819 (nächst dem Camino), wobei die zwei Spitzenkompanien 60 Prozent ihrer Männer einbüssten. Die meisten Offiziere waren entweder gefallen oder verwundet. Fünf Nächte und vier Tage hindurch verpflegten sie sich mit einer

24-Stunden-Ration aus dem Brotsack, der Eisernen Reserveration und einer Flasche Wasser pro Mann. Ihre Verwundeten mussten sie trotz grimmiger Kälte ohne Decken auf dem nackten Boden zurücklassen.

Als McCreery mir dies schilderte, bedeutete es für mich eine schwere Enttäuschung. Ich hatte gehofft, die 56. Division würde die Höhen, von welchen aus man die Strasse nach Rom – genannt die Route 6 – einsehen konnte, besetzen, wodurch es uns gelungen wäre, einen Durchbruch der deutschen Winterstellungen zu erzielen. Nun aber konnte kein Zweifel darüber bestehen, dass die britische Division müde und ihre Reorganisation notwendig war. Am 12. November erwies sich die Nachschubfrage für sie derart schwierig, dass ich mich veranlasst sah, ihr den Befehl zum Rückzug zu geben. Der Rückzug stellte allerdings ein fast so wagemutiges Unternehmen dar, wie zuvor der Angriff auf die Höhe. Die erfahrenen britischen Frontkämpfer legten dabei eine erstaunliche Geschicklichkeit an den Tag. Im Dunkel der Nacht schlichen sie sich so geräuschlos aus ihren Stellungen, dass die Deutschen noch achtundvierzig Stunden lang die geräumten Höhen bombardierten.

Es war eine der ruhmvollsten Schlachten dieses Feldzuges, aber der Feind sass nach wie vor fest in seinen Verschanzungen auf dem Monte Camino. Als ich den Rückzug befahl, spielte ich mit dem Gedanken, die amerikanische 36. Division zum Sturm auf den Monte Camino heranzuführen. Da ich auf diese Weise meine letzte Reserve, die mir zur Verfügung stand, angegriffen hätte, schob ich meine Entscheidung für einen oder zwei Tage auf.

Tags darauf fand ich Gelegenheit zu einer Aussprache mit General Lucas, dem Befehlshaber des VI. Korps, und seinen Divisionären. Lucas hegte Zweifel, ob es möglich sein würde, sich in den Besitz anderer Höhenstellungen zu setzen, die in seinem Frontabschnitt anschliessend an die Briten beim Monte Camino lagen. Im Raume von Venafro gewannen feindliche Gegenangriffe an Ausdehnung, wobei die Geländebeziehungen sich als so schwierig erwiesen, dass wir drei Bataillone gegen die Deutschen einsetzen mussten, wo unter normalen Umständen eines gereicht hätte. Wir brachten damals auch in Erfahrung, dass an der Strasse nach Rom sechs deutschen Divisionen vier Divisionen auf unserer Seite gegenüberstanden, während Montgomerys Achte Armee nur zwei feindliche Divisionen vor sich hatte. Alexander traf die Entscheidung, die Achte Armee am 20. November einen schweren Angriff in nördlicher Richtung gegen Pescara führen zu lassen. Zur gleichen Zeit sollten

die Neu-Seeland-Division und Panzereinheiten unter Generalleutnant Bernard Freyberg, dem Helden zweier Weltkriege, nach Norden vorstossen, dann aber südwestlich einschwenken, um Rom von dieser Seite aus zu bedrohen. Dies erweckte damals den Anschein, als würde der Angriff Freybergs dazu führen, einen Keil in die feindlichen Stellungen zu treiben, die der Fünften Armee gegenüberlagen.

Bei dieser allgemeinen Lage ordnete ich für die Fünfte Armee eine bis Ende November dauernde Kampfpause zum Zweck der Reorganisierung und Umgruppierung an, ohne wirksame Vorsichtsmassnahmen gegen Überraschungsangriffe zu vergessen. Ich teilte Alexander mit, dass es der 56. Division in mehrtägigem Kampf nicht gelungen war, den Monte Camino in unsere Hände zu bringen, dass es zweckmässig erschien, der 56. und 3. Division Ruhe zu gönnen und dass die Angriffe nach entsprechenden Umgruppierungen wieder aufgenommen werden würden. Ich war mir wohl bewusst, dass diese Mitteilungen für Alexander schlechte Nachrichten bedeuteten. Als er wenige Tage später in mein Hauptquartier kam, bemerkte er, dass es nun schwieriger als je sein würde, den Monte Camino und Monte Maggiore, einen anderen Gebirgszug entlang der Route 6, in unseren Besitz zu bringen. Ich stimmte dem zu, musste aber darauf verweisen, dass das X. Korps dreimal den Versuch unternommen habe, den Monte Camino zu erstürmen, wobei es jedesmal zu einem Misserfolg gekommen war.

Ich stellte Alexander in Aussicht, die feindlichen Höhenstellungen nehmen zu können, wenn gewisse Truppenverschiebungen innerhalb der Armee durchgeführt waren. Aber Alexander meinte, dass wir dessenungeachtet einen schweren Stand haben würden und hielt es für klüger, noch eine Weile zu warten.

Gegen Ende November verlor die Fünfte Armee eine ihrer besten Truppen, als die 82. Fallschirmjäger-Division nach England abgezogen wurde, wo gerade die ersten Vorbereitungen zur Invasion Frankreichs über den Kanal liefen. General Ridgway besuchte mich am 18. November, um sich zu verabschieden. Da das 504. Regiment seiner Division noch eine Zeitlang bei uns bleiben sollte, versprach ich ihm, dafür Sorge zu tragen, dass es später rechtzeitig den vorausgehenden Truppen folgen würde. Der Tag, an dem Ridgway uns verliess, war ein trauriger Tag für mich. Er war ein glänzender Frontoffizier, unerschrocken und treu, und er hatte eine der besten Einheiten der Fünften Armee ausgebildet und auf die Beine gestellt.

Zu Ende des Monats erhielten wir Verstärkungen. Letzte Umgruppierungen konnten nun vorgenommen werden. Wir waren für den eigentlichen Angriff auf die deutschen Winterstellungen gerüstet. Am Danksagungstag begab ich mich in den amerikanischen Frontabschnitt. Ich konnte dabei feststellen, dass die Kampfmoral der Truppen gut war, obwohl die Regengüsse noch immer nicht aufgehört hatten, jeder Soldat unter der Nässe und dem zähen Schlamm litt, und die Deutschen es fast nie an kleinen Gegenangriffen auf unsere Linien fehlen liessen. Ich nahm meine Besichtigung auch zum Anlass, um mich zu überzeugen, dass es überall zum Danksagungstag einen Truthahn gab. Dies war tatsächlich der Fall, obwohl man, um dies zu erreichen, kleine Mauleselkolonnen für die vorgeschobenen Stellungen verwenden musste. Ich selbst ass am Danksagungstag meinen Truthahn gemeinsam mit Brigadegeneral Raymond S. McLain, dem Artilleriekommandeur der 45. Artilleriedivision bei Venafro<sup>2</sup>.

Besonders erfreulich war zu dieser Zeit die Ankunft der Ersten Sonderdiensttruppe in Italien, die sich aus Kanadiern und Amerikanern zusammensetzte und unter dem Kommando von Oberst Robert R. Frederick standen. Diese Truppen, die der 36. Division zugeteilt wurden, hatten eine Ausbildung erfahren, die sie praktisch zu jedem Einsatz befähigte, vom Schipatrouillendienst angefangen bis zu Fallschirmabsprüngen im feindlichen Hinterland. Während eines langen Zeitraumes, in dem ich die Dienstleistungen dieser Truppe in Anspruch nahm, kann ich mich auch nicht einer einzigen Gelegenheit entsinnen, bei der sie versagte, was immer man auch von ihr zu tun beehrte. Frederick, der rasch zum Divisionär aufrückte, hatte zu Beginn des Krieges mit einem englischen Wissenschaftler zusammengearbeitet. Man beabsichtigte damals den Einsatz von Fallschirmtruppen in Norwegen, da man wusste, dass dort die Deutschen Versuche zur Herstellung von schwerem Wasser unternahmen, das man zur Herstellung furchtbarer Explosionsmittel brauchte. Nachdem später die Spezialtruppen aufgestellt und mit allem nur erdenklichen Gerät, wie Schi, Hochgebirgsausrüstung, Fallschirmen und verschiedenartigsten Waffen ausgerüstet wurden, wählte man Frederick zum Kommandeur der 5.000 Mann starken Truppe. Ich hatte von ihrer Existenz erfahren und General Marshall gebeten, sie mir zur Bezwingung der schwierigen Geländeverhältnisse in den

<sup>2</sup> McLain wurde später wegen seiner hervorragenden Dienste vor dem Feind Divisionär und später Befehlshaber eines Korps.

italienischen Bergen zur Verfügung zu stellen. Marshall entsprach meiner Bitte und Fredericks Einheit, zu jedem Unternehmen jederzeit bereit, schloss sich am 23. November dem Verband der Fünften Armee an.

Auch eine italienische Einheit fand den Weg zu uns. Es war dies die 1. motorisierte Brigade unter ihrem Kommandeur, Brigadegeneral Vincenzo Dapino. Ich versprach den Italienern, sie sobald als möglich zu einer wichtigen Aufgabe heranzuziehen, da Dapino mir erklärte, dass seine Männer vor Ungeduld brannten, zum Einsatz zu kommen.

Schliesslich gab es noch eine neue Einheit, die sich den alliierten Truppen anschloss. Es war dies die 2. marokkanische Infanteriedivision der Franzosen, gewissermassen die Stammeinheit des späteren französischen Expeditionskorps, unter dem Kommando von General Juin.

Der von Montgomerys Achter Armee für den 20. November geplante Angriff erlitt durch Regen und Schlamm eine Verzögerung. Hingegen waren alle Vorbereitungen der Fünften Armee Ende November abgeschlossen und wir waren bereit, unsere Offensive wieder aufzunehmen. Das Gelände, das vor uns lag, wies zum Teil Namen auf, die sich dem Gedächtnis der Amerikaner von nun an unauslöschlich einprägen sollten. Wie ich bereits früher erwähnte, lag unsere linke Flanke am Golf von Gaeta, nahe der Mündung des Garigliano. Hier war ein Vorstoss so gut wie unmöglich, da sich eine Bergkette von der Küste weg bei zwölf Meilen in das Innere des Landes erstreckte. Dann wand sich der Garigliano durch eine enge Schlucht, an die der Monte Camino anschloss, östlich des Monte Camino lag die Route 6, die Strasse nach Rom. Von da an verlor sich die Front gegen Norden in endloses Gebirge.

Es gab nur einen Abschnitt, der für einen Vorstoss in Betracht kam, und er lag zu beiden Seiten des Monte Camino. Jenseits desselben zieht sich das Liri-Tal hin, das zur italienischen Hauptstadt führt. Um dieses Tal zu erreichen, mussten wir erst die Deutschen aus ihren Höhenstellungen am Monte Camino vertreiben, wobei zu bemerken ist, dass es sich beim Monte Camino um ein ganzes Bergmassiv handelt, dem der Monte Lungo, der Monte La Difensa, der Monte La Remetanea, der Monte Maggiore und eine kleine Stadt namens Pietro Infine angehören. Wenn es uns gelang, uns hier durchzuschlagen, dann erreichten wir den Auslauf des Tales an einer Stelle, wo sich der Rapido mit dem Liri vereinigt. Leider sollten wir dadurch in den Bereich deutscher Höhenstellungen rings

um eine kleine Stadt kommen, die den Namen Cassino trug. Unsere nächste Aufgabe würde also darin bestehen, diese kleine Stadt zu nehmen und den Fluss Rapido zu durchwaten, um unseren Vormarsch das Liri-Tal hinab nach Rom fortsetzen zu können.

Jeder, der diese Namen aussprechen hört, die untrennbar mit der Erinnerung an schwere Kämpfe verbunden sind, die wir während des italienischen Feldzuges zu bestehen hatten, wird sofort wissen, welche Aufgabe wir uns stellten, als wir uns fertig machten, die deutschen Winterstellungen zu durchbrechen.

Aber nur diejenigen, die selbst dabei waren, haben die richtige Vorstellung von den Regengüssen, und sie allein werden es verstehen, warum wir für den Angriff auf das Bergmassiv des Monte Camino die Schlüsselbezeichnung «Regenmantel» wählten.

## DER EINBRUCH IN DIE DEUTSCHEN WINTERSTELLUNGEN

### DEZEMBER 1943

Die Aktion «Regenmantel» fiel zeitlich mit dem Besuch der Russen bei der Fünften Armee zusammen. Ich pflegte diesen Besuch gewöhnlich als die «russische Invasion» zu bezeichnen. Es war nicht eben eine gross angelegte «Invasion», sie war auch nur von kurzer Dauer, aber sie hat sich, dessen ungeachtet, meinem Gedächtnis fest eingeprägt.

Ich erhielt damals eine Anfrage, ob es möglich sei, einer Mission der Roten Armee, die dem Kriegsschauplatz im Mittelmeerraum einen Besuch abstattete, Gelegenheit zur Besichtigung der Front in Italien zu geben. Ich schenkte dieser Anfrage nicht viel Aufmerksamkeit, sondern begnügte mich damit, sie im positiven Sinne zu beantworten. Wir waren fast immer von einer Schar Besucher überschwemmt, dass es uns schon nichts mehr ausmachte, wenn sich ihnen auch noch einige Helden der Sowjet-Union dazugesellten.

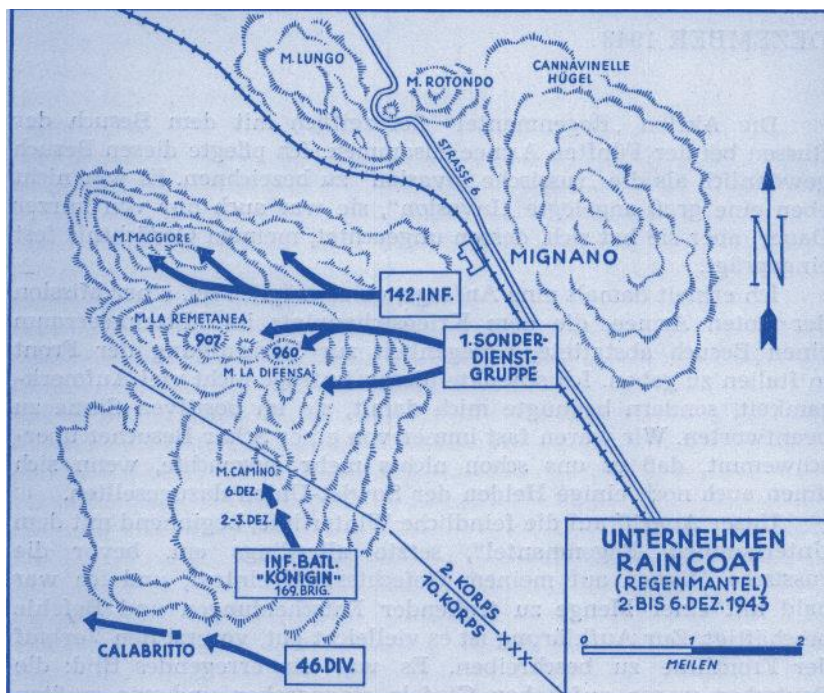
Unser Angriff auf die feindliche Winterlinie, beginnend mit dem Unternehmen «Regenmantel», setzte allerdings ein, bevor die russische Mission auf meinem Gefechtsstand eintraf, und ich war bald mit einer Menge zu treffender Entscheidungen und Befehle beschäftigt. Zur Aufklärung ist es vielleicht gut, vorerst den Verlauf der Frontlinie zu beschreiben. Es war ein erregendes Bild: die Deutschen waren auf hohen Gipfeln eingegraben und wir mussten mitten durch, um Zugang zur Liri-Talstrasse zu bekommen.

Das britische X. Korps McCreerys, mit der 46. und 56. Division bildete unseren linken Flügel, von der Küste bis zum Monte Camino. Dort, wo die Route 6 durch den Mignano-Durchbruch führte, lag das amerikanische II. Korps unter General Geoffrey Keyes. Sein Kampfabschnitt verlief, von hier sich nordwärts wendend, fünf Meilen gegen den Monte Lungo und von dort in nordöstlicher Richtung über die Höhe Cannavinelle hinaus. Das II. Korps bestand aus der 3. und 36. Division. Das VI. Korps unter



General Lucas umspannte einen Kampfabschnitt weiterer 15 Meilen gebirgigen Terrains und endete bei Castel San Vincenzo. Auch dieser Frontabschnitt, den die 45. und 34. Division einnahm, erstreckte sich in nordöstlicher Richtung.

Der Fünften Armee, die als Reserve nun auch über die 1. U. S.-Panzerdivision verfügte, lagen das deutsche XIV. Panzerkorps



gegenüber, das die durch das Tal des Liri führende Strasse nach Rom sicherte. Dieses Korps umfasste fünf Divisionen und eine Brigade, nämlich zwei Panzer-Grenadier-Divisionen (motorisierte Infanterie), zwei Infanteriedivisionen, die in Stellungen lagen und die Hermann Göring-Panzerdivision als dicht aufgeschlossene Kampfrserve.

Es blieb uns praktisch keine andere Wahl, als den Durchbruch der feindlichen Front bei Mignano zu versuchen. Trotzdem wir diese

Absicht durch alle möglichen Finten und Täuschungsmanöver an der Küste und an anderen Punkten der Front zu verbergen suchten, wusste Kesselring doch sehr gut, was wir wollten. Am Nachmittag des 2. Dezember, um 4 Uhr 30 Minuten, feuerten wir unsere erste Artilleriesalve aus 925 Geschützen auf die deutschen Stellungen. Mit Ausnahme von nur 105 Geschützen waren alle Schüsse auf die deutschen Verschanzungen an den Abhängen des kahlen und felsigen Monte Camino gezielt.

Die folgenden zwei Tage fielen Tonnen von hochbrisanten und Phosphorgranaten gleichmässig auf die Masse der Höhenzüge, die unseren Weg versperrten. Insgesamt feuerte die Artillerie der Fünften Armee in dieser Zeit 206.929 Schuss im Gewicht von 4'066 Tonnen gegen die Kavernen und tief eingegrabenen Stellungen der Deutschen, während sich unsere Truppen gegen die rauhen Gipfel zu bewegten.

Die britische 139. Brigade der 46. Division sowie Einheiten des 40. Königlichen Tank-Regiments und die 56. Division stiessen an der Südseite des Camino-Abschnittes auf heftigen Feindwiderstand. Aber im Norden des Bergmassivs erkletterte die Spezialtruppe Oberst Fredericks im Dunkel der Nacht einen steilen, rasiermesser-scharfen Grat, besetzte den Monte La Difensa und arbeitete sich von dort zur Höhe 960 empor. Nachdem die Männer Fredericks deutsche Gegenangriffe zum Teil zurückgeschlagen, zum Teil so weit abgewehrt hatten, dass sie ihre Operationen fortsetzen konnten, kämpften sie sich bis zum Gipfel des Monte La Remetanea durch, während das 2. Bataillon des 5. Infanterieregiments der Königin (der britischen 169. Brigade) am 6. Dezember den Kamm des Monte Camino erstürmte.

Das amerikanische 142. Infanterieregiment der 36. Division hatte zur selben Zeit einen Bergrücken, der zum Monte Maggiore anstieg, erkämpft und dadurch dem Feind einen neuen festen Punkt entrissen, von dem aus er den Durchgang in das Liri-Tal beherrscht hatte. Bei strömendem Regen drangen die Männer über den steilen Abhang empor, während sie von oben her aus den MG.-Nestern beschossen wurden, die sich die Deutschen aus dem nackten Fels herausgeschlagen hatten. Jeder Zugangsweg war schwer vermint. Zwei feindliche Gegenangriffe wurden zurückgeschlagen, einer von ihnen durch ein zehn Minuten währendes Artillerietrommelfeuer von 338 Salven, die das 132. Feldartilleriebataillon abfeuerte. Am 9. Dezember war das ganze Gelände südlich der Route 6, mit alleiniger Ausnahme des Monte Lungo, in unserem Besitz.

Während dieser Kämpfe empfing ich den Besuch von fünf russischen Offizieren, darunter General Wasiljeff und General Solodownek, die zur Besichtigung des Frontabschnittes der Fünften Armee eingetroffen waren. Sie kamen in heiterster Laune zu meinem Anhängewagen, in dem ich mein Quartier aufgeschlagen hatte, und drückten grosses Interesse aus, die Kämpfe an unserer Front aus nächster Nähe zu beobachten.

«Wir möchten gerne sehen, was die Amerikaner gegen die Hunnen unternehmen», äusserte sich Wasiljeff, nachdem wir geraume Zeit dem Gespräch über die tapfere Haltung der Roten Armee an der Ostfront und die Art, in der sie den Feind schlug, gewidmet hatten. «Wir möchten uns das gerne unmittelbar an der Front ansehen.»

Ich goss dem Sprecher ein neues Glas mit Wodka voll, den die Russen mitgebracht hatten, und sagte:

«Ich werde dafür sorgen, dass Sie alles zu sehen bekommen, was Sie wünschen.»

Die Russen befanden sich in Begleitung dreier amerikanischer Offiziere, aber als sie nun zu ihrer Besichtigung aufbrachen, gab ich ihnen Major Renwick, einen britischen Offizier aus meinem Armee-stab, der fliessend russisch sprach, mit. Ich schärfte Renwick ein, dafür zu sorgen, dass unsere Sowjetgäste auch wirklich alles zu sehen bekämen. Tatsächlich hätte ich es bedauert, wenn die Russen den Eindruck empfangen hätten, als wollten wir vor ihnen irgend etwas verbergen. Denn aus dem vorangegangenen Gespräch hatte ich erfahren, dass der Zweck ihrer Mission darin lag, ausfindig zu machen, ob die Deutschen durch den italienischen Feldzug bisher gezwungen waren, Teile ihrer Streitkräfte aus dem Osten ab-zuziehen, um sie im Süden einzusetzen. Dass dies wirklich der Fall war, wussten wir aus den Verhören von Kriegsgefangenen schon seit längerer Zeit, aber die Russen wollten es nicht recht glauben und zeigten sich überhaupt geneigt, unsere Kämpfe in Italien für eine Art Landpartie anzusehen.

Renwick zeigte sich mehr als tüchtig, die Tour zu führen. Zuerst nötigte er die russischen Offiziere, einen steilen Berghang emporzusteigen, der zu einem gegen 1.000 Meter hohen Gipfel des Camino-Massivs führte. Von diesem Gipfel aus hielten die Deutschen jeden Zugang unter Artilleriebeschuss. Dann lud er sie ein, sich auf den Rücken von Mauleseln zu setzen und führte sie über gewundene Gebirgspfade, auf welchen sich amerikanische Truppen mit der Säuberung eines Minenfeldes abmühten, Drahtverhau-

hindernisse beseitigten und sich an Maschinengewehrmester und Mörserstellungen des Feindes heranpirschten, die tief in den Felswänden versteckt waren. Da auch während des russischen Besuches die Regenfälle unaufhörlich anhielten, konnten sich unsere Gäste davon überzeugen, dass kein menschlicher Fuss festen Halt zu finden imstande war, wenn er auf den verschlammten Wegen auftrat. Um die gewonnenen Eindrücke schliesslich auf eine freilich unbeabsichtigte Weise zu vervollständigen, wurde Renwick durch einen Granatsplitter verwundet.

Als ich am Abend jenes Tages unsere Sowjetfreunde beim Dinner wieder zu Gesicht bekam, schien sich ihre heitere Laune einigermaßen verflüchtigt zu haben. Ich hatte dafür eher das Gefühl, dass das, was sie gesehen hatten, nicht ohne Eindruck auf sie geblieben war. Als ich im späteren Verlauf des Abends Gelegenheit fand, unsere Gäste über ihre Tagesreise an die Front zu befragen, bemerkte Wasiljeff, dass ich seine Erklärung über den Zweck ihres Besuches offenbar missverstanden hatte.

«Das, was uns eigentlich interessiert», sagte er, «sind Ihre taktischen Massnahmen. Ich verstehe darunter die Art, wie Sie Ihr Hinterland organisieren und wie Sie die Frage des Nachschubs und der Truppen Versorgung regeln.»

Er unterbrach sich und nahm einen Schluck aus seinem Wodka-glas. Dann setzte er hinzu:

«Schliesslich können wir für Mütterchen Russland jeden Tag in Russland sterben. Warum sollten wir deswegen nach Italien gekommen sein?»

Ich möchte hier vorausgreifen und erwähnen, dass in den späten Dezembertagen Andrej Wischinsky in seiner Eigenschaft als Sowjetmitglied der Alliierten Mittelmeerkommission nach Italien kam. Dieser Besuch diente allerdings vorwiegend politischen Zwecken, die sich aus dem italienischen Feldzug ergaben. Während der folgenden Monate entfaltete Wischinsky mit Zustimmung unserer Regierung eine ausserordentlich rührige Tätigkeit in Italien. Die Haltung der Alliierten in diesem Zusammenhang konnte man als ziemlich naiv bezeichnen, wenn man sich die späteren Ereignisse vor Augen hält. Es stand für mich ausser Zweifel, dass während der Zeit, in der wir einen hohen Blutpreis für die Vertreibung der Deutschen aus den italienischen Städten bezahlten, Wischinsky in den von uns befreiten Gebieten Propaganda für den Kommunismus machte. Ich glaube, dass er dies nicht ohne Erfolg tat, denn als er wieder nach Moskau zurückkehrte, wurde er dort mit dem Lenin-

Orden für «hervorragende Dienste», die er dem Staate geleistet hatte, ausgezeichnet.

Während der ersten Woche unseres Einbruches in die deutschen Winterstellungen wurden die 2. marokkanische Division und die italienische Mot.-Brigade im amerikanischen Kampfabschnitt eingesetzt. Für die Italiener bedeutete dies einen schwierigen Anfang, da sie Befehl erhielten, nördlich der Route 6 einen Angriff auf den Monte Lungo auszuführen. Um ihre Ausgangsstellung für den Angriff zu erreichen, mussten sie an den Stellungen des 142. Infanterieregiments vorbei. Die Männer dieses Regiments fanden die Uniformen der neuen Alliierten verdächtig und nahmen kurzerhand die Vorhut der Brigade gefangen, als sie diese in der Nähe ihres eigenen Frontabschnittes plötzlich auf tauchen sahen. Nachdem der Sachverhalt geklärt war, bezogen die Italiener die ihnen zugewiesene Stellung zum Angriff auf den Monte Lungo. In der Nacht vor dem geplanten Angriff krochen sie in der Dunkelheit knapp bis an die deutschen Linien heran und schimpften laut und drohten, die Nazis dafür, dass sie im afrikanischen Feldzug italienische Truppen im Stich gelassen hätten, noch gehörig zu bestrafen. Unglückseliger Weise wussten nun die Deutschen, was los war, und bereiteten sich auf den Angriff vor. Am nächsten Tag stürmten die Italiener den Monte Lungo. Sie erreichten dabei fast die Spitze, wurden aber im entscheidenden Augenblick durch einen Gegenangriff der Deutschen zurückgeworfen. Als ich am folgenden Tag mit General Dapino sprach, sagte er, seine Männer wären in schweres Kreuzfeuer geraten und er fürchte, sie hätten mindestens 300 Mann Verluste. Die Stimmung unter den Italienern war deswegen einigermaßen gedrückt, aber sie hielten sich in ihren Stellungen und beteiligten sich später an der endgültigen Erstürmung des Monte Lungo.

In der Nacht des 7. Dezember erhielt ich Nachricht, dass in Palermo hoher Besuch für den folgenden Tag erwartet werde. Ich wurde aufgefordert, mich einzufinden, wenn meine Abwesenheit von der Front einigermaßen zu rechtfertigen wäre. Überdies sollte ich mehrere meiner Männer nach Palermo bringen, die für Auszeichnungen vorgesehen waren.

Am nächsten Tag landeten wir auf dem Flugplatz Castelvetro, wo sich bald darauf General H. H. Arnold, Chef der Armee-Luftstreitkräfte, George Patton, der damals die Siebente Armee kommandierte und in Sizilien auf Befehle wartete, nebst einer Anzahl anderer Offiziere einfanden. Am späteren Nachmittag landete ein

Flugzeug mit Präsident Roosevelt, General Eisenhower, Admiral Leahy, Harry Hopkins und anderen Persönlichkeiten. Nachdem wir vor dem Präsidenten Aufstellung genommen hatten, verteilte dieser die zgedachten Kreuze für hervorragende Verdienste.

Als die mit der Verleihung der Auszeichnungen verbundene Zeremonie vorüber war, blickte der Präsident im Kreise um sich und rief: «General Clark!»

Ich war sehr überrascht, als er mir wenige Augenblicke später das D. S. C.<sup>1</sup> an meine Feldbluse heftete. In aufgeräumter Stimmung teilte er mir dann mit, nicht erwartet zu haben, dass ich mich in Palermo einfinden würde, weswegen er mir einen Brief geschrieben habe. Mit diesen Worten überreichte er mir ein Schreiben. Es hatte folgenden Wortlaut: *«Es tut mir leid, Sie nicht gesehen zu haben. Aber obwohl ich sehr gewünscht hätte, nach Italien zu kommen, um Sie an der Front zu besuchen und Ihre Armee zu begrüßen, so wurde mir gesagt, dass ich dies nicht tun könnte. Sie und Ihre Fünfte Armee vollbringen unter den schwierigsten Verhältnissen glänzende Leistungen. Augenzeugen haben mir von den Kämpfen an Ihrer Front berichtet. Daher weiss ich, wie schwierig Ihre Aufgabe ist. Man hat mir auch von dem persönlichen Mut erzählt, mit dem Sie Ihre Truppen anführen. In diesem Zusammenhange hat man insbesondere auf Ihre Tapferkeit während der ersten verzweifelten Tage nach unserer Landung hingewiesen. Durch Ihr persönliches Beispiel und Ihren massgebenden Einfluss auf Ihre Offiziere an der Front war es möglich, eine kritische Situation zu meistern, in der ein Durchbruch des Feindes katastrophale Folgen für uns gezeitigt hätte. Spornen Sie auch in Zukunft die Reihen Ihrer Armee durch Ihre persönliche vorbildliche Haltung an, dann wird Rom bald in unserem Besitz sein, und mehr als Rom! Ich bin glücklich, einen so zuverlässigen und kampfesmutigen General an der Front zu haben!»*

Als ich wieder in mein Hauptquartier zurückkam, schien es mir, als ob sich, nachdem bei unserem ersten Angriff die Camino-Maggiori-Spitzen genommen worden waren, die Fortschritte verlangsamt und wir wieder einer Reihe von Höhen gegenüberstanden, die eine nach der anderen langwierig und mühevoll erkämpft werden mussten. Das II. und VI. Korps machte sich in tagelangen harten Gefechten an die Arbeit.

In der dritten Dezemberwoche unternahm ich mehrere Fahrten

---

<sup>1</sup> Distinguished Service Cross, Kreuz für hervorragende Verdienste.

an die Front. Eine derselben führte mich in die Umgebung von Montaquila, wo die 2. marokkanische Division an unserem äussersten rechten Flügel kämpfte. Ich suchte das Divisionskommando auf und traf dort General Dody, der den Angriff von fünf Bataillonen und einer Goumiers-Truppe gegen den Strassenzug Colli-Cardito leitete. Es war ein kühner und schwieriger Angriff, da die Deutschen zwei feste Stützpunkte an der Strasse hielten, aber Dody war voll Zuversicht, dass das Unternehmen gelingen würde.

«Ich möchte den Gefechtsstand der 4. marokkanischen Tirailleurs auf suchen», sagte ich zu Dody.

«Der ist bei Scapoli», sagte er. «Sie können bis Colli fahren, aber ich zweifle, dass Sie Ihren Weg bis Scapoli fortsetzen können, da er schwerem feindlichem Feuer ausgesetzt ist.»

Dody gab mir einen Führer mit und wir fuhren in unseren Jeeps einige Meilen über Colli hinaus, wobei wir uns in westlicher Richtung gegen Scapoli hielten. Der Weg führte uns über Anhöhen, an deren Fuss sich der Fluss Acquoso hinschlängelte. Wir hatten lange nichts von Feindtätigkeit wahrnehmen können, so dass wir unsere Fahrt fortsetzten. Erst unterhalb Scapoli fauchte eine Granate über die Bergschulter und kreperte neben der Strasse. Unser französischer Führer erkannte einen deutschen Artilleriebeobachtungsstand, der die Strasse einsah. Wir verliessen daher unsere Wagen und setzten unseren Weg nach Scapoli zu Fuss fort. Von dort bot sich uns ein ausgedehnter Rundblick auf das fürchterliche Gelände, in dem die Franzosen ihren Angriff ausführten. Wir mussten uns dicht an die Mauern der Häuser halten, um uns gegen das feindliche Artilleriefeuer zu schützen, als wir nachher wieder unsere Jeeps aufsuchten.

Ich kehrte sodann in den Mittelabschnitt unserer Front, zum Mignano-Durchbruch, zurück. Ein oder zwei Tage später fand ich Gelegenheit, das Terrain, auf dem amerikanische Truppen angriffen, mit dem gebirgigen Gelände zu vergleichen, das die Franzosen innehatten. Nahezu eine Woche hindurch versuchte amerikanische Infanterie mit Panzerunterstützung das Dorf San Pietro Infine zu nehmen, das im Mignano-Durchbruch, nördlich der Route 6, lag. Wir mussten diesen Taleinschnitt nehmen, den die Soldaten «Todestal» nannten, um das Tal des Liri zu erreichen. Wiederholte Angriffe hatten bisher fehlgeschlagen, denn der Ort lag auf steilen Terrassen und die Deutschen beherrschten die beiden Pfeiler des Taleinschnittes, nämlich sowohl den Monte Sammucro hinter San Pietro Infine als auch den Monte Lungo südlich der

Route 6. Von diesen beiden Höhen verhinderten sie jede Annäherung und warfen unsere Angriffe in der Richtung des Ortes wiederholt zurück.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember jedoch gelang dem 142. Infanterieregiment die Erstürmung des Monte Lungo. Zur gleichen Zeit erneuerte das 141. Infanterieregiment seinen Angriff auf San Pietro unter Führung von Oberstleutnant Aaron W. Wyatt jun. Als ich am 16. Dezember die Route 6 entlang in nördlicher Richtung zu einem Punkt nicht weit vom Dorf Mignano fuhr, von dem aus sich ein gewundener Pfad in das Berggelände verliert, war das Ergebnis dieses Angriffes noch ungewiss. Unsere Jeeps bogen in den schlammigen Seitenpfad ein und verfolgten ihn bis zu einem Hügel, den unsere Truppen besetzt hielten. Bis hierher reichte das Artilleriefeuer des Feindes vom Sammucro nicht. Zu Fuss setzten wir unseren Weg auf gewundenem Saumpfad gegen San Pietro fort. Zur Abwechslung liess sich einmal die Sonne am Himmel blicken und der Schlamm war einigermaßen eingetrocknet, als wir auf Teile des 141. Infanterieregiments stiessen, die sich in einem Olivenhain verbargen. Anscheinend war unser Angriff auf San Pietro auch dieses Mal erfolglos gewesen. Die Soldaten hatten in die Berghänge Fuchslöcher gegraben und die erschöpften Männer lagen mit ihren Waffen darin. Wir hielten auf unserem Wege mehrmals an und sprachen mit Verwundeten, die man in die rückwärtigen Stellungen transportierte. Es war schwierig, den Gefechtsstand zu finden, da kein leitender Offizier zu sehen war.

Die L-Kompanie unter Leutnant Lewis und die G-Kompanie unter Leutnant White hatten während des Angriffes in der vorhergehenden Nacht schwere Verluste erlitten. Der Rest der beiden Kompanien hatte sich auf den Rand eines flachen Geländes, das gegen San Pietro abfiel, zurückgezogen. Die beiden Leutnants befanden sich unterwegs, um Nachzügler unter ihren Leuten zu sammeln und Verteidigungsmassnahmen zu treffen. San Pietro lag unter schwerem feindlichem Artilleriebeschuss. Ich wünschte mich über den Verlauf unserer Kampflinie zu orientieren und rief White zu: «Guten Morgen, Leutnant! Welche Truppen befinden sich da vor Ihnen?»

«Deutsche, General», lautete die Antwort.

Dann teilte er mir mit, dass Major Hilton J. Landry mit ungefähr fünfzig Mann des 2. Bataillons ein paar Meter weiter vorne in Stellung liege und dass feindliche Scharfschützen sich in unseren rechten Flügel eingeschlichen hätten. Wir vernahmen deutlich das



Feuer von Mörsern und Maschinenpistolen. Die Trümmer dreier ausgebrannter amerikanischer Panzer lagen vor uns auf der Strasse. White berichtete, dass der letzte Angriff auf einem schmalen Pfad geführt wurde, unsere Truppen aber gleich von Anfang an in schweres Feindfeuer geraten waren. Die Männer hatten sich hierauf auf diesem Pfad zusammengedrängt und die Nacht bis zum Morgen grauen abgewartet. Dann erneuerten sie ihren Angriff, wurden aber durch Infanterie- und Mörserfeuer der Deutschen zurückgeworfen. Ein Teil erreichte unsere jetzigen Stellungen, aber die anderen unter Führung Landrys waren abgeschnitten und warteten noch immer auf eine Gelegenheit zum Rückzug.

Ich durchstreifte das vor uns liegende Gelände nach allen Richtungen und redete mit den Männern, die sich eingegraben hatten. Ich sagte ihnen, dass wir die Nacht vorher den Monte Lungo besetzt hätten und dass wir im Begriffe wären, starke feindliche Kräfte auf dem Monte Sammucro zu bezwingen. Der wochenlang währende Kampf um San Pietro würde sich sicherlich zu unseren Gunsten entscheiden, wenn es uns gelänge, die augenblicklichen Stellungen zu halten. Es könne gar keinem Zweifel unterliegen, dass die Deutschen sich nicht mehr lange in San Pietro würden halten können, da sie die beiden beherrschenden Höhenstellungen eingebüsst hatten.

Gerade als wir uns anschickten, die Stellungen der G-Kompanie zu verlassen, sah ich einen kleinen Infanteristen, das Gesicht von einem starken Bart bedeckt, in einem Fuchsloch sitzen. Ich näherte mich ihm, um ihn anzusprechen. Er schien, angesichts der Umstände, überraschend guter Laune zu sein. Während ich mich mit ihm unterhielt, bemerkte ich, dass er an Stelle der normalen Schuhe Galoschen trug.

«Wie heissen Sie?» fragte ich ihn.

«Soldat Gebhart», gab er zur Antwort.

«Warum tragen Sie Galoschen?»

«Ich habe keine Schuhe.»

«Was soll das heissen?»

«Meine Schuhe sind zerrissen und meine Füsse sind so klein, dass ich keine passenden bekommen konnte.»

«Was haben Sie für eine Schuhgrösse?»

«7 A.»

Dies war eine so kleine Schuhnummer, dass, wie ich später erfuhr, unter 100.000 Armeeschuhen sich nur 67 von der ungewöhnlichen Nummer 7 A befinden. Aber, da ich nun einmal von der Not

dieses Mannes erfahren hatte, musste ich auch dafür sorgen, dass ihm geholfen werde. Ich sagte daher: «Ich werde Ihnen ein Paar Schuhe dieser Grösse besorgen, und wenn ich den ganzen Kriegsschauplatz am Mittelländischen Meer danach absuchen lassen müsste.»

Als ich später wieder in meinem Hauptquartier eintraf, forderte ich Brigadegeneral Ralph H. Täte, meinen G-4, auf, zu sehen, was er wegen der Schuhe für Gebhart tun könnte. Es stellte sich heraus, dass Ralph sehr viel tun konnte, denn er trieb in wenigen Stunden Schuhe der gewünschten Grösse 7 A auf. Ich stellte mein Cub-Flugzeug zur Verfügung und liess die Schuhe aus einem Magazin im Hinterland abholen. Dann übergab ich sie Captain Thrasher, meinem Adjutanten, fertigte ihm eine kleine Kartenskizze an, aus der die Örtlichkeit ersichtlich war, an der ich mit Gebhart vor seinem Fuchsloch gesprochen hatte, und schon am nächsten Morgen machte sich Thrasher auf den Weg. Er traf den Soldaten noch immer in demselben Fuchsloch.

«Ihr Name ist doch Gebhart, wie?» fragte ihn Thrasher, obwohl er ihn bereits nach meiner Beschreibung erkannt hatte.

«Jawohl!»

«General Clark sendet Ihnen diese Schuhe.» Mit diesen Worten übergab ihm Thrasher die Schuhe. Gebhart nahm sie mit der selbstverständlichsten Miene entgegen.

«Danke», sagte er.

«Nun, sind Sie nicht überrascht?» fragte Thrasher.

«Nein», antwortete Gebhart. «Der General hat mir doch gesagt, dass er mir die Schuhe schicken wird.»

Nachdem die Deutschen aus ihren Stellungen auf dem Monte Lungo und auf dem Monte Sammucro vertrieben worden waren, sassen sie in San Pietro in der Klemme. Noch einmal lieferten sie uns von dort aus einen heftigen Gegenangriff, um ihre Verbindungen zu schützen, dann begannen sie sich in der darauffolgenden Nacht zurückzuziehen. Am 17. Dezember drangen unsere Patrouillen, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, in San Pietro ein.

Obleich der Fall von San Pietro und die Räumung der beherrschenden Höhenstellungen uns den Weg zum Mignano-Durchbruch freigaben, blieben doch noch alle übrigen Höhenstellungen entlang der Route 6 vom Feinde besetzt. Wir standen daher neuerdings vor der Aufgabe, das Gelände in der Richtung nach Cassino vom Feinde zu säubern, bevor wir daran denken konnten, unseren Vormarsch in das Liri-Tal fortzusetzen. Während des nächsten

Monats waren das II. und VI. Korps auf einer 15 Meilen langen Front in schwere Kämpfe mit den Deutschen verwickelt, die aus ihren vorteilhaften Stellungen nur durch unausgesetzten Druck und tinter übermässigen Anstrengungen vertrieben werden konnten.

Während dieser quälenden Fortschritte begann ich mich mit zwei wichtigen Planungen zu befassen. Das erste dieser Projekte betraf die Invasion in Frankreich im Jahre 1944. Dieses gross angelegte Unternehmen sollte unter dem Kommando General Eisenhowers durchgeführt werden, der bereits Anstalten traf, seinen Sitz nach England zu verlegen. Sein Posten im Mittelmeerraum sollte von General Sir Henry Maitland Wilson (wegen seiner Körpermasse «Jumbo» genannt) eingenommen werden. Der Grund für meine geplante Berufung bestand darin, dass Ike gleich nach der Landung der alliierten Hauptstreitkräfte an der Kanalküste einen Angriff auf Südfrankreich vom Mittelländischen Meer aus wünschte. Der Angriff im Süden, der die Geheimbezeichnung «Amboss» führte, sollte die deutsche Verteidigung zersplittern und Ikes Unternehmen erleichtern. Allem Anschein nach sollte die für die Aktion «Amboss» erforderliche Armee im Mittelmeerraum aufgestellt werden. Ike schlug vor, dass ich das Kommando über sie übernehmen sollte.

Zur Zeit, als man diese Pläne auszuarbeiten begann, hatte ich in Italien alle Hände voll zu tun und fand daher sehr wenig Zeit, mich mit ihnen zu beschäftigen. Ferner – wie ich noch später ausführlich dartun werde – war ich von dem Gedanken, nach Südfrankreich zu gehen, nicht eben sehr begeistert. Ich hatte alles Verständnis für die Gründe, die Ike veranlassten, Frankreich auch im Süden anzupacken, aber die Aktion als solche schien mir doch sehr den Charakter eines Unternehmens zu haben, das in eine Sackgasse führte oder zumindest einen bedeutenden Umweg vorstellte, um nach Deutschland oder in die Balkanländer zu gelangen.

Dazu kam noch, dass es verschiedene Gründe politischer und psychologischer Natur gab, die die Einnahme Roms durch die Fünfte Armee noch vor dem Zeitpunkt der Invasion in Frankreich wünschenswert erscheinen liessen. Von unserer gegenwärtigen Stellung aus musste dies als eine schwere Aufgabe angesehen werden, und ich war dabei, Mittel ausfindig zu machen, um unseren Vormarsch zu beschleunigen. Einer der Pläne, die ich in diesem Bestreben entwarf, hatte ein amphibisches Landungsunternehmen im Monat Jänner bei der italienischen Küstenstadt Anzio zum Gegenstand. Wir wählten dafür die Schlüsselbezeichnung «Strand» und be-

zweckten damit, die feindliche Flanke an einem Punkt zu treffen, der sich gerade unterhalb Roms befand.

Als Eisenhower am 18. Dezember nach Neapel kam, besprach ich mit ihm eingehend die beiden Aktionspläne «Amboss» und «Strand». Sie waren insofern miteinander aufs Engste verkettet, als die Kriegsflotte erklärt hatte, sie könnte Schiffe für das Unternehmen bei Anzio nur noch bis zum 15. Jänner bereitstellen. Nach diesem Zeitpunkt wäre die Flotte gezwungen, sich zurückzuziehen, um für die Invasion in Frankreich bereit zu sein. Ike und ich gewannen die Überzeugung, dass unsere Fortschritte in Italien noch nicht genügten, um die Vereinigung der Landungstruppen in Anzio mit der Hauptmacht der Fünften Armee innerhalb einer entsprechend kurzen Frist im Monat Jänner zu gewährleisten. Das hiess mit anderen Worten, dass wir bei Anzio nur dann erfolgreich sein konnten, wenn unsere Truppen auf dem Festland in der Lage waren, durch das Liri-Tal vorzustossen, um sich innerhalb eines Zeitraumes von ungefähr einer Woche mit den amphibischen Truppen zu vereinigen. Die Voraussetzungen hierfür waren jedoch in der ersten Januarwoche nicht gegeben.

Am Nachmittag schon funkte ich an Alexander: *«Die Umstände lassen es mir geraten erscheinen, von Aktion ‚Strand‘ im Jänner abzuraten. Der mir von der Flotte vor gezeichnete Termin 15. Jänner lässt sie undurchführbar erscheinen. Ich lasse indessen Planungsarbeiten an Aktion ‚Strand‘ fortsetzen, in der Hoffnung, dass Schiffe doch noch verfügbar sein werden, wenn zu einem späteren Zeitpunkt nach gründlicher Vorbereitung die Operation mit Unterstützung durch die Hauptmacht der Fünften Armee durchgeführt werden kann. Ich bitte dringend, alle erforderlichen Schritte zu unternehmen, um die nötigen Schiffe dann zur Verfügung zu haben.»*

Ike und ich beschäftigten uns auch mit den Plänen zur Aktion «Amboss», die bereits in Algier zur Diskussion gestanden hatte, wo General Gruenther mein Stellvertreter war. Ike erklärte mir, dass bereits ein endgültiger Beschluss hinsichtlich meines Kommandos über die Invasion in Südfrankreich gefasst worden sei. Allerdings sei es vielleicht notwendig, dass ich noch eine Zeitlang das Kommando der Fünften Armee behalte, wahrscheinlich so lange, bis unsere Truppen in Rom einmarschierten. Mit viel Optimismus würde dies bedeuten, dass ich mit der Ausarbeitung der Einzelheiten zur Aktion «Amboss» nicht früher als im Februar beginnen konnte.

Am nächsten Tag lud ich Ike zu einer Besichtigung der

Mignano-Front ein. Wir fuhren nur in zwei Jeeps, nachdem wir die restlichen Wagen etwas hinter Mignano zurückgelassen hatten, um nicht die Aufmerksamkeit der deutschen Artilleriebeobachter auf den Höhen vor uns zu erregen. Wir lenkten unsere Wagen in eine Schleife der Route 6, von wo sich uns ein guter Ausblick auf die Stellungen von San Pietro und die Fortsetzung der Strasse bot, die in das Tal des Liri führte.

Von den im Norden gelegenen Bergen stürzten die Wasser des Rapido herab, der sich unterhalb der kleinen Ortschaft Cassino mit dem Garigliano vereinigt. Wenn es uns gelang, so malten wir uns damals die Dinge aus, die Deutschen über den Rapido zu treiben, würde es uns möglich sein, den amphibischen Angriff auf Anzio zu beginnen, während die Fünfte Armee einen massierten Vorstoss durch das Liri-Tal unternahm, um sich mit den in Anzio stehenden Streitkräften zu vereinigen. Damals, es war der 19. Dezember, blickten Ike und ich lange auf die vor uns liegende Landstrasse, die zu den Höhen im Rücken Cassinos führte. Wenn man über das Tal hinwegschaute, sah es nicht aus, als ob diese Höhen so fern lagen. Keiner von uns beiden dachte damals an die Möglichkeit, dass wir noch immer nach diesen Höhen Ausschau halten würden, wenn es in den Apenninen längst Frühling geworden war.

In der zweiten Hälfte Dezember nahmen die Probleme für uns zu. Zum Teil durch die intensiv betriebenen Vorbereitungen zur Invasion Frankreichs, die zur Folge hatten, dass sie den Ersatz abgekämpfter Einheiten in Italien beschränkten und Verstärkungen ausschlossen. Das X. britische Korps war seit der Landung bei Salerno im Einsatz und benötigte dringend Ruhe, und da es an Ersatz fehlte, war seine Kampfkraft ernstlich geschwächt. Das II. Korps machte langsam Fortschritte, und die 34. Division war zur Reorganisation bis Ende Dezember in Ruhestellung. Die Weihnachtszeit – nicht eben eine sonderlich fröhliche – rückte immer näher heran und unser Durchbruch in das Liri-Tal war noch immer nicht erfolgt.

Am Weihnachtstag besuchte ich die Kampfabschnitte des II. und VI. Korps. Ich war den ganzen Tag unterwegs, brachte den Männern, die sich in den Kämpfen ausgezeichnet hatten, Auszeichnungen und Beförderungen. Ich besuchte das 8. (Räumungs-)Lazarett, in dem zum grössten Teil amerikanische und kanadische Soldaten der Spezialeinheit lagen, die sich bei den Kämpfen auf den Gebirgshöhen nordöstlich von San Pietro hervorgetan hatten. Hierauf suchte ich General McCreery auf und kam erst spät am Nachmittag nach

Caserta zurück. In dem Zelt, das uns als Offiziersmesse diente, war für fünfzehn meiner Stabsoffiziere zum Dinner gedeckt. Ich hatte Chaney schon vorher Anweisungen gegeben, alles bestens vorzubereiten.

Ich hatte mich entschlossen, Chaney unter anderen Weihnachtsgeschenken, die ich für ihn bereithielt, die Medaille für gute Führung zu überreichen. Er hatte sich seit den Tagen von Salerno nicht nur immer sehr tapfer gehalten, sondern auch ein Pflichtbewusstsein an den Tag gelegt, das keine Grenzen kannte und daher Anerkennung verdiente.

Während ich nun nach Caserta zurückfuhr, kamen mir etliche Episoden in Erinnerung, die sich seit dem Tag begeben hatten, da Chaney mich gebeten hatte, ihn mitzunehmen. Eine dieser Episoden spielte während unseres Aufenthaltes in London. Wir bezogen dort ein Miethaus, und eine der ersten Persönlichkeiten, die uns dort aufsuchte, war der Luftschutzwart. Er hielt uns einen langen Vortrag über die Wirkung der Brandbomben, die meist mit einem Zeitzünder versehen waren, und liess sich umständlich darüber aus, wie in solchen Fällen vorzugehen war. Er fragte mich, nachdem er damit zu Ende war, wer als Feuerwächter auf dem Dach Dienst machen würde.

«Sergeant Chaney», erwiderte ich.

Chaney riss erstaunt die Augen auf und blickte fragend nach mir: «Feuerwächter? Was habe ich denn da zu tun, wenn es einen Fliegerangriff gibt?»

«Du hast doch eben gehört», sagte ich. «Du musst auf das Dach klettern.»

Er bestieg das Dach unseres Wohnhauses, als zum erstenmal die Luftschutzsirenen heulten. Er war ein Mann, der jeden Dienst erfüllte, den sein Pflichtbewusstsein ihm diktierte.

In der ersten Nacht, die ich in Algier verbrachte, gab es in meinem Quartier ein aufgeregtes Kommen und Gehen von Personen, die irgendwie mit den Verhandlungen mit Darlan zu tun hatten. Chaney irritierten die vielen Franzosen, die sich in der Nähe des Hotels geschäftig machten und denen er nicht recht traute. So schlief er vor meiner Tür, um mich sicher vor Belästigungen zu schützen.

Ich wusste im Voraus, dass Chaney sich über die ihm von mir zuge dachte Auszeichnung aufrichtig freuen würde, und ich verbarg daher die Medaille in meiner Hand, als ich gemeinsam mit General Gruenther, General Brann und mehreren anderen Offizieren das

Zelt betrat, in dem wir unser Weihnachtessen einnehmen sollten.

Im Zelt sah es nett aus, alles war ordentlich hergerichtet, der Tisch geschmackvoll mit immergrünen Zweigen geschmückt. Da wir spät zurückgekommen waren, setzten wir uns alle sofort nieder. Ich blickte mich suchend nach Chaney um, konnte ihn aber nicht entdecken. Eben wollte ich nach ihm rufen, da vernahmen wir von draussen durch die dünne Zeltwand eine sonderbar quiekende, sich Überschlagende Stimme, die ein paar Takte aus dem Lied «Stille Nacht, heilige Nacht» sang. Die Gespräche setzten aus, um hören zu können, und dann liess ich die Medaille für «gute Führung» klirrend auf den Tisch fallen. Chaney war sternhagelvoll besoffen<sup>2</sup>.

Ich half, Chaney zu Bett zu bringen und der Korporal, der ihm bei Tisch hätte helfen sollen, bediente uns an seiner Stelle während des Essens. Das Dinner war ausgezeichnet. Chaney hatte es zubereitet, noch bevor er sich entschlossen hatte, allein Weihnachten zu feiern. Ich glaube, auch meinen Gästen schmeckte es. Trotzdem war ich ein bisschen ausser mir über Chaney. Mein erster Gedanke war, die ihm bestimmte Auszeichnung in meine Tasche zu stecken und meine ursprüngliche Absicht fallenzulassen. Unter dem Einfluss der guten Mahlzeit jedoch stritt ich mit mir selbst, ob ich mich erweichen lassen sollte oder nicht. Als sich das Essen dem Ende näherte, begannen auch meine Offiziere sich mit dem Vorfall zu beschäftigen, nachdem ich ihnen von meinem Vorhaben mit der Medaille gesprochen hatte. Einige waren für die Überreichung der Auszeichnung, einige waren dagegen. Schliesslich erweckte unsere Debatte den Eindruck, als wäre nichts in diesem Kriege von grösserer Bedeutung als die Entscheidung der Frage, ob Chaney die Medaille erhalten sollte oder nicht.

Als ich einige Stunden später um mich blickte, entdeckte ich

<sup>2</sup> Als ich mich entschloss, von dem "Zwischenfall in diesem Buch Mitteilung zu machen, schrieb ich vorher an Chaney, der gegenwärtig in San Francisco lebt, wo er sich als Hauptwachtmeister in den Ruhestand zurückgezogen hat. Ich fragte ihn, ob er etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn ich von dem kleinen Zwischenfall in meinem Buch Erwähnung machte. Hier ist die Antwort, die er mir darauf gab: « ... Nun zur Angelegenheit Caserta in Italien. Ich weiss mich sehr wohl an diese Geschichte zu erinnern und ich habe nichts dagegen, wenn Sie sie in Ihrem Buch erzählen. Ich möchte nur einen kleinen Irrtum berichtigen. Es war nämlich nicht ich, der zu Bett gebracht wurde, sondern es war der Korporal. Ich hatte schon vorher Weihnachten gefeiert, wie Sie ganz richtig sagen, während ich nämlich das Dinner vorbereitete. Aber der eigentliche Grund, weswegen ich mich so elend fühlte, war, dass mir das Pech mit einem der Offiziere zusties, dem ich die Apfelpastete in den Schoss schüttete.»

Chaney, anscheinend wieder vollständig in Ordnung. Ich erhob mich und führte ihn in eine Ecke des Raumes. Dort hielt ich ihm eine kurze Rede, dann heftete ich ihm die Auszeichnung auf die Brust.

Es war doch schliesslich Heiliger Abend, nicht wahr?

Einige Zeit nach dieser kleinen Feierlichkeit erhielt ich eine Nachricht von Alexander, die der Markstein für den Anfang einer der schwierigsten Phasen des italienischen Feldzuges werden sollte. Kurz vor Weihnachten war es, dass Premierminister Churchill neuerlich seine Rolle als eine Art Super-Chef in der Kommando-führung im Mittelmeerraum zu spielen begann, eine Funktion, in der er sich dann besonders gefiel, wenn die Dinge hart auf hart gingen, und ich muss sagen, dass er sich prachtvoll auf diese Rolle verstand. Eisenhower, Wilson und Alexander wurden nach Tunis gerufen, um mit Churchill zusammenzukommen, und man erörterte dort am Weihnachtstag die militärische Lage von dem Gesichtspunkt der für das Jahr 1944 geplanten europäischen Invasion aus. An jenem Abend nun sandte mir Alexander folgenden Funkspruch:

*«Bei der heutigen Konferenz wurden Entscheidungen von weittragender Bedeutung gefällt. Aktionspläne für ‚Strand‘ (Anzio) sind auszubauen. Durchführung derselben Ende Jänner. Es werden dafür 88 Landungsschiffe zur Verfügung stehen. Dadurch ist für die amphibische Operation der Einsatz von mehr als zwei Divisionen gewährleistet. Wenn Sie dafür zwei amerikanische Divisionen verwenden wollen, kann ich sie Ihnen durch Transferierung von zwei Divisionen der Achten Armee zum X. Korps der Fünften Armee zur Verfügung stellen. Machen Sie sich unverzüglich an Planungsarbeiten.»*

Am 27. Dezember kam Alexander selbst aus Tunis und teilte mir in einer Besprechung, an der auch General Gruenther, General Richardson und General Robertson teilnahmen, weitere Einzelheiten über die in Tunis gefassten Beschlüsse mit. Dabei erfuhr ich, dass auch eine britische Division sich an der Aktion «Strand» beteiligen sollte, da man diese für ein Wagnis hielt und mit beträchtlichen Verlusten rechnete. Man wünschte sowohl britische als auch amerikanische Streitkräfte an diesem Wagnis beteiligt zu sehen, um dadurch gewisse unerwünschte Einwände, die sich im Falle des Misslingens der Aktion in Amerika oder in England erheben konnten, von Vornherein unmöglich zu machen. Seinerzeit aufgetauchte Pläne, das britische X. Korps aus dem Verband der Fünften Armee loszulösen, wurden fallengelassen. Dafür wurde nun auch die britische 5. Division meinem Kommando unterstellt.



Die Aktion «Strand» sollte unter dem Befehl von Generalmajor Lucas, dem Kommandeur des amerikanischen VI. Korps, durchgeführt werden. Es war vorgesehen, dass ihm für das Unternehmen die amerikanische 3. Division und die britische 1. Division sowie andere notwendige Truppen zur Verfügung standen.

«Ich bin begeistert, dass diese Aktion zur Ausführung kommen soll», sagte ich zu Alexander. «Ich werde darauf sehen, dass alle Planungsarbeiten sorgfältigst und raschest in Angriff genommen werden. Die Sache muss einfach ein Erfolg werden.»

Nachdem wir noch verschiedene Einzelheiten besprochen hatten, verliess uns Alexander, und ich berief eine Stabsitzung ein, um die nunmehrigen Aufgaben der Fünften Armee zu besprechen und die Planung aufzunehmen. Während wir noch beisammensassen, kam mir erst in Sinn, dass niemand bei der mit Alexander eben stattgefundenen Aussprache etwas vom Termin erwähnt hatte, den uns seinerzeit die Kriegsflotte hinsichtlich ihrer Einsatzfähigkeit in der Aktion «Strand» gestellt hatte. Ich nahm an, dass Churchill in seiner bekannt energischen Art Schritte unternommen hatte, um diesen Termin aus der Welt zu schaffen.

Dies war, wenn auch nicht gänzlich, der Fall. Churchill hatte sein besonderes Augenmerk auf die «Weichteile» der Achse gerichtet, worunter er auch die Balkanländer verstand. Es passte ihm ganz und gar nicht, als er die Wahrnehmung machen musste, dass die Kanal-Invasion nach Frankreich Männer, Schiffe und Kriegsmaterial aus dem Mittelmeerraum aufzusaugen begann und dass die Lage später noch schlimmer werden würde. Bei jener Weihnachtskonferenz in Tunis brach Churchill alle Einwände, die ihm in dieser Richtung entgegen gestellt wurden, auch den Eisenhowers, der dem Premier gegenüber geltend machte, dass die Deutschen sich nicht zurückziehen, sondern harten Widerstand leisten würden, was dann auch der Fall war. Eisenhower fungierte hierbei allerdings nur als Ratgeber, denn er war damals schon im Begriffe, das Kommando im Mittelmeerraum aufzugeben und sich auf die Invasion Europas von England aus vorzubereiten, wohin er sich in nächster Zeit zu begeben hatte. Unsere in Anzio bevorstehende Aktion sollte also nicht mehr unter Ikes Oberkommando zur Ausführung kommen.

Das Ergebnis der Konferenz in Tunis war der Entschluss zur Landung unserer Truppen in Anzio. Wenn sie sich erfolgreich erwies, würden unsere Truppen bald in Rom einziehen. War dies aber nicht der Fall, das heisst, sollte sich das Unternehmen als eine härtere Nuss erweisen, als wir annahmen – und wir hielten die

Aktion «Strand» für ein Wagnis – nun dann standen allerdings amphibische britische und amerikanische Streitkräfte isoliert an der italienischen Küste unterhalb Roms. Churchill rechnete offenbar damit, dass das Alliierte Oberkommando es dabei nicht bewenden lassen und alles unternehmen würde, um das Unternehmen doch noch zum Erfolg zu führen, wenn wir uns nur erst einmal bei Anzio festgekrallt hatten. Denn zu einem Misserfolg durfte es am Vorabend der Invasion nach Frankreich unter gar keinen Umständen kommen.

Wie man die Dinge auch ansah, Churchill hatte jedenfalls wieder einmal durchgesetzt, was ihm im Mittelmeerraum vor-schwebte, die Deutschen weiter unter Druck zu halten. Es kam gar nicht in Frage, dass wir uns in Italien in die Verteidigung drängen lassen durften, ja, es sollte nicht einmal geschehen, dass unser Vormarsch sich verlangsamte. Aus diesem Grunde musste die neue Aktion schleunigst in Angriff genommen werden und sie musste dazu führen, dass die, vom politischen Gesichtswinkel aus betrachtet, so wichtige Hauptstadt Italiens in unsere Hände fiel.

Ich möchte hier noch einen anderen Umstand erwähnen, der später zu einem wichtigen Problem wurde. Indem Churchill zur Erreichung seines Zieles seine eigenen Wege ging, mag er möglicherweise der Kriegsflotte gewisse Zusicherungen hinsichtlich der Dauer ihrer Inanspruchnahme vor Anzio gegeben haben. Jedenfalls bestand bei der Marine die Meinung, dass die Flotte zur Unterstützung unserer Truppen nicht länger als etwa eine Woche gebraucht werden würde. Es stand natürlich ausser Frage, dass wir alle wünschten, es würde nicht lange dauern, aber Churchill war sich zweifellos dessen bewusst, dass die Marine, im Falle es eine längere Zeitspanne werden sollte, nichts als Widerstand leisten könnte – und sie würde die Haare sträuben, und tat auch so, wenn auch nicht gegen Churchill, sondern gegen mich.

Der Premierminister hatte damit seine Fähigkeit bewiesen, eine Entscheidung zu erzwingen, und es war eine Entscheidung, der ich voll zustimmte, wenn ich dadurch auch gezwungen wurde, gleichzeitig für zwei Aufgaben in Anspruch genommen zu werden, nämlich für die der Planung an der Aktion «Amboss» und für die Kriegführung in Italien. Eisenhower war im Begriff, Algier zu verlassen, um in London sein neues Kommando anzutreten. Ich schickte daher Gruenther noch vorher zu ihm, um die Zukunftspläne auf gleich zu bringen.

Meine Ernennung zum Befehlshaber der Siebenten Armee, die in Südfrankreich einbrechen sollte, war noch nicht verlautbart und

ich hielt es für möglich, dass man von meiner Betrauung jetzt vielleicht würde Abstand nehmen.

Zwischen Gruenther und mir wurde für das Ergebnis seiner Unterredung mit Ike die Verabredung getroffen, dass Gruenther in einem Funkspruch an mich entweder das Wort «Arizona» oder «Jitterbug» zur Anwendung brachte. Es sollte dadurch eine Erledigung in dem von mir erhofften Sinne oder das Gegenteil ausgedrückt werden. Gruenther flog am 30. Dezember nach Algier. Noch in der dar auf folgenden Nacht erhielt ich seinen Funkspruch, der das Schlüsselwort im negativen Sinne enthielt. Weiters hiess es darin:

*«Clark für Kommandoführung ‚Amboss‘ ausersehen. Ihr Verlangen, Kommando der Fünften Armee zu behalten, missbilligt. Teile der Siebenten Armee haben Befehl erhalten, in Algier demnächst einzutreffen. Ausbildung der Truppen für ‚Amboss‘ soll jedoch in Italien erfolgen.»*

Kurze Zeit später empfang ich einen Geheimbefehl, durch den mir das Kommando über die Siebente Armee in Sizilien übertragen wurde. Dem Wortlaut des Befehles nach war dies so zu verstehen, dass ich dieses Kommando zusätzlich zu dem der Fünften Armee zu führen hatte.

Inzwischen hatte auch General Montgomery Befehl erhalten, sich nach England zu begeben, um die Vorbereitungen für die Invasion in Frankreich zu treffen. Generalleutnant Sir Oliver W. H. Leese übernahm das Kommando der Achten Armee. General Patton wurde seines Kommandos der Siebenten Armee, die ja für die Aktion «Amboss» bestimmt war, enthoben und erhielt Befehl, sich Eisenhower in England zur Verfügung zu stellen. Die Aufgabe, die dort seiner als Amerikas glänzendstem Kommandeur schneller Panzerstreitkräfte harrte, sollte seine letzte sein. Patton zeigte sich in düsterer Stimmung, als er vor seiner Abreise nach England im Januar zu einem Abschiedsbesuch in mein Hauptquartier kam.

Er äusserte sich in Ausdrücken des höchsten Lobes über den Ausbildungsstand der Siebenten Armee und erklärte, dass seine Stabsoffiziere die besten gewesen seien, die er je kennengelernt habe. Wir unterhielten uns noch geraume Zeit über die Armee, die nunmehr die meine werden sollte. Dann sprach Patton über die bevorstehende Invasion in Nordfrankreich, für die das Schlüsselwort «Overlord» gewählt worden war. Er wusste damals noch nicht, welche Aufgabe ihm bei diesem Unternehmen eigentlich zugedacht war. Er fühlte sich bloss empfindlich zurückgesetzt, die Folge des Zwischenfalles in Sizilien, als er sehr zum Missvergnügen der Öffent-

lichkeit einem Soldaten eine Ohrfeige gab. Schliesslich fragte er mich über meine Meinung, was man ihm wohl bei der Invasion über den Kanal zu tun geben würde.

«Ich schätze, man wird Ihnen das Kommando einer Armee übertragen, die nach dem Angriff auf die Küste Frankreichs zum Einsatz kommen wird», sagte ich.

«Tja», erwiderte er, «das wäre wohl ein armseliges Geschäft für einen Offizier von meinen Erfahrungen; sollte ich nicht wenigstens ein Armeekommando bekommen, würde ich wohl in den Ruhestand treten.»

Wenige Tage nach Beginn des neuen Jahres ergaben sich bei den Planungsarbeiten für die Aktion «Strand» ernstliche Unzukömmlichkeiten. Vor allen Dingen machte ich dabei die Entdeckung, dass die Kriegsflotte niemals von ihrem Standpunkt abgewichen war, uns gewisse zeitliche Einschränkungen hinsichtlich der Überlassung von Schiffen für die Landung unserer Truppen und deren Versorgung nach erfolgter Landung aufzuerlegen. Mein erster Verdacht in dieser Richtung stieg in mir auf, als ich von Gruenther einen Funkspruch erhielt, in dem dieser die Meinung aussprach, es mache ihm den Eindruck, als ob die Aktion «Strand» von der Tagesordnung gestrichen werden sollte. Gruenther hatte in Kreisen höherer Offiziere Bemerkungen aufgeschnappt, wie wenn Alexander angesichts dieser Aktion «sich reichlich falsche Vorstellungen mache».

*«Admiral Cunningham (Sir John Cunningham und nicht zu verwechseln mit seinem Vetter Sir Andrew) nimmt an, dass fast alle Landungsschiffe, die für Anzio bestimmt sind, spätestens am 2. Februar ausscheiden müssen, da sie zu diesem Zeitpunkt nach England sollen. Ich habe weiters in Erfahrung gebracht, dass die Anzio-Streitkräfte mit Verpflegung für acht Tage an Land gehen müssen und später von der See auf keine weiteren Nachschübe mehr rechnen können.»*

Schliesslich enthielt der Funkspruch noch eine Andeutung darüber, dass man in Algier davon sprach, die Aktion «Strand» überhaupt fallen zu lassen, wenn Alexander und ich nicht nachweisen könnten, dass diese Aktion in keiner Weise «Amboss», die Invasion in Südfrankreich, störe.

Die Absicht, die Streitkräfte der Fünften Armee bei Anzio an Land und sie dann auf einen toten Ast zu setzen, indem man sie ohne weitere Unterstützung der Flotte einem ungewissen Schicksal überliess, kam auch in einem langen offiziellen Funkspruch des Alliierten Hauptquartiers an Alexander zum Ausdruck. Darin hiess

es unter anderem, dass man anlässlich der Weihnachtskonferenz in Tunis übereingekommen sei, keinerlei Gefährdung der beiden Aktionen «Amboss» oder «Overlord» durch den Angriff bei Anzio zuzulassen. Aus diesem Grunde war es unerlässlich, dass alle für die Aktion «Strand» nötigen Schiffe, bis auf sechs, bis zum 3. Februar von der Fünften Armee freigegeben werden müssten.

Ich hatte damals das Gefühl, als ob man mir eine Pistole an den Kopf gesetzt hätte. Während man früher in mich gedrungen war, diesen wahrscheinlich entscheidenden Angriff auf Anzio in die Wege zu leiten, erklärte man mir jetzt, dass ich das Unternehmen ohne ausreichende Flottenunterstützung durchführen sollte. Mit anderen Worten hiess das, zwei Divisionen an Land zu setzen, um sie nach wenigen Tagen sich selbst zu überlassen. Denn diese paar Tage, die die Flotte noch vor Anzio bleiben wollte, würden aller Voraussicht nach eine zu kurze Spanne Zeit sein, um es der Hauptmacht der Fünften Armee zu ermöglichen, sich mit den Landungstruppen zu vereinigen. Ich sandte daher sofort einen Funkpruch an Alexander, in dem ich ihm meinen Standpunkt darlegte und ihn dringend bat, dafür zu sorgen, dass wir für unser Vorhaben genügend Schiffe lange genug zur Verfügung erhielten, damit wir die Aktion in der letzten Januarwoche, wenn die Witterungsverhältnisse es zuliesse, zur Ausführung bringen könnten.

Dabei war die Zeit für alle vorbereitenden Arbeiten mittlerweile so knapp geworden, dass wir mit äusserster Beschleunigung ans Werk gehen mussten, ungeachtet des Umstandes, dass die allgemeinen Aussichten auf einen erfolgsversprechenden Einsatz unseres Unternehmens täglich unsicherer wurden. Am 4. Jänner gab ich meinen Stabsoffizieren bei einer Besprechung in Caserta einen Überblick über unsere Lage hinsichtlich der Aktion «Strand», wobei ich den Kern der Sache in die Worte fasste:

«Man erwartet von uns, dass wir unsere Truppen in Anzio an Land setzen, und zwar in der Stärke von zwei Divisionen. Die Truppen werden, sobald sie einmal die Küste erreicht haben, ohne Nachschub und ohne Aussicht auf Verstärkungen von der See her bleiben. Sie haben abzuwarten, bis die Hauptmacht der Armee sich mit ihnen vereinigt. Ich werde versuchen, Wege ausfindig zu machen, auf welchen wir diese Aufgabe erfüllen können. Es liegt nicht in meiner Absicht, sie nur von der Seite betrachten zu wollen, von der aus diese Aufgabe unmöglich ist. Wir werden es irgendwie möglich machen und wir werden den Erfolg erzwingen.»

Ich muss hier allerdings hinzufügen, dass ich damals, als ich so

zu meinen Offizieren sprach, selbst noch nicht wusste, wie wir dieses Problem anpacken sollten. Als Alexander am Nachmittag dieses Tages zu mir kam, drückte ich ihm gegenüber meine Überraschung aus, dass nun doch wieder die Rede von Schiffsbeschränkungen war, von welchen er zuletzt keine Andeutungen gemacht hatte. Ich verwies ausserdem darauf, es sei mir schon vor mehreren Wochen mitgeteilt worden, dass ich das Kommando über die Aktion «Am-boss» erhalten sollte – ein Umstand, der Alexander bis zu diesem Zeitpunkt nicht bekanntgeworden war – und dass es naturgemäss nicht in meiner Absicht liegen konnte, diese Aktion durch ein anderes Unternehmen zu gefährden, da sie mir eben beide anvertraut waren. Trotzdem wäre ich glücklich gewesen, das Wagnis in Anzio durchführen zu können, wobei ich mich allerdings der Meinung hingegeben hatte, dass mir die erforderliche Flottenunterstützung nicht versagt sein würde. Ich legte mir keinerlei Zwang auf und drückte mich daher ziemlich offen aus. Deshalb liess ich auch keinen Zweifel darüber bestehen, dass ich die in Tunis hinsichtlich der Aktion «Strand» gefassten Entschlüsse zumindest leichtfertig fand. Die Teilnehmer an der Konferenz hatten offenbar nur sehr unvollständige Vorstellungen darüber, wie man einem solchen Unternehmen die grösstmögliche Aussicht auf Erfolg gab, obwohl in diesem Punkt von meinen Stabsoffizieren an Vorarbeiten, die zur Vorlage gebracht wurden, nichts unterlassen worden war. Die ganze Angelegenheit gestaltete sich dadurch noch verwickelter, dass Churchill in seinem Eifer, die Eroberung Roms zu beschleunigen, von der Annahme ausgegangen war, es würde für Anzio eine grosse Zahl von amerikanischen Schiffen zur Verfügung stehen, schon deshalb eine Fehlannahme, weil Churchill nicht über die amerikanische Flotte verfügen konnte.

Alexander entschloss sich schliesslich zu einem Funkspruch an Churchill. Er brachte darin all das zum Ausdruck, was uns für die Durchführung der Aktion «Strand» so sehr vonnöten war. Das für diesen Funkspruch erforderliche Tatsachen- und Ziffernmaterial stellte ich Alexander an Hand der Kopie eines Funkspruches zur Verfügung, den ich vor zwei Tagen an ihn gerichtet hatte. Hierauf teilte ich Alexander mit, was ich über Truppenbewegungen bei den Deutschen in Erfahrung gebracht hatte. Die deutsche 29. Panzer-Grenadier-Division war eben aus dem Frontraum der Fünften Armee abgezogen und in der Nähe Roms in Stellung gebracht worden. Diese Division war dadurch in gefährliche Nähe unserer Truppen gekommen, die wir bei Anzio an Land bringen wollten. Es

war Sache des Hauptquartiers Alexanders, sich über die Stärke der Feindstreitkräfte, denen wir mit unseren Truppen bei der Aktion «Strand» gegenüberstehen würden, Gewissheit zu verschaffen. Ich musste ihm diese Frage zur Entscheidung überlassen, in Verbindung damit, ob mit der Planung der Aktion «Strand» fortzusetzen sei.

Es war bereits früher festgelegt worden, für Churchill das Deckwort «Oberst Warden» zur Anwendung zu bringen. Am 5. Jänner berichtete mir ein Funkspruch Alexanders, dass «Oberst Warden» zuversichtlich hoffe, wir würden die erforderlichen Schiffseinheiten für die Aktion «Strand» bekommen. Da «Oberst Warden» sich damals in Marrakesch aufhielt, ersuchte mich Alexander, sowohl Armee- als auch Marinesachverständige nach Marrakesch zu entsenden, um dort die nötigen Details vorzubringen. Ich entsprach dem sofort und sandte eine Gruppe von Fachleuten im Flugzeug dorthin. Vorher hatte ich ihnen eingeschärft, dass Präsident Roosevelt ängstlich darauf aus war, dass nichts unternommen werde, was die Invasion in Frankreich verzögern oder schwächen könnte, dass aber Churchill es für wünschenswert hielt, Rom um jeden Preis in unseren Besitz zu bringen.

«Wenn Sie sich dies vor Augen halten», fügte ich hinzu, «müssen Sie dennoch Geschick genug zeigen, auf dem zu bestehen, was wir zur Durchführung der Aktion «Strand» benötigen. Lassen Sie sich von Schmeicheleien Churchills nicht betören und geben Sie nicht um einen Zoll in dem nach, was wir von der Flotte verlangen müssen.»

Vom Erfolg unserer Anstrengungen erfuhren wir durch einen Funkspruch am 8. Jänner. Churchill war es gelungen, neuerlich seinen Willen durchzusetzen. Er gab uns die Versicherung, genügend Schiffe für Nachschub und Truppen Verstärkungen zu erhalten. Er hoffe, dass der Angriff auf Anzio am 22. Jänner beginnen könne. Am nächsten Tag kehrte Alexander mit meinen Offizieren aus Marrakesch nach Caserta zurück und erklärte, dass die Aktion «Strand», die Zustimmung Roosevelts vorausgesetzt, mit voller Kraft anlaufen würde, selbst wenn dies mit einer Schwächung der Invasion in Südfrankreich verbunden wäre. Churchill hatte bei den Besprechungen in Marrakesch die Meinung vertreten, die gesamte politische Lage der Alliierten sei nachhaltig von der Tatsache beeinflusst, dass es den Deutschen gelang, Rom so erfolgreich zu verteidigen. Dieser Umstand aber wirke sich äusserst ungünstig sowohl auf Spanien als auch auf die Türkei aus. Es wäre daher ein unerlässliches Erfordernis, Rom zu Fall zu bringen, und dies so bald als

möglich. Es schien mir zwar wenig wahrscheinlich, dass wir schon am 22. Jänner in der Lage sein würden, in Anzio zu landen, aber Churchill war der Ansicht, wir sollten es versuchen. Ich gebe hier einen Auszug aus einem Schreiben wieder, das er mir aus Marrakesch nach dieser Entscheidung zukommen liess.

*«Ihre Offiziere werden Ihnen von den eingehenden Diskussionen berichten, die wir hier abhielten. Ich hoffe, Sie werden sich mit der Flottenunterstützung zufrieden geben, welche unsere grosse Aktion («Strand») erhalten wird. Vielleicht wird es überdies möglich sein, noch eine dritte Division für das Unternehmen aufzubringen, wodurch wir die Lage stärken. Ich bin mir der Bedeutung dieser Schlacht zutiefst bewusst. Würden wir davon abstehen, dann wäre dies gleichbedeutend damit, dass alles, was wir bisher im italienischen Feldzug geleistet haben, verurteilt wäre, recht unrühmlich im Sande zu verlaufen.*

*Ich bitte Sie schliesslich, alles zu unternehmen, was nur irgend in Ihrer Macht steht, um den Beginn der Aktion «Strand» für den 22. Jänner zu ermöglichen, sofern dies das Wetter erlaubt. Jeder Tag, den Sie gewinnen, versetzt Sie in die Lage, sich der so wertvollen Schiffe länger bedienen zu können... Ich halte es sogar für günstiger, mit dreiviertel der Ihnen zu Gebote stehenden Streitkräfte am 22. Jänner den Angriff zu unternehmen, als mit der vollen Zahl am 28. oder noch später...*

*Ich möchte diese Gelegenheit auch benützen, um meine herzlichsten Glückwünsche für die Ihnen vom Präsidenten zuteil gewordene ehrenvolle Auszeichnung für persönliche Tapferkeit bei den grossen Kämpfen in Salerno auszusprechen. Ich habe aus britischen Quellen gehört, dass Sie sich selbst in den vordersten Kampflinien rücksichtslos dem feindlichen Feuer aussetzten, um den Kampfgeist der Truppen anzuspornen. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, dass wir Ihrem mutigen Verhalten allein den Sieg in der Schlacht von Salerno zu verdanken haben, von der man, wie der Herzog von Wellington nach der Schlacht bei Waterloo, wohl sagen könnte: ‚Verdammt, es ist gerade noch gegangen!‘...»*

Noch bevor Alexander diesmal Caserta verliess, studierten wir die Pläne für die Offensive der Fünften Armee, die ungefähr eine Woche vor «Strand» aufgenommen werden sollte. Diese Offensive bezweckte, die Deutschen aus den für uns so gefährlichen Küstenstellungen im Raume von Anzio zu locken. Sie würde ihren Anfang von unserem rechten Flügel aus in der Gegend von Sant d'Elia nehmen, wo französische Streitkräfte unter General Juin das



VI. Korps General Lucas abgelöst hatten, das dadurch für das Unternehmen bei Anzio frei wurde. Die übrige Front würde in der kommenden Woche folgen, so durch Angriffe über den Garigliano von Seiten des britischen X. Korps und über den Rapido durch das amerikanische II. Korps.

Unsere Truppen waren zur Zeit in heftige Kämpfe verwickelt, um in die für die Offensive notwendigen Ausgangsstellungen zu gelangen. Die ganze Front stand unter dem Druck, für Anzio rechtzeitig bereit zu sein, und es wurden daher in der ersten Hälfte Januar beträchtliche Fortschritte erzielt. Um die Mitte des Monats waren wir in die deutschen Winterstellungen eingedrungen und hatten vom Monte Trocchio Besitz ergriffen, einer gewaltigen Erhebung, die, völlig isoliert von den Bergen der Umgebung, ungefähr eine Meile von dem Fluss Rapido entfernt lag. Dieser sechs Wochen in Anspruch nehmende Vorstoss in die deutschen Stellungen hatte uns im Mittelabschnitt der Front nur um acht Meilen vorwärts gebracht. Aber er führte die Fünfte Armee auf jene bedeutsamen Höhen, von welchen aus wir die Flusstäler des Rapido, des Gari und des Garigliano beherrschten. Diese Flüsse bildeten einen ununterbrochenen Wasserweg von Sant'Elia, etliche fünfunddreissig Meilen südlich an Cassino vorbei bis an die See. Man kann sich kaum ein Bild von den überaus harten Bedingungen machen, unter denen, trotz Regen, Schnee und beissend kalten Winden dieser Erfolg gegen einen stark verschanzten Feind errungen wurde. Die Verluste waren bedeutend und betrugen bei den Amerikanern 8'851, bei den Briten 3'132, bei den Franzosen 3'305 und bei den Italienern 586; insgesamt also 15.864. Als das 135. Infanterieregiment die Felswände des Monte Trocchio emporgeklettert war, da fielen die Blicke der Männer auf die nächste deutsche Verteidigungsstellung, die sich, neunzig Meilen von Rom entfernt, entlang reissender Flüsse und gewaltiger Bergzüge aufbaute. Sie zog sich von den Anhöhen im Norden von Sant'Elia südwärts längs des Rapido zum Mönchsberg im Rücken Cassinos und von dort längs der Flüsse Rapido und Gari in das breite Tal des Liri, an dessen Südseite sie abermals über steile Höhenzüge hinter dem Garigliano hinaufführte, bis sie sich an der Küste verlor. Diese neue Verteidigungsstellung wurde von der ausgezeichneten Nazi-Organisation Todt auf einem Gelände angelegt, das bereits den Zöglingen der italienischen Kriegsakademie als das ideale Terrain für Verteidigungszwecke gegen jedermann und alles bezeichnet wurde. Die Deutschen gaben ihr den Namen Gustav-Stellung

## DIE RAPIDO-GARIGLIANO-FRONT

### JANUAR 1944

Die Geschichte unseres Einbruches in die Gustav-Stellung ist aus verschiedenen Gründen nicht leicht zu erzählen. Es ist eine Geschichte, bei der Namen wie Cassino, Anzio und Rapido die Hauptrolle spielen. Es sind dieselben Namen, die durch viele Tage hindurch die Schlagzeilen der Tagesblätter bildeten und darüber hinaus Anlass zu zahlreichen Streitfragen gaben. Es ist eine Geschichte von bitteren Fehlschlägen und glänzenden Erfolgen, von hervorragender Tapferkeit und verhängnisvollem Zögern, von Meinungsverschiedenheiten der oberen Stäbe, von internationaler Politik, vom grimmigen endlosen Kämpfen der Männer, die alles hinnahmen, was der Feind ihnen zuteilte, und trotzdem weitermachten.

Einzelne Phasen dieses langanhaltenden Kampfes waren so verwickelt und so sehr widersprechend, dass ich es für vorteilhaft ansehe, wenigstens über einen Umstand etwas vorzuschicken, der in der Öffentlichkeit oft übersehen oder vergessen wurde. Ich möchte darauf besonderen Nachdruck legen, weil der Leser sich kein richtiges Bild von den Unstimmigkeiten hinter den Kulissen machen kann: diese ergaben sich vor allem im Zusammenhang mit der Schlacht um den Monte Cassino, und dieser grundlegende Umstand darf nicht vergessen werden.

Das britische Volk und ihre den Dominien entstammenden Armeen hatten die volle Wucht der Nazi-Angriffe nach der Besetzung Frankreichs bis zur deutschen Invasion in Russland auf sich nehmen müssen. Auch vor und nach dieser Periode wurden sie fast durchwegs von aufreibenden Kämpfen in Anspruch genommen, die der Nation einen ungeheuren Preis sowohl an Menschen – und es waren ihre Besten und Tüchtigsten – als auch an Gütern aller Art abverlangten. Das britische Commonwealth zahlte diesen Preis zu einem Zeitpunkt, in dem andere alliierte Mächte noch neutral

blieben oder erst Anstalten trafen, sich für den Krieg zu rüsten. Ihr entschlossener Widerstand erwies sich von nachhaltigem Einfluss auf den Gang der Geschichte unserer Zeit.

Sein Einfluss machte sich aber auch auf die Art der Kriegführung nach dem Jahre 1942 geltend. Ich habe erwähnt, dass es mir in den Londoner Tagen schien, als ob Churchill ständig nach Mitteln und Wegen Ausschau hielt, um amerikanische Streitkräfte auf die verschiedenen Kriegsschauplätze zu bringen. Ich habe ausserdem gelegentlich der Überschreitung des Volturno die Bedenken General McCreerys erwähnt, sein X. Korps gegen so starke Feindstellungen zu schicken, bevor nicht die Amerikaner angegriffen und die Deutschen überflügelt hätten. Auch über sein Verlangen nach zusätzlicher Fliegerunterstützung habe ich berichtet. Ferner habe ich darauf hingewiesen, dass die britischen Divisionen der Fünften Armee von den monate-, ja jahrelangen Kämpfen erschöpft waren, an Ersatz aber wegen der ungeheuren Verluste an Offizieren und Mannschaften nicht gedacht werden konnte.

Die Frage des Truppenersatzes wurde zum Gegenstand einer eifrigen Diskussion, als der Generaladjutant der britischen Armee, General Sir Ronald Adam, am 16. November mich in meinem Hauptquartier in Caserta aufsuchte. Sir Ronald, der die oberste britische Autorität für diese Frage war, sprach sich ganz offen über die Lage aus.

«Die Briten», sagte er, «werden sehr bald keine wehrfähigen Männer mehr haben. Sie sind daher gezwungen, strenge Richtlinien einzuhalten, um den Bestand ihrer Wehrfähigkeit zu sichern, und dies nicht nur, um den Krieg durchzustehen, sondern auch, um nach dem Kriege noch genügend Männer zu haben.»

Sir Ronald fügte hinzu, dass gegenwärtig die Frage des Ersatzes von Truppen eine so schwierige sei, dass er sich gezwungen sehe, alle zwei Monate aus den Resten mehrerer britischer Divisionen eine einzige zu bilden und diese als Ersatzreserve für andere Einheiten zu verwenden, die im Einsatz standen.

Als Folge dieser Bestrebungen zur Erhaltung der britischen Wehrkraft hatte sich die Praxis britischer Kommandeure herausgebildet, im Kampfe gegen die Deutschen von der Möglichkeit verschwenderischer Luftbombardements und Artillerievorbereitungen Gebrauch zu machen. Diese Praxis diente dem Zweck, sich nach Tüchtigkeit Infanterieangriffe zu ersparen und führte dazu, dass von Seiten der Amerikaner behauptet wurde, General Montgomerys Vormärsche seien in Verfolgung dieses Gedankens, nämlich die

Hauptlast eines Angriffes auf die Artillerie und Luftwaffe zu überwälzen, häufig zu langsam und vorsichtig.

Ich möchte nachdrücklich betonen, dass ich mich hundertprozentig mit diesem Gedanken einverstanden erkläre, vorausgesetzt, dass er sich auch bewährt. Aber gegen einen disziplinierten und kampferfahrenen Feind wird er sich nicht gut anwenden lassen und am Ende werden die Verluste noch grösser als sonst sein. Gewiss ist es von hoher Bedeutung, dass der Befehlshaber in einer Schlacht von Bombern, Artillerie und was ihm sonst an weittragenden Waffen zur Verfügung steht, Gebrauch macht, um das Risiko eines Infanterieangriffes herabzusetzen und die Positionen des Feindes zu schwächen. Aber am Ende liegt es doch bei der Infanterie, anzugreifen und sich in den Besitz des Angriffszieles zu setzen, sofort nach seiner Bombardierung und bevor noch der Feind sich von den Verwüstungen erholen kann, die die Luftwaffe und die Artillerie verursachten. Das ist die Arbeit der beherzten Infanterie mit Gewehr und Bajonett.

Dies vorausgesagt möchte ich hinzufügen, dass niemand den Mut und die Geschicklichkeit des britischen Soldaten in Frage stellen kann, der ihn im Kampf gesehen hat.

Ich habe selbst so viele Beispiele miterlebt, und so viele Offiziere und Männer des britischen Commonwealth, die in der Gefahr auch nicht einen Augenblick lang zögerten, kennengelernt. Unter ihnen befanden sich Männer wie Generalmajor H. K. Kippenberger, ein Neuseeländer, der nun auf zwei künstlichen Beinen geht. Bei Cassino trat er auf eine Mine, die ihm ein Bein wegriss. Als er sich umblickte, bemerkte er, dass er sich in der Mitte eines Minenfeldes befand. Trotzdem erhob er sich von dem Platz, auf dem er niedergestürzt war, und hüpfte auf einem Bein weiter. Er hatte Pech, denn er hüpfte auf eine zweite Mine. So laut, dass es selbst das Krachen der Explosion übertönte, brüllte er: «Gottverdammich! Da ist nun auch das andere Bein zum Teufel!»

Oder auch Männer wie Major Sandy McNab!

Sandy war ein dem Stab Eisenhowers zugeteilter britischer Offizier zu Anfang unseres afrikanischen Invasionsunternehmens. Die Arbeit eines Staboffiziers in Algier sagte ihm nicht zu und schliesslich gelang es ihm, sich selbst eine Tätigkeit an der tunesischen Front zu organisieren. Dort unterstand er General Anderson. Einige Zeit nach seiner Transferierung besuchte ich die tunesische Front und erkundigte mich nach ihm. «Er ist tot», wurde mir gesagt.

Ich fragte, wie dies geschah.

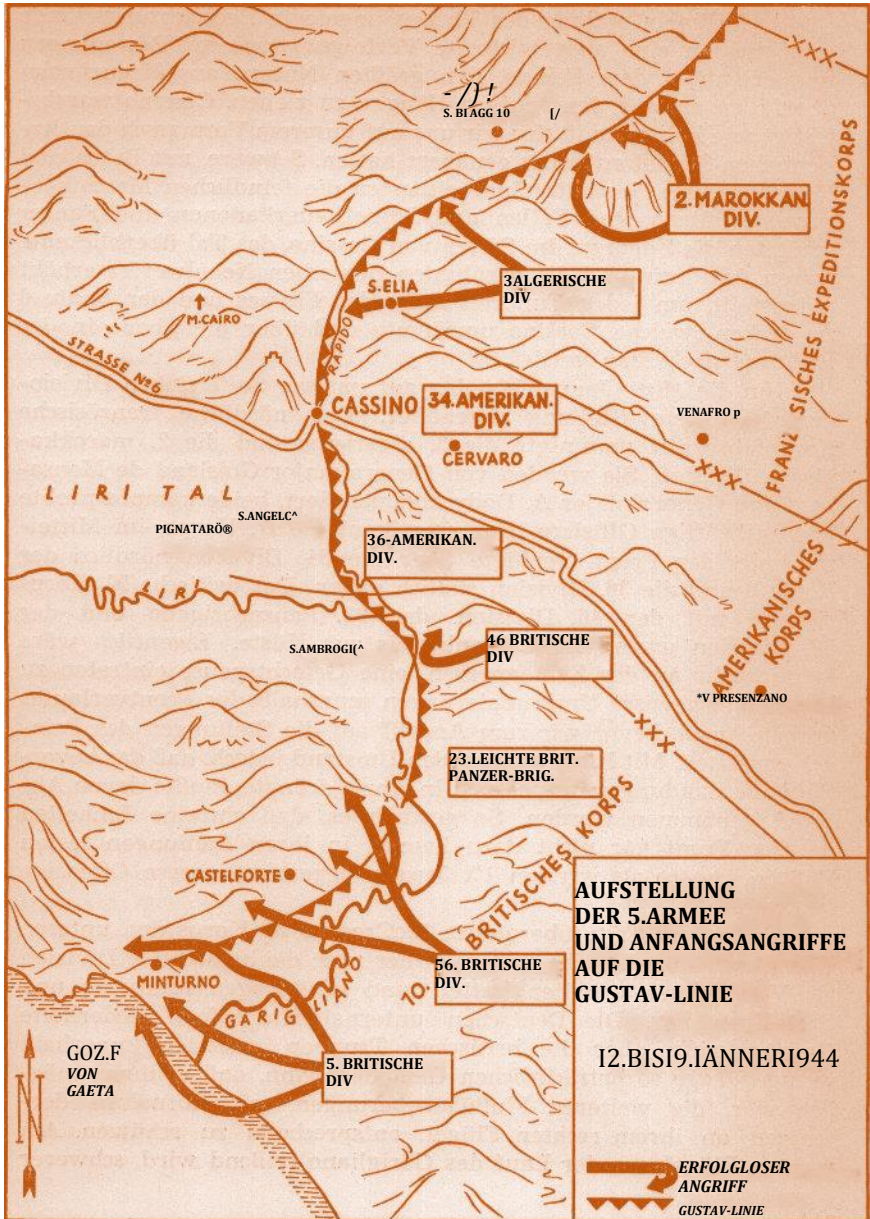
«Oh, es war ein reizendes, ein prächtiges Stück Arbeit», antwortete mein Gewährsmann. «Seine Männer hatten sich auf dem Abhang eines Hügels bei einem Angriff auf eine deutsche Vorpostenlinie festgerannt. Sie lagen dort auf dem Bauch und es hatte den Anschein, als wäre es unmöglich, dass sie noch weiter von der Stelle kämen. Dabei war es so wichtig, mit diesem Angriff ans Ziel zu kommen! McNab sprang ungeduldig aus seiner liegenden Stellung auf. Er trug nichts bei sich als seinen Rohrstock. Da stand er nun und blickte auf seine Leute.

„Mir nach, Männer!“ rief er und schritt aufrecht den Hügel hinan auf die deutschen Stellungen zu. Seine Männer folgten ihm und erreichten im Sturm die Spitze des Hügels. Nur McNab blieb zurück. Er war schwer verwundet. Die Sanitätssoldaten trugen ihn später auf ihrer Tragbahre nach rückwärts. Aber der Sanitätswagen, auf den sie ihn verladen, erhielt auf seiner Fahrt einen Volltreffer der deutschen Artillerie.»

Während ich dem Mann zuhörte, konnte ich mir im Geist vorstellen, wie Mac es machte. Ja, das alles hatte er getan, und nur das schien ihm natürlich und angemessen, obwohl er in einem Kriege mitfocht, in dem die Kämpfer den grössten Teil ihrer Zeit damit verbrachten, auf dem Bauch zu liegen und ihre Gesichter in den Dreck zu stecken, genau wie man es sie während ihrer Ausbildung gelehrt hatte. Für mich stellte McNab das Urbild der britischen Bereitschaft vor, zu sterben, wenn es die Notwendigkeit erforderte, und es richtig zu tun.

Es gab Männer ohne Zahl, die sich gleich McNab darauf verstanden.

In jenem Winter 1944 fehlte es nicht an Gelegenheiten, auf den Höhen rund um Cassino und im Tal des Liri, das bei unseren Leuten die Bezeichnung «Tal des roten Herzens» erhalten hatte, zu sterben. Die Deutschen hatten Verstärkungen in ihre Gustav-Stellung gebracht, unter denen sich ausgewählte Truppen befanden, die den Befehl hatten, die Strasse nach Rom unter allen Umständen zu halten. Die Lage der deutschen Linien wurde bei Cassino für Verteidigungszwecke besonders dadurch gestärkt, dass das Wasser des Rapido über flaches Gelände abgeleitet wurde und so eine natürliche Schutzwehr gegen Panzerangriffe bildete. Auf den Anhöhen befanden sich die tief eingegrabenen Stellungen mit Truppenunterkünften aus Stahl und Beton errichtet, die selbst schwerstem Artilleriebeschuss spotteten.



S. BIAGG 10

2. MAROKKAN DIV.

3. ALGERISCHE DIV

34. AMERIKAN. DIV.

36. AMERIKAN. DIV.

46. BRITISCHE DIV

23. LEICHTE BRIT. PANZER-BRIG.

56. BRITISCHE DIV.

5. BRITISCHE DIV

**AUFSTELLUNG DER 5. ARMEE UND ANFANGSANGRIFFE AUF DIE GUSTAV-LINIE**

12. BIS 19. JÄNNER 1944

**ERFOLGLOSER ANGRIFF**  
**GUSTAV-LINIE**

STRASSE N° 6

S. ANGELC^  
 PIGNATARO®

S. AMBROGI(^

CASTELFORTE

MINTURNO

GARIGLIANO

GOZ.F VON GAETA

VENAFRO p

\*V PRESENZANO

FRANZ. SISCHES EXPEDITIONSKORPS

AMERIKANISCHES KORPS

BRITISCHES KORPS

LIRI T A L

XXX

XXX

XXX

10.

V

RAPIDO

S. ELIA

CERVARO

^

^

^

10.



Auf Hügeln entlang des Flusses angelegte Beobachtungsstände ermöglichten eine ausgezeichnete Verfolgung unserer Bewegungen und erlaubten dem Feinde, den grössten Nutzen aus Kreuzfeuerüberfällen entlang den felsigen Hängen zu ziehen. Cassino war befestigt wie keine Stadt, der wir uns auf unserem Vormarsch den italienischen Stiefel aufwärts genähert hatten. Schwere, mit Beton und Eisen armierte Geschützstände sicherten die feindlichen Maschinengewehrschützen, und Fallen und Schnellfeuerkanonen und Panzer schützten die Zugänge. Im Süden von Cassino, das Tal überblickend, waren Artillerie und die berühmten deutschen Nebelwerfer erhöht aufgestellt, um jeden Fussbreit längs des Flusses und der Route 6 zu decken, welche Cassino umsäumte und über die Ebene in der Richtung nach Rom verlief.

Um die Mitte Januar standen auf unserer Seite sieben Divisionen der Gustav-Stellung gegenüber. Der nördliche französische Kampfabschnitt vereinigte die 3. algerische und die 2. marokkanische Division. Sie wurden von Generalmajor Goisland de Monsabert und Generalmajor A. Dody kommandiert, beide kampferprobte und tatkräftige Offiziere. Das amerikanische II. Korps, im Mittelabschnitt der Front, verfügte über die 34. Division nördlich der Route 6 und die 36. Division südlich davon. Das britische X. Korps sicherte mit der 46. Division, der 23. Panzerbrigade und der 56. Division unsere linke Flanke bis zur Küste. Eigentlich wäre es nunmehr an der Zeit gewesen, eine Gefechtspause eintreten zu lassen, um gewisse Umgruppierungen innerhalb des Frontverlaufes vorzunehmen, bevor wir zum Angriff auf die Stellungen des Feindes ansetzten. Mit Rücksicht auf den Umstand jedoch, dass das bevorstehende Landungsunternehmen in Anzio drängte, musste davon Abstand genommen werden. So geschah es, dass einzelne Einheiten unserer Front gar nicht dazu kamen, in ihren Stellungen festen Fuss zu fassen, als wir am 17. Januar begannen, unsere Offensive fortzusetzen.

An diesem Tage überquerte McCreerys X. Korps den unteren Garigliano, nachdem die Briten vorher noch die britische 5. Division als Verstärkung erhalten hatten, und stiess gegen Minturno und Castelforte vor. Die Deutschen unternahmen sofort wiederholte Gegenangriffe, aber die britischen Truppen erzielten innerhalb weniger Tage so beträchtlichen Geländegewinn, dass es ihnen möglich war, die weiteren Flussüberquerungen, mit Ausnahme derjenigen an ihrem rechten Flügel, entsprechend zu schützen. Am rechten Flügel, wo der Lauf des Garigliano reissend wird, schwerer

Nebel einfiel und der feindliche Widerstand sich verstärkte, vermochte die 46. Division den Übergang nicht zu erzwingen. Dadurch ergab sich eine kritische Lage für den linken Flügel des amerikanischen II. Korps in seiner vorgesehenen neuen Stellung nächst Sant'Ambrogio. Dann versteifte sich der deutsche Widerstand entlang des übrigen englischen Abschnittes und hier kam der Fortschritt zu einem vorläufigen Abschluss, trotzdem MacCreery das Gelände, das er gewonnen hatte, behaupten konnte. Die Beharrlichkeit, mit der das X. Korps seinen Vorstoss geführt hatte, verdiente höchste Anerkennung. Die neuen britischen Stellungen bedeuteten für den Feind eine solche Bedrohung, dass er an diesem Frontabschnitt zwanzig Bataillone zur Verstärkung heranzog. Unter ihnen befanden sich die Hermann-Göring-Panzerdivision und die 90. Panzergrenadier-Division. Die Verluste des britischen X. Korps beliefen sich vom 17. bis zum 31. Januar auf 4'152 Mann.

Am Nachmittag des 18. Januar fand ich Gelegenheit, zu einer Gruppe Kriegsberichterstatter zu sprechen, die in Italien eingetroffen waren, um unsere amphibische Landungsoperation bei Anzio zu verfolgen, obwohl sie ihren Bestimmungsort noch nicht kannten. Ich erklärte ihnen, dass die Franzosen an unserer rechten Flanke einen Angriff ausführten, um auf diese Weise möglichst viele deutsche Truppen in diesen Raum zu ziehen, und dass das britische X. Korps gleichfalls einen Flankenangriff unternahm, um die Stärke des Feindes im Mittelabschnitt der Front, hauptsächlich in der Umgebung von Cassino, zu schwächen. Unser nächstes Manöver würde ein Vorstoss des II. Korps im Mittelabschnitt sein, der durch fortgesetzte Angriffstätigkeit der Franzosen und Briten mit dem Ziel unterstützt werden sollte, dadurch einen Zutritt zum Liri-Tal aufzureissen und den Feind zu zwingen, dass er seine Reserven aus dem Raume Anzio zum Einsatz bringe. Ich sagte den Journalisten, dass es sich bei der bevorstehenden Invasion um den härtesten Schlag handle, den wir seit Salerno gegen die Deutschen geführt hatten.

Als die Zeitungsleute hinterher Fragen an mich richteten, galt ihr Interesse insbesondere dem mutmasslichen Datum unseres Einmarsches in Rom wie auch dem Zeitpunkt, an welchem ich glaubte, dass die Hauptmacht der Fünften Armee sich würde mit den Invasionstruppen vereinigen können. Ich antwortete, dass dies ganz und gar vom Ausmass des Widerstandes abhinge, den die Deutschen unserer Landung entgegensetzten, dass ich aber hoffte, es würde nicht allzu lange dauern.

Nur unter den grössten Schwierigkeiten war es uns möglich,



die Zeit zu erübrigen, die nötig war, um eine Probeübung unseres Landungsunternehmens bei Anzio durch die 3. Division abzuhalten. Als Übungsgelände wählten wir hierfür die Küste bei Salerno. Ich hatte unbedingt auf dieser «Generalprobe» bestanden, selbst auf die Gefahr hin, dass dadurch der Zeitpunkt der Invasion hinausgeschoben werden sollte. Ich war zwar im Allgemeinen der Überzeugung, dass bei solchen «trockenen Übungen» nicht viel herauschaute, hielt sie aber doch für ungefähr so wichtig, wie Proben ohne Kostüm für das Theater, da sich dabei Gelegenheit ergab, Fehler aufzudecken und zu korrigieren und die Mitwirkenden bei dem, was sie zu tun hatten, aneinander zu gewöhnen. Nun, bei unserer «Probe ohne Kostüm» wurden nicht nur Fehler, sondern sogar katastrophale Fehler gemacht.

Vor allen Dingen verlegte die Kriegsflotte im letzten Augenblick den Schauplatz der Übung auf ein ganz und gar ungeeignetes Küstengelände. Weiters wurde von der Flotte versäumt, die erforderliche Zahl von Landungsschiffen zur Verfügung zu stellen. Truscott erstattete mir über den Übungsverlauf, wie folgt, Bericht:

*«Kein einziges Bataillon landete rechtzeitig und in der vorgesehenen Formation. Die Transportschiffe hielten so weit von der Küste entfernt, dass die Sturmboote bis zu viereinhalb Stunden benötigten, um das Ufer zu erreichen. Vier ‚Enten‘ mit Flugabwehrgeschützen an Bord versanken im Meer.*

*Anscheinend gingen auch noch wenigstens fünf andere Fahrzeuge mit Haubitzen an Bord verloren. Keine einzige Bootsmannschaft landete einsatzbereit und auf dem ihr zugewiesenen Uferabschnitt. Vorgeschriebene Landungsziele wurden bis zu 900 Meter verfehlt. Bei Tagesanbruch war weder Flak, noch Artillerie, noch Pak am Strand. Panzer wurden nicht an Land gebracht. Funkverbindungen von der Küste zur Flotte waren entweder mangelhaft oder bestanden überhaupt nicht.»*

Truscott fügte seinem Bericht hinzu: *«Wenn die Landung dieser Division bei Anzio in derselben Weise vor sich gehen sollte, wie dies bei der heutigen Übung der Fall war und der Feind bei Morgengrauen mit vierzig bis fünfzig Panzern einen Gegenangriff führt, dann würde dies praktisch eine Katastrophe bedeuten. Ich bin daher der Meinung, dass eine zusätzliche Ausbildung der Truppen dringend nötig sei.»*

Der Verlust an Material, der uns aus dieser Übung erwuchs, war empfindlich. Nicht weniger als 43 «Enten» mit etlichen zwanzig 105-mm-Haubitzen und mehreren Flakgeschützen versanken im

Meer. Auch Funkgerät ging verloren. Ich war darüber nicht nur entsetzt, sondern befand mich auch noch in arger Verlegenheit, da ich gezwungen war, für das verlorengegangene Material Ersatz zu beschaffen. Bedeutete doch die Materialeinbusse, dass das X. Korps eine stattliche Zahl von «Enten» verloren hatte, die es am Garigliano dringend benötigte und dass auch der 36. Division Fahrzeuge fehlen würden, die für den bevorstehenden Vorstoss am Rapido erforderlich waren.

Truscott war über das Geschehene ausser sich. In einer Nachricht, die er meinem Stabschef zukommen liess, schrieb er: *«Ich glaube, Sie kennen mich gut genug, um zu wissen, dass es nicht meine Art ist, Dinge aufzubauschen. Aber in diesem Fall war ich ehrlich erschüttert. Wenn mit der Landung in Anzio irgendein selbstmörderisches Unternehmen geplant sein sollte, dann bin ich überzeugt, dass niemand es besser ausführen wird, als wir (die 3. Division), obwohl ich für meine Person der Meinung bin, dass wir ein besseres Schicksal verdient hätten.»*

Es war indessen keine Zeit mehr, die Übung zu wiederholen. Ich setzte mich jedoch telephonisch mit dem Kommandeur der kombinierten Flottenstreitkräfte für Anzio, Konteradmiral Frank J. Lowry von der amerikanischen Kriegsflotte, in Verbindung und teilte ihm meine Besorgnisse mit. Gleichzeitig veranlasste ich Truscott und Lucas gemeinsam mit den Marinefachleuten alles zu unternehmen, was geeignet sein konnte, die Mängel zu beheben, die sich bei der probeweisen Durchführung unserer Landungsoperation, insbesondere auf dem Sektor der Flotte, ergeben hatten. Später berichtete mir Lucas, dass seinem Gefühl nach alles geschehen sei, was die Gefahr einer neuerlichen Verwirrung bei der wirklichen Landung in Anzio auf ein Mindestmass herabdrücken konnte.

Mittlerweile begann sich der misslungene Angriff der britischen 46. Division auf San Ambrogio, südlich der Vereinigungsstelle der beiden Flüsse Liri und Gari, recht unangenehm zu erweisen. Dieser Misserfolg, dessen Ursache, meiner Meinung nach, hauptsächlich in dem Mangel an genügend energischer Führung bei der Division zu suchen war, bewirkte ein scharfes Abschnen der britischen Front bis auf mehrere Meilen unterhalb San Ambrogio. Dadurch aber wurde die Aufgabe des eng anschliessenden II. Korps unter General Keyes, das den Rapido angesichts heftigen Feindwiderstandes im Norden des Zusammenlaufes der Flüsse Liri und Gari zu überqueren hatte, sehr erschwert. Nichtsdestoweniger stellte der Vorstoss des südlichen Frontabschnittes der Fünften Armee ein

zwingendes Gebot dar, um die Landung bei Anzio zu erleichtern.

Nachdem ich die Lage mit Keyes besprochen hatte, sandte ich General Gruenther zu General McCreery, um diesem meine Anweisungen, die den besonderen Umständen Rechnung trugen, zu überbringen. In ihnen kam zum Ausdruck, dass die Briten in der Nacht des 20. Januar zu einer grossangelegten Überquerung des Garigliano auf eben dem Gelände ansetzen sollten, auf dem vorher die 46. Division zurückgeschlagen worden war. Dieses Unternehmen wäre jedoch nur eine Finte, da sein eigentlicher Zweck darin bestünde, den linken Flügel des II. Korps bei seinem Angriff auf den Rapido zu schützen. Ich wies McCreery ferner an, ein Bataillon in Reserve zu halten, um damit dem II. Korps in seiner Flanke beizuspringen, wenn dies sich als nötig erweisen sollte, ihm aber jedenfalls Feuerunterstützung zu leihen.

In mein Tagebuch trug ich unter dem Datum des 20. Januar folgende Notiz ein: *«Ich bin der Meinung, dass dieser Angriff (auf den Rapido) von wesentlicher Bedeutung ist, um die deutschen Truppen an meine Front zu binden und zu veranlassen, dass der Feind noch mehr Truppen heranziehen muss, wodurch allein die Aufgabe der Landungstruppen in Anzio eine Erleichterung erfahren kann. Ich bin mir indessen bewusst, dass uns jener Angriff schwere Verluste kosten wird!»*

Wegen des heftigen Meinungsstreites, der sich später über diesen Angriff auf den Rapido erhob, ist es vielleicht angebracht, dass ich auf einige der Faktoren hinweise, die meinen Entschluss beeinflussten.

Wie schon erwähnt, standen wir hinsichtlich der Einnahme Roms unter starkem politischem Druck. Den Deutschen erging es in diesem Punkte nicht anders als uns. Wir bekamen später einen deutschen Befehl zu Gesicht, in dem es hiess: *«Der Führer verlangt von jedem einzelnen Mann, dass er die Gustav-Stellung bis zum Äussersten hält. Ein durchschlagender Erfolg unserer Verteidigung wird auch politische Auswirkungen haben. Der Führer baut darauf, dass jeder Meter Boden mit dem hartnäckigsten Widerstand verteidigt wird. Dieser Befehl ist allen Truppen zur Kenntnis zu bringen.»*

Unter diesen Umständen war der Alliierte Oberbefehlshaber bei der Weihnachtskonferenz in Tunis mit Churchill einer Meinung gewesen, dass die Landung bei Anzio den besten, wenn nicht den einzigen Weg darstelle, der beschritten werden konnte, um den Feind aus seinen für ihn so überaus günstigen Stellungen zu ver-

treiben und sich in den Besitz der italienischen Hauptstadt zu setzen, ohne dass dadurch die Vorbereitungen für die Invasion in Nordfrankreich im Sommer 1944 nachteilig beeinflusst wurden. Wir fühlten alle, dass es nicht nur politisch von Bedeutung war, Rom einzunehmen, sondern es überhaupt von Wichtigkeit war, unsere italienische Offensive in Gang zu erhalten, weil dadurch allein der Feind gehindert werden konnte, Truppen aus dem Mittelmeerraum abzuziehen, um sie in Frankreich einzusetzen. Anzio bildete in diesem Zusammenhang ein ausschlaggebendes strategisches Moment.

Voraussetzung für den Erfolg unserer Unternehmung in Anzio aber bildete die Notwendigkeit, stetig wachsenden Druck auf die Gustav-Stellung des Feindes auszuüben, um es ihm unmöglich zu machen, deutsche Divisionen von dort abzuziehen und gegen unsere Landungstruppen zu verwenden. Unsere Aufgabe war, unaufhörlich anzugreifen und das taten wir auch. Aus diesem Grunde hiess es in den Weisungen Alexanders:

*«Die Fünfte Armee hat mit aller nur möglichen Entschiedenheit Vorstösse gegen Cassino und Frosinone kurz vor dem Landungsunternehmen in Anzio zu führen, um dadurch feindliche Reserven in diesem Raum zu binden, die andernfalls gegen die Invasions-truppen eingesetzt werden könnten. Im Zuge dieser Vorstösse muss eine Bresche in die feindlichen Linien geschlagen werden, um eine rasche Verbindung mit dem für unsere Landung bestimmten Küstenabschnitt aufzunehmen»*

Es war uns bekannt, dass die Deutschen in der Nähe Roms über Reservetruppen in der Stärke von drei Divisionen verfügten, die sie nach Anzio werfen konnten, wenn wir sie nicht durch unsere Angriffe im Raume der Flüsse Rapido und Garigliano dazu zwangen, sie dort zum Einsatz zu bringen. Wie es sich später zeigte, zog der Feind tatsächlich seine Reserven an die gefährdeten Stellen seiner Landfront heran, während er an der Küste lediglich zwei Bataillone belliess. Für mich war es allerdings keine Frage, dass der Versuch, die deutsche Gustav-Stellung zu durchbrechen, nicht minder grosse Verluste für uns bedeuten würde als das Landungsunternehmen in Anzio. In diesem Zusammenhang aber stand es für mich auch fest, dass es vorerst besser war, Verluste in jenem Kampfabschnitt zu riskieren, in dem sich die Hauptmacht unserer Streitkräfte befand, als in Anzio, wo es sich unter allen Umständen um ein gewagtes und nur notdürftig organisiertes Unternehmen handelte und ein kräftiger Gegenstoss des Feindes uns in die See zurückwerfen und unseren ganzen Feldzugsplan zum Scheitern bringen konnte.

Am 20. Januar nahm die zweite Phase unseres Hauptangriffes auf die Gustav-Stellung in einer Form Gestalt an, die allgemein unter der Bezeichnung der Schlacht von Cassino bekannt wurde. Diese Bezeichnung erklärt sich aus dem Umstande, dass die Anhöhen, von welchen wir den Feind zu vertreiben hatten, rund um Cassino liegen. Sie beherrschen das Liri-Tal und verriegelten uns den Zugang zur Route 6, der Strasse nach Rom. Während sich die amphibischen Truppen, Briten und Amerikaner unter dem Kommando General Lucas', versammelten, um an Bord der Schiffe zu gehen, die sie vor Anzio bringen sollten, stiegen unsere Bomber auf, um ihre Bombenlast auf die feindlichen Stellungen und auf Verbindungen und Nachschublinien im Hinterland abzuladen. Das XII. Kommando der Luftstreitkräfte flog am 20. Jänner allein 124 Einsätze über dem deutschen Frontabschnitt, der dem II. Korps zum Angriff bestimmt war. Zwölf Bataillone der Feldartillerie, zwei Bataillone Panzerzerstörer und die gesamte Artillerie der 34. und 36. Division eröffneten ihr Feuer auf die feindlichen Stellungen im Süden Cassinos. Am Abend des 20. Januar folgte der Angriff der Infanterie. Die 36. Division, unter Generalmajor Fred L. Walker, stiess über den Rapido vor.

Ziel des Angriffes war, in die Gustav-Stellung, südlich von Cassino, einzudringen, in das Tal des Liri vorzustossen, die deutsche Verteidigung zu umgehen und Teilen der 1. Panzerdivision den Weg in Richtung Anzio freizumachen. Die 36. Division sollte die Flüsse Rapido und Gari beiderseits der Ortschaft Sant'Angelo überschreiten und dann etwa eine Meile weit gegen Pignataro vorstossen, um dort eine Art Brückenkopf für die Panzereinheiten zu bilden, die sich südlich der Route 6 weiter durchzuschlagen hätten. In diesem Abschnitt, in dem die beiden Flüsse eine ununterbrochene natürliche Sperre bilden, hat der Rapido eine Breite von 7 bis 15 Meter und strömt rasch zwischen steilen Ufern, die 1.50 bis 1.80 Meter hoch sind, dahin. Um diese Jahreszeit kann man den Fluss nicht durchwaten, da er Tiefen von 1.20 bis 3.60 Meter aufweist. Sant'Angelo liegt ungefähr 12 m hoch an einer der steil ansteigenden Uferseiten. Die Deutschen hatten von dort aus gute Sicht auf das gegenüberliegende Flussufer.

Der Angriff der Infanterie begann bei nebeligem Wetter. Er wurde vom 1. Bataillon des 141. Infanterieregiments ausgeführt, das schon früher Boote und Material in die Nähe des Flusses geschafft hatte. Aus Höhenstellungen auf dem Monte Cassino bis südlich des Liri vermochte die über diesen Abschnitt verteilte deutsche Ar-

tillerie ihr Feuer über die Rapido-Front rund um Sant'Angelo zu streuen. Es konnte daher nicht wundernehmen, dass das 1. Bataillon seine Boote und anderes Gerät zum grossen Teil zerstört fand. Die Männer hatten flaches, schlammiges und von Minen verseuchtes Gelände zu überqueren, um das steile Flussufer zu erreichen. Das schwere Abwehrfeuer der Deutschen verursachte nicht nur schwere Verluste, es hatte auch zur Folge, dass das weisse Markierungsband zerstört wurde, das einen schmalen Durchgang bezeichnete, den man früher von Minen gesäubert hatte. Dazu war die Sicht denkbar schlecht, es entwickelte sich beträchtliche Verwirrung und es war bereits 9 Uhr abends, als Teile der Kompanien A und B des 1. Bataillons sich einen Weg über den Rapido erkämpft hatten. Der Flussübergang wurde aus den Stellungen der Deutschen im Norden von Sant'Angelo mit starkem feindlichen Infanteriebeschuss beantwortet.

Der Feind brachte alle seine Waffen, Artillerie, Mörser, Nebelwerfer, Maschinengewehre und die Waffen der Infanterie zu pausenlosem Einsatz. Trotzdem gelang es dem 1. Bataillon, seine neue Stellung zu befestigen. Pioniere errichteten unter den grössten Schwierigkeiten Stege, von welchen die meisten durch Minen oder Artilleriefeuer zerstört wurden, während man sie noch baute. Aus den Überbleibseln von vier beschädigten oder zerstörten Flussbrücken gelang es schliesslich, eine Brücke herzustellen und den Rest der Kompagnien A und B auf ihr über den Fluss zu setzen. Der Angriff der Kompanie C brachte nur einzelne Männer an das andere Ufer, obwohl die beiden anderen Kompanien nichts unversucht liessen, das feindliche Feuer am Westufer zum Stillstand zu bringen. Viele Männer wurden von den eisigen Fluten des Rapido erfasst und fortgerissen. Minen, die der Feind im Wasser des Flusses und an seinem rechten Ufer gelegt hatte, forderten einen schweren Blutzoll. Schlauchboote wurden durch Gewehrfeuer versenkt, Sturmboote durch Volltreffer aus deutschen Mörsern mitten entzwei-gerissen. Die Soldaten, die das Feindufer erreicht hatten, mussten sich durch Drahtverhaue und über Minenfelder hinweg gegen Infanterie- und Artilleriesperrfeuer ihren Weg erkämpfen. Sowohl die Kompanie A als auch die Kompanie B erlitten beträchtliche Verluste an Offizieren und Unteroffizieren. Als der Morgen, der 21. Januar, anbrach, hatten sich die beiden Kompanien auf der feindlichen Uferseite des Rapido eingegraben. Die Kompanie C und andere Truppenteile, die sich noch auf unserer Flussseite befanden, erhielten von General William H. Wilbur, dem Stellvertreter des

Divisionskommandeurs, Befehl, sich auf ihre Ausgangsstellungen zurückzuziehen, um einer Aufreibung durch feindliches Artilleriefeuer bei Tageslicht zu entgehen.

Im Süden von Sant'Angelo hatte ein Teil des 143. Infanterieregiments den Fluss bei Dunkelheit und Nebel überquert. Drei Zügen der Kompanie C war es gelungen, über den Fluss zu kommen, noch bevor das feindliche Artilleriefeuer ihre Sturmboote zerstören konnte. Trotz schwerer Verluste wurden vor Tagesanbruch zwei Stege errichtet, so dass der Rest des 1. Bataillons das deutsche Ufer erreichen konnte. Einer der beiden Stege wurde bald darauf zerstört, der andere schwer beschädigt, die Männer auf dem Westufer aber gerieten durch einen heftigen Gegenangriff der Deutschen in solche Bedrängnis, dass Major David M. Frazier, der Bataillonsführer, sich entschliessen musste, seine Männer zurückzuziehen. Nur mehr ein Teil von ihnen erreichte jedoch das östliche Ufer wieder. Das 3. Bataillon des 154. Infanterieregiments geriet in so schweres Artilleriefeuer, dass sein Angriff zusammenbrach, und bei Tagesanbruch hatte es sich auf seine Ausgangsstellungen zurückgezogen. Nach einer Nacht tapfersten Vorwärtstrebens befanden sich von der 36. Division nur zwei Kompanien jenseits des Flusses, beide nördlich von Sant'Angelo. Beide Kompanien hatten sich unter dem Vernichtungsfeuer aller Art feindlicher Waffen eingegraben.

General Keyes, der Befehlshaber des II. Korps, besprach sich um die Mitte des Vormittags mit General Walker, dem Kommandeur der 36. Division, und befahl hierauf die unverzügliche Wiederaufnahme des Angriffes durch das 143. Infanterieregiment südlich von Sant'Angelo. Er befahl weiters, den beiden Kompanien des 141. Infanterieregiments, die sich jenseits des Flusses nördlich von Sant'Angelo befanden, Verstärkungen so schnell als möglich zu kommen zu lassen. Der neuerliche Angriff des 143. Infanterieregiments nahm erst um 4 Uhr nachmittags seinen Anfang. Um diese Zeit hatten die Deutschen bereits das 211. Grenadier-Regiment, Einheiten des 104. Panzer-Grenadier-Regiments und das 115. Aufklärungs-Bataillon zur Verstärkung ihrer Stellungen herangebracht. Dies verdoppelte die deutschen Erfolgsaussichten gegen uns.

Nichtsdestoweniger gelang es dem 3. Bataillon des 143. Infanterieregiments, drei seiner Kompanien um 6 Uhr abends über den Rapido zu setzen. Bald darauf wurde ein Steg errichtet und der Rest des Bataillons über den Fluss gebracht. In der folgenden Nacht erzwang sich auch das 2. Bataillon den Flussübergang, und beide Abteilungen konnten ungefähr 450 Meter weiter vordringen, wobei

sie aber auf so harten Feindwiderstand stiessen, dass sie gezwungen waren, sich wieder zurückzuziehen. Der Angriff des 1. Bataillons während dieses Zeitraumes erwies sich ebenfalls nicht glücklicher, da es nur einzelnen Männern gelang, das feindliche Flussufer zu erreichen. Das Bataillon war ernstlich erschöpft und ging daher wieder in seine Ausgangsstellung zurück.

Unterdessen hatte das 1. Bataillon des 141. Infanterieregiments seinen festen Stand auf der deutschen Flussseite, nördlich von Sant' Angelo bis zu einem Punkt ungefähr 1.000 Yard vom Ufer vorgeschoben. Am 21. Januar, während der Tagesstunden, war es jedoch unmöglich, Verstärkungen zuzuführen. Erst um 2 Uhr morgens des 22. Januar konnten feindliche Maschinengewehrnester, die den Übergang beherrschten, ausgehoben und zwei Brücken errichtet werden. Bei Morgengrauen hatte das 2. und 3. Bataillon den Fluss nach schweren Opfern durch feindliches Feuer und die starke Strömung überquert.

Während des 21. Januar war ich nicht nur mit den Aufgaben beschäftigt, die unser Angriff längs des Rapido mit sich brachte, sondern auch mit den Fortschritten der Fünften Armee an den übrigen Abschnitten der Front und auf dem Wege nach Anzio. Mein Tagebuch weist an diesem Tag, mit Bezug auf den Rapido, folgende Eintragung auf:

*«Wie vorauszusehen, stiessen wir auf harten Feindwiderstand, als die 36. Division den Rapido überquerte. Brücken wurden vom genauen feindlichen Artilleriefeuer zerstört, kaum dass sie errichtet waren. Im Laufe des Tages erwies es sich als notwendig, das 143. Infanterieregiment zurückzuziehen, aber das 141. Infanterieregiment behauptete nördlich von Sant' Angelo seine Stellung. Heute Nachmittag sollen Versuche unternommen werden, ihm Verstärkungen zuzuführen. Die 143er sollen um 16 Uhr wieder den Flussübergang versuchen. Ich habe mit Keyes gesprochen und ihm heute, wie auch schon gestern, eingeschärft, alles zu tun, um Panzer und Pak so bald als möglich über den Fluss zu bringen.*

*Die Schiffe für Anzio sind unterwegs. Derzeit bestehen noch keine Anzeichen, dass sie der Feind entdeckt hat. Es gibt überhaupt keine Anzeichen dafür, die erkennen lassen, dass er etwas von der Aktion ‚Strand‘ ahnt.»*

Am 22. Januar, dem Tag unserer Landung in Anzio, der ich beiwohnte, focht das 141. Infanterieregiment in schwerem Nebel auf der deutschen Flussseite, aber das ungemein genaue Feindfeuer auf unsere Stellungen und Übergänge bewirkte, dass unser Halt am



Westufer ständig weniger sicher wurde. Wir vermochten keine Fortschritte bei der Errichtung von Bailey-Brücken<sup>1</sup> zu erreichen. Verbindungen zwischen Regimentsgefechtsständen und den angreifenden Truppen begannen abzureissen. Die zwei Bataillone auf dem westlichen Ufer – das 2. und 3. des 141. Infanterieregiments – baten um einen Rückzugsbefehl und Einnebelung des Flusses an jener Stelle, an der sie ihr Glück versuchen wollten, wieder an das östliche Ufer zurückzugelangen. Das Ersuchen wurde auf telephonischem Wege beim Regimentsstab gestellt, aber die Antwort darauf lautete, dass die Stellungen gehalten werden müssten.

Am 22. morgens trafen sich Keyes und Walker zu einer abermaligen Aussprache. Sie endete damit, dass Keyes Befehl zum dritten Angriff durch das 142. Infanterieregiment gab, das in Reserve lag. Es sollte der Versuch unternommen werden, jenseits des Flusses einen Brückenkopf zu errichten und dadurch die Lage des festgenagelten 141. Regiments zu erleichtern.

Über seine Unterredung mit Walker äusserte sich Keyes später: «General Walker meldete mir, dass das 141. Infanterieregiment noch immer seine Stellung halte, dass aber die Lage des 143. Infanterieregiments (um 10 Uhr vormittags) keine günstige sei. Anscheinend waren die Dinge bei diesem Regiment einigermaßen auseinandergeraten. Da sich aber noch ein ganzes Regiment (das 142. Infanterieregiment) in Reserve befand, konnte billigerweise angenommen werden, dass es zu keinem Zusammenbruch kommen musste, wenn man die Reserve heranzog, besonders weil das 141. Infanterieregiment noch in seinen Stellungen auszuhalten vermochte. Tatsächlich ersah ich aus Karten und Meldungen, die beim Divisionskommando vorlagen und meinem Hauptquartier zugingen, dass beinahe sechs Bataillone jenseits des Flusses standen. Die Lage war so klar und gefestigt, um ohne Verzögerung den Angriff fortzusetzen.

Inzwischen war aber das isolierte 141. Regiment in einem der tapferst geführten Kämpfe dieses Krieges von einem unvorstellbar überlegenen Gegner gänzlich aufgerieben worden. Am 22. Januar, um 4 Uhr nachmittags, unternahmen die Deutschen mit zwei Kompanien einen Gegenangriff. Er wurde zurückgeschlagen und der Feind erlitt dabei schwere Verluste. Eine Stunde später kam es zum

<sup>1</sup> Bailey-Brücken sind transportable, stählerne Hängebrücken, deren einzelne Teile von Männern zusammengesetzt werden können, ohne dass diese hierzu besondere Fachkenntnisse nötig haben. Das Zusammensetzen der Teile erfordert nur ein Minimum an technischem Zubehör und kann innerhalb der kürzesten Zeit erfolgen.

zweiten Gegenangriff, der diesmal gegen beide Flanken der Amerikaner gerichtet war und nur mehr mit geringem Feuer beantwortet wurde, da es den restlichen Truppen des 141. Infanterieregiments an Munition fehlte. Innerhalb der folgenden drei Stunden wurde die Abwehr der Amerikaner immer schwächer, das deutsche Feuer aber immer heftiger. Etwa um 9 Uhr abends erreichten vierzig Amerikaner das Ostufer des Rapido. Alle anderen Regimentsangehörigen waren gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten.

Ich hatte noch früh am Abend, kurz nach meiner Rückkehr aus Anzio, Gelegenheit gefunden, mit Keyes zu sprechen und dabei die Frage anzuschneiden, ob es ratsam sei, unseren Angriff fortzusetzen. Keyes war der Meinung, fortzusetzen, solange das 141. Infanterieregiment sich auf dem deutschen Flussufer befindet. Als er später von Walker die Meldung empfing, dass das 141. Infanterieregiment praktisch vernichtet sei, wurde natürlich auch der vom 142. Infanterieregiment vorgesehene Angriff abgeblasen.

Auf diese Weise war der dreitägige Angriff der 36. Division, einen Flussübergang zu sichern, zusammengebrochen, trotz eines Gesamtverlustes von 1'681 Mann, das heisst, 143 Gefallenen, 663 Verwundeten und 875 Vermissten. Die Vermissten waren zum überwiegenden Teil diejenigen Männer, die ihre Einheiten verloren hatten, später aber wieder zu diesen zurückfanden. Es war ein hoher Preis, den diese Kämpfe von uns gefordert hatten. Aber zu behaupten, dass die kampftüchtigen und tapferen Soldaten der 36. Division vergebens ihr Opfer gebracht haben, hiesse die fundamentale Strategie unserer Offensive auf Rom übersehen. Die Landung in Anzio bildete den Schlüssel zu ihr, und es war unser Angriffsunternehmen an den Ufern des Rapido, gemeinsam mit den anderen Operationen der Fünften Armee im Raume der Gustav-Stellung, durch die allein General Lucas in die Lage kam, eine blutige Schlacht zu vermeiden und sich des Strandes von Anzio mit nur 236 Mann Gesamtverlusten in drei Tagen einschliesslich 56 Gefallenen der 3. Division zu versichern.

Ich habe immer den Eindruck gehabt, dass unser Erfolg bei Anzio, wo uns die Deutschen wahrscheinlich in das Meer geworfen hätten, wenn wir sie nicht am Rapido so in Atem gehalten hätten, eine volle Rechtfertigung für die Aufgaben darstellt, der sich die 36. Division und andere Truppenteile unterziehen mussten. Aber angesichts des Umstandes, dass hierüber später eine Streitfrage entstand und sogar ein Kongressausschuss sich mit dieser Angelegenheit beschäftigen musste, erscheint es mir angezeigt, die Aufmerksamkeit

auf einige Einzelheiten zu lenken, die sonst besser der Vergessenheit anheimfallen würden.

Der Misserfolg am Rapido war ein schwerer Schlag. Trotzdem hatte ich nicht erwartet, dass er eine Streitfrage werden könnte, weil ja auch bisher alle unsere Gefechte und Schlachten in Italien zäh und blutig waren. Mein erster Eindruck, als ich Keyes und Walker am 23. Januar aufsuchte und von ihnen einen abschliessenden Bericht über unseren Fehlschlag empfangen hatte, war, dass die 36. Division sich prachtvoll und tapfer geschlagen und damit den Preis für unseren Erfolg in Anzio gezahlt hatte. So schrieb ich es auch in mein Tagebuch.

Ich hörte kein Wort mehr über unseren Angriff am Rapido bis nach Beendigung des Krieges, als ich mich in Wien befand. Eine Vereinigung ehemaliger Angehöriger der 36. Division hatte eine Resolution gefasst, in welcher der Kongress aufgefordert wurde, unsere Niederlage am Rapido zu untersuchen, für die man mir ganz die Schuld zuschob.

In dieser Resolution wurde, um es kurz zu sagen, Anklage gegen mich erhoben, dass ich den Angriff auf den Rapido befahl, obwohl ich hätte wissen müssen, dass auf der Feindseite sehr starke Streitkräfte zur Verteidigung herangezogen waren. Der Vorwurf, in diesem Zusammenhang einen Schnitzer begangen zu haben, wurde später auch in Zeugenaussagen gegen mich vor dem Kongressausschuss gemacht, um dagegen Stimmung zu machen, dass mir der Dauerrang eines Generalmajors zuerkannt werde. Die Anklage stützte sich auf den Umstand, dass der Divisionskommandeur gegen das Angriffsunternehmen im Raume von Sant'Angelo Protest eingelegt hatte, und schliesslich darauf, dass der Angriff, bei dem die Division «an die 2'900 Mann Verluste» erlitt, überflüssig war.

Als ich von dieser Anklage Kenntnis erhielt und in Erfahrung brachte, dass sich der Kongress mit ihr beschäftigte, bat ich General Eisenhower, Wien verlassen zu dürfen und mir die Heimreise zu erlauben, um die Anschuldigungen zu beantworten. Eisenhower jedoch war der Meinung, dass dies nicht nötig sei. Der Kongressausschuss forderte das Kriegsministerium auf, einen Bericht über die Schlacht vorzulegen. Nach einem gründlichen Studium der Angelegenheit unterbreitete Mr. Robert P. Patterson, der damalige Kriegsminister, dem Ausschuss für militärische Angelegenheiten im Repräsentantenhaus Bericht. In einem dazu verfassten Begleitschreiben wurden die vom Kriegsministerium gewonnenen Erkenntnisse zusammengefasst. Dieses Begleitschreiben hatte folgenden Wortlaut:

An den ehrenwerten  
Herrn A. J. May,  
Vorsitzender des Ausschusses für militärische Angelegenheiten im Abgeordnetenhaus.

*Sehr geehrter Herr May!*

*Hiermit wird in Beantwortung Ihres Schreibens vom 29. Jänner 1946 ein Bericht über die Umstände, unter welchen die 36. Division an den kriegerischen Ereignissen am Rapido-Fluss im Jänner 1944 teilnahm, zur Vorlage gebracht.*

*Diese Kriegshandlungen bildeten einen Teil einer grossangelegten Operation, bei welcher die amerikanische Fünfte und die britische Achte Armee die Aufgabe zugewiesen erhielten, feindliche Truppenreserven durch Angriffsmassnahmen in der Absicht zu binden, dass hierdurch eine Gefährdung unseres Sechsten Korps, das seinerseits ein gefährliches Landungsunternehmen an der Küste von Anzio durchzuführen hatte, ausgeschlossen wurde. Die 36. Division griff an dem Tage an, der für die Anzio-Expedition endgültig als Landungstag festgesetzt war. Nachdem vorhergehende Angriffe im Süden der Front auf wachsende Schwierigkeiten gestossen waren, erwies sich verstärkter Druck am Rapido unerlässlich.*

*Von der Division wurden hinsichtlich des Zeitraumes, den der Angriff beanspruchte, Verlustziffern in folgender Höhe gemeldet: 155 Gefallene, 1'052 Verwundete und 921 Vermisste: insgesamt also 2'138 Mann. (Diese Ziffern beziehen sich auf die Zeit vom 20. bis 31. Jänner.)*

*Ich habe die Berichte in diesem Falle sorgfältig geprüft und bin dabei zu dem Schluss gekommen, dass die Aktion, die der 36. Division aufgetragen wurde, notwendig war und General Clark ein gesundes Urteil bewies, indem er die Pläne dazu ausarbeitete und ihre Durchführung befahl. Wenn auch unsere Verluste bedauerlich hoch waren, so haben der heroische Einsatz und die Opfer der 36. Division doch zweifellos bewirkt, dass die Deutschen während der kritischen Stunden vom Schauplatz des Landungsunternehmens und der ersten Landung in Anzio ferngehalten wurden. Auf diese Weise wurde in hohem Grade dazu beigetragen, Verluste in Anzio herabzusetzen und zu erreichen, dass die Landungsgruppen am Anzio-Brückenkopf festen Fuss fassen konnten.*

*Ihr aufrichtig ergebener*

ROBERT P. PATTERSON,  
Kriegsminister.

Meine Vorgesetzten auf dem Kriegsschauplatz des Mittel­ländischen Meeres, General Wilson und General Alexander, gaben ihrerseits Zeugenaussagen ab. Sie erklärten übereinstimmend, mir Weisung erteilt zu haben, die für den Angriff erforderlichen Befehle zu erlassen, und dass sie die Art, wie ich die Aktion durchführte, billigen.

Ich flüchte mich jedoch damit nicht hinter die mir erteilten Befehle. Die Tatsachen allein genügen mir vollauf. Sowohl in der Resolution als auch bei den Zeugenangaben vor den Kongressausschüssen wurden Verlustziffern in der Höhe von 2'900 angeführt. In Wahrheit betrugen die Verluste 1'681 Mann, einschliesslich 143 Gefallenen, in Übereinstimmung mit denjenigen Ziffern, die mir offiziell (für den Zeitraum des Überganges über den Rapido, das ist vom 20. bis 22. Januar) gemeldet wurden. Während des ganzen Monats Januar beliefen sich die Verluste der 36. Division auf 2'255 Mann. Die 34. Division verlor innerhalb des gleichen Zeitraumes 2'066 Mann. Dieser Division war fast durchwegs eine ebenso harte Aufgabe wie der 36. Division zugewiesen, in deren unmittelbarer Nachbarschaft sie auch lag. Das alles ist freilich nicht geeignet, die Verluste der 36. Division zu verringern. Aber ich wählte gerade sie für dieses harte und undankbare Geschäft aus, weil ich wusste, dass sie über die Männer verfügte, die das Zeug in sich hatten, über den Fluss zu gehen, wenn auch niemand sonst imstande gewesen wäre, es zu tun.

General Walker sagte als Zeuge, er könne sich nicht erinnern, je davon gehört zu haben, dass eine frontale Attacke über einen nicht zu durchwatenden Fluss angesichts ausgebauter Feindstellungen am anderen Ufer zu einem Erfolg geführt habe. Er habe deswegen vorgeschlagen, für den Flussübergang eine günstigere Stelle zu suchen. Seiner Meinung nach hätte es auch eine solche nördlich von Cassino gegeben, wo man den Fluss «leichter durchwateten» konnte und die deutsche Verteidigung wesentlich schwächer war. In diesem Zusammenhang muss darauf hingewiesen werden, dass die britische 56. Division erst wenige Tage früher den undurchwatbaren Garigliano unter heftigem Feindwiderstand vom gegenüberliegenden Ufer aus überschritten hatte. Walker erwähnte weiters die Stelle, an der die 34. Division einige Tage später, nach einem fünf Tage lang währenden Kampf, den Flussübergang erzwang. Auch in diesem Raum lagen starke Feindkräfte in ausgebauten Stellungen wie bei Sant'Angelo. Auch dort ergaben sich für die Panzerwaffe Schwierigkeiten, der Infanterie zu folgen, da der Feind den Zugang

zu den Ufern des Flusses durch künstlich geschaffene Überschwemmungen erschwert hatte. Ausserdem war es notwendig, bei Cassino steil ansteigende Berghänge zu bezwingen, um unseren Brückenkopf zu sichern.

Als die 34. Division unter General Ryder am 25. Januar ihren Angriff unternahm, setzte sie drei Bataillone des 133. Infanterieregiments nördlich von Cassino ein, um jenes gewaltige Bergmassiv einzukreisen. Aber starke feindliche Abwehr vereitelte dieses Beginnen und zwang die Bataillone, sich vom Feindufer wieder auf unsere Seite zurückzuziehen. Am nächsten Tag ging das 1. Bataillon des 135. Infanterieregiments gerade im Norden von Cassino über den Fluss. Es geriet dabei jedoch in von Wasser überflutete Gräben, ausgedehnte Stacheldrahthindernisse, Minenfelder und schweres Maschinengewehrfeuer, so dass es gezwungen war, den Rückzug anzutreten. Ein zweiter Angriff des 100. Bataillons ging gleichfalls fehl. Es war auch nicht möglich, Panzer über den Fluss zu bringen, nachdem vorher schon 6 Panzer auf einem Weg, der sich als der anscheinend gangbarste gezeigt hatte, steckengeblieben waren. Trotzdem gab das 133. Infanterieregiment die Sache nicht auf. Dauernde und unverdrossene Versuche führten schliesslich dazu, dass es einigen Männern in der Nacht des Januar gelang, über den Fluss zu kommen und sich am jenseitigen Ufer einzugraben. Diesen günstigen Umstand machte man sich rasch zunutze und es war nun auch dem 1. und 3. Bataillon des 168. Infanterieregiments, unterstützt durch das 756. Panzerbataillon, möglich, sich den Flussübergang gegen schweren feindlichen Widerstand zu erkämpfen und das gegenüberliegende Ufer den ganzen Januar hindurch zu behaupten. Es gab einen kritischen Augenblick, in dem die Männer, aufs Äusserste von einem deutschen Gegenstoss bedrängt, sich anschickten, den Rückzug anzutreten, als der Bataillonskommandeur sie am Ufer zurückhielt, die zerstreuten Streitkräfte neuerdings um sich sammelte und den Brückenkopf auf diese Weise so lange verteidigte, bis die Pioniere Zeit gefunden hatten, einen Knüppelweg anzulegen, auf dem die Panzer nachfolgen konnten. Nun war es mit Unterstützung der Panzer möglich, den Flussübergang zu sichern.

Ich erwähne alle diese Details der Flussüberschreitungen am Rapido nur deshalb, weil ich damit die heroische Leistung der Männer der 36. Division in das ihr gebührende rechte Licht rücken will. Es waren wahrhaftig prächtige Männer und sie leisteten am Rapido hervorragende Dienste. Wie die Stürmer eines Fussballteams war

es auch die Aufgabe der 36. Division, anzugreifen und immer wieder anzugreifen in Verbindung mit Divisionen mancherlei Nationen zu ihrer Rechten und Linken, während andere Truppen an der Küste von Anzio ein sehenswertes Schlussrennen liefen, das zusammengebrochen wäre, hätten die Stürmer am Rapido nicht ihre Pflicht getan.

Ich grüße sie an dieser Stelle und beuge mich vor ihrer Leistung und ihrem Mut. Was mich betrifft, so kann ich nur erklären, dass ich unter den gleichen Umständen und Verhältnissen auch wieder nur die gleichen Befehle geben würde. Wenn ich aber angeklagt werden sollte, dann würde ich Gott danken, dass es wegen eines Angriffes und nicht wegen eines Rückzuges geschieht.

## DAS RINGEN UM ANZIO

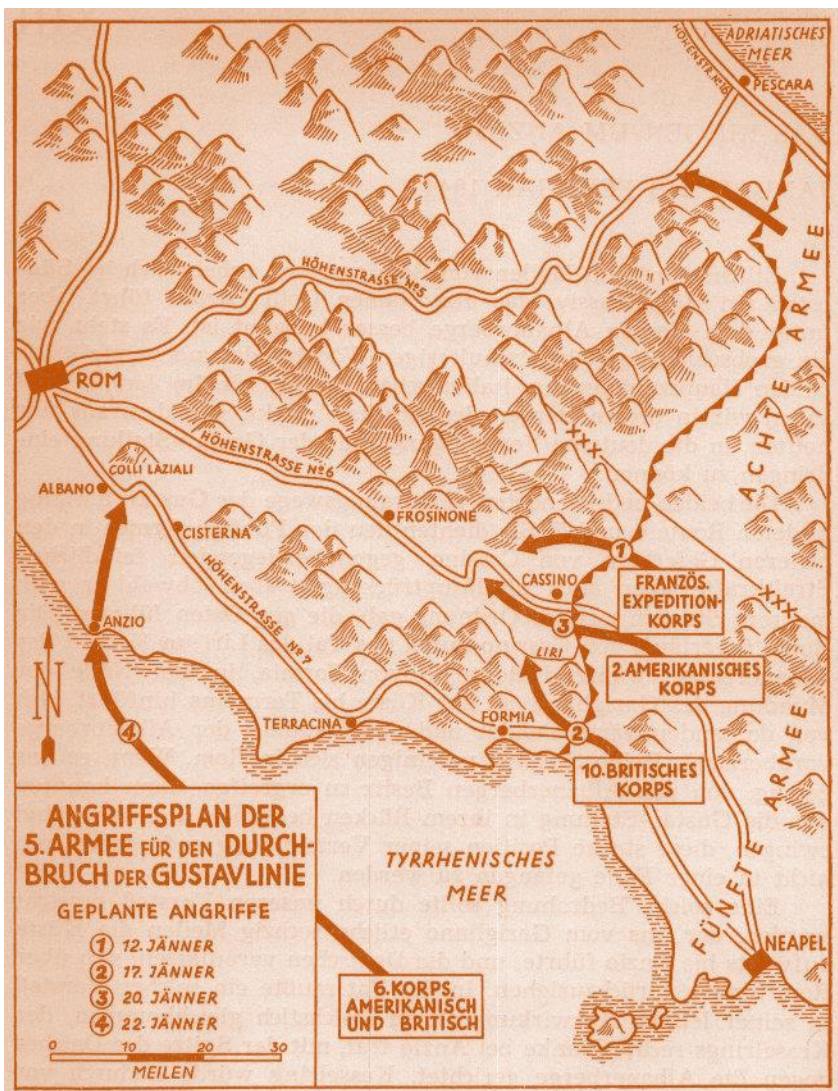
### JANUAR BIS FEBRUAR 1944

Etliche fünfzehn Meilen von Rom entfernt, erhebt sich im Südosten ein Hügelmassiv, das den Namen Colli Laziali führt, aber unter dem Namen Albanerberge besser bekannt ist. Es steht wie ein grobschlächtiger, breitschulteriger Wächter da und verstellt die beiden Hauptzugänge zur italienischen Hauptstadt. Im Januar 1944 sahen wir in diesen Bergen den Schlüsselpunkt, von dem aus wir hofften, in die deutsche Verteidigungslinie der Gustav-Stellung eindringen zu können.

Die beiden bedeutendsten Versorgungswege der Gustav-Stellung bildeten Route 6 und 7. Sie dienten den der Fünften Armee in den bitteren Gefechten von Cassino gegenüberliegenden feindlichen Streitkräfte aber auch als Hauptrückzugsstrassen, obwohl es noch mehrere Strassen zweiter Ordnung gab, die gen Osten führten. Die Route 6 verläuft von Cassino durch das Tal des Liri im Norden der Albanerberge, während Route 7 von Formia, in der Nähe der Mündung des Garigliano, an der Küste bis Terracina hinführt, sich von da landeinwärts wendet und dabei südlich der Albanerberge vorüberzieht. Beide Strassen vereinigen sich in Rom. Wenn es uns gelang, von den Albanerbergen Besitz zu ergreifen, dann konnten wir die Gustav-Stellung in ihrem Rücken bedrohen und den Feind zwingen, diese starke Position seiner Verteidigung aufzugeben, um nicht in einer Falle gefangen zu werden.

Eine solche Bedrohung sollte durch unseren Vorstoss erreicht werden, der uns vom Garigliano etliche sechzig Meilen die Küste aufwärts bis Anzio führte, und die Deutschen veranlassen, sich über Rom hinaus zurückzuziehen. In der Tat musste ein solcher Vorstoss in seiner letzten Auswirkung einem Dolchstich gleichkommen, der Kesselrings rechte Flanke bei Anzio traf, mit der Spitze des Dolches gegen die Albanerberge gerichtet. Kesselring würde dadurch vor die Entscheidung gestellt werden, entweder mit seinen Truppen





die Gustav-Stellung zu räumen, die ohnedies bereits von der Fünften Armee berannt wurde, um sich unserer Invasion in Anzio entgegenzustellen, oder zu diesem Zweck andere Streitkräfte heranzuziehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach mussten unter diesen Umständen die Deutschen ihre Truppen auf beide Fronten verteilen. In diesem Falle rechneten wir damit, dass uns entweder an der einen oder der anderen Front ein Durchbruch gelingen würde. Dies wäre der Schulweisheit entsprechend, aber in der Kriegsführung spielen sich die Ereignisse selten so ab, wie in den Schulbüchern.

Bei den Entscheidungen, die mit Bezug auf Anzio in Tunis gefasst wurden, überwogen mehr die politischen als die militärischen Erwägungen. Demnach musste der militärische Plan dem politischen Erfordernis Rechnung tragen. Unter normalen Verhältnissen hätte der militärische Nachrichtendienst eine ausschlaggebende Rolle gespielt, bevor ein Befehl hinsichtlich des Angriffes auf Anzio erteilt worden wäre. In diesem Falle aber war er nur von untergeordneter Bedeutung. Am Weihnachtstag war in Tunis über Drängen des britischen Premiers der gegenständliche Beschluss bereits gefasst worden, als sich Churchill erst dem Chef des Nachrichtendienstes im Alliierten Hauptquartier zuwandte und sagte: «Und nun wollen wir die Schattenseiten dieser Angelegenheit hören!»

Der G-2 des Alliierten Hauptquartiers, Brigadier Kenneth Strong, äusserte sich skeptisch über das geplante Unternehmen. Er hielt es für wenig ratsam, da ihm bekannt war, welche politische Bedeutung Hitler Rom beimass und dass etliche deutsche Divisionen in Frankreich und in Jugoslawien standen, für die es in diesem Winter so gut wie nichts zu tun gab. Es war gar keine Frage, dass diese Divisionen, wenn es die Umstände erforderten, jederzeit nach Italien gebracht werden konnten. Trotz alledem war Churchill bereit, die augenscheinliche Gefahr der Landung in Kauf zu nehmen, da der Preis, der durch die Einnahme Roms dabei zu erringen war, das Risiko rechtfertigte.

Ich wünsche hier nicht den Eindruck zu erwecken, als ob ich dem Entschluss meine Zustimmung versagt hätte. Im Gegenteil, ich stimmte ihm sogar vollends bei, vorausgesetzt allerdings, dass das Unternehmen mit ausreichenden Kräften durchgeführt würde. Die Gustav-Stellung freilich würde sich als eine harte Nuss erweisen. Nachrichten zufolge verfügte der Feind in der Umgebung Roms über drei Divisionen, die er bei Anzio einsetzen konnte, wenn es uns nicht gelang, ihn zu veranlassen, dass er sie gegen unsere Angriffe im Raume Cassino-Rapido als Verstärkung heranzog. Dies geschah

dann auch tatsächlich. Beim 15. Armeegruppenkommando lag der Nachrichtendienst über das feindliche Hinterland im nördlichen Italien in den Händen von Brigadier Terrence Airey. Seiner Meinung nach würden die Deutschen versuchen, unsere Truppen nach erfolgreicher Landung in Anzio abzuriegeln. Dies aber würde gleichzeitig zu einer Schwächung der deutschen Positionen bei Cassino führen. Im weiteren Verlauf war zu gewärtigen, dass der Feind sich in Rückzugsgefechten über Rom hinaus nach Norden zurückzog, woselbst er seine in Frankreich und Jugoslawien müssig liegenden Divisionen dazu verwenden könnte, eine neue Verteidigungsstellung aufzubauen.

Wir hatten die Erfahrung gemacht, dass der britische Nachrichtendienst ganz ausgezeichnet war, dass aber in seinen Berichten nicht immer das ausgedrückt wurde, was die Briten selbst dachten. Manchmal zeigten sie sich nur deshalb von einer entschieden optimistischen Seite, weil man die Truppen nicht zu entmutigen wünschte. Diese Tendenz lag auch dem Bericht Aireys zugrunde. Im Lichte der späteren Ereignisse fühlte ich, dass ihr Voranschlag mit Bedacht optimistisch war, angepasst der bereits in Tunis getroffenen Entscheidung. Der amerikanische Bericht Oberst Howards hingegen war konservativer. Ihm zufolge war anzunehmen, dass die Deutschen alles unternehmen würden, um alle verfügbaren Kräfte zu sammeln, das Landungsunternehmen zu vereiteln und uns daran zu hindern, die Albanerberge zu erreichen. Oberst Howard meinte mit anderen Worten, dass die Deutschen durch die Bedrohung bei Anzio sich nicht zwingen lassen würden, sich von der Südfront zurückzuziehen. Sie würden die Sache durchkämpfen und sich nur lediglich bei einer Niederlage an der einen oder anderen Front zurückziehen. Wir waren uns bewusst, dass ausserhalb Italiens liegende deutsche Divisionen in die Schlacht geworfen werden konnten, aber wir hofften, es würde nicht geschehen.

Eine weitere Überlegung von wesentlicher Bedeutung bei unseren Plänen war, dass die britische Achte Armee an der adriatischen Küste Italiens während dieses Zeitabschnittes mit genügender Stärke angreifen würde, um zu verhindern, dass deutsche Truppen von ihrer Kampffront nach der Gustav-Linie oder der Anzio-Front gebracht werden konnten.

Schliesslich gab es da noch einen Faktor, mit dem wir rechneten: der Glaube, dass die Luftwaffe den Landungs-Brückenkopf «isolieren» könne. Dieser Theorie zufolge musste es möglich sein, die feindlichen Verbindungswege sowohl im Umkreise von

Anzio als auch im Hinterlande durch schwere und zusammenhängende Luftangriffe zu zerstören, so dass es dem Feinde nicht gelänge, seine Reserven rasch genug zu verschieben, um unseren Landungen oder Angriffen landeinwärts zu begegnen.

Ich möchte jedoch an dieser Stelle schon vorausschicken, dass diese Theorie sich nicht bewährte. Ich gebe zu, dass die Witterungsverhältnisse während unseres Landungsunternehmens und einige Tage nachher ungünstig waren. Aber auch im weiteren Verlauf des italienischen Feldzuges kam diese Theorie von der «Isolierung» infanteristischer Operationen durch die Luftwaffe immer wieder zur Anwendung, und doch war es dem Feinde stets möglich, seine Truppen auf Strassen und Eisenbahnlinien zu bewegen, gewiss mit mehr Schwierigkeiten als sonst, aber doch mit dem von ihm beabsichtigten Effekt. Es gab wiederholt Gelegenheiten, bei welchen die Luftwaffe beispielsweise wichtige Brücken im feindlichen Hinterland zerstört hatte. Es wurden uns photographische Aufnahmen gezeigt, die erkennen liessen, dass die deutschen Nachschublinien tatsächlich unterbrochen waren. Aber in der folgenden Nacht tauchten an den Flüssen deutsche Pioniere auf, brachten schwimmende Brücken zum Vorschein, die an verwachsenen Uferstellen geschickt verborgen worden waren, und stellten die unterbrochene Verbindung über den Fluss wieder her. Oder sie ersetzten ein ausgebombtes Brückenfeld in einem Gebirgs-Engpass. Dann aber rollte der Nachschub weiter. Unsere Luftwaffe brachte in Oberitalien Bergtunnels zum Einsturz, zerbombte Eisenbahnlinien, die durch enge Gebirgspässe führten, und verrichtete eine Unzahl Wunderwerke an moderner Zerstörung. Dies alles verursachte dem Feind fraglos beträchtlichen Schaden, war aber doch niemals imstande, die Deutschen daran zu hindern, Truppenverstärkungen und Nachschub für ihre in Italien stehenden Armeen bis zum letzten Tag des Krieges heranzuführen.

Am 21. Januar wurde das VI. Korps verschifft und es trat die Fahrt nach Anzio an. Noch am gleichen Tag empfangen wir gute Nachrichten. Die Wettervorhersage für die Aktion «Strand» lautete günstig. Überdies erfuhren wir, dass der Feind, der anscheinend von unseren Plänen nicht die geringste Ahnung hatte, Truppen aus dem Raume Anzio-Rom abzog, um sie an der Linie Cassino-Rapido-Garigliano einzusetzen, wo unsere ununterbrochenen Angriffe sich bereits auszuwirken begannen. Am 22. Januar, um 3 Uhr morgens, sandte mir General Lucas von seinem Schiff einen Funkpruch folgenden Wortlautes:

## «PARIS – BORDEAUX – TURIN – TANGER – BARI –ALBANIEN.»

Entziffert, bedeutete dies:

*«Wetter klar, See ruhig, schwacher Wind, unsere Anwesenheit nicht entdeckt. Landung in Gang. Noch keine Meldung der Landungstruppen bei mir eingetroffen.»*

Lucas standen für sein Landungsunternehmen folgende Streitkräfte zur Verfügung: Die 3. Division unter General Truscott, die auf dem rechten Flügel stand und ungefähr vier Meilen östlich von Anzio an Land ging; Rangers in Stärke von drei Bataillonen, das 83. «Chemical Bataillon» und das 509. Fallschirmjäger-Bataillon. Die zuletzt genannten Einheiten landeten auf einem schmalen Küstenstreifen nahe dem Hafen von Anzio, um diesen für die beabsichtigte Blitzlandung von nachfolgenden Truppen zu sichern. Auf den Landungsbooten befanden sich Lastkraftwagen mit für den Kampf voll ausgerüsteten Mannschaften, die direkt von den Schiffen bei der Landung weggefahren werden sollten, um die Operationen zu beschleunigen. Hierdurch konnten die einzelnen Schiffe öfters fahren, was für uns mit Rücksicht auf die Zeitnot überaus wichtig war.

Sechs Meilen nordwestlich von Anzio landete die britische 2. Brigade der 1. Division, unter Generalmajor W. R. C. Penney, mit der 2. Spezialbrigade des 9. und 43. Kommandos, die die Aufgabe erhielten, eine Strassensperre auf der oberhalb Anzios liegenden Landstrasse zu errichten. Alle Streitkräfte hatten Befehl erhalten, landeinwärts vorzustossen, um auf diese Weise einen sieben Meilen breiten Küstenstützpunkt zu bilden, in dessen Mitte der Hafen von Anzio lag. Es lag durchaus in unserer Absicht, Anzio zu einem Sprungbrett zu machen, das, noch bevor uns die Flotte verliess, in der Lage war, sich wenigstens für einen Monat oder doch so lange vollständig selbst zu versorgen, bis eine Vereinigung mit der Hauptmacht der Fünften Armee erreicht werden konnte. Wir dachten daran, Verpflegung für fünfzehn Tage und Munition für zehn Tage so bald als möglich an Land zu bringen. Als dann die Ereignisse ihren Lauf nahmen und wir schwere Einbussen an unseren Lebensmittel- und Munitionsvorräten erlitten, waren wir gezwungen, mit der Verpflegung dreissig und mit der Munition fünfzehn Tage auszukommen. Wir hegten die Erwartung, insgesamt Truppen in der Stärke von 110.000 Mann innerhalb kürzester Zeit in Anzio an Land bringen zu können.

Bis 5 Uhr morgens erhielt ich keine weiteren Funkberichte

mehr von Lucas, zu welchem Zeitpunkt ich mit Alexander und einigen Stabsoffizieren zu einer Fahrt nach Anzio in einem PT-Boot zusammentraf. Während wir die Küste hinauf fuhr en, erreichte mich der zweite ermutigend klingende Funkspruch Lucas'. Er lautete: *«Obwohl noch keine Panzer gelandet, machen trotzdem 3. Und britische 1. Division in ihren Angriffen gute Fortschritte.»*

Dieser Meldung folgten noch eine Reihe anderer Meldungen während unserer Fahrt. Aus ihnen ging hervor, dass unsere Landungstruppen bisher nur auf feindliche Streitkräfte in der Stärke von etwa 1.000 Mann gestossen waren. In dieser geringen Ziffer kam der Erfolg unserer Angriffe auf die Gustav-Stellung, wozu auch die Operationen der 36. Division am Rapido zählten, zum Ausdruck. Die Deutschen hatten ihre Divisionen in den Südabschnitt der Front dirigiert. Sie wären andernfalls sofort bereitgestanden, gegen Lucas' Streitkräfte eingesetzt zu werden.

Auf der Höhe von Anzio, etwas entfernt von der Küste, ging ich an Bord des amerikanischen Kriegsschiffes «Biscayne», das Lucas als Kommandoschiff diente. Lucas berichtete mir, dass die Landung unserer Truppen, nach kurzer, aber heftiger Schiffsartillerievorbereitung, verhältnismässig leicht vonstatten gegangen war. An diesem ersten Tag des Landungsunternehmens hatte die Flotte 50.000 Mann und 5'200 Fahrzeuge transportiert. Ein grosser Teil dieser Streitkräfte hatte bereits um die Mitte des Vormittags das breite und flache Küstengelände bei Anzio betreten. Unsere Rangers waren unter gestreutem Granatfeuer in die Stadt selbst eingedrungen und der Hafen wimmelte von unseren Schiffen. In ununterbrochenen Reihen sah man unsere Soldaten mit über den Köpfen emporgehaltenen Gewehren an den Strand waten. Die Deutschen führten einen Luftangriff aus und später noch einen zweiten, aber beide waren nicht schwer.

Generalmajor William (Wild Bill) Dono van, der verantwortliche Leiter des OSS<sup>1</sup>, begleitete mich und meinen Stab an die Küste. Dono van war stets bei der Hand, wenn etwas los war. Nachdem wir uns ungefähr eine Stunde lang an Land aufgehalten hatten, kehrten wir wieder an Bord der «Biscayne» zurück, wo wir uns mit Lucas und Konteradmiral Lowry von der US-Kriegsflotte noch eine Weile besprachen. Am Nachmittag traten wir die Rückfahrt an und landeten an der Mündung des Volturno. An diesem Nachmittag des 22. Januar schien alles weit besser, als wir es bei Anzio erwartet

---

<sup>1</sup> Office of Strategie Service, Büro für strategische Aufgaben.

hatten. Ich fühlte daher, dass es notwendig sei, unsere Angriffe auf der Linie Cassino-Rapido fortzusetzen.

Während der nächsten Tage führte mich mein Weg ständig zwischen den Fronten von Anzio und Cassino hin und her. Am 25. Januar flog ich in meinem Cub-Flugzeug, mit Major Walker als Piloten, nach Anzio und konnte mich überzeugen, dass unsere Truppenlandung gute Fortschritte machte. Der deutsche Widerstand hatte sich ziemlich rasch entwickelt, aber es war uns gelungen, gegen Cisterna vorzustossen. Ich zog Einheiten des 180. Infanterieregiments (der 45. Division) und Spezialtruppen in den Anzio-Abchnitt, um uns dort wirksam zu unterstützen.

Einige Tage später nahm ich an einer Konferenz im Hauptquartier des 15. Armeegruppenkommandos teil, das Alexander in den grossen Palast in Caserta verlegt hatte. Als Thema stand die Aktion «Amboss» zur Verhandlung, die Invasion Südfrankreichs. General Eisenhower unternahm den Versuch, ihr einen grösseren Rahmen zu verleihen. Ich nahm mit Überraschung wahr, dass buchstäblich kein einziger britischer Offizier sich für diese Aktion aussprach. Sie alle wünschten vielmehr, dass die Offensive in Italien mit allen Kräften weitergeführt werden sollte. Da ich noch immer dazu ausersehen war, das Kommando über die Aktion «Amboss» zu führen, brachte mich dieser Umstand in eine ziemlich unangenehme Lage. Am nächsten Tag trat Jumbo Wilson<sup>2</sup> an mich heran und forderte mich auf, meine private Meinung über die Aktion «Amboss» auszusprechen. Ich nahm dies zum Anlass, um ganz offen zu erklären, dass die Fünfte Armee bis zu dieser Stunde einen langwierigen und blutigen Feldzug auf der italienischen Halbinsel geführt habe, mit dem Ziel, Rom zu erobern. Angesichts dieser Aufgabe habe ich mich nicht im Geringsten durch den Umstand beeinflussen lassen, dass auch noch Pläne für die Invasion Südfrankreichs bestünden.

«Wann meinen Sie, dass es Ihnen möglich sein könnte, die Fünfte Armee zu verlassen, um sich ganz der Aktion ‚Amboss‘ zu widmen?» fragte Wilson.

«Ungefähr um den 15. März herum», antwortete ich. «Aber wenn es sich ergeben sollte, dass wir zu diesem Zeitpunkt noch immer nicht in Rom einmarschiert sind, dann würde ich Wert darauf legen, unter keinen Umständen meinen Aufgaben bei der Fünften Armee entzogen zu werden.»

---

<sup>2</sup> General Sir Henry Maitland Wilson, Eisenhowers Nachfolger im obersten Kommando auf dem mittellmeerländischen Kriegsschauplatz.

Daraufhin versicherte mir Wilson, es sei auch sein Wunsch, dass ich bei der Fünften Armee bliebe und die Aktion «Amboss» vergässe; Und dabei blieb es.

Mittlerweile jedoch fing unsere militärische Lage in Anzio sowohl als auch bei Cassino an, sich zusehends schwieriger zu gestalten. In Anzio war das VI. Korps in das Innere des Landes entlang der römischen Küstenebene vorgedrungen, doch erwies es sich als zweckmässig, weitere Vorstösse vorerst zu begrenzen, um unsere Stellungen in diesen ersten Tagen nach Tunlichkeit bis zur Ankunft von Verstärkungen auszubauen. Unsere Front erstreckte sich bereits über eine Länge von 15 Meilen und war, von der Küste bei Anzio an gerechnet, etwa sieben Meilen tief. Dieser Plan war festgelegt worden, um zu verhindern, dass der Feind vorgetriebene Truppenteile abschnitt, was immerhin möglich schiel. Später erfuhr der Umstand, dass wir nicht von Haus aus tiefer ins Land vorgedrungen waren, eine gewisse Kritik. Meiner Meinung nach aber hätten wir damit nur weit mehr Verluste erlitten und vielleicht sogar den gesamten Erfolg gefährdet, da der Feind ja immer Möglichkeiten besass, Truppen verhältnismässig rasch heranzuführen.

Das Küstengelände um Anzio besteht in unmittelbarer Nähe der Stadt aus einem ungefähr fünf Meilen breiten Gürtel, von niedrigem Buschwerk bewachsen, da und dort aber von offenen Feldern unterbrochen. In dieser Region niedriger Bäume und Sträucher lagen unsere ersten Stellungen den Blicken des Feindes verborgen. Westlich der Strasse Anzio-Albano, die von Nord nach Süd verläuft, wird die Ebene von vielen tiefen Kanälen durchschnitten. Diese bildeten für die Panzerstreitkräfte an der linken Flanke ernst zu nehmende Hindernisse. Östlich der Strasse jedoch ziehen sich ausgedehnte Felder in nordöstlicher Richtung bis Cisterna, einer Eisenbahnstation. Auf diesem Gelände planten wir unseren Hauptangriff. Die Ausdehnung dieses Geländes betrug, von der Strasse Anzio-Albano bis an den Rand der Pontinischen Sümpfe, ungefähr zehn Meilen. Es war als Teil eines von Mussolini gross angelegten Projektes urbar gemacht und besiedelt worden. Die Kanäle an unserer linken Flanke und das flache Sumpfland zu unserer Rechten, auf dem es viele der Entwässerung dienende Abzugsgräben, aber wenig Deckungsmöglichkeiten für angreifende Truppen gab, bildeten die Grenzen unseres Aufmarschgebietes aus dem Brückenkopf über die Felder landeinwärts in Richtung Cisterna:

Um den 27. Januar hatte die 3. Division einen Punkt erreicht,



der etwa drei Meilen von Cisterna entfernt lag. Auf ihrem Vorstoss bediente sich die Division des Mussolini-Kanals in der Nähe der Pontinischen Sümpfe als rechten Flankenschutz. Die britische 1. Division, die den linken Flügel unseres Kampfabschnittes einnahm, hatte sich in nördlicher Richtung entlang der nach Albano führenden Strasse vorgekämpft und hielt etwa eine Meile über Aprilia hinaus, einer kleinen Gruppe von landwirtschaftlichen Objekten, die wegen ihrer modernen Bauart von unseren Soldaten als Fabrikanlagen angesehen und daher auch kurzweg Fabrik genannt wurden.

Hier begann sich der Widerstand des Feindes nachhaltig zu versteifen. Dazu trat auch noch Schlechtwetter ein. Unsere Linien mussten schwere feindliche Luftangriffe über sich ergehen lassen, wann immer es nur den Fliegern möglich war – inmitten strömender Regengüsse, bei welchen dicke Schlossen vom Himmel niederfielen, und bei starken Winden – halbwegs gute Bodensicht zu erlangen.

Lucas funkte mir um diese Zeit; *«Ausladen von Truppen unmöglich. Schwere Regengüsse, Gewitter mit Hagel und stürmischen Winden vorherrschend. Hafenanlagen von Anzio werden aus feindlichen Langrohrgeschützen beschossen/»*

Die Langrohrgeschütze stellten sich als mächtige feindliche Waffe heraus. Sie waren auf Eisenbahnwagen montiert und konnten entlang der Bahnlinien in der Nachbarschaft der Albanerberge hin und her gefahren werden. In den bitteren Kampftagen, die nun folgten, erhielten diese Eisenbahngeschütze bei unseren Soldaten die Bezeichnung «Anzio-Express».

Tags darauf, am 27. Januar, teilte mir Alexander mit, dass er den Vorstoss des VI. Korps zu langsam finde. Es traf sich, dass ich, als ich diese Mitteilung empfang, bereits von einem Telegramm wusste, dass Churchill persönlich an Alexander gerichtet hatte. In diesem Telegramm drückte der britische Premier seinen Wunsch aus, den Vormarsch auf Rom zu beschleunigen. Ich musste jedoch selbst zugeben, dass sich unser Angriff bei Anzio über Gebühr lang hinzog. Ich funkte daher an Alexander zurück, dass ich mich am folgenden Tag selbst nach Anzio begeben und dort so lange bleiben würde, bis die Dinge wieder gut in Schwung gekommen seien.

Bevor ich jedoch nach Anzio fuhr, besuchte ich den nördlichen und mittleren Abschnitt der Front der Fünften Armee. Die 3. algerische Division machte gute Fortschritte bei dem Versuch, Cassino vom Norden her einzuschliessen, und auch der Angriff der 34. Division, nördlich von Cassino den Rapido zu überschreiten, ging

vorwärts. Ich schärfte beiden Divisionären bei meinem Besuch in ihren Frontabschnitten ein, dass es sich bei unseren Angriffen nunmehr darum handelte, alles zu tun, um den Durchbruch der feindlichen Stellungen zu erzielen.

Am nächsten Tag, dem 28. Januar, suchte ich vor Einbruch der Dämmerung die Mündung des Volturno auf, wo ich an Bord des PT-Bootes ging, das mich nach Anzio bringen sollte. Für meine Begleiter standen noch zwei weitere Boote zur Verfügung. In meinem Fahrzeug PT 201, befanden sich ausser mir General Brann, Oberst Howard, Oberst Bowman, Captain Beardwood und Frank Gervasi, einer der amerikanischen Kriegsberichterstatter, der viele kriegerische Geschehnisse auf dem Schauplatz des Mittelländischen Meeres miterlebt hatte. Es lag eine gewisse Spannung in der Luft, als wir an diesem Morgen an Bord unserer Schiffe gingen. Das Meer warf so hohe Wogen, dass es seine Schwierigkeiten hatte, die kleinen Boote zu manövrieren. Der Steuermann meines Bootes geriet auf eine Sandbank, wodurch wir alle tüchtig nass wurden, noch bevor wir richtig an Bord waren.

In Anzio selbst sahen die Dinge recht kritisch aus. Die feindlichen Luftangriffe in Verbindung mit der Beschiessung hatten beträchtlichen Schaden verursacht. Ausserdem verlautete gerüchtweise, dass deutsche Torpedoboote an der Küste umherstreiften, um unsere Schiffe anzugreifen.

Auf unserer Fahrt ging indessen so weit alles gut, bis wir uns etwa sieben Meilen südlich von Anzio befanden, wobei uns noch immer frühmorgendliches Halbdunkel umgab. Da geschah es, dass uns die «AM 120», ein amerikanisches Minensuchboot, anrief. Leutnant Patterson, der Kommandant unseres PT, befahl grün-gelbe Lichtsignale, wodurch wir uns als Freunde deklarieren sollten. Der Befehl wurde ausgeführt. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich mein Platz auf dem Boot neben dem Kapitän befunden, wo mir die Kommandobrücke einigen Schutz gegen den Fahrtwind bot. Knapp bevor uns jedoch die «AM 120» anrief, erhob ich mich von meinem Sitzplatz und bewegte mich ein paar Schritte seitwärts. Der Kapitän des Minensuchbootes missdeutete offenbar unser Signal oder hatte einfach, wie jedermann, der sich in den Küstengewässern an Bord eines Schiffes befand, an jenem düsteren, stürmischen Morgen, den Finger allzu fest auf dem Drücker. Wie es nun sein mochte, das Minensuchboot eröffnete das Feuer auf uns. Unglücklicherweise waren unsere Angreifer ausserordentlich gute Schützen, denn eine ganz erkleckliche Anzahl von fünf-

zölligen Granaten trafen unser PT-Boot. Der zweite Volltreffer schlug auf dem Stuhl ein, der mir wenige Augenblicke früher als Sitzplatz gedient hatte.

Der Kapitän des Bootes stürzte zu Boden, er war an beiden Beinen verwundet. Ich hörte unter Deck die Detonation einer explodierenden Granate. An Bord brach eine allgemeine Verwirrung aus, mehrere Männer wurden zu Boden geworfen, zwei von ihnen erlitten tödliche Verwundungen.

Ich bemächtigte mich einer Very-Pistole, die jemand hatte fallen gelassen, und feuerte zum zweitenmal das richtige Lichtsignal ab, um uns als Freund zu identifizieren. Aber das Minensuchboot fuhr fort, auf uns zu schießen. Ich feuerte abermals meine Pistole ab, aber ohne Ergebnis. Ich blickte um mich und sah, dass alle drei Schiffsoffiziere und zwei Matrosen verwundet auf den Planken des Decks lagen. Niemand bediente mehr das Steuer. Da kroch Fähnrich Benson trotz seiner Beinverwundung an das Rad heran und warf das Steuer auf die andere Seite. Ich bückte mich und kniete neben dem verwundeten Kapitän nieder.

«Was sollen wir tun?» fragte ich ihn.

«Ich weiss es nicht», lautete die Antwort.

«Nun, schön», erwiderte ich, «dann wollen wir wenigstens trachten, so schnell als möglich zu verschwinden.»

Ich griff dem Kapitän unter die Arme und richtete ihn so weit auf, dass er um sich blicken und den Kurs unseres Bootes überwachen konnte. Dann schossen wir in voller Fahrt dahin, während hoch immer die Granaten des Minensuchbootes rings um uns einschlugen. Auch das andere PT-Boot folgte unserem Kurs, obwohl es keinen Schaden erlitten hatte.

Als wir freie Fahrt hatten, war das Deck unseres Bootes von Verwundeten bedeckt, die buchstäblich in ihrem Blute lagen. In einer Ecke lag auch Gervasi, der eingeschlafen und dessen Uniform über und über mit Blut bedeckt war. Aber als wir ihn schon halb entkleidet hatten, um nach seiner Verwundung zu sehen, stellte sich heraus, dass er gar nicht verwundet war. Das Blut an ihm stammte von irgendeinem der Verwundeten, die in seiner Nähe gestürzt waren.

Während wir die nächste halbe Stunde mit grosser Geschwindigkeit in südlicher Richtung fuhren, stellte sich heraus, dass die Verwundung Fähnrich Donalds sehr besorgniserregender Natur war. Er verlor dauernd Blut, da an seinem Bein eine Arterie verletzt war. Patterson hatte Verwundungen an beiden Beinen erlitten, eines der-

selben war gebrochen. Auch Benson hatte Granatsplitter in beiden Beinen. Einem Soldaten war die Kniescheibe zertrümmert worden und er litt fürchterliche Schmerzen. Ein Mann, der sich unter Deck befunden hatte, trug eine Bauchverletzung und einen Beckenbruch davon.

Es gab einige bange Minuten, als wir uns dem britischen Minensuchboot «Acute» näherten. Aber sein Kapitän, Andrew Edward Doran, verstand unsere Signale richtig und teilte uns mit, dass er einen Arzt an Bord hätte. Die Verwundeten wurden daher an Bord der «Acute» gebracht, dann gab ich Anweisung, unsere Fahrt auf dem PT-Boot nach Anzio fortzusetzen.

Als wir die Stelle erreichten, an der wir beschossen worden waren, trafen wir wieder auf die «AM 120». Wir schossen sogleich unsere Lichtsignale ab und wurden diesmal verstanden. Unser neuer Kapitän, den wir aus dem zweiten PT-Boot übernommen hatten, stoppte unsere Fahrt und legte längsseits des Minensuchbootes an. Er hielt ein Megaphon vor seinen Mund und rief dem Kapitän der «AM 120» hinüber: «Sie haben eben auf General Mark Clark gefeuert!»

Er fügte dem noch eine Reihe wohlgemeinter Ratschläge in kräftigen Ausdrücken hinzu, die wiederzugeben ich mir jedoch ersparen kann. Der Kapitän war ehrlich verblüfft. Im unsicheren Licht der Morgendämmerung hatte er unsere Lichtsignale nicht erkennen können. Zudem herrschte an Bord seines Schiffes, wie er erklärte, einige Nervosität, da es hiess, dass feindliche Torpedoboote sich in der Nähe aufhielten.

Lange Zeit nachher wurde mir bei einem Festessen in Los Angeles ein Kellner vorgestellt, der behauptete, er wäre der Kanonier gewesen, der damals auf mein PT-Boot geschossen habe. Die Zeitungen nahmen dies zum Anlass, um über den Kellner lange Geschichten zu bringen. Daraufhin empfang ich von zwei ehemaligen Marinesoldaten Briefe, in welchen sie den Kellner einen Lügner nannten und für ihre Person Anspruch auf die «Ehre» erhoben, mich damals um ein Haar ins Jenseits befördert zu haben.

Der Vorfall mit der «AM 120» schien wie ein schlimmes Vorzeichen für die Geschehnisse dieses Tages. Jedenfalls ging es von da an abwärts. Als wir den Hafen von Anzio erreichten, war eben der dritte feindliche Luftangriff seit heute morgens im Gange und wir mussten sein Ende abwarten, bevor wir an Land gehen konnten. Ich suchte sofort Lucas auf und liess mir von ihm die letzten Berichte von der Front vorlegen. Es war uns damals noch nicht möglich, den

richtigen Überblick über unsere Lage in Anzio zu gewinnen, aber, später entdeckten wir, dass das Frontbild sich mit erstaunlicher Schnelligkeit zu verändern begann.

Der Feind hatte unsere Landung in Anzio nicht erwartet. Dafür sprach auch der Umstand, dass wir bis zur Nacht des 22. Januar auf keinen nennenswerten Widerstand gestossen waren. Während dieses ersten Tages hatten die Deutschen alle verfügbaren Einheiten, die zum Teil von der Südfront, zum Teil aus den Reserven um Rom stammten, bei Anzio zusammengezogen. Es handelte sich dabei ungefähr um sieben Infanteriebataillone und die sie unterstützenden Waffen. Zu jener Zeit hätten wir unseren Vorstoss landeinwärts von Anzio bedeutend rascher führen können. Dass dies trotzdem nicht geschah, hatte seine guten Gründe. Die verantwortlichen Truppenbefehlshaber wussten, dass der Ausgang des Kampfes davon abhing, welche der beiden Seiten eher in der Lage war, ihre Kräfte zu entfalten und zu verstärken. So lange wir aber nicht über hinreichenden Truppennachschub verfügten, durften wir es nicht wagen, an einer Stelle unserer Front vorzuprellen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, abgeschnitten zu werden.

Innerhalb weniger Tage jedoch zogen die Deutschen mit ausserordentlicher Schnelligkeit Truppen heran und von nun an gestaltete sich unser Vormarsch immer schwieriger. Wie bereits erwähnt, drückte das schlechte Wetter auf die Wirkung der Anstrengungen der Luftwaffe, den feindlichen Aufmarsch zu stören. Dazu kam noch, dass die Offensivbestrebungen der Achten Armee an der adriatischen Küste jenen Druck vermissen liessen, der nötig gewesen wäre, um Feindkräfte an jener Front in der vorhergesehenen Weise zu binden. Die Deutschen waren daher in der Lage, von dort drei Divisionen abzuziehen und bei Anzio einzusetzen, ein Fall, mit dem wir überhaupt nicht gerechnet hatten. Unseren Schätzungen zufolge konnte der Feind zu Beginn unserer Invasion Truppen in der Stärke von etwa 14.000 Mann im Raume Anzio zur Verfügung haben. Wir rechneten damit, dass er diese Zahl allmählich auf etwa 31.000 – ungefähr bis zum vierten Tag – erhöhen könnte. Über diesen Zeitraum hinaus vermochten wir keine Vermutungen mehr anzustellen.

Tatsächlich brachten es die Deutschen am ersten Tag nur auf etwa 10.000 Mann Kampftruppen. Am zweiten Tag zogen sie weitere sieben Infanteriebataillone, ein Pionierbataillon und noch einige Einheiten in den Kampfraum, so dass sie es auf eine Stärke von 16.000 Mann brachten, das heisst um 4.000 weniger, als wir erwartet hatten. Von da angefangen aber wandte sich das Blatt. Ein

persönlicher Befehl Hitlers ordnete die Vernichtung unseres Brückenkopfes um jeden Preis an, koste es was es wolle. General Eberhard von Mackensen wurde aus Verona berufen, um die deutsche 14. Armee gegen Anzio zu führen. Fast alle deutschen Reservestreitkräfte in Oberitalien, eine und eine halbe Division aus Jugoslawien, eine Division aus Frankreich, sechs Infanteriebataillone und zwei Schwere Panzer-Bataillone aus Deutschland wurden auf schnellstem Wege, teils per Bahn, teils per Auto, nach Anzio in Marsch gesetzt. Zur selben Zeit trafen die drei Divisionen, die unserer Achten Armee gegenüberlagen, nach und nach ein. Am Abend des dritten Tages verfügte der Feind im Raume Anzio über 26.000 Mann, während wir für diesen Tag nur mit einer Stärke von 22.300 gerechnet hatten.

Nur in der ersten Phase unserer Kämpfe waren deutsche Truppen aus dem Frontabschnitt entlang der Flüsse Rapido und Garigliano abgezogen und bei Anzio eingesetzt worden. Später geschah dies nicht mehr. Hitler zog es vor, Divisionen von weit her herbeizuholen, statt seine Verteidigungsstellungen zu schwächen. Zu Ende des vierten Tages beliefen sich die deutschen Streitkräfte auf 34.000 Mann. Diese Zahl wuchs jedoch an der Anzio-Front innerhalb der folgenden zwei Wochen ständig an, bis sie die Höhe von ungefähr 70.000 erreichte.

Aber die Deutschen widmeten ihre Aufmerksamkeit nicht allein Anzio. Sie waren imstande, in der ersten Februarwoche die Cassino-Front durch die 90. Panzer-Grenadier-Division und Teile der 1. Fallschirmjäger-Division zu verstärken, die noch gerade zurecht kamen, das Loch zu verstopfen, das das amerikanische II. Korps bei einem Durchbruchversuch in die feindlichen Stellungen gerissen hatte.

Diese Lage der Dinge war uns damals noch nicht klar, als ich am 28. Januar in Anzio eintraf und mich mit Lucas besprach. Klar war uns aber immerhin bereits, dass wir unsere Offensivanstrengungen angesichts der wachsenden Feindstärke verdoppeln mussten. Ich drang in Lucas, unseren Vorstoss auf Cisterna zu beschleunigen, da es wünschenswert schien, diesen Ort unserer Verteidigungslinie einzugliedern. Lucas setzte hierfür das Datum des 30. Januar fest.

Ungefähr um diese Zeit errichtete ich in einem Piniengehölz, das zum Schlossbesitz des Prinzen Borghese, nahe der Stadt Nettuno, nordöstlich von Anzio, gehörte, einen neuen vorgeschobenen Gefechtsstand. Ich verlegte mein Hauptquartier im Süden unserer Front aus der Umgebung von Caserta auf einen

Hügelabhang südlich von Presenzano, im Rücken der Fünften Armee.

Um Ende Januar zeigte sich die Lage an unseren beiden Fronten noch immer schwankend. Am 30. Januar schrieb ich in mein Tagebuch: *«Die Lage an der Südfront der Fünften Armee gleicht der zweier Boxer, von welchen jeder jeden Augenblick umzufallen droht. Ich habe meine letzten Reserven eingesetzt und bin sicher, dass das auch die Deutschen getan haben. – Ich war von dem Mangel an Angriffsgeist beim VI. Korps (bei Anzio) enttäuscht, obwohl ich zugeben muss, dass es meiner Meinung nach falsch gewesen wäre, sogleich auf unser Angriffsziel (Albanerberge) loszugehen. Aber Panzer Spähtrupps hätten sich angriffslustiger zeigen können, um Cisterna und Campoleone in unseren Besitz zu bringen.»*

Am Morgen des nächsten Tages erfuhr ich, dass zwei Bataillone unserer Rangers Cisterna angegriffen hatten. Sie wurden jedoch von den Deutschen abgeschnitten und mussten als verloren gelten<sup>3</sup>. Die 3. Division meldete hartnäckigen Feindwiderstand. Am Nachmittag desselben Tages stiess das Kommando A der 1. Panzerdivision gegen Campoleone vor. Dabei geriet es auf stark vermintes Gelände und heftigen Widerstand des Feindes. Am Abend des 31. Januar setzte unsere ganze Front zum Angriff gegen gewaltige feindliche Streitkräfte an. Es war ein zähes und verbissenes Ringen, das nur wenig von der Stelle rücken wollte.

Auf deutscher Seite standen so viele kampferfahrene Truppen, dass ich jeden Augenblick einen deutschen Gegenangriff befürchtete, zumal auf unserer Seite nur wenig von organisierter Kampfführung die Rede sein konnte. Ich erklärte Lucas, wie wichtig es für uns wäre, Cisterna und Campoleone zu erobern, da nach der Lage der Dinge nur auf diese Weise die Gefahr deutscher Gegenstöße vermindert werden könnte. Wir zogen noch immer Truppenverstärkungen an unsere Front heran, aber wir waren nahe daran, den Punkt zu erreichen, den wir nicht überschreiten durften, wenn wir mit unseren Verpflegungs- und Munitionsvorräten unser Auslangen finden wollten. Ausserdem war ich nicht in der Lage, noch weitere Truppen von der Cassino-Front abzugeben. Die 3. Division war von den harten, leider auch erfolglosen Kämpfen um Cisterna in drei Tagen arg mitgenommen worden; das 15. Infanterieregiment hatte schwere Verluste erlitten, als es hochgelegenes Gelände oberhalb Ponte Rotto, südwestlich von Cisterna, erstürmte, und das 504. Fall-

<sup>3</sup> Nur sechs Männer konnten entfliehen. Der überwiegende Teil geriet in Gefangenschaft.

schirmjäger-Infanterieregiment hatte auf seinem Vorstoss längs des Mussolini-Kanals die Route 7 in nördlicher Richtung nicht erreichen können. Auf der Strasse nach Albano fügten britische und amerikanische Panzertruppen dem Feind empfindliche Verluste zu. Aber auch ihnen gelang es nicht, einen Durchbruch gegen die Albanerberge zu erzwingen. General Lucas blieb unter diesen Umständen keine andere Wahl, als seinen Truppen Befehl zu geben, sich entlang der ganzen Front einzugraben und einen deutschen Gegenangriff abzuwarten. Zu dieser Zeit war es für uns alle keine Frage mehr, dass es dem Feind gelungen war, weitaus mehr Streitkräfte an die Anzio-Front zu bringen, als wir ursprünglich angenommen hatten. Er hatte es überdies rasch verstanden, jedes Dorf und jedes Bauernhaus zu kleinen Festungen umzugestalten, in welchen er seine MG.-Nester und Scharfschützen postierte. Dazwischen lagen die deutschen Panzer und motorisierte Geschützbatterien. Auf Anhöhen aber stand die deutsche Artillerie, die unsere Stellungen mit so schwerem Feuer belegte, wie wir es während des italienischen Feldzuges bisher nicht erlebt hatten. Entlang unserer möglichen Ausbruchwege aus dem Brückenkopf, von der Albaner Strasse bis nach Cisterna, standen wir einer schier undurchdringlichen Mauer feindlicher Abwehr gegenüber. Die Frage, die wir augenblicklich stellten, lautete: Waren wir überhaupt noch imstande, unseren Brückenkopf, den wir über mehr als achtzehn Meilen landeinwärts entlang der Albaner Strasse im Raume von Campoleone und über fünfzehn Meilen an unserer rechten Flanke bis gegen Cisterna erweitert hatten, zu halten? Zum ersten Male seit den Tagen von Salerno sahen sich Truppen der Fünften Armee gezwungen, hinter eilends geschaffenen Minenfeldern und Stacheldrahtsperrern in Verteidigungsstellung zu gehen.

Mittlerweile waren neue Probleme allgemeiner Umgruppierungen innerhalb der Fünften Armee aufgekommen. Alexander hatte dafür gesorgt, dass das Neuseeland-Korps unter General Freyberg an die Südfront der Fünften Armee verschoben werde. Er bat mich einige Tage später, ihn in Caserta aufzusuchen. Gemeinsam mit ihm und Freyberg erörterten wir dort eine Reihe von Fragen, die mit der Transferierung des Neuseeland-Korps in Zusammenhang standen.

Freyberg war von Alexander angewiesen worden, Vorschläge hinsichtlich des Einsatzes seiner auf gefrischten Neuseeländer-Truppen an der Front der Fünften Armee zu machen. Ich nahm dies mit einiger Überraschung zur Kenntnis, da man mich vorher in bezug auf solche



Vorschläge nicht zu Rate gezogen hatte. Ich empfing vollends den Eindruck, dass das 15. Armeegruppenkommando gemeinsam mit Freyberg die Absicht habe, mir in der Frage des Truppeneinsatzes Vorschriften zu machen. Mit aller mir zur Verfügung stehenden diplomatischen Geschicklichkeit wandte ich dagegen ein, dass meinem Dafürhalten nach die neuseeländischen und indischen Truppen in dem gebirgigen Abschnitt der Cassino-Front nicht gut am Platze wären. Dagegen hätte ich keine Bedenken, die Neuseeländer im Liri-Tal zum Vorstoss auf Anzio einzusetzen, sobald die weitere Entwicklung unserer Offensive bei Cassino eine solche Verwendung möglich machte. Darüber wurde noch eine Weile hin und her debattiert, aber am Ende erklärte man sich mit meinem Vorschlag einverstanden und Freyberg wurde meinem Kommando unterstellt.

Ich wusste sehr wohl, dass Alexander, was die Person Freybergs betraf, sich in einer heiklen Lage befand. Freyberg genoss allgemein das Ansehen eines grossen Helden aus dem ersten Weltkrieg, in dem er das Victoria-Kreuz erworben hatte. Die Briten behandelten die neuseeländischen Truppen mit ausgesuchter Sorgfalt, da diese nur ihrer eigenen Regierung verantwortlich waren, mit der man natürlich gut auszukommen bemüht war. Ich erklärte Alexander, dass ich volles Verständnis für diese Sachlage auf brächte und dass ich ihm die Versicherung geben könnte, die Neuseeländer und ich würden gut miteinander auskommen. Ich war übrigens sehr stolz, sie unter meinem Kommando zu haben, denn sie waren erfahrene Kämpfer und konnten auf eine Reihe ruhmreicher Waffentaten zurückschauen.

Nachdem die Angelegenheit der Neuseeländer erledigt war, brachte Alexander die Sprache auf die Lage an der Anzio-Front. Er deutete an, dass er meinen Befehl, der Lucas angewiesen hatte, seinen Angriff auf Cisterna einzustellen, missbillige. Durch diesen Befehl wurden nämlich die vorher ergangenen Weisungen an das VI. Korps zur Besitzergreifung Cisternas aufgehoben. Alexander verlangte von mir die Fortsetzung des Angriffes durch die 3. Division mit allem erdenklichen Nachdruck und äusserte dabei seine Meinung, dass die Deutschen keinen nachhaltigen Gegenstoss führen würden. Ich wies diesem Verlangen gegenüber darauf hin, dass das VI. Korps bei Anzio bereits 2'400 Mann Verluste zählte und dass ich es nicht verantworten zu können glaubte, die Kampfkraft der 3. Division noch weiter zu schwächen.

Als an jenem Abend Alexanders Hauptquartier durch seinen Nachrichtendienst neue Berichte erhielt, setzte sich der Befehlshaber der 15. Armeegruppe um Mitternacht mit mir in Verbindung

und warnte mich vor einem bevorstehenden starken Gegenangriff der Deutschen an der Anzio-Front. Tags darauf aber drückte mir Alexander seine grosse Befriedigung darüber aus, dass ich bei Anzio Verteidigungsmassnahmen anbefohlen hatte.

Am 4. Februar traf in meinem Hauptquartier Freyberg mit seinem Stab ein, um an einer Besprechung mit den Offizieren der Fünften Armee teilzunehmen. Der Neuseeländer geriet gleich nach Beginn der Konferenz mit General Keyes aneinander, als er die Art und Weise zu demonstrieren begann, in der er seine Truppen in Bewegung zu setzen gedachte. Ich beteiligte mich an diesem Gespräch nur insoweit, als ich Freyberg zu bedenken gab, dass alle seine taktischen Operationen im Einklang mit denjenigen der übrigen Truppen der Fünften Armee stehen müssten und überliess die weitere Behandlung dieser Fragen den Offizieren meines Stabes. Nach harten, bitteren Kampftagen, in denen er wenig Zeit zum Schlafen fand, war Keyes in gereizter Stimmung. Es war indessen nötig, dass alle amerikanischen Offiziere sich über die besondere Lage klar waren, die durch die Ankunft der Neuseeländer bei der Fünften Armee entstanden war, und ich entschloss mich daher zu einem Schreiben an Keyes, in dem ich unter anderen Dingen ausführte: *«Es handelt sich hier um Truppen aus britischen Dominien, die auf ihre Vorrechte ausserordentlich eifersüchtig sind. Die Briten haben darauf stets besondere Rücksicht genommen und es liegt auch in meiner Absicht, die Beziehungen zwischen ihnen und der Fünften Armee so angenehm und zweckdienlich als möglich zu gestalten. Ich bitte Sie, mich dabei nach Kräften zu unterstützen.»*

Im Laufe dieses Tages fand ich Gelegenheit, eine Eintragung in mein Tagebuch zu machen, aus welcher hervorging, dass ich nunmehr fünf Korps unter meinem Kommando hatte, von welchen jedoch nur zwei amerikanischer Herkunft waren. Jedes der anderen Korps setzte sich aus verschiedenen Nationen zusammen, nämlich Briten, Franzosen, Neuseeländer und Inder. Ich war nahe daran, Napoleon zuzustimmen, der erklärt hatte, es sei leichter, gegen Alliierte Krieg zu führen, als einer von ihnen zu sein.

In den nächsten Tagen war es uns möglich, aus gewissen Anzeichen die Absichten des Feindes zu erraten. Sie hatten ihren Ansporn in Hitlers Befehl, das «Geschwür» bei Anzio aus der deutschen Flanke zu reissen. Es kam zu mehreren kleinen, aber heftigen deutschen Gegenstössen, die wir zurückschlagen konnten. Die Luftangriffe und der Artilleriebeschuss auf unsere Stellungen nahmen an Stärke nur noch zu. Sogar bis zu meinem Gefechts-

stand fanden Granatsplitter aus feindlichem Artilleriefeuer ihren Weg. Der «Anzio-Express» richtete arge Verwüstungen am Hafengelände an. Am 7. Februar bombardierten die Deutschen unser (95.) Feldlazarett bei Anzio, wobei 23 Personen den Tod fanden, darunter ein Offizier, drei Krankenschwestern, eine Pflegerin vom Roten Kreuz, Angehörige des ärztlichen Dienstes und eine Anzahl von Verwundeten. Ausserdem gab es 68 Verletzte. Zu diesen zählte auch der Kommandant des Lazarets, Oberst George Sauer. Obwohl das Feldlazarett nur aus Zeltanlagen bestand, war es doch deutlich mit einem roten Kreuz versehen, so dass seine Bestimmung unter allen Umständen erkannt werden musste. Ausser den Verlusten an Menschenleben hatten wir auch noch den Verlust kostbarer Einrichtungsgegenstände zu beklagen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit die grossen Verdienste in der Sorge um unsere Verwundeten nicht unerwähnt lassen, die sich Brigadegeneral Joseph I. Martin, unser Feldchirurg, und seine ärztlichen Mitarbeiter, insbesondere aber die Krankenschwestern und Pflegerinnen an der Front von Anzio erwarben. Zumal das weibliche Lazarettpersonal trug in der damaligen äusserst kritischen Zeit nicht wenig dazu bei, die allgemeine Kampfmoral unserer Truppen zu heben. Denn die stets hilfsbereiten Frauen und Mädchen gingen mit Stahlhelmen ihrer Pflicht nach und trotzten allen Gefahren des Krieges nicht minder mutig als irgendein Soldat im Einsatz. Tag und Nacht machten sie Dienst und halfen den Ärzten während der Bombardierungen bei Operationen jeder Art. Es schien mir immer, dass sie mit zu den Helden von Anzio gehörten.

Mit jedem Tag, den die Kämpfe um Anzio anhielten, gewannen die Lazarett-Zelte südöstlich der Stadt ein sonderbareres Aussehen. Ursprünglich lagen die Zelte in Bodenhöhe. Später aber gewöhnte man sich daran, innerhalb des Zeltes tiefer zu graben, um so wenigstens einigermassen gegen Geschosssplitter gesichert zu sein. Bei zunehmender Gefahr wurden diese Gräben immer tiefer, bis sie mehrere Fuss unter dem Erdboden lagen. Die grossen Zelte, von denen es ungefähr ein Dutzend gab, hatten eine Fläche von 16 zu 50 Fuss, so dass es viel Arbeit gab, die unterirdischen Grabarbeiten durchzuführen. Besonders nachts boten diese zeltbedeckten Keller, in denen Tag und Nacht, ohne Rücksicht auf Fliegerangriffe und Artilleriefeuer die Ärzte und Pflegerinnen arbeiteten, einen gespenstigen Anblick.

An dieser Stelle gedenke ich des Roten-Kreuz-Pflegepersonals, männlichen und weiblichen Geschlechtes, das uns in Italien wert-

volle Dienste erwies. Seine Bedeutung in diesem Feldzug konnte in der Hauptsache den tatkräftigen Bemühungen Bill Stevensons, nunmehrigen Präsidenten des Oberlin Colleges, und seiner Gattin zugeschrieben werden, die, als Zeichen herzlichster Zuneigung, von ihren Pflegebefohlenen einfach Bumpy genannt wurde. Mr. Stevenson war Leiter des Roten Kreuzes auf dem Mittelländischen Kriegsschauplatz und Mrs. Stevenson arbeitete mit ihm aufs Engste zusammen.

Während wir bei Anzio den deutschen Gegenangriff erwarteten, legten wir an der Front der Fünften Armee den grössten Nachdruck darauf, in die starke deutsche Verteidigungsstellung rund um Cassino eine Bresche zu schlagen, um uns den Weg zu einem Vorstoss durch das Liri-Tal freizumachen. Ich war daher in diesen Tagen dauernd in meinem Cub-Flugzeug unterwegs. Damals hatte ich auch, wenn ich mich recht erinnere, gemeinsam mit meinem Piloten, Oberstleutnant Jack Walker, eines meiner denkwürdigsten Fluglebnisse.

Wir starteten von der Mündung des Volturno aus und flogen wie immer ungefähr 20 Meilen seewärts, um dann nördlichen Kurs auf Anzio zu nehmen. Um uns gegen feindliche Fliegersicht zu decken, flogen wir nur etwa zwölf Fuss über der Meeresoberfläche dahin. Da die Küste bei Anzio stets unter deutschem Artilleriefeuer lag, landeten wir in der Regel auf dem Wasser. Walker hatte Pontons konstruiert, so dass wir knapp am Strand aus dem Flugzeug springen und es mit Seilen ans sandige Ufer ziehen konnten.

Als wir an diesem Tag unseren Rückflug antraten, gingen die Wellen des Meeres höher als sonst. Wir nahmen die Hilfe einiger Soldaten in Anspruch, die das Cub-Flugzeug eine kurze Strecke auf die See hinausstiessen, dann flogen wir los. Walker hatte darauf zu achten, dass unser Flugzeug jede Woge übersprang, die sich uns auf unserem niedrigen Flug entgegenwälzte. Einmal gab es einen dumpfen Klatsch, als wir mit einem Wellenberg zusammenprallten, der sich plötzlich vor uns aufrichtete. Aber im nächsten Augenblick waren wir wieder hoch und setzten unseren Kurs fort. Einige Minuten später sagte Jack zu mir:

«Wissen Sie, was geschehen ist?»

Ich blickte an der Seite des Flugzeuges hinab und sah, dass beide Pontons losgerissen waren. Sie hingen nur mehr an einem einzigen Stück Draht fest.

«Ja», war meine Antwort, «ich sehe es.»

«Was meinen Sie, was wir nun tun sollen?» fragte Jack.

«Zum Teufel, Sie sind doch der Pilot», sagte ich. «Fragen Sie doch nicht mich!»

«Nun», erwiderte Jack, «Sie haben meine Frage missverstanden, General. Ich wollte bloss wissen, von welcher Stelle Sie es vorziehen, in die Hölle zu fahren.»

«Wenn es so steht, dann schon am liebsten von Sorrent. Das ist wenigstens eine hübsche Gegend.»

«O. K. Also, Sorrent.»

Wir flogen ungefähr zwei Stunden lang die Küste hinab bis an den Strand, der zum Albergo Vittoria gehörte, einem Hotel, aus dem wir eine Art Rekonvaleszentenheim für Offiziere der Fünften Armee gemacht hatten. Unterhalb des Hotels befindet sich ein Wellenbrecher, von dem eine steile Uferböschung zu geräumigen Balkonterrassen emporführt, die eine wundervolle Fernsicht aufs Meer gewähren. Diese Terrassen waren dicht besetzt, und als wir über den Strand flogen, sah man von dort, dass die Pontons unseres Flugzeuges gebrochen waren. Nun wusste man auch, was los war. Rasch sammelte sich an der Stelle, auf die wir vom Flugzeug aus hingewiesen hatten, eine grosse Menschenmenge an. Dann steuerte Jack wieder auf die See hinaus, machte nach kurzer Zeit kehrt und flog nun so langsam als nur möglich knapp über der Wasseroberfläche gegen den Strand zu. Als er diesen fast erreicht hatte, setzte er das Flugzeug hart auf das Wasser auf, das hier etwas mehr als einen Meter tief war. Im selben Augenblick sprangen wir aus dem Flugzeug. Ich fand diese Art zu landen nicht einmal so übel. Aber während wir beide durch das Wasser zum Strand wateten, blickten wir auf das Flugzeug zurück und stellten fest, dass es nur mehr für den Altmetallsammler von Wert sein konnte.

Zu Ende der ersten Februarwoche verstärkte sich die feindliche Spährupptätigkeit an unserer Front bei Anzio. Trotzdem war es uns möglich gewesen, unsere Stellungen auszubauen und eine zweite Verteidigungslinie entlang einer Strasse zu errichten, die parallel zur Küste verlief und etwa fünf bis sieben Meilen landeinwärts von Anzio entfernt war. Am 7. Februar suchte ich General Truscott auf, um ihm für tapferes Verhalten auf Sizilien das Militärverdienstkreuz zu überreichen. Ich nahm diese Gelegenheit wahr, um mich auch sonst umzusehen und fand, dass unsere Verteidigungsanlagen nichts zu wünschen übrig liessen, obwohl es General Lucas an seiner Front an einer Pak-Einheit fehlte, die man hätte rasch überall dort einsetzen können, wo man ihrer bedurfte. Um diesen Mangel wettzumachen, riet ich Lucas, zur Panzerabwehr Flak-Einheiten

mit ihren Geschützen zu verwenden. Es machte mir nicht den Eindruck, als ob meine Anregung auf besonders fruchtbaren Boden gefallen wäre, weshalb ich die Sache auf sich beruhen liess. Als später jedoch Lucas in einem Funkspruch um Überlassung eines zweiten Flak-Bataillons bat, wusste ich Bescheid.

Für die gewaltige Auseinandersetzung mit dem Feind, die uns, wie ich wusste, an der Anzio-Front bevorstand, bildete die Frage der Fliegerunterstützung eine Angelegenheit von grosser Bedeutung. Ich war entschlossen, Bomber für den unmittelbaren Einsatz in den Kämpfen an der Front anzufordern und erklärte daher Alexander, dass ich mir von einer solchen Unterstützung durch die Luftwaffe weit mehr erwartete, als durch die Bombardierung des feindlichen Hinterlandes. Der Einsatz der Bombenflugzeuge während der letzten sechs Monate in Italien hatte den Feind nicht daran gehindert, Truppenverstärkungen und Nachschub heranzubringen, wann und wo immer es ihm nützlich erschien.

Ein anderes Problem, das uns zu schaffen machte, bestand darin, dass unsere Artillerie über Munitionsknappheit klagte. Was mein ungemein befähigter Artillerieoffizier, Brigadegeneral Thomas E. Lewis darüber zu berichten wusste, hörte sich nicht eben erfreulich an. Der Verbrauch der Haubitzenmunition (155 mm) stand schon die längste Zeit unter Beschränkung. Nun aber schwanden auch unsere Vorräte an 105-mm-Geschossen und an Mörsermunition, Kaliber 81 mm, in bedenklichem Masse dahin.

Dies war insoferne recht unangenehm, weil besonders die zuletzt genannten Kaliber von der Feldartillerie gebraucht wurden, die eine wesentliche Rolle bei allen infanteristischen Aktionen spielt. Was nun den Munitionsmangel an der Anzio-Front betraf, so lag diesem gewissermassen ein zweifacher Tatbestand zugrunde. In erster Linie handelte es sich dabei nämlich um die Auswirkung einer allgemeinen Munitionsknappheit auf dem ganzen Mittelmeerkriegsschauplatz und in zweiter Linie um die beträchtlichen Schwierigkeiten, die sich aus dem Transport der Munition zu den Fronteinheiten ergaben. Was die allgemeine Munitionsknappheit im Mittelmeerraum betraf, so stand mir da so gut wie keine Einflussnahme auf eine Änderung zu Gebote. Die Versorgung unserer Artillerie an der Front aber musste mit allen nur erdenklichen Mitteln garantiert werden.

Als ich am 6. Februar meinen vorgeschobenen Gefechtsstand errichtete, enthob ich zugleich auch den Korpskommandeur seiner Verantwortung für alle mit der Truppenversorgung und dem Nach-

schub zusammenhängenden Fragen. Dies entlastete ihn für seine taktischen Aufgaben. Aus der Erkenntnis, dass es sich bei Nachschubfragen um Aufgaben von entscheidender Bedeutung handelte, wählte ich mir dafür einen meiner tüchtigsten Offiziere aus, der sich ihnen künftig ausschliesslich zu widmen hatte. Meine Wahl fiel auf Oberstleutnant Charles S. D'Orsa, der sich schon in Afrika und in Salerno ausgezeichnet bewährt hatte. Nun, da wir in Erwartung eines feindlichen Gegenangriffes waren, schienen alle diese mit dem Nachschub zusammenhängenden Fragen noch viel wichtiger und dringender zu sein, zumal diejenigen, die mit der Munitionsversorgung der Front zusammenhingen. Jedes verfügbare Boot wurde von nun an mit dem Maximum an Ladefähigkeit auf Fahrt geschickt. Admiral Sir John Cunningham von der britischen Kriegsflotte zeigte sich damals nicht sonderlich entzückt über uns, wie er ja überhaupt das ganze Invasionsunternehmen in Anzio offenbar höchst ärgerlich fand; war er doch gezwungen, uns seine Fahrzeuge zu überlassen, während es ihn schon lange darnach verlangte, sich von Anzio zurückzuziehen, um sich auf die Kanal-Invasion an der Normandie vorzubereiten.

Für den Munitionsnachschub an die Anzio-Front bedienten wir uns der Landungsfahrzeuge für die Panzerwaffe, die wir mit Lastkraftwagen voll Munition beluden, so dass diese nach der Landung am Strand bei Anzio sogleich an Land fahren, ihre Last abladen und ohne Aufenthalt wieder auf das Landungsfahrzeug zurückkehren konnten. Auf diese Weise gelang es uns einen fast pausenlosen Munitionsnachschub zu unterhalten. Wir luden übrigens auch munitionsbeladene Lastkraftwagen auf das Deck der Landungsfahrzeuge, was zwar gegen jedes Herkommen versties, uns aber in die Lage versetzte, die Schiffsladung um ein beträchtliches zu erhöhen. Admiral Cunningham führte darüber bitterlich Beschwerde, indem er erklärte, dass ein solcher Vorgang grosse Gefahren mit sich bringe. Aber unserer Meinung nach gab es in Anzio in diesen Tagen überhaupt nichts, das keine Gefahren mit sich brachte, und wichtig allein war der Umstand, dass unsere Front keinen Mangel an Munition litt. Leider lag es in diesem Falle jedoch an Cunningham, der das letzte Wort zu sprechen hatte, und wir mussten daher wohl oder übel auf unsere neuartige Verladepraxis verzichten. Auch in diesem Zusammenhang wurde es klar, dass die Durchführung einer Aktion gefährdet werden kann, wenn die oberste Leitung derselben nicht in einer einzigen Hand liegt.

Am 8. Februar besprach ich mit General Alexander das Problem unserer wiederholten Misserfolge an der Cassino-Front. Wir waren einer Meinung darüber, dass die 34. Division infolge der aufreibenden Kämpfe, die sie bei Cassino bestanden hatte, nicht mehr die alte Kampfkraft besass und dass es daher angezeigt sei, sie durch die 4. indische Division, unter Freyberg, zu ersetzen.

Am folgenden Morgen setzte ich alles daran, um zu erreichen, dass die Luftstreitkräfte mit allen ihnen überhaupt in unserem Kampfbereich zur Verfügung stehenden Flugzeugen einen schweren Angriff auf die Stellungen der Mackensen-Front durchführten, da der Feind sich offenbar anschickte, uns bei Anzio an die Gurgel zu springen.

«Es ist mir bekannt», äusserte ich mich zu Brigadegeneral Gordon Saville, dem Kommandanten des XII. Luftwaffenkommandos, «dass feindliche Truppen und feindliches Material im Frontbereich nicht die herkömmlichen Ziele für den Einsatz von Kampfflugzeugen bilden. Bedenken Sie aber, dass Rüstungsanlagen und Eisenbahnknotenpunkte in Oberitalien, wenigstens für die nächsten Tage, wenig Bedeutung für die Entwicklung der Dinge haben, die sich an der Anzio-Front abspielen. Die deutschen Truppen sind ja bereits mit ihrer gesamten Ausrüstung und Verpflegung bei Anzio, und ich würde sie gerne mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln dort zu schlagen versuchen.

Noch im Laufe des Tages erhielt ich Bescheid vom XXI. Luftwaffenkommando, dass man meinem Verlangen nachkommen werde.

Auch von Lucas erhielt ich Nachricht, die lautete:

*«Anhaltender Feinddruck gegen unsere Stellungen. Truppenverstärkungen nötig, um Stellungen zu behaupten. Erbitten alle verfügbare Luft- und Flottenunterstützung sowie Transportschiffe für zusätzliche Infanteriedivision so bald als möglich.»*

Ich hatte keine weiteren Infanterie-Divisionen zum Einsetzen, ausser solche, die erschöpft waren. Ich hatte auch keine Schiffe, sie zu verladen, und ich hatte keine Möglichkeit, im überfüllten Brückenkopf für ihre Versorgung aufzukommen und den Nachschub hinzubringen. Ich tat mein Möglichstes, und nachdem ich mich umgesehen hatte, beschloss ich, die britische 167. Brigade der 56. Division, im Hinblick darauf, dass das X. Korps in seiner jetzigen Stellung im Abschnitt der Fünften Armee nur geringe Fortschritte machen konnte, solange es bei Cassino nicht vorwärts ging, Lucas zur Verfügung zu stellen.

Ich benachrichtigte davon Alexander, und obwohl er über



meinen Entschluss überrascht war, billigte er ihn doch. Einige Minuten darauf, vermutlich nachdem er mit General McCreery gesprochen hatte, telephonierte er wieder und sagte, dass er annehme, die 167. würde zur Ablösung der am stärksten mitgenommenen Brigade der 1. Division verwendet werden, die sich bereits in Anzio befand. Wie in meinem Tagebuch vermerkt, wickelte sich die weitere Unterhaltung wie folgt ab:

*«Ich setzte ihn (Alexander) in Kenntnis, dass dies das Gegenteil von meinem Plan sei; ich wollte die zusätzliche Brigade deshalb hinschicken, weil ich eine derartige Verstärkung benötigte; wenn später die Lage dies zuließe, würde ich mich glücklich schätzen, Truppen innerhalb des Brückenkopfes abzulösen. Er bestand darauf, und ich erhob kräftig Einwände und sagte ihm, dass, wenn Teile der 1. britischen Division aus dem Brückenkopf entfernt werden sollten, dies nur gegen meinen schärfsten Einspruch geschähe, und dass er mir hierzu einen schriftlichen Befehl geben müsse. Er sagte, dass die 1. Division erschöpft sei. Ich erwiderte, dass dies auch bei der 3. Division der Fall sei, aber wenn die Lage sich weiter verschärfe, alle kämpfen müssten, ob erschöpft oder nicht.»*

Zum Schluss erklärte ich mich bereit, die Angelegenheit am folgenden Tag neuerlich zu erörtern. Alexander hörte meine Einwände an und stimmte dann zu. In seiner Art war er sehr nett und immer darauf bedacht, auch die Meinung des anderen zu würdigen. Wir kamen überein, die ganze 56. Division, soweit sie nicht schon dort war, nach Anzio zu schicken, sobald sie abgezogen werden konnte und sich dies aus strategischen Gründen machen ließe, ohne andere Truppen einzusetzen. Weiters einigten wir uns dahingehend, das Neuseeland-Korps, wenn die dauernden Anstrengungen der 34. Division misslingen sollten, nach der Cassino-Front zu verlegen, um einen Durchbruch zu erzwingen.

Das schwere Angriffsprogramm des XII. Luftwaffenkommandos geriet in eine ungünstige Wetterlage, so dass nur ein Viertel der beabsichtigten Bomben abgeworfen werden konnte. Aber Berichte aus dem Brückenkopf zeigten, dass unsere Männer bereits durch diese Nahkampf-Unterstützung stark ermutigt worden waren. Die Fliegerangriffe kamen in keiner Weise zu früh. Am Morgen des 9. Februar verstärkten die Deutschen ihre bisherigen Einzelangriffe gegen die 1. britische Division im Abschnitt der Albaner Strasse. Bei diesen neuen und stärkeren Angriffen gelangen ihnen mehrere Einbrüche. Sie besetzten das kleine Dorf, welches, wie schon erwähnt, von unseren Leuten als «Fabrik» bezeichnet wurde, und das sich wie

eine kleine Festung über der Strasse erhob. Es bot dem Feind eine gute Ausfallstellung gegen unsere linke Flanke. Unsere Gegen-, angriffe blieben erfolglos und trotz heftiger Fliegerangriffe auf deutsche Truppenansammlungen entlang der Albaner Strasse, konnte der Feind zusätzliche Kräfte in den Kampf werfen und am 10. Februar die Eisenbahnstation von Carroceto erobern. Dann trat eine Unterbrechung von einigen Tagen ein, während welcher die Deutschen ihre Kräfte zusammenzogen. Dies war für uns eine Ge-



legenheit, unsere Verteidigung zu verstärken und mögliche Frontberichtigungen im Hinblick auf die kommenden Angriffe durchzuführen.

Mehr denn je wurde meine Aufmerksamkeit während dieses Zeitabschnittes zwischen der Anzio- und Cassino-Front geteilt. Die Entwicklung bei Cassino werde ich später erklären, aber es war sichtbar, dass die Lage unseres Brückenkopfes nicht gut war. Alexander lud mich zu einer Besprechung ein; als erstes brachte er seine Sorge hinsichtlich der Kommandoführung des VI. Korps durch General Lucas vor. Alexander hatte mir schon bei mehreren Gelegen-

heiten Andeutungen gemacht und so wusste ich, was kommen würde. Auch ich war geneigt, Alexander zuzustimmen und hatte schon seit einiger Zeit einen Wechsel erwogen.

Meinem Gefühl nach war Johnny Lucas ein kranker Mann. Er zeigte deutliche Anzeichen physischer und seelischer Erschöpfung, die möglicherweise der lange auf ihn lastenden Verantwortung als Truppenführer entsprang. (Er starb auch wenige Jahre später.) Ich erklärte, dass ich unter keinen Umständen den Mann verletzen wolle, der seit Salerno und unserem Vormarsch nordwärts bis Anzio so wesentlich zu unseren Erfolgen beigetragen hatte.

Ich schlug General Alexander vor, ihm vorerst General Truscott als Stellvertreter beizugeben und später Lucas eine andere Aufgabe zu übertragen. Truscott konnte dann das Kommando des VI. Korps übernehmen. Bei dieser Gelegenheit erwähnte ich auch meine Absicht, die 3. Division Brigade-General Mike O. Daniel zu übergeben und Oberst Bill Darby von den Rangers mit dem Kommando des 179. Infanterieregiments der 45. Division zu betrauen. Noch am Nachmittag dieses Tages gab ich die entsprechenden Befehle mit Wirksamkeit vom 17. Februar aus.

Truscott wählte ich als künftigen neuen Kommandeur des VI. Korps, weil er unter allen an der Front bei Anzio eingesetzten Divisionären, die mit der militärischen Lage genügend vertraut waren, der hervorragendste war. Ein ruhiger, fachkundiger Offizier, mit viel Fronterfahrung, erworben in Nord-Afrika, Sizilien und Italien, der jedem Vertrauen einflösste, mit dem er in Verbindung kam.

Am 16. Februar um 6 Uhr morgens, ehe ich noch Gelegenheit zur Unterredung mit Alexander fand, brach der deutsche Angriff los. Er wurde nach entsprechender schwerer Artillerieschwere Vorbereitung an etwa einem Dutzend verschiedener Punkte gleichzeitig begonnen. Der Feind setzte mit verschwenderischer Rücksichtslosigkeit Mann und Material ein, um uns, koste es, was es wolle, ins Meer zu treiben. Auch führte er eine neue Waffe ein, einen kleinen, gedungen gebauten, unbemannten Panzer, Goliath genannt, der mit Sprengstoffen beladen, gegen Hindernisse wie Minenfelder, Stacheldrahtverhaue und betonierte Mauern eingesetzt wurde, um einen Durchgang für die Infanterie freizusprennen. Wir hatten an Bombern was nur möglich war bei Anzio zum Einsatz gebracht, obwohl auch diesmal das Wetter uns einen Strich durch die Rechnung machte. Die deutschen Langrohrgeschütze beschossen Rollfelder der

Luftwaffe und die Hafenanlagen, um uns das Ausladen zu erschweren.

Nachmittags erhielt ich eine Meldung des Marine-Verbindungs-offiziers beim VI. Korps. Sie besagte, dass Stadt und Hafen unter derartig schwerem Feindfeuer lägen, dass die Möglichkeit ständig abnehme, die Versorgung des Brückenkopfes aufrechtzuerhalten. *«Die einzige Abhilfe», fügte er hinzu, «ist ein Angriff unserer eigenen Kräfte, um die deutschen Geschütze zum Schweigen zu bringen und zu verhindern, dass unsere lebenswichtige Versorgungslinie aufs Spiel gesetzt wird»*

Zu diesem Zeitpunkt war unsere Lage nicht derart, dass sie uns gestattet hätte, den Anzio-Express oder irgendwelche andere Geschütze zum Schweigen zu bringen. Unsere Truppen hatten alle Hände voll zu tun, sich überhaupt zu halten.

Der deutsche Angriff hielt den ganzen Tag mit Ablenkungsangriffen gegen die 3. Division, die die Strasse von Cisterna nach Anzio schützte, an, der Hauptstoss traf die 45. Division<sup>4</sup>, die einen sechs Meilen breiten Abschnitt beiderseits der Strasse Albano–Anzio hielt. Die Erfolge waren gering, aber am 27. wurde der Angriff, bei dem Mackensen seine Hauptkräfte in die Schlacht warf, mit grösserer Luftunterstützung erneuert.

Noch im unsicheren Licht der ersten Morgendämmerung drangen deutsche Truppen die Strasse von Albano herab in unsere Stellungen ein und trieben auf diese Weise einen Keil in unsere Verteidigungslinie. Dies wurde kräftig ausgenützt und nach schweren Kämpfen unsere Linien um eine bis eineinhalb Meilen, bis in die gefährliche Nähe unserer letzten Verteidigungslinie, zurückgedrängt. Wiederholte Gegenangriffe konnten den feindlichen Vorstoss nur verlangsamen und am Ende zum Stillstand bringen, ohne das verlorene Gelände wieder zurückzugewinnen. In der selben Nacht arbeitete Mackensen energisch daran, seine Truppen umzugruppieren und im Morgenrauen griffen die Deutschen mit allen Kräften, die ihnen zur Verfügung standen, an. Der Vorstoss ging weiter, hauptsächlich entlang dem vorhandenen Strassennetz, und um die Mitte des Vormittags kämpften unsere Truppen im Brückenkopf verzweifelt, die letzte Verteidigungslinie zu halten. Es war die Ausgangsstellung des Brückenkopfes, die sie am Tag

---

<sup>4</sup> Diese Division wurde am 30. Januar am Brückenkopf eingesetzt. Ihr Kommandeur war Generalmajor William W. Eagles, der der Nachfolger General Middletons war, nachdem dieser auf den europäischen Kriegsschauplatz abgegangen war.

der Invasion eingenommen hatten, und die nur sieben Meilen von der Küste entfernt lag.

Ich kam ungefähr um diese Stunde mit einem Cub-Flugzeug, von einer Spitfire-Eskorte umgeben, in Anzio an. Das Rollfeld, auf dem wir landen wollten, war arg zerstört und wir waren daher gezwungen, auf einer Strasse zu landen. Ich hatte sofort eine Zusammenkunft mit Lucas, Truscott und einigen anderen Offizieren. Unsere Lage war äusserst gespannt. Lucas machte einen niedergeschlagenen, müden Eindruck. Er sowohl als auch Truscott schlugen einen Gegenangriff von unserer Seite vor, aber nachdem wir diese Möglichkeit durchbesprochen hatten, entschlossen wir uns, sie noch offen zu lassen, während dafür Sorge getroffen werden sollte, einzelne Abschnitte, deren Widerstand geschwächt worden war, wieder aufzufüllen und zu verstärken. Weiters beschlossen wir, dass alle Kommandanten sich zu den Front-Einheiten begeben sollten, um jedem einzelnen Mann begreiflich zu machen, dass wir auch nicht einen Fuss Boden mehr dem Feind abtreten durften.

Es liegt nicht in meiner Absicht, mich hier allzu sehr in Einzelheiten zu verlieren, aber ich muss betonen, dass die Situation an jenem Nachmittag ausserordentlich kritisch war. Wir hatten schwere Verluste an Menschen und Material erlitten. Wir befanden uns auf einer Verteidigungslinie, in deren Rücken praktisch nichts anderes lag als der Strand und die offene See. Ausserdem mussten wir gewärtig sein, dass Mackensen am kommenden Morgen mit allem, was ihm zur Verfügung stand, seinen Angriff fortsetzen und dabei noch ärger zuschlagen würde als bisher.

Ich sagte Truscott, dass es meine Absicht sei, ihm das VI. Korps zu übergeben, sobald wir diese Krise überstanden hätten, und dass ich Lucas als meinen Stellvertreter in das Hauptquartier der Fünften Armee nehmen würde. Alles was daher Truscott zu tun hatte, war, den Brückenkopf zu sichern, damit, wenn die Krise überstanden war, ihm noch etwas für sein Kommando übrigbliebe.

Am 18. Februar begann Mackensens erwarteter Angriff. Die Männer des VI. Korps suchten in Fuchslöchern Deckung, die sich zur Hälfte mit Wasser füllten, noch bevor sie vollständig ausgehoben waren. Unsere Pak hatte sich zum grössten Teil in den morastigen Boden eingegraben. Deutsche Artillerie und deutsche Panzer, die auf den Strassen auffuhren, fanden bequeme Ziele, um sie zu bekämpfen. Den ganzen Tag über währte der Kampf entlang der ganzen Front. An mehreren Stellen drohte der Feind durchzubrechen. Bei Carroceto brachte nur eine gesprengte Brücke etwa

ein Dutzend deutscher Panzer zum Stehen. Hierauf eröffneten die Panzer ein vernichtendes Feuer auf unsere Stellungen und gleichzeitig stürmte feindliche Infanterie den Kampfabschnitt der Kompanie A des 180. Infanterieregiments. Die Kompanie hielt jedoch dem Ansturm stand.

Schwachen Einheiten des Feindes gelang es, entlang den Seitenstrassen, in das dicht bewachsene Gelände, das das Rückgrat unserer Verteidigungslinie bildete, einzudringen. Bevor sie sich dort entwickeln konnten, war es uns möglich, sie wieder zurückzuwerfen. An der westlichen, das ist der linken Flanke, wehrten das 1. Bataillon des 179. Infanterieregiments und das 1. Loyals (britisch) Stunden hindurch feindliche Infanterieangriffe ab und fügten dem Feind schwere Verluste zu. Auch unsere Panzer, die auf Nebenwegen die bedrohten Linien auf und ab patrouillierten, verursachten dem Feind, der fast bei allen seinen Angriffen offenes Gelände überqueren musste, gewaltige Verluste. An einzelnen Punkten erreichte feindliche Infanterie unsere Stellungen und es kam zu erbitterten Nahkämpfen. Aber selbst dem so gerühmten Infanterie-Lehrregiment gelang es dabei nicht, einen Durchbruch zu erzwingen. Der heftigste Angriff wurde von den Deutschen unternommen, als der Tag bereits zur Neige ging. Aber auch ihm blieb, wie den vorhergehenden Angriffen, der Erfolg versagt. Als die Abenddämmerung anbrach, liess die Kampftätigkeit nach. Mackensen hatte alles aufgeboten, was er überhaupt hatte. Das VI. Korps stand fest.

An diesem Tag erhielt ich einen Funkspruch, der wie kein anderer geeignet schien, meine Stimmung zu heben. Er kam von Ike, der sich damals in London befand, und er kam in diesen Tagen unseres verzweifelten Ringens an der heissumstrittenen Küste von Anzio zur rechten Zeit.

Hier sein Wortlaut:

*«Lieber Wayne!*

*In all den Jahren, seit ich Dich kenne, war ich niemals stolzer auf dich als während dieser letzten einsigen Wochen. Ungeachtet aller Schwierigkeiten verstehst Du es anscheinend, mit den Dingen fertig zu werden und trägst dabei den Kopf hoch, wie es sich gehört. Ich las eben die wundervolle Botschaft, die Du kürzlich Deinen Truppen zukommen liessst.*

*Du bist im Begriff, gemeinsam mit Männern wie Al (Gruenther) und Truscott ein Kapitel in der Geschichte zu schreiben, das allezeit von Amerikanern mit Stolz gelesen werden wird. Ike»*

In der vier Tage anhaltenden Schlacht zählten wir 404 Gefallene, 1982 Verwundete und 1025 Gefangene oder Vermisste. Hierzu kamen noch 1637 Mann, die nicht unmittelbar in den Kämpfen, sondern durch andere Umstände, wie Erschöpfung, unvorsichtiges Verlassen von Unterständen u. dgl., zu Schaden gekommen waren. Aber das VI. Korps hatte dem Angriff, den Hitler persönlich anbefohlen hatte, das Rückgrat gebrochen. Auch die Kampfmoral einer der besten deutschen Truppen war zusammengebrochen. Wie wir später erfuhren, waren diese deutschen Kerntuppen mit der Aussicht auf einen raschen und mühelosen Sieg über an Zahl schwächere Amerikaner und Briten in den Kampf geschickt worden. Man hatte ihnen Lügen aufgetischt, denen zufolge die Alliierten zur Übergabe geneigt seien, und sie waren daher überzeugt, dass sie einer mühelosen Aufgabe entgegengingen. Sie erhielten aber durch die Heftigkeit unserer Fliegerangriffe, das schwere Feuer unserer Artillerie und unserer Schiffsgeschütze nicht nur schwere Schläge, sondern als Endergebnis zeigte sich, dass die Verteidigungsstellung des Brückenkopfes nicht zerschmettert war. Sie mussten ihre Leichtgläubigkeit mit schweren Verlusten bezahlen und sie waren entmutigt. Nach einwöchiger Kampfruhe konnten sie die Schlacht erneuern. Aber niemals wieder kämpften sie gegen uns mit jenem Elan, den sie bis zu den Gefechten des denkwürdigen Nachmittags des 18. Februar am Anzio-Brückenkopf an den Tag gelegt hatten.

# XIV

## CASSINO

### MÄRZ 1944

Die Schlacht von Cassino war die grausigste, quälendste, und in gewisser Hinsicht auch tragischste Phase des Krieges in Italien. Wenn ich an die Wochen erbitterter Kämpfe zurückdenke, die sich schliesslich zu Monaten hinzogen, mich der beissenden Kälte entsinne, der nicht enden wollenden Regengüsse, der schweren Schneefälle, der Seen von Schlamm, die weder Mann noch Material verschonten, und vor allen Dingen der tief in die Erde gebauten Befestigungen, in denen die Deutschen uns auf den Höhen erwarteten, dann scheint es mir noch heute, als ob es niemals in der Geschichte Soldaten gegeben hätte, welchen eine schwierigere Aufgabe zugedacht war als der Fünften Armee in jenem Winter des Jahres 1944. Und ich bin sicher, dass es niemals Männer gab, die solchen Tücken eines Feldzuges mit so viel Tapferkeit entgegentraten.

Ein ganzes Buch könnte der Schilderung des unerhörten Aufwandes gewidmet werden, den die deutsche Organisation Todt aufgebracht hatte, um die Berge hinter der Fluss-Verteidigungslinie des Feindes durch neugelegte Eisenbahnschleifen, Stein- und Erdwerke und tiefe unterirdische Kammern in eine Bastion aus Stahl und Beton zu verwandeln. Aber vielleicht genügt ein einziges Beispiel, um eine Vorstellung von der Festigkeit der hierbei aufgeführten Bauten zu erwecken, die sich über eine verhältnismässig kleine Fläche erstreckten. Unsere Flieger und unsere Artillerie belegten diese Fläche mit den schwersten Bomben und den grösstkalibrigen Granaten, über die wir verfügten. Während eines solchen Bombardements sassens deutsche Offiziere – wie wir später erfuhren – in einem unterirdischen Bunker an einem Bergabhang und spielten Karten. Die ganze Zeit hindurch, in der über ihren Köpfen der Hagel unserer Bomben und Artilleriegeschosse niederprasselte, blieben sie gemütlich an ihrem Tisch sitzen. Unsere schwerste Beschiessung brachte es nicht einmal zuwege, sie ihr Kartenspiel unterbrechen zu lassen.



Die Tatsache, dass solche Stellungen überhaupt bezwungen werden konnten, war ein Wunder an Ausdauer und Mut der Männer verschiedenster Nationalität in der Fünften und Achten Armee. Besonders im Hinblick darauf, dass Graf von der Schulenburg seinem fanatischen 4. Fallschirmjäger-Regiment Befehl gegeben hatte, eher zu sterben, als Cassino zu räumen. Der tragische Irrtum, der uns durch die Bombardierung des katholischen Benediktinerklosters auf dem Monte Cassino unterlief, war gewiss bedauerlich, aber auch er vermag die Verdienste unserer Soldaten aller alliierten Waffengattungen bei Bezwingung der deutschen Bastion nicht zu schmälern.

Ich erklärte eben die Bombardierung des hoch auf einem Berge im Südwesten Cassinos gelegenen Klosters für einen tragischen Irrtum und ich tat es in vollem Bewusstsein des heftigen Meinungsstreites, der über diese Episode entbrannte. Die offizielle Stellungnahme hierzu wurde, wie mir scheint, in einer Mitteilung des arrierkanischen Auswärtigen Amtes an den Unterstaatssekretär beim Vatikan am 13. Oktober 1945 am besten mit der Feststellung ausgedrückt, dass

*« ... die Alliierten Befehlshaber an der Front unwiderlegliche Beweise dafür besaßen, dass das Kloster von Monte Cassino einen Teil der deutschen Verteidigungsstellungen bildete.»*

Ich war einer von diesen Alliierten Befehlshabern an der Front und auch derjenige im Frontabschnitt von Cassino. Als solcher sagte ich damals, dass es keinen Beweis dafür gebe, dass die Deutschen das Kloster zu militärischen Zwecken benützten. Ich erkläre nunmehr, dass es einen unwiderlegbaren Beweis dafür gibt, dass kein deutscher Soldat, ausser irgendeine Ordonnanz, je innerhalb des Klosters war, es sei denn, dass einer nach den Kranken sah oder aus Neugier die Sehenswürdigkeiten des Klosters betrachtete. Nachdem aber die Schlacht ihren Anfang genommen hatte, war kaum anzunehmen, dass einer Gelegenheit hatte, solche Besuche zu machen. Die Bombardierung des Klosters war nicht nur vom Standpunkt unserer Propaganda aus ein psychologischer Fehler, sie war darüber hinaus auch ein militärisch-taktischer Fehler erster Grösse. Durch ihn wurde unsere Aufgabe nicht nur erschwert, er bedeutete uns auch ein Plus an Menschen-, Material- und Zeitverlusten.

Ich habe erwähnt, dass General Eisenhower und ich, zwei Monate bevor unsere Truppen in den ersten Kämpfen um den Durchbruch durch die deutsche Winterstellung standen, eine Besichtigung der Front vornahmen, die uns so weit in die vordersten Linien führte,

dass wir von ferne den Monte Cassino erblicken konnten. Zu jener Zeit hofften wir, bald in den Besitz der Höhenstellungen zu gelangen, die das Liri-Tal einsäumten, und sahen uns bereits im Vormarsch auf der Strasse, die nach Rom führt. Aber die Erfüllung dieser Hoffnung sollte sich noch lange Zeit hinausschieben. Als unsere Front in Anzio vor der Notwendigkeit stand, feste Stellungen zu beziehen, um sich gegen die deutschen Gegenangriffe zur Wehr zu setzen, hatte ich das Gefühl, dass uns auf dem Wege zur Eroberung Roms noch eine schwere Zeit bevorstand, ehe Ike seine Invasionstruppen an die Küste Nordfrankreichs bringen konnte. Tatsächlich wusste ich weder damals noch später genauere Daten über den Zeitpunkt des Invasionsbeginnes in Frankreich, sondern mir schwebten nur ungefähre Vorstellungen vor Augen. Obwohl es uns niemand offiziell erklärte oder gar befahl, war es doch vollkommen klar, dass die Einnahme Roms vor Beginn der Invasion im Norden ein psychologisches Moment von ungeheurer Bedeutung für die Sache der Alliierten darstellen musste. Auf diese Weise geschah es, dass wir uns unversehens in einem Wettlauf mit der Zeit befanden, mit dem Ziel, die feindliche Gustav-Stellung zu durchstossen und Rom noch vor Beginn der Invasion Frankreichs zu erreichen.

Unsere Anstrengungen, die Gustav-Stellung zu durchbrechen und uns mit unseren Truppen bei Anzio zu vereinigen, fanden naturgemäss ihren Mittelpunkt in Cassino. Aber zu Beginn des Februar waren in dieser Richtung nur geringe Fortschritte erzielt worden. Das britische X. Korps hatte in der Nähe der Küste mit unserem linken Flügel, jenseits des Garigliano, bedeutsames Gelände gewonnen. Dann aber war es an dieser Stelle zu heftigen deutschen Gegenangriffen gekommen und die Briten sahen sich auf schwierigem Terrain gezwungen, ihren Vorstoss einzustellen. Die Bemühungen der 36. Division, Cassino aus dem Süden, am Rapido, zu überflügeln, waren ohne Erfolg geblieben. Hingegen war es der 34. Division gelungen, durch einen Flankenangriff nördlich Cassinos eine zwar wenig umfangreiche, dafür aber umso wirkungsvollere Bresche in die Feindstellungen zu schlagen. Noch weiter im Norden der Front lagen über einen breiten Abschnitt verteilt die französischen Streitkräfte in der Stärke von nur zwei Divisionen. Trotzdem war es ihnen gelungen, vorzustossen und neue Stellungen an dieser äussersten rechten Gebirgsflanke unserer Front zu behaupten. Das eigentliche Ziel aller unserer Anstrengungen jedoch bestand in der Einnahme der starken feindlichen Bastion, die von dem Klosterberg, dem Henkerberg und

anderen nahen Gipfeln gebildet wurde; sie gestatteten einen Rundblick zur Führung der Verteidigungsschlacht. Die Stadt Cassino selbst, die vom Klosterberg aus beherrscht wurde, war zu einem wesentlichen Bestandteil des deutschen Verteidigungssystem gemacht worden. Jedes einzelne Haus in Cassino war in eine kleine Festung umgewandelt worden, die den Zugang zu den Bergen bewachte.

Diese Stellungen wurden von den besten Truppen gehalten, über die die Deutschen in Italien verfügten. Unter ihnen befand sich auch die 1. Fallschirmjägerdivision, die in aller Eile von der adriatischen Küste, an der die britische Achte Armee wenig Fortschritte machte, in den Raum von Cassino überstellt worden war. In den ersten Tagen des Monats Februar vermochte die 34. Division unter General Ryder in schweren Kämpfen Stellungen am Nordrand von Cassino und entlang der nördlichen Zugänge zum Klosterberg zu beziehen. Auf diese Weise wurde ein breiter Keil in die rechte oder nördliche Flanke der Gustav-Stellung getrieben. Zweimal – am 2. und am 4. Februar – bahnten sich Infanterie und Panzer einen Weg in die Randgebiete von Cassino selbst, und einmal gelang es einem Zug des 135. Infanterieregiments, sich den Klosterberg hinauf bis vor die Mauern des Klosters vorzukämpfen.

In den letzten Tagen der ersten Februarwoche lagen vor den Stellungen der aus dem Norden herabstossenden 34. Division nur mehr der Klosterberg, der Burgberg und die Stadt Cassino selbst. Dahinter aber lief die Route 6 durch das Liri-Tal, unsere Strasse nach Anzio und Rom. Ununterbrochen liess General Keyes das II. Korps bis zum 11. Februar die feindlichen Stellungen angreifen, als unsere Truppen nur mehr einige hundert Meter vom Kloster und nur eine einzige Meile von der Route 6 entfernt standen. Aber das II. Korps drang nicht durch. Die Männer waren ausgepumpt und betäubt von den tagelangen verzweifelten Kämpfen, in denen sie tatsächlich die deutsche 44. Grenadier-Division ausgeschaltet und einen deutschen Regimentsstab gefangen genommen hatten. Das II. Korps selbst hatte 25 Prozent seiner Kampfstärke eingebüsst und der Endsieg entzog sich noch immer unserem Griff.

General Alexander hatte mittlerweile heimlich das Neuseeland-Korps von der Achten Armee abgezogen und der Cassino-Front zugewiesen, wo es, wie ich bereits berichtete, meinem Kommando unterstand. Dieses Korps war insbesondere für die Kämpfe bei Cassino bestimmt und wurde von Freyberg geführt. Es bestand

aus der 2. Neuseeland-Division, der 4. Indischen Division und der britischen 78. Infanterie-Division. Am 11. Februar begann das Neuseeland-Korps das amerikanische II. Korps in der Schlacht um Cassino abzulösen.

Während dieses Zeitraumes nahmen selbstredend sowohl die Vorgänge bei Cassino als auch bei Anzio meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Bei Anzio stellten die Deutschen ihre Kräfte für ihren Haupt-Gegenangriff bereit.

Am 9. Februar suchte Freyberg mit mehreren seiner Stabs-offiziere meinen Gefechtsstand in der Nähe von Presenzano auf, um mit mir die Frontlage von Cassino zu besprechen. Bei dieser Gelegenheit äusserte Freyberg Vermutungen, dass die Deutschen die Gebäude des Klosters als militärischen Stützpunkt benützten. Er meinte, wenn dies der Fall wäre, dann müsste das Kloster durch Artillerie- oder Fliegerbombardement zerstört werden. Ich war jedoch nicht der Meinung, dass dies notwendig war, ebensowenig mein Stab oder die Generäle, die vor General Freyberg den Befehl bei Cassino hatten.

Auf Alexanders Befehl ordnete ich zwei Tage darauf an, dass die 4. Indische Division so rasch als möglich das Höhengelände westlich von Cassino säubere, wodurch unser Flankenangriff die Stadt umschloss, und ein Brückenkopf jenseits des Rapido südlich der Stadt zu errichten sei.

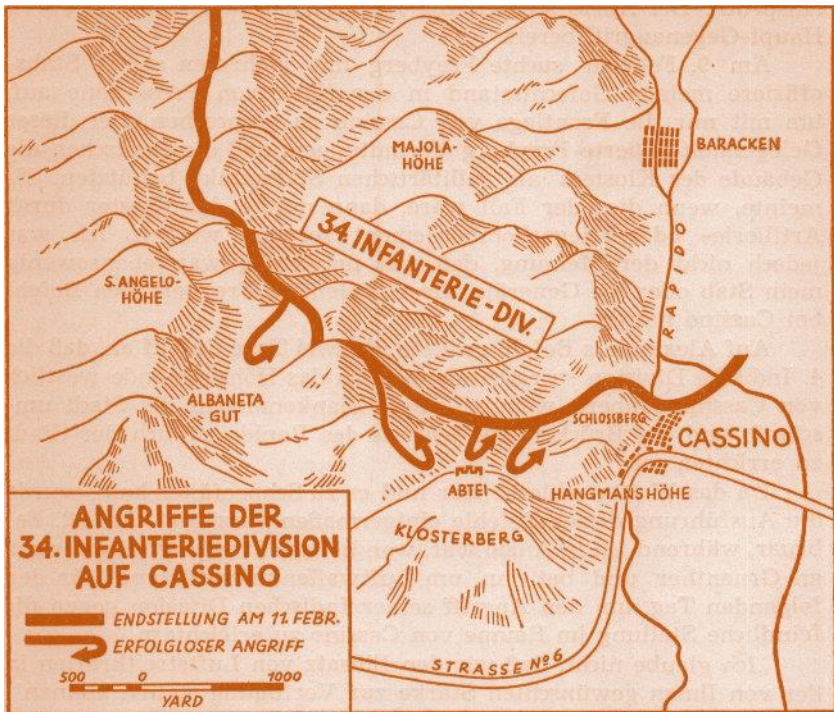
Da das Wetter schlecht war und es zu Schneefällen kam, wurde die Ausführung dieser Befehle einigermassen verzögert. Am 12. Februar, während ich in Anzio war, wandte sich Freyberg telephonisch an Gruenther und bat ihn um Luftwaffenunterstützung für den folgenden Tag, um den Angriff seiner Indischen Division gegen die feindliche Stellung im Raume von Cassino zu erleichtern.

«Ich glaube nicht, dass wir den Einsatz von Luftstreitkräften in der von Ihnen gewünschten Stärke zur Verfügung stellen können», antwortete Gruenther. «General Clark hat bereits Anweisungen gegeben, den Grossteil unserer Kampfflieger morgen an der Anzio-Front zu verwenden. Wir werden jedoch trachten, Ihnen so viel Unterstützung durch Bomber zu verschaffen, als wir nur irgendwie können.»

Gruenther stellte Berechnungen an und konnte nach kurzer Zeit Freyberg mitteilen, dass günstigsten Falles eine Staffel Bombenflugzeuge für die Cassino-Front eingesetzt werden könnte.

«Wollen Sie mir, bitte, Ihre Angriffsziele für die Bomber bezeichnen?» fragte Gruenther.

«Ich möchte, dass das Kloster bombardiert wird», erklärte Freyberg.  
«Sie meinen das Benediktinerkloster auf dem Monte Cassino?»  
erwiderte Gruenther. «Dieses Kloster befindet sich jedoch nicht auf  
der Liste der für Bombenangriffe vorgesehenen Objekte.»



Diese Bemerkung bezog sich auf eine Liste von Bombenzielen, die im Hauptquartier der Fünften Armee hauptsächlich auf Grund von Vorschlägen angelegt wurde, die Freyberg selbst gemacht hatte. Zusätzliche Ziele konnten in diese Liste nur aufgenommen werden, wenn der Stab der Fünften Armee entsprechende Anträge für neue Ziele stellte, die eine wesentliche Hilfe für die Angriffe der Infanterie bilden konnten. Die Liste musste von mir genehmigt werden.

«Ich weiss ganz sicher, dass sich das Kloster auf meiner Liste befindet», sagte Freyberg laut einem Memorandum, das mir Gruenther sofort darauf schrieb. «Jedenfalls wünsche ich, dass es bombardiert wird. Alle anderen Ziele sind unwichtig. Dieses Ziel allein ist wesentlich. Der Divisionär, der den befohlenen Angriff durchzuführen hat, erklärt mir, dass das Kloster ein wichtiges Ziel für einen Fliegerangriff ist, und ich stimme darin vollkommen mit ihm überein.»

Gruenther sagte Freyberg, dass er sich wegen gewisser Vorbehalte hinsichtlich des in Rede stehenden Zieles erst noch mit mir ins Einvernehmen setzen müsse. Diese gewissen Vorbehalte bezogen sich ganz allgemein auf unsere während des ganzen Krieges bewiesenen Bemühungen, die zwecklose Zerstörung von historischen Gebäuden und religiösen Zwecken dienenden Stätten nach Tunlichkeit zu vermeiden. Da ich im Augenblick nicht erreichbar war, wandte sich Gruenther an den Stabschef Alexanders, General Harding. Er legte diesem das Verlangen Freybergs vor und erwähnte, dass ich schon früher Keyes und Ryder über die Notwendigkeit der Bombardierung des Klosters befragt hätte, die beide aber übereinstimmend eine solche nach ihrem Dafürhalten verneinten.

Kurze Zeit darauf gelang Gruenther eine Funkverbindung mit mir, als ich gerade Einheiten an der Anzio-Front besichtigte. Er teilte mir Freybergs Stellungnahme mit, derzufolge die Zerstörung des Klosters eine militärische Notwendigkeit sei und dass er es unbillig fände, einem Befehlshaber, der den Auftrag habe, den Klosterberg zu erobern, die Erlaubnis zur Bombardierung der Abtei zu verweigern. Ich erwiderte, dass mir Freybergs scharfe Stellungnahme schon bekannt sei, sie mich aber jetzt in eine schwierige Lage bringe, besonders im Hinblick auf den britischen Wunsch, mit den Neuseeländern diplomatisch und mit viel Takt umzugehen.

Gruenther sprach hierauf abermals mit Keyes, der erklärte, dass ein Bombardement der Klosteranlagen unnötig sei. Seiner Meinung nach würde dies keine Unterstützung der angreifenden Truppen sein, aber wahrscheinlich ihre Arbeit erschweren, da die Deutschen sich unbeschwert fühlen würden, die Ruinen der Gebäude als Verteidigungsstellung zu verwenden. Es wird selten verstanden, dass das Zerschlagen eines Gebäudes oder einer Stadt durch Luftangriffe meist grosse Trümmerhaufen zurücklässt, die bessere Verteidigungsstellungen bieten als die ursprünglichen Gebäude. Keyes erklärte schliesslich, dass dies nicht nur seine Meinung sei, sondern sich auch die früheren Befehlshaber in den betreffenden

Kampfabschnitten um Cassino, wie Ryder, Butler und Boatner<sup>1</sup>, so geäußert hätten.

Gruenther setzte sich auch mit dem Nachrichtenoffizier aus Keyes' Stab in Verbindung. Dieser teilte ihm mit, dass nach Berichten aus zwei nichtmilitärischen Quellen sich etwa 2.000 Flüchtlinge innerhalb des Klosters befänden, aber Berichte über irgend welche feindliche Tätigkeit, die vom Kloster ihren Ausgang nähme, lagen nicht vor, hingegen solche, denen zufolge die Deutschen das Kloster als Beobachtungsposten verwendeten. Ebenso wusste man, dass der Feind in der Umgebung des Klosters über starke Stellungen verfügte, die hart an die Klostermauern heranreichten. Beobachtungsposten ähnlicher Güte aber besaßen die Deutschen in hinreichender Menge auf den Gipfeln der dem Monte Cassino benachbarten Anhöhen.

Am späteren Nachmittag meldete sich Harding am Feldtelefon und erklärte Gruenther im Wesentlichen Folgendes:

«General Alexander hat entschieden, dass das Kloster bombardiert werden soll, wenn General Freyberg dies für eine militärische Notwendigkeit erachte. Er bedauert von sich aus die Zerstörung dieses Gebäudes, aber er vertraut dem militärischen Urteil Freybergs. Wenn es irgendeine Wahrscheinlichkeit gibt, dass das Kloster von den Deutschen für Zwecke der Kriegführung benützt wird, dann meint General Alexander, dass seine Zerstörung gerechtfertigt sei.»

Hierauf erwiderte Gruenther:

«General Clark ist der Meinung, dass das Kloster nicht bombardiert werden sollte. Er würde besondere Befehle erlassen, das Kloster von Bombenangriffen zu verschonen, wenn der Befehlshaber des Neuseeland-Korps ein Amerikaner wäre. Mit Rücksicht auf die bekannt delikate Seite dieser Angelegenheit hat General Clark gezögert, sogleich eine solche Entscheidung zu treffen, ohne vorher das Einvernehmen mit General Alexander gepflogen zu haben. General Clark ist noch immer der Ansicht, dass keine militärische Notwendigkeit zur Zerstörung des Klosters besteht. Er glaubt, dass eine Bombardierung das Leben vieler zivilen Flüchtlinge innerhalb der Mauern des Klosters gefährden, seinen Wert als Festung für

<sup>1</sup> Oberst (Zivilingenieur) Mark M. Boatner kommandierte in den Angriffen auf Cassino das 168. Infanterieregiment der 34. Division. Brigadegeneral Frederic B. Butler war stellvertretender Divisionskommandeur der 34. Division während der Kämpfe bei Cassino.

den Feind aber nicht mindern würde. Im Gegenteil, General Clark meint, dass die Zerstörung des Klosters nur seinen Wert für den Feind erhöhen würde.»

«General Alexander hat seinen Standpunkt in dieser Frage unmissverständlich ausgedrückt», antwortete Harding. «Wenn General Clark persönlich über die Angelegenheit mit General Alexander sprechen will, dann bin ich sicher, dass General Alexander hierzu mit Vergnügen bereit sein wird.»

Als Gruenther mir von diesem Gespräch Mitteilung machte, sagte ich ihm, er möge Freyberg zu verstehen geben, dass ich die Sache noch immer nicht für eine militärische Notwendigkeit ansehen könne. Es widerstrebe mir, die Bewilligung zur Bombardierung zu geben, solange Freyberg sie nicht für unvermeidlich halte.

Freyberg entgegnete auf diese Vorhaltungen, dass er sich neuerlich und eingehend mit der Angelegenheit beschäftigt habe und zu der Überzeugung von der notwendigen Zerstörung des Klosters gelangt sei.

Gruenther fügte in seinem Memorandum an mich hinzu:

*«Er (Freyberg) erklärte, dass jeder vorgesetzte Kommandeur, der ihm seine Zustimmung zur Bombardierung versage, damit rechnen müsse, die Verantwortung für das Misslingen des Angriffes zu übernehmen»*

Gruenther sagte hierauf Freyberg, dass ich der Bombardierung zuzustimmen bereit sei, wenn er erklärte, sie stelle eine militärische Notwendigkeit vor. Darauf erklärte Freyberg, dass seiner Meinung nach eine solche militärische Notwendigkeit vorliege. Allerdings war es mir nie möglich herauszufinden, worauf sich diese Meinung stützte.

«Sehr gut», sagte Gruenther, entsprechend der ihm von mir erteilten Weisung, «es wird das Nötige veranlasst werden. Sorgen Sie dafür, dass Ihre Truppen während des Luftbombardements zurückgezogen werden, um sie nicht zu gefährden, und bestimmen sie den Zeitpunkt, sobald der Angriff gefahrlos erfolgen kann.»

Gruenther setzte sich anschliessend mit General Brann in Verbindung und bat ihn, mit der Luftwaffe abzumachen, am Morgen des 13. Februar das Kloster zu bombardieren.

Die Sache kam jedoch noch nicht zur Ruhe, denn als ich spät abends aus Anzio zurückkehrte, führte ich noch eine lange Unterredung mit Alexander am Feldtelefon. Es kamen dabei im Wesentlichen immer wieder die Dinge zur Sprache, wie ich sie bereits oben ausführlich geschildert habe.



«Wenn die Deutschen derzeit nicht im Kloster stecken», sagte ich unter anderem zu Alexander, «dann werden sie ganz bestimmt nach der Bombardierung in den Trümmern desselben stecken. Ich würde die Bewilligung verweigern, wenn es sich um einen amerikanischen Befehlshaber handeln würde; aber im Hinblick auf die Umstände widerstrebt mir eine Entscheidung. Wenn Sie wünschen, dass es geschieht, werden wir es machen, aber nicht in bescheidenem Umfang. Wir werden dann alles einsetzen, was uns zur Verfügung steht.»

Die Bombardierung wurde jedoch über den 13. Februar hinausgeschoben, da sich die Witterungsverhältnisse als ungünstig erwiesen. Am 14. Februar suchte mich Freyberg auf und wir besprachen die Angelegenheit nach allen Richtungen, ohne jedoch zu einem neuen Resultat zu kommen.

Am nächsten Morgen war ich auf meinem Gefechtsstand mit der Durchsicht einer Menge von Verwaltungsakten und der aus Anzio eintreffenden Frontmeldungen beschäftigt. Die deutschen Luftangriffe hatten an Heftigkeit zugenommen und während der Verladearbeiten im Hafen waren einige Schiffe beschädigt worden. Ich versuchte es, anderen Dingen als dem Aktenberg auf meinem Schreibtisch keine Aufmerksamkeit zu schenken, aber ich vermute, dass ich die ganze Zeit unbewusst auf Geräusche horchte. Als der Zeiger sich 9.30 Uhr näherte, hörte ich den brummenden Motorenlärm der aus dem Süden kommenden Flugzeuge. Ich versuchte, ihren Fortschritt an dem ständig zunehmenden Lärm abzuschätzen, als diese Denkarbeit durch einen plötzlichen, donnernden Knall unterbrochen wurde. Sechzehn Bomben waren durch ein Missverständnis zu früh ausgelöst worden. Mehrere von ihnen schlugen in der Nähe meines Gefechtsstandes ein, so dass Sprengstücke und Erdklumpen in weitem Umkreis um uns niedergingen. Es wurde jedoch niemand verletzt. Nur Mike, mein Polizeihund, fühlte sich ein wenig unbehaglich, zumal er damals als besorgte Mutter auch noch für sechs Wochen alte Junge zu fürchten hatte.

Dann flogen die vier stattlichen Gruppen «Fliegender Festungen» unmittelbar über unsere Köpfe hinweg und warfen wenige Augenblicke später ihre Bomben auf den Klosterberg ab. Ich hatte das alte, berühmte Kloster, das eine Fülle wertvollster und unersetzlicher Kunstschätze in seinen Mauern barg, nur aus grosser Entfernung gesehen. Aber beim Donner der Salven, die die Hügelhänge aufrissen, kam mir zum Bewusstsein, dass keine Möglichkeit jemals mehr bestand, sie aus der Nähe besichtigen zu können.

Ich blieb den ganzen Tag über auf meinem Gefechtsstand und versuchte zu arbeiten.

Der Luftangriff wurde von 225 Alliierten Bombern ausgeführt, die eine Bombenlast von 576 Tonnen zum Abwurf brachten. Die meisten Bomben trafen ihr Ziel, aber, wie es bei so vielen beteiligten Flugzeugen unvermeidlich war, fielen Bomben auch in unsere eigenen Stellungen und verursachten eine Reihe von Verlusten.

Nach dem Luftbombardement wurde der ganze Abschnitt von unserer Artillerie unter Feuer genommen. Als der Abend anbrach, lag das Kampffeld vor unseren Stellungen unter einer Wolke von Rauch und Staub. Nur da und dort vermochte man die Umrisse von Ruinen oder einer menschlichen Gestalt zu erkennen, die in panischem Entsetzen durch das Sperrfeuer der Artillerie flüchtete. Einen Augenblick lang schien es, als ob wir den Feind aus seinem Gleichgewicht gebracht hätten. Einen Augenblick lang hätte uns der so heiss umstrittene Erfolg zuteil werden können, wenn, ja wenn Freyberg rasch zugeschlagen hätte.

Die für den Angriff vorgesehene 4. indische Division war nicht in der Lage, genügend Schnelligkeit zu entfalten und ihren Angriff entlang einem Gebirgsrücken auf das Kloster vorwärtszutreiben. Der Angriff entwickelte sich nur langsam und stückweise, so dass es dem Feind möglich gemacht wurde, die ersten Angriffe aufzufangen und den Vormarsch Schritt um Schritt zurückzudrängen. In dieser Nacht zum Beispiel wurde der erste Fortschritt von einer einzigen Kompanie gegen einen Hügel erzielt, von dem man das Gelände des Klosters einsehen konnte. Als die Kompanie den Hügel erreichte, folgten ihr nicht genügend starke Kräfte, ihn zu halten, und am frühen Morgen warf sie ein Gegenangriff zurück.

Das nächste Angriffsunternehmen fand in der darauffolgenden Nacht statt, also mehr als 32 Stunden nach dem Bombenangriff unserer Flieger. Das 1. Bataillon des Königlich Britischen Sussexregiments unternahm tapfere Anstrengungen, sich in den Besitz der Höhe 593 zu setzen, musste sich jedoch zurückziehen und verlor 130 Mann und 13 Offiziere. Ein letzter Versuch wurde in der Nacht vom 17. auf den 18. Februar gemacht, als drei indische Infanteriebataillone in Richtung Klosterberg angriffen, während ein Bataillon Neuseeländer sich vom Osten her auf die Stadt Cassino in Bewegung setzte. Hierbei wurden einige Fortschritte erzielt, doch heftige feindliche Gegenstöße brachen unsere Angriffe, noch bevor sie viel Geländegewinn erzielten.

Es gab eine Fülle von Schwierigkeiten, auf welche dieser

Mangel an Erfolgen letzten Endes zurückgeführt werden musste. Dazu gehörte vor allen Dingen das leidige Nachschubproblem im Gebirgsgelände. Motorisierte Transportmittel waren hier unmöglich. Wir verwendeten daher 800 Maultiere und vier Infanteriekompanien als Träger. Wir waren mit Schwierigkeiten aller Art an anderen Frontabschnitten fertig geworden, Cassino war aber zweifellos eine der stärksten deutschen Stellungen.

Freyberg überzeugte sich bald, dass über die Berge kein Angriff geführt werden konnte, der stark genug war, das Ziel zu erreichen, und er verwarf seinen ursprünglichen Plan, um sich nunmehr Cassino von der Nordseite her zu nähern. Dieser neue Plan setzte jedoch einige sonnige Tage voraus, um den Boden für den Einsatz von Panzern genügend auszutrocknen. Die neuseeländische Division grub sich ein, um günstiges Wetter abzuwarten.

Was sich tatsächlich im Kloster ereignet hatte, hörte ich aus den verschiedensten Quellen erst Monate später. Eine davon war Generalleutnant Fritz Wentzell, Stabschef der deutschen Zehnten Armee, dem die Verteidigung von Cassino oblag. Ich führe hier Wentzells Worte an und lasse es dahingestellt, welcher Wert ihnen beizumessen ist:

*«Die Folge (der Zerstörung des Klosters) bedeutete keinen Nachteil für die deutschen Truppen, da bis zu diesem Zeitpunkt keine deutschen Truppen das Kloster besetzt hielten. Im Gegenteil, Gründe, die bisher bestanden hatten, das Kloster zu respektieren, fielen nunmehr weg, und die Ruinen des Gebäudes boten gute Möglichkeiten zu Verteidigungsanlagen. Der feindliche Angriff verlief erfolglos.»*

Als ich später Gelegenheit fand, mit Papst Pius und anderen offiziellen Persönlichkeiten des Vatikans in Rom zu sprechen, gab man mir das Resultat umfangreicher Untersuchungen, die der Vatikan hatte anstellen lassen, bekannt. Dabei ergab sich, dass schon im Oktober 1943, als sich die Alliierten Truppen dem Volturno näherten, ein Oberstleutnant und ein Stabsarzt im Kloster am Monte Cassino auftauchten und Monsignore Gregorio Diamare, den Titular-Bischof von Constanza di Arabia und Ordensabt des Klosters, zu sprechen verlangten. Sie erklärten beauftragt zu sein, Kunstschätze und Menschen aus dem Kloster zu evakuieren. Der Abt weigerte sich, Ordensangehörige zu evakuieren, ausser jenen, die freiwillig fort wollten.

Kunstwerke, die sich aus dem Kloster wegschaffen liessen – es waren dies bei Weitem nicht alle – wurden später in deutschen

Lastkraftwagen nach dem Norden gebracht. Das Staatssekretariat des Vatikan leitete damals eine Reihe von Verhandlungen sowohl mit den Deutschen als auch mit den Alliierten ein. Als Ergebnis versprachen beide Seiten, zu versuchen, eine Beschädigung des Klosters zu verhindern, aber keine erklärte dezidiert, hierfür zu garantieren. Die Deutschen jedoch erklärten, dass sie die Abtei nicht in ihre Verteidigungsanlagen einbeziehen würden.

Im Hinterland der deutschen Armeen war so viel Unruhe, dass der Abt später um die Beistellung von zwei deutschen Soldaten bat, um die Klostergründe von Plünderungen durch deutsche Soldaten oder italienische Zivilisten zu schützen. Vier Soldaten wurden beigelegt, aber nach kurzer Zeit durch drei deutsche Militärpolizisten ersetzt.

Im Dezember begannen die Deutschen mit der Errichtung militärischer Anlagen in der Nähe des Klostergebäudes. Natürliche Höhlen wurden erweitert, Beobachtungsposten vorgesehen und Fundamente zur Aufstellung von Artilleriegeschützen ausgehoben. Munitionsvorräte für schwere Mörser wurden in zwei Höhlen verstaut, deren Zugänge nur wenige Meter vom Klostergarten entfernt lagen. Um die Mitte Dezember entschlossen sich die Deutschen, eine Schutz- oder neutrale Zone in der Umgebung des Klosters zu schaffen. Sie betrug von der Einfriedung des Gebäudes etwa dreihundert Meter. Soldaten oder militärischen Fahrzeugen war es untersagt, in diese Zone einzudringen. Die Deutschen bestanden auch darauf, dass die drei Angehörigen der Militärpolizei, die die Bewachung des Klosters besorgten, sich ausserhalb dieser Zone aufhielten, obwohl der Abt protestierte. Später wurden die Militärpolizisten wieder zurückverlegt. Die Munitionslager in den Höhlen befanden sich die ganze Zeit über innerhalb der neutralen Zone und die militärischen Bauten in der Umgebung nahmen ihren Fortgang. Am 17. Dezember schlug eine Granate im Gemüsegarten des Klosters ein. Von da an gab es häufig Artillerieeinschläge um die Gebäude herum, durch die einige Schäden entstanden.

Am 5. Januar benachrichtigte ein deutscher Dolmetscher den Abt des Klosters, dass die neutrale Zone des Klosters nicht länger mehr anerkannt werden könne. Gleichzeitig überbrachte er den Befehl zur Entfernung aller Zivilisten aus dem Kloster. Es befanden sich einige hundert Flüchtlinge innerhalb der Mauern der Abtei – nicht 2.000, wie den Alliierten berichtet worden war. Der Abt drückte seine Verwunderung über diese Massnahme aus und erklärte, dass eines Tages die ganze Welt erfahren würde, was in

Wahrheit geschehen sei. Er und seine Mönche weigerten sich jedoch, das Kloster zu verlassen.

Am 13. Januar traf eine Granate den Kreuzgang des Klosters. Eine Woche später wurde die Militärpolizei abgezogen. Deutsche Soldaten besetzten die Stellungen, die sich unmittelbar an die Abtei anschlossen, doch vorerst nur in geringer Zahl. Auch ein Beobachtungsposten nördlich des Klosters und ein zweiter, unfern der Einfriedung des Küchengartens, wurde von Soldaten bezogen. In den ersten Februartagen, als das Granatfeuer unserer Artillerie stärker wurde, stellten die Deutschen eine Mörserbatterie ungefähr 200 Meter südlich des Klosters auf. Zivilisten wurden aufgefordert, die Munition aus der Höhle fortzuschaffen, in der man sie früher, neben dem Kloster, gelagert hatte. Auf einer Strasse in nächster Nähe fuhren zwei Panzer auf.

Um diese Zeit strömten immer mehr Flüchtlinge in das Kloster, aber die genaue Anzahl derselben wurde niemals festgestellt. In der ersten Februarwoche näherte sich eine Alliierte Patrouille bis auf wenige Meter der Klostermauer. Am 11. Februar kam ein deutscher Militärarzt in das Kloster und leistete den Verwundeten unter den Flüchtlingen ärztlichen Beistand.

Am Nachmittag des 14. Februar flatterten Flugblätter der Propagandaabteilung der Fünften Armee in der Nähe der Klostermauer herab. Es bedeutete ein grosses Risiko, aber eines dieser Blätter wurde doch von den Mönchen aufgelesen und in das Kloster gebracht. Auf dem Blatt stand zu lesen.

*«Italienische Freunde!*

*Seid auf der Hut!*

*Wir haben uns bis jetzt nach Kräften bemüht, das Kloster auf dem Monte Cassino von der Beschiessung auszunehmen. Die Deutschen haben es verstanden, daraus Nutzen zu ziehen.*

*Nun aber rückt die Front immer näher an die Grenzen der geweihten Stätte. Damit ist die Zeit gekommen, in der wir gezwungen sind, unsere Waffen auch auf das Kloster selbst zu richten.*

*Wir warnen euch deswegen, damit ihr euch in Sicherheit bringen könnt. Wir warnen euch dringendst. Verlasst das Kloster! Verlasst es sofort! Beachtet diese Warnung! Sie liegt in eurem Interesse.*  
*(gezeichnet:) Die Fünfte Armee.»*

Diese Warnung verursachte unter den Zivilisten, eine wahre Panik. Tatsächlich standen die Dinge aber so, dass mit Rücksicht auf

die andauernde Artilleriebeschussung an ein Verlassen des Klosters kaum gedacht werden konnte. Man wandte sich schliesslich an einen deutschen Leutnant und dieser erklärte, dass man versuchen würde, den Flüchtlingen die Möglichkeit zu bieten, in der Nacht des 15. Februar das Kloster zu verlassen. Am Morgen des Fünfzehnten befand sich der Klosterabt in dem von dicken Mauern umgebenen Museum für Naturwissenschaften, als das Luftbombardement begann. Ihm und einer Anzahl Mönche gelang es, zu entkommen. Aber viele Flüchtlinge – etwa 100 bis 300 an der Zahl – wurden unter den Trümmern des Klosters begraben. Nach dem Luftangriff tauchte der erwähnte deutsche Leutnant wieder auf und fragte den Abt, ob er bereit sei, zu bestätigen, dass sich zur Zeit des Bombenangriffes kein Deutscher innerhalb des Klosters befunden habe. Der Abt unterzeichnete hierauf folgende Erklärung:

*«Ich bestätige wahrheitsgemäss, dass sich im Bereich des heiligen Klosters von Cassino niemals deutsche Soldaten aufgehalten haben. Lediglich drei Angehörige der deutschen Militärpolizei haben eine gewisse Zeit hindurch in ihm Aufenthalt genommen, jedoch zu dem einzigen Zweck, die Einhaltung und Respektierung der neutralen Zone zu überwachen, die rund um das Klostergebäude geschaffen worden war. Aber auch sie wurden vor ungefähr 20 Tagen zurückgezogen.*

*Monte Cassino, 15. Februar 1944.*

*(gezeichnet:)*

*Dieber,  
Leutnant.*

*Gregorio Diamare,  
Bischof,  
Abt von Monte Cassino.*

Am 16. Februar setzte heftiges Artilleriefeuer das Zerstörungswerk am Klostergebäude fort. Die Decken stürzten ein oder drohten zusammenzubrechen. Ein grosses Kruzifix vor sich hochhaltend, führte der Abt die Überlebenden aus dem Trümmerhaufen der alten Abtei heraus. Er führte sie den von Granattrichtern übersäten Berghang hinab, wo der Tod seine blutige Ernte hielt. In einer Niederlassung des Roten Kreuzes bei Colloquio fanden die letzten Insassen des Klosters von Cassino Unterkunft.

Indessen posaunte die deutsche Propagandamaschine die schriftliche Erklärung des Abtes in alle Welt hinaus. Hitlers fanatisierte Fallschirmjäger jedoch krochen, das Zeichen des Todes auf ihren Mützen tragend, durch die rauchenden, staubbedeckten Trümmer der Klosterruinen, um Freybergs anstürmende Infanterie ab-

zuwehren. Der Staub verwandelte sich durch die schweren Regenfälle, die dem Angriffsbeginn folgten, bald in Schlamm.

Sowohl Alexander als auch ich drängten darauf, den Feind weiter unter Druck zu halten, um den Vorstoss in das Liri-Tal zu erzwingen. Eine Reihe von Umständen jedoch – vor allem der Einbruch des Regenwetters – nötigte uns, in der Schlacht von Cassino eine Ruhepause eintreten zu lassen, nachdem unser Infanterieangriff auf das ausgebombte Kloster erfolglos war.

Auch an der Anzio-Front kam es ein wenig später zu einer Art Kampfpause, obwohl man darunter nicht verstehen darf, dass es an diesem Abschnitt je Ruhe gegeben hätte. Im Anschluss an Mackensens missglückten Versuch, durch seine gross angelegte Offensive Mitte Februar uns ins Meer zu drängen, war es uns möglich, unsere Linien ständig zu verstärken. Wir machten häufig Gegenangriffe, die unsere Stellungen verbesserten. In den letzten Februartagen und zu Beginn des Monats März kam es zu neuerlichen heftigen Versuchen der Deutschen, unsere Verteidigung zu brechen; sie scheiterten aber an unserem machtvollen Widerstand. Am 4. März ging der Feind endgültig zur Verteidigung über und zog sogar einige zusammengeschlagene Einheiten zurück, um sie umzugruppieren und ihre Wunden zu heilen, und setzte sie als bewegliche Reserve im Raume nördlich und südlich von Rom ein.

Wenn ich also von einer Ruhepause an der Anzio-Front gesprochen habe, dann war dies nur vergleichsweise gemeint. Tatsächlich erinnere ich mich nur einer einzigen Geschichte, die den Gedanken eingeben konnte, es gäbe ausser Kampf auch noch andere Möglichkeiten während dieses Zeitabschnittes im Brückenkopf. Die Männer von Anzio konnten über diese erfundene Geschichte eines Baseballspieles, das angeblich an einem relativ ruhigen Platz zwischen den Linien stattgefunden haben sollte, herzlich lachen, und Lachen hatten sie in diesen schweren Tagen notwendig.

Am rechten Flügel unserer Front bildete der Mussolini-Kanal den mehr oder weniger feststehenden Abschluss der Kampfzone, wo es wegen des Geländes weder Angriffe noch Gegenangriffe gab. Wann immer es die Umstände zuliessen, suchten unsere Soldaten in Kampfpausen die Nähe dieses Kanals auf, wo in der Regel so gut wie nichts los war. Nach einiger Zeit folgten die Deutschen diesem Beispiel und begnügten sich damit, auf dem Kanalufer gegenüber Kräfte zu belassen, die sich völlig passiv verhielten.

Angesichts dieser Sachlage wurde diese Geschichte ausgebrütet.

Eines Tages veranstalteten einige unserer Soldaten auf unserer

Kanalseite ein Baseballspiel. Nach langer Zeit fanden sie Gelegenheit zu einem Spass und hatten ihre Freude daran. Es war ein milder, sonniger Tag und auf der Feindseite ruhig. Es wurde übrigens mit mehr Hingabe gespielt, als man unter den aussergewöhnlichen Umständen von Ort und Zeit erwarten konnte. Am Ende gerieten die beiden Mannschaften richtig in Hitze. Plötzlich zuckte der Schiedsrichter missbilligend seine Hand mit abgespreiztem Daumen über seine Schulter empor und rief gebieterisch: «Out!» Die beiden Mannschaften hielten betroffen inne und das Lärmen machte für Augenblicke einer völligen Stille Platz. Gerade da ertönte eine laut schreiende Stimme von der anderen Seite des Kanals herüber, wo ein deutscher Soldat mit einem Feldstecher sass und wütend seine Faust zu den Spielern herüberschüttelte. Die Worte, die er schrie und mit welchen er seine Unzufriedenheit mit der schiedsrichterlichen Entscheidung ausdrückte, waren im reinsten, unverfälschten Brooklyn-Dialekt<sup>2</sup> deutlich zu hören: «Das war doch kein Out, du Arschker!!»

Es gab jedoch nicht viele Gelegenheiten an der Anzio-Front, die einem von uns ein Lachen abgenötigt hätten. Grimmig vom Anfang bis zum Ende, hatte die gedrückte Stimmung ihre Ursache auch darin, dass das VI. Korps zum erstenmal gezwungen worden war, in der Defensive zu kämpfen. Wochen hindurch litten wir unter dem Mangel an Pioniertruppen, die sich darauf verstanden, Minen zu legen und Panzerfallen zu bauen. Die Verteidigung unseres schmalen Geländes erforderte Pioniere, Panzerkräfte, Artilleristen und alles andere eher als Infanteristen.

Einen der unangenehmsten Umstände unseres Lebens an der Anzio-Front bildeten die weittragenden Eisenbahngeschütze, die ich bereits erwähnte. Unsere Soldaten nannten sie «Anzio-Express», zuweilen «Anzio-Anni». Jedermann versuchte sich darüber lustig zu machen, aber es war keine Sache zum Spassen. Wir verwandten viel Zeit darauf, ausfindig zu machen, wo sich diese Geschütze befanden, um sie zu vernichten. Sie traten regelmässig dann in Tätigkeit, wenn wir Leute und Material im Hafen von Anzio ausluden. Aber es ist uns niemals gelungen, ihren Standort zu entdecken.

Ich erinnere mich, dass ich einmal in Anzio Gelegenheit fand, mich mit dem Artilleriesachverständigen, Brigadegeneral Urban Niblo, über den «Anzio-Express» zu unterhalten. Niblo sagte, dass es sich dabei um ein Geschütz von 280 mm Kaliber handle, das auf

<sup>2</sup> Brooklyn, Stadtteil von New York.



Eisenbahnwagen montiert sei und auf diese Weise rasch von Ort zu Ort verschoben werden könne. Bisher war es weder durch Fliegeraufklärung noch durch Radargeräte gelungen, den Standort der Geschütze festzustellen. Brigadegeneral Aaron Bradshaw, der Fliegerabwehr-Offizier der Fünften Armee, der sich durch seine Fähigkeiten bei Anzio und anderen Orten ausgezeichnet hatte, arbeitete eine Methode zur Entdeckung der deutschen Langrohrgeschütze aus. Sie bestand darin, dass unsere Beaufighters-Nachtflugzeuge so lange über dem feindlichen Hinterland kreisen sollten, bis sie das Mündungsfeuer der Abschüsse wahrnehmen könnten. Dann aber sollten sie diese Punkte anfliegen und es müsste mittels der Radargeräte möglich sein, den ungefähren Standpunkt der Geschütze festzustellen. Bradshaw meinte, dass wir mit dieser Methode, und ein wenig Intelligenz und Mathematik, die Geschütze feststellen und zerschlagen könnten. Es kam nie dazu, aber es brauchte geraume Zeit, bis wir darauf kamen, warum.

Dies lag daran, dass die Deutschen ihre Eisenbahngeschütze immer in der Nähe eines Tunnels operieren liessen. Bei Anzio befand sich ein solcher Tunnel, nicht weit von Castel Gandolfo, dem Sommersitz des Papstes, entfernt. Sie fuhren das Geschütz heraus, richteten es auf den Hafen oder das sonst gewählte Ziel, feuerten ab und rollten es dann in den Tunnel zurück. In der Regel wählten sie hierfür entweder die Nacht oder tagsüber schlechtes Wetter, wodurch sie sich der Sicht unserer Flieger entzogen. Obwohl wir wussten, wo sich der Tunnel befand und über seinen Verwendungszweck kaum mehr ein Zweifel herrschte, gelang es uns doch nicht, ihn durch Fliegerbomben zu zerstören. Viele Wochen später – bei Civitavecchia – machten wir endlich eines der Langrohrgeschütze ausfindig. Freilich war uns dies nur dadurch möglich, dass die Deutschen gezwungen worden waren, es auf ihrem Rückzug zurückzulassen. Das Geschütz war vollständig zertrümmert. Unsere Sachverständigen erklärten, dass das Geschütz, bei dem der Flug des Geschosses durch Raketenantrieb beschleunigt wurde, bis auf eine Entfernung von 50 Meilen schießen konnte. Es hat uns viel Schaden zugefügt und ich werde niemals die furchtbaren Einschläge vergessen, die es am Strande von Anzio verursachte.

Feindliche Artilleriefire und feindliche Luftangriffe erreichten buchstäblich jeden Quadratzoll des Bodens an der Anzio-Front. Es gab praktisch fast keinen Flecken Erde, keine Stunde bei Tag noch bei Nacht, von der man hätte behaupten können, dass sie frei war von Feindeinwirkung – mit alleiniger Ausnahme jener Punkte

unserer Stellungen, wo sich tief in die Erde eingebaute Unterstände befanden. Tatsächlich war es auch so, dass jedermann so viel als möglich ein unterirdisches Leben zu führen trachtete. Die Nervenspannung lastete schwer auf der Leistungsfähigkeit der Männer und hielt während der ganzen Zeit unserer Kämpfe an der Anzio-Front an.

Tausende von Männern waren in einem schmalen, pastetenförmigen Abschnitt zusammengedrängt, der von den deutschen Höhenstellungen aus leicht eingesehen und mit gutgezieltem Feuer belegt werden konnte. Der Wohnwagen, der mir zum Aufenthalt diente, stand in einem Wald neben einem grossen Haus am Rande von Anzio, ungefähr eine Viertelmeile vom Hafen entfernt. Der Wald, wie alles andere in dieser Gegend, lag sehr häufig unter Granatfeuer. Ich erinnere mich, dass ich mich hinter einem Landkartenständer niederduckte, als ich Granaten heraufschall hören hörte. Natürlich hätte dieser Ständer nicht die Spur von einem Schutz gewähren können, aber ich glaube, dass es mir trotzdem ein erhöhtes Gefühl der Sicherheit gab, wenn ich wenigstens etwas zwischen mir und dem feindlichen Feuer wusste. Aber dies gehört ins Kapitel der Psychologie. Sergeant Chaney benahm sich übrigens nicht viel klüger als sein Herr. Ich sah ihn oft, wie er sich in solchen kritischen Augenblicken hinter einer Zeltwand zusammenkauerte. Manchmal gab es in recht umheimlicher Nähe Granateinschläge. Aber damals, als mein Wagen einen Treffer abbekam, befand sich niemand darin.

Unsere Ausfälle waren in dieser Zeit beträchtlich. Einerlei, ob sie Feindeinwirkung zur Ursache hatten oder anderes. Dabei war es gerade damals, im Monat Februar, so gut wie unmöglich, an Ablösung der völlig erschöpften Männer oder an Ersatz zu denken. Später gestalteten sich diese Verhältnisse einigermaßen günstiger und wir konnten sogar Ablösungen durchführen. Es war möglich, 33.063 Verwundete in der Zeit von Januar bis Mai 1944 auf dem Seeweg fortzuschaffen.

Am 22. Februar fuhr ich in einem PT-Boot nach Anzio, wo ich gerade eintraf, als die deutschen Langrohrgeschütze die Hafendocks beschossen. Wir warteten auf offener See das Ende der Beschiessung ab und beeilten uns sodann, in das Hauptquartier des VI. Korps zu kommen, wo ich mit Lucas und Truscott die Lage besprach. Diese schien sich im Allgemeinen gebessert zu haben, doch hatte ich persönlich einiges an ihr auszusetzen, als wir zu einem anderen Gefechtsstand fuhren und von einem deutschen Panzer ge-

sichtet wurden, der die Strasse vor uns mit vier Granaten belegte.

Angesichts der verbesserten Frontlage hielt ich den Tag für gekommen, an dem ich meinen schon früher gefassten Entschluss zur Ausführung bringen konnte, Lucas zum stellvertretenden Befehlshaber der Fünften Armee zu machen und Truscott als Kommandeur des Brückenkopfes einzusetzen. Lucas hatte lange genug eine schwere Bürde auf sich und zeigte Anzeichen von Erschöpfung; daher sorgte ich dafür, dass er sogleich in Sorrent den dringend benötigten Erholungsurlaub antreten konnte.

In den folgenden Tagen pendelte ich ständig zwischen der Anzio- und Cassino-Front hin und her, aber das Wetter verhinderte es vorerst, unsere Offensive wieder aufzunehmen. Freyberg hatte den Schwerpunkt seiner Angriffe nunmehr vom Monte Cassino auf die Stadt Cassino selbst verlegt. Er war freilich untröstlich darüber, dass wir ihm für die Einnahme der Stadt nicht die Luftunterstützung zur Verfügung stellen konnten, die er beanspruchte. Sein Angriff war für den 24. Februar festgesetzt worden, aber auch dieser Termin musste der schlechten Witterung wegen verschoben werden.

Die für die Bombardierung der Stadt Cassino ausgearbeiteten Operationspläne der Luftwaffe waren ziemlich komplizierter Natur. Es musste hierbei auf unsere eigenen Truppen Rücksicht genommen werden, die bis an den Nordrand der Stadt vorgedrungen waren; diese mussten im letzten Augenblick vor dem Angriff der Bomber zurückgezogen werden, um Verlusttreffer in eigenen Stellungen zu vermeiden. Dies erforderte genaueste Zeitberechnungen und möglichst zuverlässige Voraussagen von Seiten des Flugwetterdienstes. Es musste unter allen Umständen verhindert werden, dass die Deutschen unmittelbar nach dem Bombenangriff in die geräumten Stellungen eindringen, bevor das Neuseeländische Korps noch Zeit gefunden hatte, sie wiederzubesetzen.

Alle diese Dinge, einschliesslich der Sorge, die uns die dauernd ungünstige Witterungslage machte, verursachten mir viel Kopfzerbrechen. Wahrscheinlich habe ich damals darüber manche Klage gegenüber meiner Umgebung laut werden lassen, denn in den späten Februartagen erhielt ich von Konteradmiral J. Anthony V. Morse von der Königlichen Marine folgenden Funkspruch:

*«Es tut mir für Sie aufrichtig leid, dass nun zu allen Ihren Sorgen auch noch das schlechte Wetter hinzukommt. Bedenken Sie jedoch, dass es in der Schrift heisst: Wen der Herr liebt, den züchtigt er»*

Meine Antwort darauf lautete:

*«Ich danke Ihnen, dass Sie meiner Sorgen gedenken. Aber*

*gezüchtigt wäre nun eben genug. Es ist an der Zeit, dass die Rute wieder in die Ecke kommt»*

So ziemlich die einzige gute Nachricht, deren ich mich aus dieser Zeit entsinnen kann, bestand darin, dass man mich in Hinblick auf den italienischen Feldzug aller weiteren Verantwortung für die Aktion «Amboss» – die geplante Invasion in Südfrankreich – enthob. Dies war für mich eine bedeutende Entlastung, denn ich hatte bisher noch keine Zeit gefunden, dieser Aktion auch nur einen Gedanken zu schenken, und ich hätte auch gar nicht gewusst, wie es anstellen, um mich mit ihr in der nächsten Zukunft zu beschäftigen.

Während wir auf besseres Wetter warteten, um bei Cassino vorwärtszukommen, gab es eine Reihe kleiner und grösserer Unzukömmlichkeiten. Eine von ihnen notierte ich in mein Tagebuch. Sie betraf eine Mitteilung der Dienststelle des Öffentlichen Nachrichtendienstes im Hauptquartier Alexanders, in der auf einen Befehl des britischen Premierministers Churchill hingewiesen wurde. In diesem Befehl wurde gefordert, dass bei Berichten, die für die Öffentlichkeit bestimmt waren, die in Anzio eingesetzten Truppen nicht mehr als Truppen der Fünften Armee bezeichnet werden sollten, sondern als «Alliierte Streitkräfte des Brückenkopfes». Dies schien mir keine gerechte Forderung, da ja alle Streitkräfte an der Anzio-Front tatsächlich der Fünften Armee angehörten. Ich sandte daher einen Funkspruch an Alexander ab, in dem ich gegen diesen Bezeichnungswechsel protestierte und gleichzeitig darauf hinwies, dass durch eine solche Massnahme weder die Kampf-moral der Briten noch die der Amerikaner im Frontabschnitt von Anzio gehoben werden würde. Ich schlug daher vor, die von Churchill geprägte Bezeichnung in «Alliierte Brückenkopf Streitkräfte der Fünften Armee» abzuändern, womit man einverstanden war.

Es erweckte den Anschein, als ob Churchill um diese Zeit einen besonderen Gefallen daran fand, sich mit solchen Dingen zu befassen, denn kurz darauf teilte mir General Rooks mit, dass er vom britischen Hauptquartier für administrative Angelegenheiten einen Funkspruch erhalten habe. Darin wurde verlangt, dass in allen Funkmeldungen usw., die an den Premierminister persönlich gerichtet waren, «theatre» statt «theater» und «trough» statt «thru» geschrieben werden sollte<sup>3</sup>.

---

<sup>3</sup> «theatre» (Theater, Schauplatz) ist die englische, «theater» die amerikanische Schreibweise; ebenso schreiben die Engländer «through» (durch) und die Amerikaner «thru».

Die fortgesetzte Hinauszögerung unserer Offensivoperationen, nämlich die Vereinigung der Fünften Armee an der Cassino-Front mit dem Anzio-Brückenkopf, bot Anlass zu öffentlicher Kritik und man behauptete, es wäre vorteilhafter gewesen, sogleich nach der Landung weiter landeinwärts in der Richtung auf Rom vorzustossen. Diese Frage wurde gelegentlich einer Pressekonferenz mit einigen amerikanischen Korrespondenten in meinem Hauptquartier zu Beginn des Monats März zur Erörterung gestellt. Der Auszug meiner Tagebucheintragungen möge erkennen lassen, wie ich damals über diese Dinge dachte.

*«Die Presseleute brachten die Rede auf den Truppenersatz und ich erklärte, dass dieses Problem schon schlimm genug für die Amerikaner, besonders schwierig aber für die Engländer und Franzosen sei. Ich erklärte weiters, dass ich hoffte, noch zwei zusätzliche amerikanische Divisionen für Italien zu bekommen...*

*Jim Roper (Korrespondent der United Press) fragte, warum die Landungstruppen der Fünften Armee die Bildung des Anzio-Brückenkopfes nicht sofort so weit als möglich ausgenützt hätten. Ich wies darauf hin, dass wir bis zum Abend des Landungstages lediglich die 3. Division und eine Brigade der 1. Division an den Strand von Anzio setzen konnten, beide Einheiten mit nur über ungefähr einem Fünftel ihrer Fahrzeuge. Die Deutschen hingegen, die genügend Nachschublinien hatten, verfügten im Umkreis von Anzio in der ersten Nacht über sechzehn Bataillone und unterstützende Waffengattungen. Möglicherweise wäre es den Landungstruppen der Fünften Armee gelungen, bis auf höhergelegenes Terrain, das den davor liegenden Küstenraum beherrschte, vorzustossen. Ein solcher Vorstoss hätte jedoch unser Hinterland bei Anzio und Nettuno gefährdet und es wäre dem Feind ein leichtes gewesen, die vorstossenden Truppen von der Verbindung mit dem Nachschub abzuschneiden, wenn sie zu weit vorgerückt wären und ihre Flanke und Verbindungswege nur schwach besetzt gehabt hätten.»*

Ein späterer Auszug aus meinem Tagebuch folgt:

*«Vor Beginn unseres Landungsunternehmens in Anzio wurden der Fünften Armee von höherer Stelle aus Informationen des Nachrichtendienstes übermittelt, die folgendes besagten:*

*Eine Landung unserer Truppen im Raum von Anzio würde den Feind zwingen, wesentliche Truppenteile von seiner Front bei Cassino abzuziehen, da es den Deutschen unmöglich sein würde, Truppenverstärkungen aus dem Norden heranzubringen. (Wegen unserer heftigen Angriffe auf ihre Zugangswege.)*



General Clark mit Premierminister Churchill in Italien



Brasilianischer Besuch im Hauptquartier General Clarks in Florenz. (Von  
1. n. r.: Brigadegeneral E. Z. Da Costa, Generalmajor I. B. Mascarenhas,  
General Clark und Kriegsminister Generalmajor D. Dutra)



General Suslparow heftet General Clark den Suworow-Orden an

*Leider erwies sich diese Meinung als falsch. Der Feind zog fast keine Truppen aus der Front bei Cassino ab, im Gegenteil, er verstärkte durch neue Truppen aus Frankreich, dem Balkan und aus Norditalien seine Anzio-Front und griff mit annähernd zehn Divisionen den Brückenkopf aufs Heftigste an.*

*Eine Gruppe von Salonstrategen in den Vereinigten Staaten und auch anderswo kritisieren nun das Vorgehen der Fünften Armee, weil sie es unterliess, sich in den sofortigen Besitz der Albanerberge und Roms zu setzen. Hätten wir aber so aussergewöhnlich leichtsinnig gehandelt, dann wären wir ganz sicher von den sich ständig verstärkenden Streitkräften des Feindes ab geschnitten und abgefangen worden, da unsere Operationsbasis an der Küste noch viel zu schwach war für einen so weiten Vormarsch.*

Am 15. März begann der Angriff auf die Stadt Cassino. Ich fuhr am frühen Morgen mit Gruenther in das Hauptquartier des Neuseeländischen Korps bei San Pietro und von dort mit Alexander, Freyberg, Generalleutnant Ira Eaker und anderen Offizieren nach Cervaro. Hier war für uns in einem alten Steinbau, der einen uneingeschränkten Ausblick auf die Stadt gewährte, ein Beobachtungsposten eingerichtet worden. Aus dem zweiten Stockwerk des Hauses sahen wir auf das belagerte Cassino hinab, das kaum drei Meilen von uns entfernt in der Morgensonne glänzte.

Als ich um 8 Uhr 30 Minuten auf einen Balkon des Hauses hinaustrat, hörte ich über mir das dumpfe Dröhnen der ersten Bomberstaffel, die nach Cassino flog. Wundervoll gezielt landeten die schweren Bomben und im Herzen der Stadt schossen scharfe gelbe Stichflammen empor, gefolgt von einem starken Ausbruch von Rauch und Trümmern. Während die zweite Welle unserer Flugzeuge die Stadt anflog, war es unmöglich, die Stadt zu sehen. Wir kletterten auf das Dach unseres Hauses und stellten fest, dass wir von dort aus besser sehen konnten. Eaker, Gruenther und ich hatten uns gerade auf dem First niedergelassen, unsere Beine hingen vom Dach herunter, als die zweite Welle ihre Bomben abwarf und ein krampfhafter Ruck das alte Haus erschütterte. Und so ging es fast bis Mittag weiter.

Von einer Fliegerwelle wurden Bomben in der Nähe von San Michele abgeworfen, das verdammt nahe an unseren Stellungen lag. Ein anderer Bomber lud seine Last auf eine Neuseeländische Batterie ab, wobei mehrere Artilleristen getötet wurden. Tatsächlich erfolgten die Luftangriffe in einer so geringen Entfernung von unseren Linien, dass insgesamt 75 alliierte Soldaten durch Fehl-



abwürfe getötet und 250 Soldaten verwundet wurden. Planmässig gab es während der Angriffe weder Flak-, noch sonstiges Abwehrfeuer. Es wurden bei diesem Angriff Bomben im Gesamtgewicht von 1320 Tonnen auf Cassino abgeworfen.

Als das Luftbombardement um 12 Uhr mittags zu Ende war, nahm die schwere Beschiessung der Stadt durch unsere Artillerie ihren Anfang. Infanterie- und Pioniertruppen, die auf flachem Gelände hinter dem Rapido in Bereitschaft lagen, setzten sich langsam gegen die Stadt in Bewegung. Die 6. Neuseeländische Brigade drang gemeinsam mit dem 19. Neuseeländischen Panzerregiment als erste in die Stadt ein. Die Strassen waren für die Panzer fast unpassierbar, da die ungeheure Menge von Fliegerbomben und der schwere Artilleriebeschuss – es wurden in zwei Stunden beinahe 200.000 Schuss abgegeben – sie mit Schutt und Trümmerhaufen übersät hatten.

Die Deutschen, die sich in exponierten Stellungen befanden, hatten schwere Verluste erlitten. Zwei Kompanien Fallschirmjäger waren fast vollständig aufgerieben worden. Andere Einheiten wurden nicht minder schwer getroffen und zahlreiche feindliche Waffen waren unbrauchbar geworden. Aber im Allgemeinen hatten die stark gesicherten Keller, die durch Stahl und Beton geschützten Bunker und die Höhlen, in denen die Deutschen Schutz gesucht hatten, durch den Angriff nicht zu viel Schaden gelitten. Auch der Kampfgeist der kriegserfahrenen und gutausgebildeten feindlichen Truppen war nicht zerstört. Als die Neuseeländer in die Stadt kamen, stiessen sie auf die bereits neu gruppierten Reste der deutschen Einheiten, die hinter endlosen Barrikaden verschanzt, die Angreifer erwarteten. Sie verteidigten sich mit solcher Hartnäckigkeit, dass sie unsere Truppen um ein Haar zum Rückzug genötigt hätten. Schwere Regengüsse in der Nacht verlangsamten den Angriff. Nach drei Tagen aber war es endlich so weit, dass die Neuseeländer ungefähr zwei Drittel der Stadt besetzen konnten.

Um diese Zeit setzte auch die 4. Indische Division zu einem Angriff an, der dem Südwestabhang des Klosterberges galt. Dabei stiess das 1. Bataillon des 9. Gurkha-Regiments bis zum Henkerberg vor. Hier befand es sich aber in einer nicht besonders günstigen Situation, obwohl die Ruinen des Klosters, das eigentliche Angriffsziel, nur noch etwa 300 Meter entfernt lagen.

Die Wirkung auf unsere vielsprachigen Infanterieeinheiten war sehr leidig. Die Deutschen aber waren weniger schlecht davongekommen, als wir erwartet hatten. Zu den Notizen, die ich mir

über diesen Angriff in mein Tagebuch machte, fügte ich noch hinzu:

*«Es ist, als ob der einzige Effekt dieses Angriffes darin bestand, Klarheit darüber zu schaffen, dass ein Bombenangriff allein niemals imstande ist, noch je sein wird, einen entschlossenen Gegner aus seinen Stellungen zu vertreiben. In der Stadt Cassino hat sich diese Theorie wieder bestätigt. Dem Feind war es möglich, unseren Angriff während der letzten zwei Tage unter schweren Gefechten zum Stillstand zu bringen.»*

In der kommenden Woche setzten wir unsere Anstrengungen, in Cassino vorwärts zu kommen, fort, aber ohne entscheidenden Erfolg. Die Deutschen machten aus jedem Trümmerhaufen in der Stadt und in der Hügellandschaft einen Stützpunkt, den sie erbittert verteidigten. Häufig unternahmen sie auch Gegenangriffe, durch die sie sich in den Besitz von Schlüsselpunkten setzten, die wir vorher mit blutigen Opfern erkämpft hatten. Dazu gestaltete sich das Problem der Versorgung unserer Truppen immer schwieriger. Es war uns nur teilweise möglich, die indischen Truppen, die völlig isoliert auf einem Bergrücken lagen, auf dem Luftweg mit Munition und Lebensmitteln zu versorgen. Mehrfach ereignete es sich dabei, dass Material und Proviant in die Hände des Feindes fielen, der seine Taschen bei dieser Art Nachschub ebenso offen hielt wie die Inder, für die er bestimmt war.

Bis zum 20. März war Freyberg so wenig vorgerückt, dass Alexander sich zur Abhaltung einer Konferenz entschloss, in der die Frage entschieden werden sollte, ob wir unser Vorhaben überhaupt aufgeben oder noch einmal einen Durchbruch versuchen sollten. Alexander hatte schon früher den Entschluss gefasst, die britische Achte Armee gegen das Liri-Tal zu verschieben, damit sie, sobald die Strasse nach Rom freigelegt worden war, am Vorstoss nach Norden teilnehme; nun fühlte er, dass der Zeitpunkt dieser Verschiebung bald bestimmt werden sollte.

Am Tag, bevor die Konferenz stattfand, machte ich mich in entmutigter Stimmung auf, Freyberg in seinem Hauptquartier zu besuchen. Er war wütend auf die Deutschen, die sich auf die Führung des Verteidigungskampfes verstanden und ihre Stellungen so lange hielten, bis der letzte Mann fiel. Die Deutschen hatten hohe Verluste erlitten, aber sie gaben nicht nach. Ich, für meine Person, hielt es für wenig aussichtsreich, derzeit einen Durchbruch zu erzielen.

Ich sprach an diesem Morgen mit Freyberg und mit vielen

seiner Offiziere. Sie alle waren der Überzeugung, dass ihrem Unternehmen der endliche Erfolg nicht versagt bleiben könne, da es sich sowohl in Cassino als auch auf dem Klosterberg nur mehr um ein paar hundert Meter handle, die über Sieg oder Niederlage in diesem Kampf entschieden.

«Ich glaube, ihr und die Deutschen seid beide angeschlagen», warf ich ein. Aber Freyberg entgegnete sofort, dass seine Truppen nicht angeschlagen seien und dass seiner Meinung nach der Durchbruch gelingen werde.

Nachdem ich mit den Neuseeländern gesprochen und aus ihrem Munde gehört hatte, wie sie selbst über ihre Lage dachten, war ich wieder zuversichtlicher gestimmt. Ich bewunderte ihren festen Entschluss, von dem Angriff nicht abzulassen. Ich war daher bei der nachmittägigen Konferenz in Anwesenheit Alexanders geneigt, Freyberg zuzustimmen, als er für die Fortsetzung des Angriffes war. Schliesslich entschied man sich auch dazu und am 22. März unternahm die Neuseeländische Division den abermaligen Versuch, durch einen Hauptstoss die feindlichen Stützpunkte in der Stadt zu vermindern. Das Unternehmen fand auch diesmal eine ausgedehnte Artilleriesvorbereitung. Überdies wurde ein frisches Infanteriebataillon in den Kampf gezogen. Der Angriff gewann auch etwas an Raum, aber doch nicht genug, um eine Entscheidung zu erzwingen. Bei Sonnenuntergang liess es sich nicht mehr vermeiden, dass wir unsere Truppen zurückziehen mussten. Ich glaube, dass dieser wenig erfreuliche Abschluss der erbitterten Kämpfe seine Hauptursache darin hatte, dass die neuseeländischen Streitkräfte sich allzu sehr auf die Wirkung der Bombenangriffe auf den Feind verliessen. Die Deutschen aber waren zu gut verschanzt, aber auch nur allzu entschlossen, äussersten Widerstand zu leisten. Unterstützungen durch Luftangriffe und Artilleriebeschuss konnten nur dann wirksam zur Geltung kommen, wenn ihnen der Angriff der Infanterie in Verbindung mit Panzern unmittelbar und mit grösster Vehemenz auf dem Fuss folgte. Stückweiser Einsatz, indem bald hier eine Kompanie, bald dort ein Bataillon in den Kampf geschickt wurde, war den kampferprobten Deutschen gegenüber nur eine Einladung zu Fehlschlägen.

In der Zeit vom 15. bis 23. März zählte das Neuseeländische Korps 1594 Verluste. Eine grosse Anzahl Deutscher war getötet worden, aber was unsere Fortschritte anbetraf, so schauten wir noch immer nach den arg zerschundenen Abhängen des Monte Cassino aus, der uns den Weg zum Vormarsch auf Rom versperrte.

## ROM, DER GROSSE PREIS

### APRIL BIS JUNI 1944

Als nach diesem trüben Winter 1944 der Frühling in Italien einzog, hatten wir zwar die Reihen des Feindes ausgiebig gelichtet, aber was wir dabei gewonnen hatten, das waren allein Erfahrung und ein neues Lied. Die Monate Januar, Februar und März waren wahrscheinlich die schwierigsten Monate des ganzen italienischen Feldzuges und vielleicht auch die für uns verlustreichsten. Wir standen zwar mit einem Fuss an der Küste bei Anzio und hatten uns gegen die Berge oberhalb Cassinos vorgeschoben, aber das war auch schon alles, was wir bisher auf dem Schlachtfeld erreicht hatten. Unsere Verlustliste wies innerhalb des Zeitraumes vom 16. Januar, als wir mit unserer Offensive einsetzten, bis zum 31. März, als die Neuseeländer sich veranlasst sahen, ihren Angriff auf die Stadt Cassino aufzugeben, 52.130 Mann auf. Diese Zahl stand einem Verlust von 37.773 Mann gegenüber, den wir während unseres ganzen Vormarsches von Salerno bis zum Durchbruch der deutschen Winterstellung erlitten hatten<sup>1</sup>.

Es muss jedoch gesagt werden, dass der Beginn der wärmeren Jahreszeit in dieser öden Berglandschaft einen erfreulichen Wechsel brachte. Wir alle fühlten, dass die Zeit nicht mehr ferne sein konnte, in der der fürchterliche Morast auf Wegen und Stegen, der unsere Anstrengungen so häufig zunichte gemacht hatte, endlich verschwinden würde. Tatsächlich war es auch so, dass wir in unseren Operationen im Monat April einen Stillstand eintreten liessen, um unseren erschöpften Truppen die Möglichkeit zu bieten, sich von den bisher durchgemachten Strapazen auszuruhen. Diese Zeit benützten wir auch zu einer Reihe von Truppenverschiebungen innerhalb unserer Fronten. So wurde ein Grossteil der Streitkräfte der bri-

<sup>1</sup> 16. Januar bis 31. März: Amerikaner 22.219, Briten 22.092, Franzosen 7.421, Italiener 398. Zusammen 32.130. – Salerno bis zum Durchbruch der deutschen Winterstellungen: Amerikaner 20.631, Briten 13.231, Franzosen 3.303, Italiener 386. Zusammen 37.773.

tischen Achten Armee von der adriatischen Küste abgezogen und der Cassino-Front eingegliedert, während die Truppen der Fünften Armee sich westwärts gegen die Küste des Tyrrhenischen Meeres verlagerten. Auf diese Weise kam eine Massierung unserer gesamten Streitkräfte für den Tag zustande, an dem wir unsere Offensive wieder aufnehmen würden. Und ausserdem, wie schon erwähnt, bekamen wir ein Lied.

Ich weiss nicht, woran es lag, dass während des zweiten Weltkrieges bei den Alliierten Nationen kein gutes Kriegslied entstand. Wenn ein Liederwettbewerb möglich gewesen wäre, dann bin ich überzeugt, dass die Deutschen mit ihrer «Lili Marlen» den ersten Preis davongetragen hätten. Unsere Männer schnappten das Lied des Feindes auf und man konnte es oft hören, wenn sie beisammen waren. Als wir später in Florenz einmarschierten, geriet eine Gesellschaft von Amerikanern und ehemaligen amerikanischen Staatsbürgern, die den ganzen Krieg über dort ansässig waren, in nicht geringe Bestürzung, als sie unsere durch die Strassen marschierenden Soldaten «Lili Marlen» als Marschlied singen hörten.

«Was soll das bedeuten?» fragte mich eine geborene Amerikanerin, die einen Italiener zum Manne hatte. «Da sitzen wir hier in Florenz und hören seit Monaten die Deutschen dieses Lied singen, und nun kommen die Amerikaner und singen dasselbe Lied.»

Die einfache Erklärung dafür war, dass unsere Soldaten gefunden hatten, dass «Lili Marlen» ein hübsches Lied war. Unser Lied war nicht ganz so hübsch. Trotzdem liebte ich das Lied: «This is the Army». Irving Berlin hatte es anlässlich der Aufführung «This is the Army» im Bereich der Fünften Armee, einem glücklichen Einfall folgend, schnell entworfen. Viele unserer Männer liebten das Lied gleich mir und ich habe es sie viele Male singen gehört. Der Text lautet so:

Ich traf sie in Amerika  
Beim Urlaub vor drei Wochen.  
Sie bat mich: «Grüss mir meinen Joe!»  
Ich hab es ihr versprochen.  
Sie sagte: «Wenn er wiederkehrt,  
Dann werd ich seine Frau.»  
Und als ich fragte, wo er wär',  
Sagt' sie mir's ganz genau:

---

<sup>2</sup> Copyright 1944, by Irving Berlin,

In der Ersten Armee bis zur Vierten Armee,  
Da ist für mein Baby kein Platz,  
In der Fünften Armee, in der Fünften Armee,  
Da kämpft mein herzallerliebster Schatz.  
Er ist in einem Brückenkopf, es muss dort herrlich sein.  
Ich denke mir er badet heut am Strand im Sonnenschein.  
Und er redet italienisch  
Mit der hübschen Signorina,  
Ganz korrekt und richtig römisch  
Spricht er's aus!  
Schau, wie schlau sie nach ihm fischt,  
Doch mein Baby nix kapischt,  
Eh' die Fünfte wieder zu Haus'.

Ja, so lautete der Text. Wenn ich ihn aber jetzt gedruckt vor mir sehe, glaube ich, dass er nicht so gut ist, wie die Melodie von Berlin. Jedenfalls hatten wir unser eigenes Lied.

Um Mitte April wies mich General Marshall an, auf kurze Zeit zu Beratungen über die Erneuerung unserer Offensive, die wir uns entschlossen hatten, nicht vor der ersten Mai-Woche zu beginnen, nach Washington zu kommen. Marshall wünschte einen Lagebericht aus erster Hand von mir zu hören und wollte insbesondere wissen, welche Aussicht bestand, Rom einzunehmen, noch bevor die Invasion Nordfrankreichs einsetzte. Da es mir darum zu tun war, auf alle damit zusammenhängenden Fragen Marshalls erschöpfende und alle Einzelheiten berücksichtigende Antworten bereit zu haben, verbrachte ich vor meiner Abreise viel Zeit mit den hierfür notwendigen Vorarbeiten und Einzelheiten des Planes, mit dem wir den Durchbruch beenden und uns mit den Brückenkopf unterhalb Roms vereinigen wollten.

General Marshall legte grossen Nachdruck darauf, zu erklären, dass meine Reise nach den Vereinigten Staaten geheim bleiben müsse. Ich war jedoch bei meiner Ankunft in Washington überrascht zu sehen, wie weit Marshall diese Geheimhaltung trieb. Auf dem Flugplatz, den ich im Flugzeug General Ira Eakers am 11. April um 3 Uhr morgens erreichte, erwartete mich ein Vertreter General Marshalls, der mich in aller Eile zu einem Wagen führte, in dem meine Frau auf mich wartete. Man teilte mir mit, dass ich aus Geheimhaltungsgründen nicht nach Hause dürfe, sondern, dass wir uns nach General Marshalls Wohnung in Fort Myer zu begeben hätten.

Am folgenden Morgen erfuhr ich im Büro des Generals, dass man nicht einmal meine Mutter, die in Washington lebte, von meiner Ankunft verständigt hatte. Marshall erklärte mir, dass ich ihr durch einen Spezialkurier einen Brief zukommen lassen könnte, in dem ich ihr mitteilte, dass sie mich, meine Frau und Ann auf dem Flugplatz erwarten solle. Ich setzte mich sogleich hin, um diesen Brief zu schreiben, aber hinterher musste ich ihn Marshall vorlesen, um ihn zu beruhigen, dass ich nicht zu viel enthüllt hatte.

Später fanden wir uns alle auf dem Flugplatz ein, von wo wir sofort nach White Sulphur Spring in West-Virginia flogen. Hier war das Ashford General Hospital in dem wundervollen Greenbrier Hotel einquartiert. Marshall meinte, dass ich ein paar Tage Ruhe nötig hätte, und so wohnte ich in einem Gästehaus, in dem uns auch die Mahlzeiten serviert wurden. Präsident Roosevelt befand sich damals auf dem Landsitz Bernard Baruchs in Süd-Karolina und nach einigen Tagen flog ich dorthin und erstattete dem Präsidenten einen umfangreichen Bericht über die militärische Lage in Italien und unsere nächsten Feldzugspläne. Wie immer, zeigte der Präsident auch diesmal sich über Einzelheiten ausserordentlich gut informiert. Während ich ihm meine Operationspläne für den Vormarsch auf Rom auseinandersetzte, war er rasch mit eigenen Vorschlägen bei der Hand.

Nach einigen weiteren in White Sulphur Springs verbrachten Tagen flog ich nach Washington zurück und Marshall gestattete mir widerstrebend, dass ich die Nacht in unserer Wohnung im Kennedy-Warren verbringen könne. Als ich nun dorthin gefahren worden war, führte man mich zu einer Hintertür im Untergeschoss und steckte mich in einen Lift, den ein Mann des Geheimdienstes an Stelle des gewöhnlichen Wärters bediente. Ich erreichte unsere Wohnung, ohne dass mir eine Menschenseele begegnet wäre, aber ich fühlte mich dabei nicht anders als ein Gefangener.

Tags darauf sandte mir Marshall Nachricht, mich um sieben Uhr abends in einem bestimmten kleinen Restaurant in Washington einzufinden und dort pünktlich zu erscheinen. Als ich das Lokal betrat, entdeckte ich, dass Marshall es anscheinend zur Gänze beschlagnahmt hatte, denn der Raum war von geladenen Gästen überfüllt, von welchen die meisten Mitglieder des Kongresses waren. Wir assen Austern und warfen die Schalen in ein Gefäss, das mitten auf dem Tisch stand. Schliesslich forderte mich Marshall auf, ohne jede Zurückhaltung von dem zu sprechen, was ich zu berichten hatte. Das tat ich denn auch und schloss an meinen Bericht eine Darlegung

der bestehenden Pläne zur Einnahme Roms. Glücklicherweise entwickelte sich alles so, wie ich es damals in Aussicht stellte.

Bevor ich die Vereinigten Staaten wieder verliess, bat mich Frau Marshall, Pakete und Briefe für ihre beiden Söhne, Hauptmann Clifton Brown und Unterleutnant Allen Tupper Brown, mitzunehmen, die beide in Italien dienten. Ich schätzte mich glücklich, diesen geringfügigen Dienst leisten zu können, denn ich war General Marshall und seiner Frau für viele Beweise ihrer lebenswürdigen Gesinnung meiner Familie und mir gegenüber zu hohem Dank verpflichtet. Es bedeutete mir eine der traurigsten Verpflichtungen meines Lebens, als ich das Ehepaar etwa einen Monat später davon benachrichtigen musste, dass Allen in einem Panzertreffen bei Anzio den Heldentod gefunden habe. Er wurde von einer feindlichen Granate getötet, da er darauf bestanden hatte, während des Gefechtes im geöffneten Turm seines Panzers stehenzubleiben, um zur Leitung des Angriffes eine bessere Sicht zu haben. Er war ein prächtiger Soldat und ein unerschrockener Mann.

Nach meiner Rückkehr auf den italienischen Kriegsschauplatz stürzten wir uns sofort in die Arbeit, die die Fertigstellung der letzten Einzelheiten unserer Offensivpläne mit sich brachte. Diese bezogen sich sowohl auf die deutsche Gustav-Stellung, als auch auf die mächtige Adolf-Hitler-Stellung, die der Feind quer durch das Liri-Tal als neues Hindernis für unseren Vormarsch auf Rom ausgebaut hatte. Der Einsatz von Einheiten der Achten Armee im Raume von Cassino gestattete der Fünften Armee, ihre Streitkräfte in einem verhältnismässig schmalen Frontabschnitt zusammenzuziehen, der längs des Garigliano bis an die Seeküste verlief. Natürlich standen auch die Streitkräfte bei Anzio unter meinem Kommando. Insgesamt standen mir innerhalb der Fünften Armee sieben amerikanische, vier französische und zwei britische Divisionen zur Verfügung. Von diesen waren die beiden britischen Divisionen und drei und eine halbe amerikanische Division bei Anzio eingesetzt. An der Garigliano- oder Südfront standen die 36., 85. und 88. Division, sowie die Hälfte der 1. Panzerdivision, alle amerikanisch. Weiters standen dort vier französische Divisionen, nämlich die 3. algerische, die 2. marokkanische, die 4. Gebirgs- und die 1. motorisierte Division.

Die Aufgabe, Cassino zu überflügeln und auf diese Weise in unseren Besitz zu bringen, um hierauf in das Liri-Tal vorzustossen, kam nunmehr der britischen Achten Armee zu. Die Aufgabe der Fünften Armee aber bestand darin, entlang der Küste Anzio zu



erreichen. In unserem Frontabschnitt befand sich nur eine einzige Strasse, die Route 7, die neben der Küste herlief und von mächtig in die Höhe ragenden Gebirgsketten beherrscht wurde. Sie glich, bildlich gesprochen, einer Dachrinne am Rande eines steilen Daches. Auf dieser Strasse Truppen zu bewegen, ohne vom Feind, der die Höhenstellungen einnahm, eingesehen zu werden, war schlechterdings unmöglich. Ich entschloss mich daher, den Angriff der Fünften Armee mit allen Kräften und grösster Eile direkt gegen diese Höhenstellungen zu führen. Niemand erwartete dies, am allerwenigsten die Deutschen.

Zu diesem Entschluss war ich, abgesehen davon, dass ein Angriff entlang der Route 7 ein selbstmörderisches Unternehmen gewesen wäre, aus einer Reihe von Erwägungen gelangt. Eine der ersten bildete der Umstand, dass wir seit Salerno, als wir noch Anfänger in der Kunst der Kriegführung in gebirgigem Terrain waren, sehr viel gelernt hatten. Besser gesagt, waren es eigentlich die Franzosen, die sich darin als die besten Schüler erwiesen hatten, denn ich wusste, dass ich mich auf Juin verlassen konnte, wenn es einmal Ernst wurde<sup>3</sup>.

Ein anderer Umstand, der zu meinem Entschluss beitrug, war die uns bekannte Tatsache, dass die Deutschen eine neue machtvoll ausgebaute Stellung – die Adolf-Hitler-Stellung – geschaffen hatten, die sich quer über das Liri-Tal hinzog. An dieser Talsperre erwartete uns der Feind, wenn es uns je gelingen sollte, Cassino zu überrennen. Der Feind wusste, dass er uns damit vor eine neue Aufgabe, vor ein neues, unerhört schwer zu bewältigendes Hindernis stellte. Aber den Deutschen hatte es entweder an Zeit gefehlt oder sie hatten es nicht der Mühe wert gefunden, ihre Adolf-Hitler-Stellung über die Berge hinweg bis an die Küste auszubauen, und dies war der Weg, den wir gehen wollten.

Der wesentlichste Umstand, der zu meinem Plan führte, aber war die Tatsache, dass die Deutschen am allerwenigsten damit rechneten, wir würden unseren Angriff über die Berge führen. Diese stellten gewaltige Schranken dar, aber wir würden in der Lage sein, sie verhältnismässig leicht zu nehmen, wenn es uns nur gelang, unsere Absicht bis zum letzten entscheidenden Augenblick vor den Augen des Feindes zu verbergen, um dann überraschend mit aller Kraft und Schnelligkeit vorzustossen.

---

<sup>3</sup> Seit ihrer Ankunft in Italien waren die Franzosen auf gebirgige Kampfzonen verteilt worden. Praktisch waren alle ihre Soldaten, obzwar hauptsächlich von Franzosen befehligt, Einheimische aus den Bergen Nordafrikas.

«Überraschung», stellte unser Tarnungsplan mit allem Nachdruck fest, «bildet die mächtigste Waffe in den Händen der angreifenden Truppen der Fünften Armee.»

Auf das Überraschungsmoment hatten wir alle unsere Pläne eingestellt. Den Feind über unsere wahren Absichten zu täuschen, hatten wir alle Vorsorge getroffen. Unsere Vorpatrouillen hatten bis ins Kleinste reichende Anweisungen und Verhaltensmassregeln bekommen, um jedes Anzeichen zu vermeiden, dass Vorbereitungen in diesem Abschnitt im Gang waren. Die für den Angriff bestimmten Einheiten mussten bis zur letzten Stunde auf ihren Übungsplätzen zurückbehalten werden. Die letzte Aprilwoche sah uns mit harten und geheimen Arbeiten intensiv beschäftigt.

Am 27. April fand ich die lange hinausgezögerte, aber mir um so willkommenere Gelegenheit, einer Reihe ausgewählter weiblicher Hilfskräfte, die der Fünften Armee zur Dienstleistung zugeteilt waren, Kriegsauszeichnungen zu überreichen. Damit wurde allerdings erstmalig eine Bresche in das geltende Herkommen bei der Auswahl des für solche Auszeichnungen bestimmten Personenkreises geschlagen. Die Frauen und Mädchen waren zuerst in Nordafrika in unsere Armee aufgenommen worden. Dann wurden sie jedoch während der Invasion Italiens zurückgelassen. Erst nachdem wir Neapel erreicht hatten, fanden sie sich wieder bei uns ein. In den folgenden Monaten lebten sie sich richtig in die Arbeit ein, die ihnen anvertraut war. Sie brachten es zu schönen Leistungen, arbeiteten angestrengt und zeigten sich bereit, jeder Gefahr gegenüberzutreten, die ihr Dienst mit sich brachte. Ich vermag selbst am besten zu beurteilen, welche Arbeitslast meine Sekretärin, Sergeant Jerry Horne aus Mississippi, bewältigte. Ausserdem habe ich immer gefunden, dass die blosse Anwesenheit weiblicher Hilfskräfte dazu beitrug, die innere Zucht der Fünften Armee zu heben. Ich glaube, dass es auch ihnen zu danken ist, wenn unter uns Soldaten Sauberkeit und nettem Benehmen mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Es gab aber, nur wenige Tage später, ein anderes Ereignis, das mich mit nicht geringerer Freude erfüllte. General Alexander besuchte mich in meinem Hauptquartier in San Marco und zeichnete mehrere Offiziere der Fünften Armee aus, mir aber heftete er an meine Bluse ein Ordensband, das mich zum Ritter des Britischen Empire machte.

Am 2. Mai inspizierte ich die 85. Division, die von Generalmajor John B. Coulter kommandiert wurde. Was ich bei meiner

Besichtigung hierbei zu sehen bekam, erfüllte mich mit ausgesprochener Befriedigung. Der Ausbildungsstand sowohl der 85. als auch der 88. Division erfüllte mich mit besonderem Stolz, da es sich bei ihnen um die ersten Truppen handelte, die mir in Europa zu Gesicht kamen, die nach einem neuen System ausgebildet worden waren. Dieses neue System aber gründete sich auf Richtlinien, die ich gemeinsam mit General McNair in den Vereinigten Staaten noch vor unserem Eintritt in den Europäischen Krieg aufgestellt hatte. Schon lange war ich General Marshall in den Ohren gelegen, mir eine oder mehrere dieser modernst ausgebildeten Divisionen nach Italien zu schicken, und nun konnte ich das Ergebnis unseres neuen Ausbildungssystems sehen. Beide Divisionen machten einen guten Eindruck, verfügten über fähige Offiziere und versprachen, sich im Einsatz zu bewähren. Dieses Versprechen haben sie auch später gehalten.

Ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, dass das Gelände, auf welchem ich die 85. Division besichtigte, sich jenseits des Garigliano nahe der Küste befand. Dieser Abschnitt war seinerzeit im Januar vom britischen X. Korps erkämpft worden, als wir unseren im Allgemeinen unglücklich verlaufenen Angriff gegen die feindliche Gustav-Stellung unternahmen. Unter den wenigen und geringen Erfolgen, die uns dieser Angriff eingetragen hatte, leuchtete der Geländegewinn der Briten als eine glänzende Waffentat hervor. Sie lieferte der Fünften Armee das Sprungbrett zum Angriff auf die Höhenzüge und erwies sich daher für unsere derzeitigen Offensivpläne von denkbar grösster Bedeutung.

Einen oder zwei Tage später stattete ich auch der 88. Division einen Besuch ab. Dabei gereichte es mir zum besonderen Vergnügen, in ihrem Befehlshaber, Generalmajor John E. Sloan, einen alten Freund zu treffen, der an der Generalstabsschule in Fort Leavenworth in Kansas mein Lehrer gewesen war. Als er in seiner Begrüssungsansprache seine Männer auf diesen Umstand hinwies, nahm ich dies zum Anlass, darauf zu erwidern, dass, wenn es bei der kommenden Offensive zu taktischen Fehlern kommen sollte, dies einzig und allein auf das Schuldkonto General Sloans fallen würde, da er es offenbar seinerzeit unterlassen hätte, mich richtig in die Lehre zu nehmen.

Eine der wichtigsten Entscheidungen, die wir damals zu treffen hatten, galt der Zeitabstimmung. Nach reichlichen Diskussionen kamen wir überein, dass die Offensive der Fünften und Achten Armee an der Südfront zuerst einsetzen sollte, da sie darauf

gerichtet war, durch Angriffe das Liri-Tal aufwärts und quer über die Küstengebirgsketten eine Vereinigung mit dem Brückenkopf herzustellen. Erst dann sollte, als Steigerung, General Truscott sein VI. Korps zum Angriff führen, um die Albaner Berge zu erreichen, die Route 6 und womöglich starke Feindkräfte abzuschneiden, jedenfalls aber die Tore für unseren Vormarsch auf Rom zu öffnen.

Der Plan für Truscotts Vorstoss bildete jedoch noch Gegenstand eifriger Erörterungen und Meinungsverschiedenheiten, als Alexander in der ersten Mai-Woche nach Anzio kam. Truscott erklärte ihm bei dieser Gelegenheit, dass wir für den Ausbruch unserer Invasionstruppen vier verschiedene Pläne bereit hielten und dass wir uns für den besten und wirkungsvollsten erst im gegebenen Augenblick würden entscheiden können.

«Ich denke», erwiderte darauf Alexander, «dass der beste Plan nur der sein kann, der einen Angriff auf die Linie Cisterna–Cori–Valmontone vorsieht.»

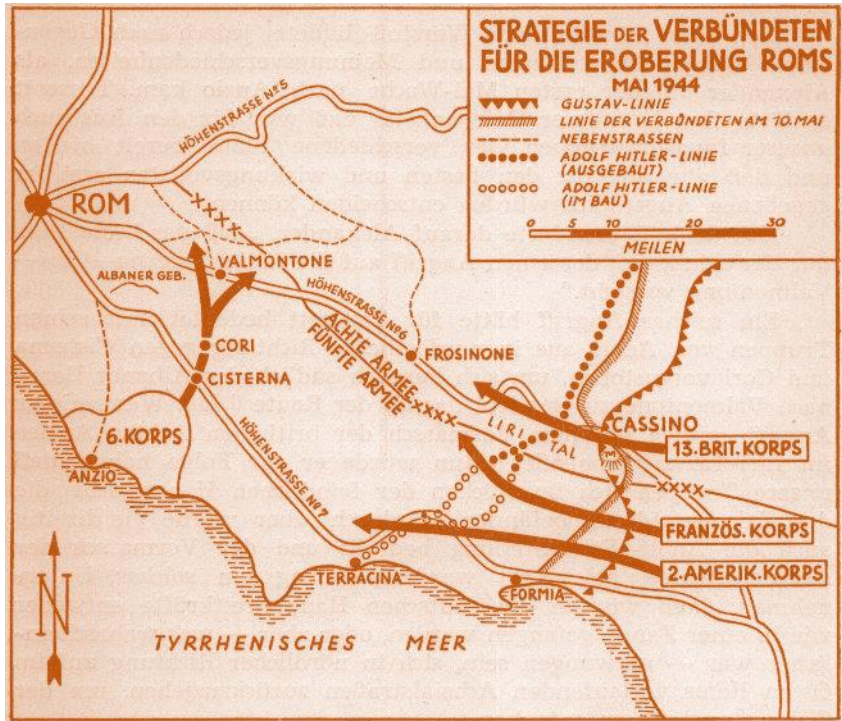
Ein solcher Angriff hätte für Truscott bedeutet, mit seinen Truppen von Anzio aus in nordöstlicher Richtung gegen Cisterna und Cori vorzustossen, um sich hernach südlich der Albaner Berge nach Valmontone zu wenden, das an der Route 6 lag. Wenn dieser Angriff zeitlich mit dem Vormarsch der britischen Achten Armee im Liri-Tal zusammenfiel, dann würde er zur Folge haben, dass unsere Truppen sich im Rücken der feindlichen Hauptmacht, die das Tal verteidigte, befänden. Dadurch aber würde gleichzeitig auch die Adolf-Hitler-Stellung bedroht und der Vormarsch der Achten Armee erleichtert werden. Gelang ein solches Unternehmen, dann würden die deutschen Hauptstreitkräfte entweder wie in einer Zange gefangen werden, oder aber – was wahrscheinlicher war – gezwungen sein, sich in nördlicher Richtung auf im Osten Roms verlaufenden Achsialstrassen zurückzuziehen, um der Gefangennahme zu entgehen.

Der Pferdefuss an diesem Plan war jedoch der Umstand, dass unsere Truppen, um nach Valmontone zu gelangen, gezwungen waren, die Albaner Berge mehr oder weniger links liegen zu lassen. Damit aber hätten sie dem Feind Höhenstellungen überlassen, die für uns lebenswichtig waren, wenn wir nach Rom wollten.

In der Meldung, die Truscott mir über seine Unterredung mit Alexander machte, hiess es: *«Ich sagte General Alexander, dass die zeitliche Fixierung des Angriffes der Invasionstruppen von Anzio aus mir am meisten zu denken gebe, da von ihr alles abhinge.*

*Darauf erklärte mir der General, dass er selbst den Zeitpunkt bestimmen werde. Angesichts des hier Mitgeteilten bitte ich Sie, mich wissen zu lassen, ob Sie dem zustimmen»*

Diese Meldung liess mich befürchten, dass Alexander sich selbst einschalten und meine Armee führen wolle. Ich setzte mich daher



mit Alexander telefonisch in Verbindung und erklärte ihm, dass ich von einer eben erhaltenen Meldung Truscotts überrascht sei, da aus ihr hervorgehe, dass er Truscott Befehle erteilt habe, die den meinigen widersprechen. (Ich war es ja gewesen, der Truscott angewiesen hatte, die vier alternativen Pläne bereit zu halten.) Truscott fühle sich nun verwirrt und habe mich gebeten, die Dinge klarzustellen. Ich bat Alexander schliesslich, Befehle nur an mich, nicht aber über mich hinweg an meine Untergebenen zu

richten. Alexander verstand, was ich sagen wollte, und erklärte, es liege nicht in seiner Absicht, sich einzumengen.

Einige Tage später hatte ich mit ihm eine Zusammenkunft. Ich glaube, er schloss aus dem vorhergehenden Telefongespräch, dass ich mich für den von ihm Truscott gegenüber geäusserten Angriffsplan nicht recht erwärmen konnte. Dies traf auch zu.

Alexander fand an seinem Plan besonderen Gefallen, weil er damit hoffte, eine grosse Anzahl deutscher Gefangener machen zu können. Dies aber bezweifelte ich, da dem Feind genügend andere Wege offenstanden, sich zurückzuziehen. Im Übrigen war es gar nicht so sehr der Umstand, dass mir der Plan nicht gefiel, sondern einfach die Tatsache, dass ich mich nicht starr und von Vorneherein festlegen, sondern meine Trümpfe erst im entscheidenden Augenblick ausspielen wollte. Dies allein liess einen grossen Sieg erwarten.

In den letzten Tagen der Vorbereitung unserer Offensive suchte ich die Anzio-Front auf, um der Vorführung neuer Kampfmethoden und maschineller Einrichtungen beizuwohnen, die dazu dienen sollten, unsere bevorstehenden Angriffe zu erleichtern. Sie bestanden in der Hauptsache in genialen Kniffen, die sich unsere Männer ausgedacht hatten. Auch sie hatten ja den harten Weg kennengelernt, auf dem uns die Not gebietet, erfinderisch zu sein. Einige dieser Erfindungen waren nur von geringem Nutzen, während andere wieder sich so bewährten, dass sie von nun an normales Rüstzeug wurden oder werden sollten.

Eine Vorrichtung, die mich angesichts des ständigen Schlammes auf italienischen Strassen und Wegen am meisten interessierte, war eine Art Abschleppfahrzeug, das der Flottmachung von Panzerwagen diente, die in vermintem Gelände steckengeblieben waren. Das Gerät wurde von den Männern der 1. Panzerdivision ausgedacht. Es stellte nichts anderes vor als die Anwendung des zivilen Abschleppdienstes auf die kriegerischen Zwecken dienende Panzerwaffe und bestand aus einem Panzerwagen und einem an seiner Vorderseite montierten Kran. Der Schlepper hakte mit dem Kran in ein Kabel des festgefahrenen Panzers. Die Arbeit ging glatt und schnell und der Panzer wurde in sehr kurzer Zeit in Sicherheit gebracht.

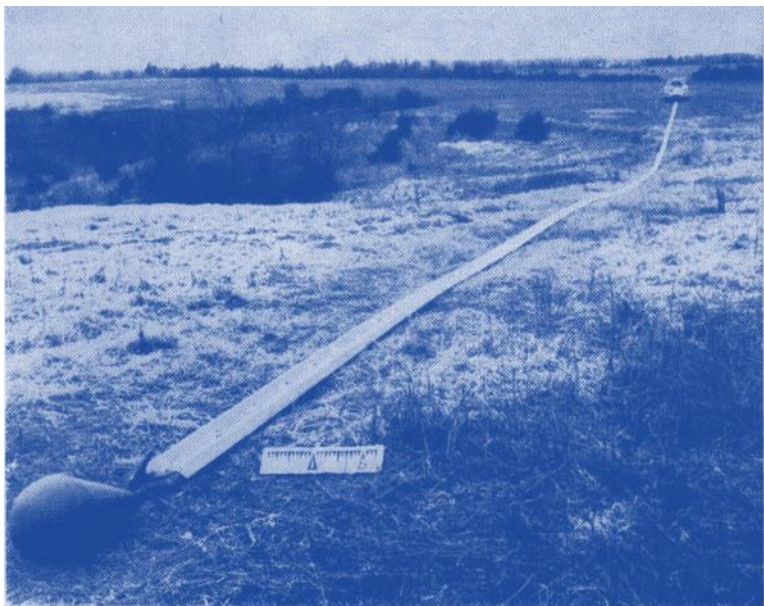
Als nächstes besichtigten wir eine bemerkenswerte Erfindung, die es ermöglichte, vermintes Gelände zu säubern. Sie wurde später unter dem Namen «Schlange» allgemein bekannt. Ein Panzerwagen stiess etwas, das einer riesigen Boa constrictor glich, in Wahrheit aber eine lahge Reihe segmentierter Metallröhren war, vor sich

her, auf welchen Metallbehälter zur Aufnahme von TNT<sup>4</sup> befestigt waren. An den Röhren waren kugelförmige Laufvorrichtungen angebracht, die es leicht machten, die Apparatur über das Gelände zu schieben. Das ganze Gerät hatte eine Länge von etwa 100 Fuss. Sobald es der Panzerwagen in das verminte Gelände geschoben hatte, wurde das TNT dadurch zur Explosion gebracht, dass vom Panzer aus mit dem Maschinengewehr auf die Zündanlage geschossen wurde, die am Ende der Schlange als Ziel deutlich sichtbar war. Die rückwärtigen 20 Fuss der Röhren waren mit Sand gefüllt, so dass der Panzer selbst keinen Schaden nehmen konnte, wenn das TNT explodierte. Die Wirkung war so stark, dass sie Minen zur Explosion brachte, die anderthalb Meter und tiefer im Erdboden steckten, und so in die Breite wirkte, dass eine Gasse freigelegt wurde, durch die ein Panzer durchfahren konnte. Sobald eine Schlange zur Explosion gebracht worden war, zog sich der Panzer zurück und liess die nächste Schlange das ihre tun, um die minenfreie Strasse zu verlängern. Dies geschah so lange, bis man auf diese Weise das ganze Minenfeld überquert hatte.

Als ich die 3. Division aufsuchte, die sich damals in Ruhestellung befand, zeigte man mir Zelte, die in Fuchslöchern aufgeschlagen werden konnten, wobei die Spitze des Zeltes nur zu einem geringen Teil aus der Deckung hervorragte und den Männern ein Maximum an Schutz boten. Solche Erfindungen waren in einem Frontabschnitt wie Anzio verzweifelt nötig. Auch Kampfschlitten erblickte ich damals zum ersten Male. Sie wurden von der 3. Division für die bevorstehende Offensive entwickelt. Die Zusammenarbeit zwischen Infanterie und Panzerwaffe bildete schon immer ein schwieriges Problem der Kriegführung. Die Infanterie braucht die Panzer, um starke feindliche Widerstandsnester zu zerschlagen, während die Panzer die Infanterie benötigen, wenn es zu Nahkämpfen kommt, bei welchen eine Handgranate oder eine geballte Ladung einen Panzer im Handumdrehen gefechtsunfähig machen kann. In der Praxis hatte es sich eingeführt, dass Panzer von Infanteristen als Fahrzeuge benützt wurden, indem diese einfach auf ihnen aufsassen, was sich manchmal bewährte, aber den Infanteristen dem feindlichen Feuer wehrlos aussetzte, wenn der Panzer sich in Bewegung befand.

Der Kampfschlitten war bestimmt, dieses Problem zu lösen. Er sah aus wie ein gewöhnlicher Heisswasserkessel oder auch wie

<sup>4</sup> Abkürzung für den Spengstoff Trinitrotoluol.



«Schlange», ein Gerät zum Säubern verminter Gelände (siehe Seite 399/400)



»Kampfschlitten« (siehe Seite 400/401)





Der Vertreter General von Vietinghofs meldet General Clark die Übergabe der deutschen Streitkräfte in Italien. (Von 1. n. r.: Generalmajor B. W. Chidlaw, General Sir Richard L. McCreery, General Clark und Generalleutnant L. K. Truscott)



Die vier alliierten Hochkommissare für Österreich. (Von 1. n. r.: General Sir Richard L. McCreery, Marschall I. S. Kniw, General Clark und Generalleutnant M. E. Béthouart)

ein grosses Metallrohr, das man in die Hälfte geschnitten hatte. Dies ergab eine flache Metallschüssel, die ungefähr sechs Fuss lang und am obersten offenen Rand drei Fuss breit war. Mit ihrem gekrümmten Boden ruhte sie auf dem Erdreich, und ein Mann, der sich darin mit dem Gesicht nach unten ausstreckt, war gegen Beschuss aus Handfeuerwaffen hinreichend geschützt.

Sechs solcher Schlitten wurden zu einem Zug zusammengehängt und je zwei solcher Züge, insgesamt also zwölf Schlitten, von einem Panzer in Schlepp genommen. Auf diese Weise führte jeder Panzer eine volle Rote Infanteristen mit sich, die aus der Entfernung oder wenn sich der Panzer durch grasbedecktes Gelände bewegte, für den Feind unsichtbar blieben. Die Männer aber waren jederzeit in der Lage, herauszuspringen und einen Stützpunkt zu besetzen, der vom Panzer überrannt worden war, oder den Panzer bei Angriffen durch feindliche Infanterie zu schützen.

Eine andere Erfindung wurde bekannt unter dem Namen «mangle buggy». Sie sah einer veralteten landwirtschaftlichen Maschine ähnlich, auf die ein «Jeep-Motor» auf montiert war. Die Einrichtung diente der Zerstörung von Stacheldraht- und ähnlichen Hindernissen und war mit einer Zündschnur und Sprengvorrichtung ausgestattet. Das Fahrzeug – wenn man es so bezeichnen will – war unbemannt. Es wurde in Stellung gebracht und damit auf das Hindernis gezielt. Die führerlose Wurfeinrichtung drang durch den Stacheldraht, schleppte die Sprengvorrichtung in Stellung, die durch eine Zeitzündung zur Explosion gebracht wurde und auf diese Art einen Durchgang durch die Drahhindernisse riss, wobei auch Tretminen und ähnliche Hindernisse mit in die Luft gingen.

Ausser diesen Erfindungen hatten die Pioniere eine Methode ausgearbeitet, Panzerwagen mit einem Kran auszurüsten, die die verschiedenen Modelle von Behelfsbrücken über kleine Wasserläufe und trockene Bachrinnen legten. Die Verwendung dieser Panzerwagenkrane in Verbindung mit Gummipontons gestattete es, unter feindlichem Feuer Behelfsbrücken zu bauen, wobei die Bedienungsmannschaften weit besser geschützt waren als bei Verwendung normaler Kranwagen.

Die letzte Vorführung betraf einen 60 mm-Mörser, mit dem eine Art Harpune abgeschossen wurde. An die Harpune war eine Zündschnur befestigt, die, sobald sie den Boden berührte, zündete und Gras sowie Pflanzen wegräumte. Gleichzeitig kamen auch Tret- und sonstige Minen zur Explosion. Beim Abfeuern flog die Harpune im

Bogen etwa 50 Fuss weit, ähnlich den Harpunen bei Walfängern. Durch wiederholtes Schiessen mit derartigen Mörsern konnten unsere Leute eine Wegspur durch Minenfelder und Unterholz freilegen.

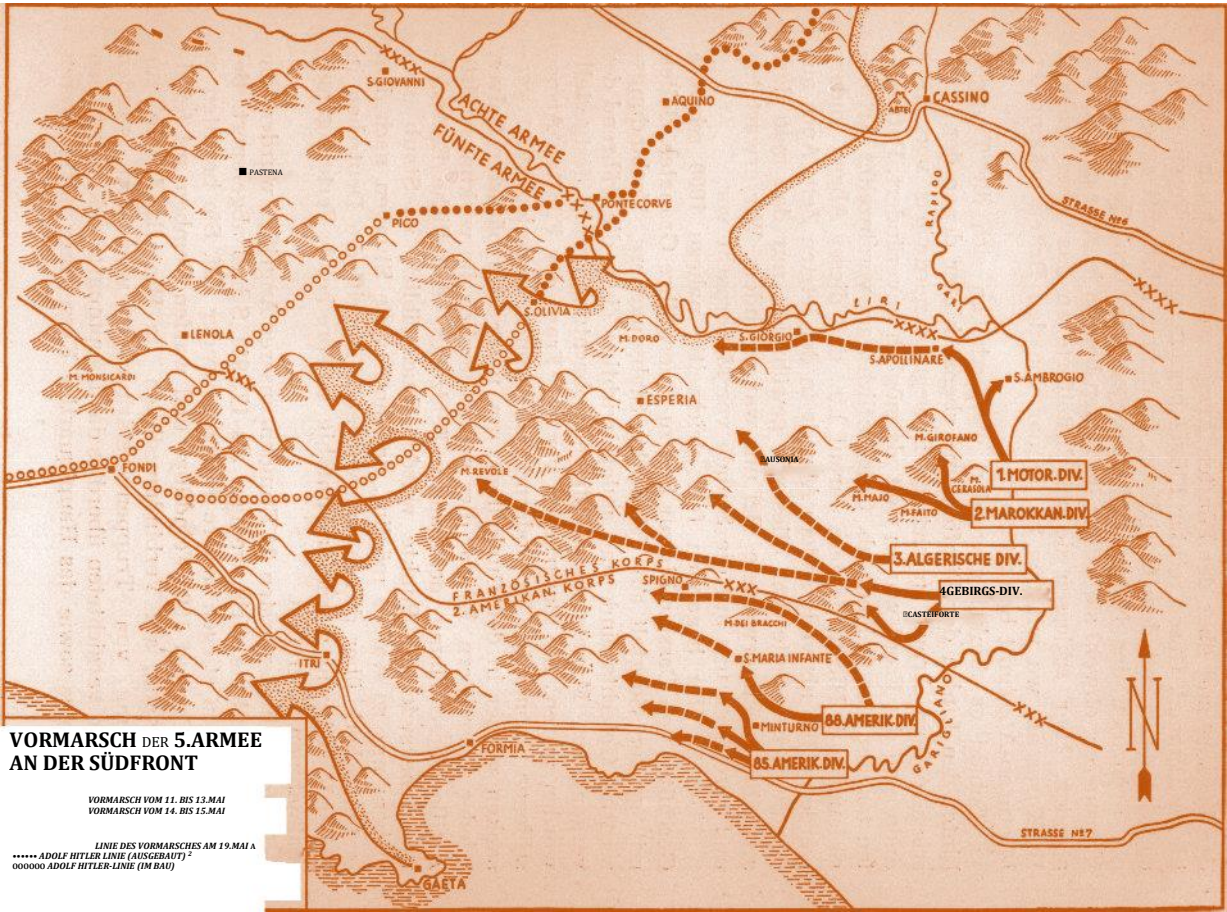
Dieselbe Idee wurde bei einem 81 mm-Mörser angewendet, der auf einem Panzer aufmontiert war und lanzenförmige Harpunen mit einem daran befestigten Drahtkabel abschoss. Das Kabel lief über eine am Vorderteil des Panzers montierte Trommel, das Ende war am Panzer befestigt. Die Harpune wurde ins Drahtverhau abgefeuert und verfang sich dort am Draht. Wenn der Panzer nun zurückfuhr, konnte er auf diese Art einen Teil des Drahtverhaues abschleppen und so der Infanterie einen Weg bahnen. Einem ähnlichen Zweck diente ein dreizackiger Anker. Der Panzer fuhr dicht an das Drahindernis heran, der Anker wurde über den Draht geworfen, und beim Rückwärtsfahren wurde das Drahindernis mit fortgezogen.

In der ersten Hälfte des Monats Mai richteten wir unser Hauptaugenmerk auf intensive Übungen unserer Soldaten für die bevorstehenden Kämpfe im gebirgigen Gelände. Hierbei wurde insbesondere das französische Expeditionskorps herangezogen, das mit zerstreut eingesetzten Einheiten etwa viereinhalb Divisionen umfasste. Das amerikanische Element der Fünften Armee wurde an der Südfront durch das II. Korps vertreten, dem die 85. und 88. Division angehörten; beide besaßen noch keine Kampferfahrung. Die 36. Division befand sich in Reserve. Möglicherweise sollte sie bei unserem Ausbruchunternehmen in Anzio eingesetzt werden.

An unserer rechten Flanke, in Ausgangsstellung zum Liri-Tal, standen die Truppen der britischen Achten Armee mit elf Divisionen verschiedenster Nationalitäten<sup>5</sup>. Ihr Polnisches Korps lag an der Cassino-Front. Auf diese dem Liri-Tal gegenüberliegenden Streitkräfte konzentrierte sich die Aufmerksamkeit des Feindes. Er war offenbar der Ansicht, dass selbst wenn es einer alliierten Offensive gelang, bei Cassino durchzubrechen, sie doch talaufwärts an der Adolf-Hitler-Stellung zum Stillstand kommen müsste.

Am Abend des 11. Mai war nach einem schwachen Regen Nebel eingefallen, der jedoch mit zunehmender Dunkelheit zu verschwin-

<sup>5</sup> In der Kampflinie: 2. Neuseeländische Infanteriedivision, 4. Infanteriedivision (britisch), 3. Karpatische Infanteriedivision (polnisch), 3. Kresowa Infanteriedivision (polnisch), 8. Indische Infanteriedivision, 1. Italienische motorisierte Gruppe. In Reserve: 78. Infanteriedivision (britisch), 6. Panzerdivision (britisch), 3. Kanadische Panzerdivision, 1. Kanadische Infanteriedivision, 6. Südafrikanische Panzerdivision.



# VORMARSCH DER 5. ARMEE AN DER SÜDFRONT

VORMARSCH VOM 11. BIS 13. MAI  
 VORMARSCH VOM 14. BIS 15. MAI

..... ADOLF HITLER LINIE (AUSGEBAUT)  
 000000 ADOLF HITLER-LINIE (IM BAU)

LINIE DES VORMARSCHES AM 19. MAI A

STRASSE NR. 7



den begann, und über der Fünften Armee wölbte sich ein sternklarer Himmel. Unser rechter Flügel begann an der Vereinigungsstelle des Liri mit dem Garigliano. In diesem Abschnitt sahen sich die Franzosen der Notwendigkeit gegenüber, den Garigliano zu überqueren, obwohl sie weiter im Süden bereits jenseits des Flusses standen. Hier schlossen sie bei Castelforte an das amerikanische II. Korps an, wo wir den im Januar von den Briten erkämpften Minturno-Abschnitt besetzt hielten.

Sobald es dunkel geworden war, schoben sich die Truppen hinter den Linien der Fünften und ebenso hinter denen der britischen Achten Armee in stetiger Bewegung nordwärts vor. Alles andere an der Front war so weit als möglich unverändert. Patrouillen tasteten das Gelände ab. Gelegentlich kam vereinzelt Artilleriefeuer auf. Nichts deutete darauf hin, dass dieser Abend anders werden sollte als viele andere Abende in der letzten Zeit. Auch auf der deutschen Seite war alles wie gewöhnlich, nur dass man dort scheinbar nichts erwartete. Bei uns war es anders. Wir erwarteten und bereiteten uns auf die Stunde vor Mitternacht vor.

Um 23 Uhr begannen fast gleichzeitig nahezu 1.000 schwere Geschütze von Cassino bis zur See zu feuern, ihre Granaten zielten mit grosser Sorgfalt auf feindliche Stabsquartiere, Verbindungszentren, Gefechtsstände und andere wichtige Ziele, die während des vergangenen Monats durch Fliegerbeobachtung ruhig festgestellt worden waren. Die Bergrücken vor der Front der Fünften Armee schienen momentan in lodernden Flammen aufzuleuchten, versanken wieder in der Dunkelheit, um unter den nächsten Salven wieder zu erzittern. Es war dies wahrscheinlich die wirkungsvollste Artilleriebeschiessung des ganzen Feldzuges. Feindliche Batterien und lebenswichtige Punkte wurden buchstäblich zu Staub zerrieben; nur so war es möglich, dass noch viele Stunden nach dem ersten Schock über diesen unerwarteten Angriff die Deutschen in heller Verwirrung waren und unfähig, entsprechende Verteidigungsmassnahmen zu treffen.

Innerhalb der ersten 24 Stunden unseres Angriffes wurden von unserer Artillerie nicht weniger als 173.941 Schuss abgefeuert. Bei Morgengrauen stiegen unsere Fluggeschwader auf. Sie brachten es an diesem Tag auf 1'500 Feindflüge und warfen Bomben auf feindliche Stellungen, auf Verbindungslinien im Hinterland, die zur Heranbringung von Truppenverstärkungen verwendet werden konnten, und vernichteten überdies das Hauptquartier der deutschen zehnten Armee sowie das Hauptquartier Kesselrings mit schweren

Sprengladungen. Nicht nur, dass wir den Feind überrascht hatten, es gelang uns auch, durch rasches Artilleriefeuer und Luftangriffe ihm Schläge zu versetzen, die ihn bis in die Fusssohlen erzittern liessen.

Indessen hatten die französischen Truppen den Garigliano überschritten und stiessen auf das gebirgige Gelände südlich des Liri vor. Es war nicht leicht, denn wie immer erfolgten starke Gegenangriffe der deutschen Veteranen und es kam zu erbitterten Gefechten. Den Franzosen gelang es jedoch, den Feind zu überraschen, wodurch sie sich handstreichartig in den Besitz wichtiger Schlüsselstellungen im Raume Monte Faito, Monte Cerasola und bei Castelforte setzen konnten. Die 1. Mot.-Division stand der 2. Marokkanischen Division bei der Einnahme einer Schlüsselstellung auf dem Monte Girofano bei und stiess von da rasch in nördlicher Richtung auf San Apollinare und San Ambrogio vor. Trotz zunehmend sich versteifenden Feindwiderstandes war es der 2. Marokkanischen Division in Kämpfen, die weniger als zwei Tage dauerten, möglich, in die Gustav-Stellung einzudringen.

Die nächsten 48 Stunden an der französischen Front waren von entscheidender Bedeutung. Die messergewandten Goumiers schwärmten, besonders zur Nachtzeit, über die vom Feind besetzten Hügel. General Juins gesamte Streitmacht bewies einen Angriffsg Geist, der von Stunde zu Stunde wuchs. Ihm vermochten die Deutschen nicht zu widerstehen. Cerasola, San Giorgio, Monte d'Oro, Ausonia und Esperia wurden in einem der glänzendsten und kühnsten Angriffsunternehmen des italienischen Krieges genommen. Um den 16. Mai hatte das französische Expeditionskorps seinen Vorstoss an seiner linken Flanke über etwa zehn Meilen bis zum Monte Revoie ausgedehnt, während der restliche Frontbereich, nach rückwärts gestaffelt, Verbindung mit der britischen Achten Armee hielt.

Nur die sorgfältigsten Vorbereitungen und die äusserste Entschlossenheit hatten einen solchen Erfolg ermöglicht. Juin verstand sich auf sein Handwerk. Beladene Maultierzüge, geschickte Gebirgstruppen und Männer, stark genug, um lange Nachtmärsche in tückischem Gelände durchzustehen, waren erforderlich, um uneinnehmbare Bergrücken siegreich zu erstürmen. Die Franzosen bewiesen ihre Fähigkeiten durch diesen sensationellen Vormarsch, den Generalleutnant Siegfried Westphal, Kesselrings Generalstabschef, später als grösste Überraschung beschrieb, sowohl hinsichtlich des gewählten Zeitpunktes als auch der Schlagkraft. Für diese Tat, die den



Schlüssel zum Vormarsch auf Rom bilden sollte, werde ich immer ein dankbarer Bewunderer Juins und seines prächtigen französischen Expeditionskorps bleiben.

Das amerikanische II. Korps und die britische Achte Armee begannen ihre Angriffe in Zusammenhang mit den Franzosen. Im Frontabschnitt des II. Korps, das von General Keyes kommandiert wurde, vermochten die 85. und die 88. Division nicht so flott von der Stelle zu kommen, wie die erprobten französischen Einheiten. Im Hinblick auf die fehlende Kampferfahrung und auf den besser organisierten Widerstand musste man dies auch erwarten. Eines der Hauptziele unseres Angriffes bildete die Stadt Itri. Um es zu erreichen, musste erst die gebirgige Verteidigungslinie nördlich von Minturno in Richtung Monte dei Bracchi und Santa Maria Infante durchbrochen werden. Général Sloan zeigte sich enttäuscht, als ich noch spät am Abend des 12. Mai mich mit ihm besprach. Er versprach jedoch grössere Anstrengungen und leistete sie dann auch auf eine ganz ausserordentliche Weise. Der so rasch erzielte Vorsprung der Franzosen innerhalb der nächsten Tage schien das II. Korps anzuspomen. Es begann vorwärtszudrücken, trotz versteiften Widerstandes und mancher Kriegslisten, die die kampferprobten Deutschen unseren unerprobten Truppen aufzulösen gaben.

Einer der deutschen Tricks, der mit Vorliebe um die Zeit der Abenddämmerung angewendet wurde, bestand darin, dass mehrere deutsche Soldaten plötzlich aufsprangen, vorliefen und dabei den Ruf: «Kamerad!» ausstiessen, so als ob sie sich ergeben wollten.

Die Kompanie F des 2. Bataillons, 351. Infanterieregiment, hatte sich zu Beginn des Angriffes vom Friedhof in Minturno einige Meilen vorgearbeitet und dadurch ihre Flankenführung mit den anschliessenden Einheiten verloren. Sie wurde aufgehalten und eingekesselt. Am Abend des 12. Mai versuchten es die Deutschen mit dem «Kamerad-Trick». Als die Unseren aus ihren Fuchslöchern krochen, um die auf sie zulaufenden deutschen Soldaten zu Gefangenen zu machen, hatten die Deutschen die Kompanie eingekreist und führten unsere Männer, mit wenigen Ausnahmen, als Gefangene ab.

Nach zwei Tagen erbitterter Kämpfe gelang es dem II. Korps unter schweren Verlusten, in die deutschen Stellungen einzubrechen. Es näherte sich nun dem Strassenknotenpunkt bei Spigno hinter der Gustav-Linie. Zur gleichen Zeit durchstiessen die französischen Einheiten die Gustav-Stellung des Feindes und zwangen diesen, sich zur Verteidigung auf die Hitler-Stellung zurückzu-

ziehen. Franzosen und Amerikaner nahmen die Verfolgung rasch auf und griffen die neue feindliche Verteidigungslinie an, bevor der Feind Zeit fand, sich dort festzusetzen.

Schon den nächsten oder zweitnächsten Tag wurde es klar, dass wir dem Widerstand der Deutschen in dem Tal von Ausonia das Rückgrat gebrochen hatten. Dabei wurden die deutsche 71. Grenadierdivision vollständig aufgerieben und die 94. Grenadierdivision schwer angeschlagen.

Von dieser Zeit angefangen kamen weder das II. Korps noch die Franzosen auf ihrem mächtigen Vorstoss auch nur vorübergehend zum Stillstand. Die britische Achte Armee aber hatte ihren Angriff gegen die bestausgebauten Stellungen des Feindes zu führen, wodurch sie im Liri-Tal zurückblieb. Cassino erwies sich, wie schon immer, als das hartnäckigste Widerstandsnest. Erst eine Woche nach Beginn unserer Offensive gelang es dem polnischen Korps, die nur mehr aus Ruinen bestehende Stadt in unseren Besitz zu bringen. Verzögerungen im Vormarsch der Achten Armee verursachten jün Schwierigkeiten. Seine Truppen stiessen mit einer solchen Schnelligkeit vor, dass seine rechte, an die Briten anschliessende Flanke entblösst und Gegenangriffen ausgesetzt wurde.

Ich möchte hier nochmals nachdrücklichst festhalten, dass die Achte Armee gegen eine gut vorbereitete Verteidigung anzukämpfen hatte. Ihr polnisches Korps focht mit beispielloser Tapferkeit, ungeachtet schwerer Verluste. Das britische XIII. Korps stiess in vier Tagen zwei Meilen vor, um Cassino im Süden zu umgehen. Dabei betrug seine Verluste allein 4056 Mann. Am 18. Mai fiel endlich das Kloster von Monte Cassino in die Hände der polnischen 3. Karpaten-Division. Damit war der Weg in das Liri-Tal geöffnet.

Während unsere Offensive noch im Gang war, kam Alexander am 17. Mai in Begleitung von Generalleutnant John Harding, seinem Stabschef, in mein Hauptquartier. Nebenbei bemerkt, war Harding ein bewährter Frontoffizier, der sich später im italienischen Feldzug auch als hervorragender Kommandant erweisen sollte. Ich setzte Alexander über alle Einzelheiten der von uns erzielten Fortschritte in Kenntnis und der General zeigte sich darüber hoch befriedigt. Die Offensive hatte uns nicht nur bis fast an Itri herangeführt, wir hatten auch etliche 3.000 Gefangene gemacht.

Alexander erkundigte sich hierauf nach der 36. Division. Ich antwortete ihm, dass diese Division sich bereithalte, nach Anzio eingeschifft zu werden, wann immer wir den richtigen Zeitpunkt



für gekommen erachteten. Alexander meinte, dass dieser Zeitpunkt gegeben sei, sobald Cassino fiel. Er sprach auch die Ansicht aus, dass die Deutschen an der Adolf Hitler-Linie keinen ernsthaften Widerstand leisten würden, und ich pflichtete dieser Ansicht bei.

Sodann brachte ich das Gespräch auf die Frage, in welcher Richtung das VI. Korps aus dem Anzio-Brückenkopf ausbrechen sollte. Alexander hielt unerschütterlich an der Vorstellung fest, dass wir in Richtung Cori und Valmontone angreifen sollten, unbekümmert darum, wie es sich zum gegebenen Zeitpunkt mit der Lage des Feindes verhalten würde. Ich nahm eine Karte zur Hand und zog mit dem Zirkel um das hochgelegene Terrain, das Truscott zu besetzen hatte, wenn es ihm gelang, Valmontone zu erreichen, einen Kreis.

Dann fragte ich Alexander: «Wohin wird sich Truscott von da aus wenden?»

Alexander erwiderte, dass schnelle, bewegliche Patrouillen eingesetzt werden könnten, die deutschen Verbindungswege gegen Osten abzuschneiden, wodurch sich die Möglichkeit ergäbe, zwischen dem VI. Korps und der Achten Armee eine grosse Anzahl Gefangener zu machen.

«Ich glaube nicht, dass dies möglich sein wird», entgegnete ich. «Um nach Valmontone zu gelangen, müssen wir über die Berge gehen. Strassen werden uns dabei nicht zur Verfügung stehen, bestenfalls Fusspfade, um vorwärts zu kommen, der Feind aber wird noch immer im Besitz der Albaner Berge und ihrer beherrschenden Beobachtungsposten sein. Es scheint mir doch das Richtige zu sein, uns eine Position zu schaffen, in der wir die Möglichkeit besitzen, unseren Entschluss, welchen Weg wir einschlagen sollen, erst im gegebenen Augenblick zu fassen. Ich glaube aber, dass sich dann herausstellen wird, dass der Weg über Cori-Valmontone der falsche ist.»

Wir liessen es dabei bewenden, trotzdem Alexander seine Meinung beibehielt, dass es das Beste wäre, die Route 6 bei Valmontone abzuschneiden, um die Deutschen im Abschnitt gegenüber der Achten Armee zu fangen.

An jenem Abend schrieb ich an Marshall einen Brief über die glänzende Haltung der 85. und 88. Division, deren Kampfgeist ich rühmlich hervorhob. Dann fuhr ich in meinem Schreiben fort:

*«In einem Fall wurde ein Infanterieregiment der 85. Division dreimal von seinem Angriffsziel zurückgeworfen. Jedesmal setzte es wieder zum Gegenangriff an, eroberte den Hügel und fügte dem*

*Feind schwere Verluste zu. Die zähe und entschlossene Art ihrer Kampfführung bilden einen schlagenden Beweis für die vorbildliche Ausbildung dieser Divisionen in der Heimat. Ich wusste, dass Sie und General McNair interessiert sein würden, das Ergebnis der Anstrengungen kennenzulernen, die das Kriegsministerium darauf verwendet, neue Kampfdivisionen aufzustellen. Sie haben die letzte Probe vor dem Feind glänzend bestanden.*

*Ich bin hochofregut über die Erfolge, die die Fünfte Armee in einem fünf Tage währenden Angriff erringen konnte. Wir haben die Gustav-Stellung des Feindes an mehreren Punkten durchbrochen, indem wir unseren Angriff über die Höhen führten. Dabei gelang es sowohl dem II. Korps als auch dem französischen Expeditionskorps bis in eine Tiefe von 14 Meilen vorzustossen.»*

Nachdem das polnische Korps, eine hervorragende Kampfeinheit unter Generalleutnant Wladislaw Anders, mit Hilfe der britischen Flankenoperation im Süden Cassino genommen hatte, was vordem niemand von uns gelungen war, fanden unsere Erfolge in den nächsten Tagen noch eine Fortsetzung. Die Achte Armee begann in das Liri-Tal vorzurücken, während der Feindwiderstand entlang der ganzen Front schwächer wurde. Nunmehr gab ich Befehl zur Verschiffung der 36. Division nach Anzio.

Am 20. Mai erhielt ich von Generalmajor Lyman L. Lemnitzer, dem amerikanischen General in Alexanders Stab, einen Funkspruch. Durch ihn wurde mir zur Kenntnis gebracht, dass Alexander Anweisung gegeben habe, unseren Angriff von Anzio aus in der Nacht des 21. Mai in Richtung Cori und Valmontone zu führen.

Ich war betroffen, dass Alexander diesen Entschluss gefasst hatte, ohne sich noch einmal an mich zu wenden. Es erscheint mir nötig, darauf hinzuweisen, dass die Fünfte Armee während des Winterfeldzuges eine ausserordentlich schwierige Zeit durchgestanden hatte und dass wir jetzt im Begriff waren, das in jener Zeit Versäumte nachzuholen. Wir hatten alle unsere Kräfte gesammelt, um Rom zu nehmen. Wir waren bereit, und es war ziemlich sicher, dass es in der Hitze der Debatte zu Zusammenstößen persönlicher Anschauungen und Ideen wegen des endgültigen Losschlagens kommen würde. Wir nahmen nicht nur die Ehre für uns in Anspruch, Rom zu erobern, sondern wir fühlten auch, dass wir allein sie verdienten; damit sollte abgegolten werden, was wir bei dem Schlag und Gegenschlag teilweise durchzumachen hatten, als wir im Winter den Druck gegen die Deutschen aufrechthielten. Ich hatte das Ge-

fühl, dass nichts imstande war, uns bei unserem Vorstoss auf die italienische Hauptstadt aufzuhalten. Es ging uns nicht nur darum, die erste Armee zu sein, die nach fünfzehn Jahrhunderten Rom vom Süden her einnahm<sup>6</sup>, es war uns auch darum zu tun, dass die Leute in der Heimat wussten, dass dies das Werk der Fünften Armee war und welchen Preis sie dafür hatte bezahlen müssen.

Ich glaube, diese Betrachtungen sind wichtig für das Verständnis der Meinungsverschiedenheiten, die in diesem Zeitpunkt hinter den Kulissen laut wurden. Solche Auseinandersetzungen entstanden im guten Glauben als Ergebnis ehrlicher Meinungsverschiedenheiten über den besten Weg, die Sache ordentlich zu machen. Es gibt keine exakte Lehre, wie man eine Schlacht zu schlagen hat; denn für gewöhnlich wird mehr als ein Weg befriedigende Ergebnisse zeitigen.

General Lemnitzer teilte mir später mit, dass Alexander seinen Entschluss über die Richtung der an der Anzio-Front einzuschlagenden Offensive gefasst hatte, nachdem er Nachricht vom Durchbruch der Briten durch die Adolf-Hitler-Stellung bei Aquino empfing. Ich war damals sicher, dass es sich dabei um einen Irrtum handeln müsse, und ein solcher war es auch. Ich erklärte damals, dass es uns schwer möglich sein würde, den Angriff bei Anzio früher als für die Nacht des 22. Mai anzusetzen, und dass ich mich überhaupt nicht auf ein bestimmtes Datum festlegen wollte, bevor nicht die Zeit gekommen war, in der es einen Sinn hatte, Entschlüsse zu fassen. Es lag ganz und gar nicht in meiner Absicht, Truscott eher angreifen zu lassen, als bis sich der Feind in eine Lage gedrängt sah, von der aus wir ihn zwingen konnten, sich über Rom hinaus zurückzuziehen.

Bald nachdem die Dinge diese Wendung genommen hatten, kam Alexander in mein Hauptquartier. Dort erklärte er mir, dass Generalleutnant Oliver Leese der Meinung sei, die Achte Armee könne ihren Angriff nicht vor der Nacht des 23. Mai erneuern und auch dann nur mit einer einzigen kanadischen Division. Er fragte mich, ob die Fünfte Armee die deutschen Stellungen nicht überflügeln könne, um der Achten Armee den Angriff zu ersparen. Auf diese Weise hoffte er seiner Meinung nach, Verluste zu vermeiden.

Darauf antwortete ich, dass, wenn wir es darauf anlegten, der Achten Armee Verluste zu ersparen, wir sie eben anderswo, in diesem Falle bei der Fünften Armee, erleiden würden. Ich sprach

<sup>6</sup> Siehe Fussnote Seite 3.

mich dafür aus, dass beide Armeen zur gleichen Zeit und mit grösstmöglicher Anstrengung angreifen sollten.

«Ich glaube», sagte ich, «dass es nötig sein wird, den Angriff an der Anzio-Front wenigstens um 24 Stunden, wenn nicht um 48 Stunden, hinauszuschieben, da wir starke Unterstützung durch Bomber haben müssen und die Wettervorhersage derzeit nicht günstig lautet. Ich bin im Begriff, das II. Korps zu einem Durchbruch der Adolf-Hitler-Stellung nördlich von Fondi einzusetzen. Wenn uns der Durchbruch gelingt, dann bin ich bereit, mit allen Mitteln eine Verbindung mit dem Brückenkopf herzustellen.»

Alexander erklärte sich mit diesem Vorhaben im Allgemeinen einverstanden. Der General hatte früher wiederholt Zweifel geäussert, dass die Fünfte Armee in der Lage sein würde, einen erfolgreichen Vorstoss über die Höhenzüge auszuführen. Bei dieser Gelegenheit sagte er aber, er hätte sich die Fortschritte, die wir gemacht hatten, niemals träumen lassen, und dass er von den Aussichten begeistert sei.

An diesem Abend machte ich in meinem Tagebuch die folgende Eintragung:

*«Wenn die Achte Armee in dem Pontecorvo-Ab schnitt innerhalb der nächsten zwei Tage angreifen wird (tatsächlich geschah dies, wenn auch nur mit einer Division) und wenn wir einen entscheidenden Schlag auf die Adolf-Hitler-Stellung nördlich von Pico führen, tags darauf mit unserer Offensive bei Anzio beginnen, dann, glaube ich, sind wir in der Lage, die deutsche Armee in Italien aufzurollen.»*

Am nächsten Tag besuchte ich Einheiten auf vorgeschobenem Posten und konnte mich überzeugen, dass wir dem Enderfolg nahe waren. Ich unternahm mit General Juin eine kurze Spritztour über Esperia hinaus, wo Teile des deutschen 90. Panzergrenadierregiments auf der Strasse von Artilleriefeuer überrascht worden waren. Tote deutsche Soldaten, zertrümmerte Lastkraftwagen, Panzer, Infanteriegeschütze und Infanteriewaffen aller Art lagen dort in alle Richtungen zerstreut. Zusammengefasstes wiederholtes Artilleriefeuer hatte scheinbar die feindlichen Truppen gefasst, als sie sich in geschlossener Kolonne die Strasse entlang bewegten. Das Ergebnis war so unheilvoll, dass die Franzosen Fahrzeuge und Tote mit Ramm-Maschinen über den Hang hinunterstossen mussten, um die Strasse für ihre Truppen freizubekommen.

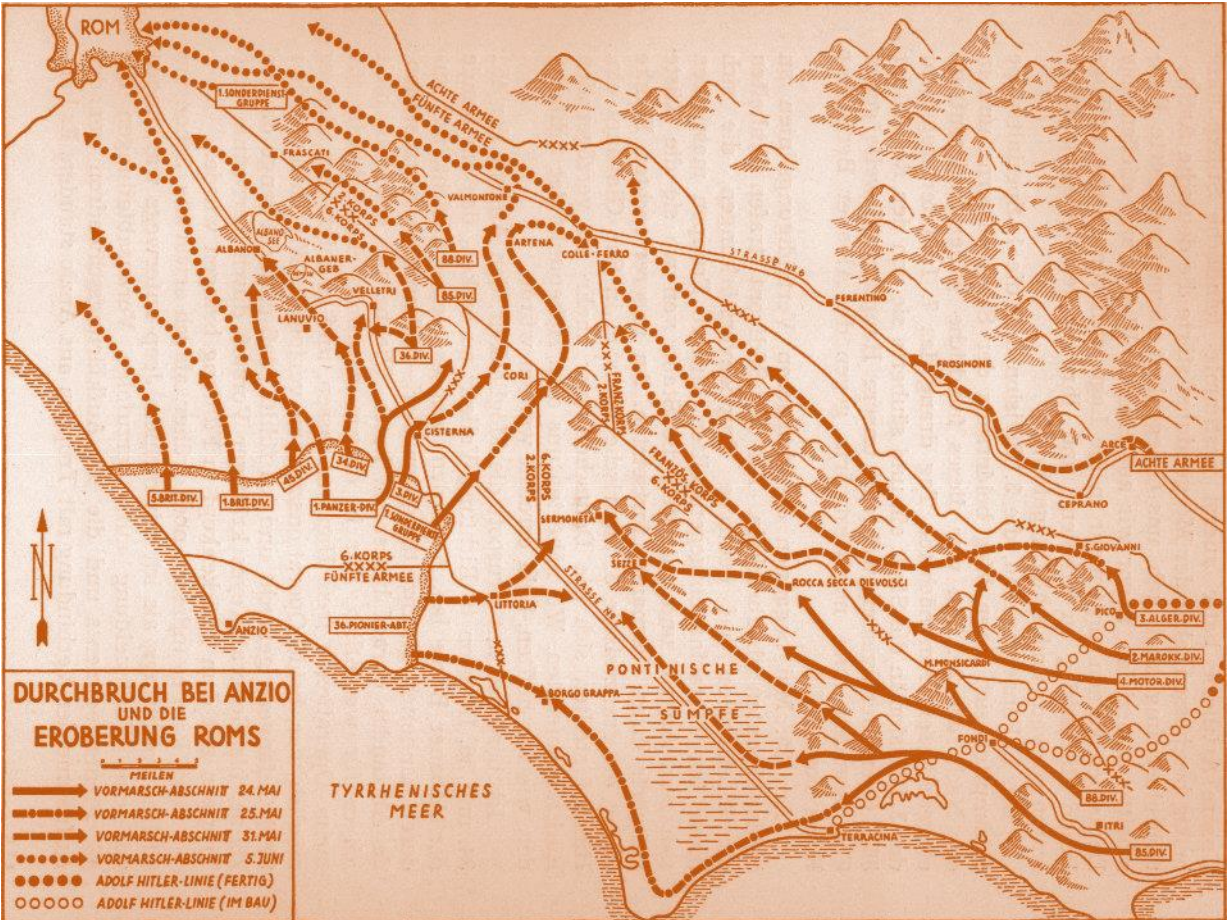
Am 22. Mai bezog ich meinen Gefechtsstand an der Anzio-Front, um die letzten Vorbereitungen für unseren Vorstoss zu treffen. Ich

hielt noch immer an der Biagsamkeit unserer Pläne fest. Alle Einheiten sollten daher zur gleichen Zeit angreifen, der Hauptangriff aber sollte anfänglich gegen Cisterna–Cori–Valmontone geführt werden. Das VI. Korps sollte sich darauf vorbereiten, seinen Angriff in geänderter Richtung gegen Norden zu lenken, um sich in den Besitz der Albaner Berge zu setzen. Die Fünfte Armee bedrohte stark die Höhenstellungen des Feindes, und es waren bereits Anzeichen vorhanden, dass die Deutschen ihre Truppen aus der Adolf-Hitler-Stellung abzogen, in einzelnen Abschnitten unter panikartigen Umständen. Unsere Bomber leisteten uns in diesen Tagen vorbildliche Unterstützung. Bei Anzio stauten sich Männer, Geschütze und Material in Erwartung des bevorstehenden Angriffes. Jedesmal, wenn hier eine deutsche Granate einschlug, ging irgendetwas in Trümmer. Wir hatten jedoch alles Erdenkliche vorgekehrt und hohe Erdwälle schützten unsere Vorräte.

An diesem Tag stiess die 88. Division an der Südfront in nordwestlicher Richtung vor und bahnte sich ihren Weg über die Höhen oberhalb der Ebene von Fondi bis zum Monte Monsi-cardi. Damit war das Schicksal der Adolf-Hitler-Stellung besiegelt. Während Teile der 85. Division über die Ebene von Fondi gegen Terracina an der Küste vordrangen, unternahm das 350. Infanterieregiment der 88. Division einen kühnen Angriff aus dem Mittelabschnitt der Front, der sie tief hinter die feindlichen Stellungen bis in die Nähe des Dorfes Roccasecca dei Volsci führte.

Noch vor dem Morgengrauen am 23. Mai begab ich mich mit Truscott auf einen vorgeschobenen Beobachtungsposten an der Anzio-Front. Es war nicht ganz sechs Uhr morgens, als unsere Artillerie aus 500 Rohren ihr Feuer auf die noch vom Morgennebel bedeckten Stellungen des Feindes eröffnete. Dunst und aufsteigender Rauch verbargen unsere Truppenbewegungen. Eine Stunde später hörten wir unsere Panzer zum Angriff anrollen. Fast gleichzeitig dröhnte die Luft vom Motorengerüll unserer Bomber, die die deutschen Linien anfliegen. Die belagerte Garnison von Anzio schickte sich zum Ausbruch an. Das erste Ziel ihres Angriffes bildete die Stadt Cisterna.

Der Zeitpunkt dieses Angriffes kam für den Feind überraschend. Als unser Artilleriefeuer plötzlich aussetzte, stiessen unsere Panzer vor, gefolgt von ausschwärmender Infanterie, die die völlig unvorbereiteten Vorposten des Feindes überrumpelten. Einzelne deutsche Soldaten mussten halb bekleidet aus den Unterständen herausgeholt werden, sie waren auf keinen Kampf gefasst gewesen.



**DURCHBRUCH BEI ANZIO  
UND DIE  
EROBERUNG ROMS**

- STRECKEN  
 ——— VORMARSCH-ABSCHNITT 24. MAI  
 - - - - - VORMARSCH-ABSCHNITT 25. MAI  
 - - - - - VORMARSCH-ABSCHNITT 31. MAI  
 ●●●●● VORMARSCH-ABSCHNITT 5. JUNI  
 ●●●●● ADOLF HITLER-LINIE (FERTIG)  
 ○○○○○ ADOLF HITLER-LINIE (IM BAU)

TYRRHENISCHES MEER

PONTINISCHE SÜMPFE

ROM

ACHTE ARMEE

FÜNFTE ARMEE

1. SONDEREINHEITENGRUPPE

FRASCATI

VALMONTONE

ARTENA

COLLE FERARO

STRASSE N° 6

FERENTINO

FRONSINONE

ACHTE ARMEE

CEPRANO

6. KORPS XXXX

FÜNFTE ARMEE

36. PIONIER-ABT.

ANZIO

LITTORIA

STRASSE N° 7

SERPONETA

6. KORPS 2. KORPS

STRASSE N° 8

SETTE

ROCCA SECCA

DI EVOLESCI

5. GIOVANNI

S. ALGER. DIV.

E. MARGK. DIV.

G. MOTOR. DIV.

SS. DIV.

SS. DIV.

PONDI

ALPONSICARDI

TERACINA

BITRI



STRECKEN

- VORMARSCH-ABSCHNITT 24. MAI
- - - - - VORMARSCH-ABSCHNITT 25. MAI
- - - - - VORMARSCH-ABSCHNITT 31. MAI
- VORMARSCH-ABSCHNITT 5. JUNI
- ADOLF HITLER-LINIE (FERTIG)
- ADOLF HITLER-LINIE (IM BAU)

Unsere Artillerie hatte zuerst bestimmte feindliche Stützpunkte heftig beschossen, aber der Morgendunst störte die deutsche Artilleriebeobachtung und gab uns Gelegenheit, bemerkenswerte Fortschritte zu erzielen, bevor wir auf ernsten Widerstand stiessen. Die Deutschen kamen nicht mehr in die Lage, sich von diesem anfänglichen Rückschlag zu erholen, und ihre späteren Gegenangriffe waren schwach und schlecht geführt.

Die 1. Panzerdivision, die 3. Division und die 1. Spezialtruppe erkämpften sich ihren Weg beiderseits der Stadt Cisterna und in der Nacht des 24. Mai war dieses feindliche Widerstandszentrum eingeschlossen. Am nächsten Tag drang das 7. Infanterieregiment der 3. Division in die Stadt ein und säuberte sie von den Resten der 362. Grenadierdivision, während unsere Hauptangriffswelle gegen Cori brandete und nordwestwärts gegen die Albaner Berge vor Roms Toren.

Am 25. Mai begannen die deutschen Verteidigungslinien an beiden Fronten abzubrockeln. An der Südfront trafen Einheiten der 85. Division auf deutsche Truppen Verstärkungen, die sich ihnen bei Terracina entgegenstellten. Unsere Truppen massierten sich zum Angriff und stürmten die Stadt, von wo sie die Küste aufwärts ihren Vormarsch fortsetzten. An unserer rechten Flanke drang die französische 3. algerische Division in San Giovanni ein. Hierauf stellten sich die Deutschen nur mehr zu verzögernden Rückzugsgefechten. Wir näherten uns dem Höhepunkt der Schlacht, der, wie wir hofften, bald erreicht werden würde.

Ich besprach mit Truscott die Möglichkeit, den Angriff der 45., 34. und 36. Division in Richtung Velletri zu lenken, das am Rande der Albaner Berge lag. Ausserdem war es meine Absicht, mit anderen Einheiten gleichzeitig gegen Cori-Valmontone vorzustossen, da Alexander darauf bestanden hatte. Wie bereits erwähnt, hielt ich es für wesentlich, mir in diesem Abschnitt der Schlacht für meine Operationen freie Hand zu lassen, und es zeigte sich, dass es möglich war, beide Operationsziele zu verfolgen. Wir hatten bisher 9018 Gefangene gemacht und ich fühlte, dass es nicht lange dauern könne, bis General Keyes kräftiger Vorstoss durch Terracina seine Truppen mit dem Brückenkopf in Fühlung bringen würde.

Dazu kam es indessen noch früher, als ich erwartete. Schon um 10 Uhr vormittags, als ich mit meinem Jeep unterwegs war, fingen wir eine Funkmeldung auf, derzufolge Vorausabteilungen des 48. Pionierregiments und die 91. Aufklärungsschwadron vor der Aufnahme der Verbindung mit Truppen aus Anzio standen. Es han-

delte sich hierbei auf Seite der Invasionstruppen um das 36. Pionierregiment, dem auch Pak-Einheiten und Teile einer Aufklärungstruppe der britischen 1. Division angehörten. Ich beeilte mich, in jenen Abschnitt zu gelangen, und erreichte ihn in dem Augenblick, als die beiden Gruppen aufeinandertrafen. Dies geschah auf der von Anzio nach Terracina führenden Strasse, ungefähr eine Meile nordwestlich des kleinen Dorfes Borga Grappa, das von Fliegerbomben fast völlig zerstört worden war. Mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, die wir in den letzten fünf Monaten hatten durchstehen müssen, bedeutete diese Vereinigung unserer Truppen, wenigstens für mich, eine Art Triumph, obwohl dieses Ereignis angesichts der gegen Nordwesten verlaufenden Schlacht nicht mehr von grosser Bedeutung war. Die Soldaten waren müde, aber sie grinsten fröhlich, als sie einander die Hände schüttelten. Damit war dem Augenblick und seiner Bedeutung Genüge getan. Dank dem Angriffsgeist Keyes' und seines II. Korps, das in 14 Tagen sich einen Weg von 60 Meilen über Berggelände erkämpft hatte, war es gelungen, den Brückenkopf schliesslich freizubekommen. Aber in diesem Augenblick dachte niemand darüber nach, denn aller Gedanken waren auf Rom gerichtet.

Die Vereinigung der Invasionstruppen mit dem II. Korps gab uns nunmehr eine gewaltige Streitmacht in die Hand. Die Einnahme Roms konnte nur mehr eine Frage der Zeit und der Richtung vorstellen, in welcher wir unseren Angriff zu führen hatten. Freilich verursachte mir dies einiges Kopfzerbrechen. Die Gründe waren indessen weniger militärischer als politischer Natur.

Die Erwägungen, die wir stets anstellten, waren von dreierlei Art. Erstens wollten wir Rom erobern, noch bevor Eisenhower seine Invasion in Nordfrankreich ausführte. Der Zeitpunkt derselben stand aber nahe bevor. Zweitens lag es in unserer Absicht, Kampfhandlungen in der Ewigen Stadt nach Möglichkeit zu vermeiden. Diese Rücksichtnahme glaubten wir nicht nur der Stellung Roms in den Augen der Italiener, deren Mithilfe wir in Anspruch zu nehmen gedachten, schuldig zu sein, sondern auch ihrer Bedeutung in geschichtlicher und religiöser Beziehung. Und als letztes und von gleicher Wichtigkeit: Wir wollten dabei möglichst viel von der deutschen Armee vernichten.

Andererseits war ich, wie ich schon ausführte, fest entschlossen, mit der Fünften Armee Rom einzunehmen. Aus diesem Grunde zeigte ich mich damals äusserst empfindlich bei Anzeichen, dass praktisch jedermann sich mit dem Verlangen trug, dabei mitzutun.



Innerhalb weniger Tage häuften sich diese Anzeichen und ich hatte daher alle Hände voll zu tun.

Am 26. Mai konferierte Alexander mit Gruenther in meinem dicht hinter der Front liegenden Hauptquartier über unseren von Anzio aus geführten Angriff. Dieser nahm allerdings einen mehr gegen die Albaner Berge gerichteten nordwestlichen Verlauf, statt auf Valmontone, wie Alexander es erhofft hatte.

«Alexander räumte ein, dass Ihr Plan gut sei», berichtete mir Gruenther später über diese Unterredung. «Er sagte, er stimme jeder Aktion zu, von der Sie glauben, dass sie uns die Gewähr verschaffte, die Reihe unserer bisherigen Erfolge fortzusetzen. Nach fünf Minuten aber fragte er: ‚Ich glaube doch bestimmt annehmen zu können, dass der Armeekommandeur seinen Vorstoss gegen Valmontone fortsetzen wird, nicht wahr?‘ Ich versicherte ihm, dass Sie dies ganz und gar im Sinn hätten und dass er sich darauf verlassen könne. Sie würden Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um diesen Vorstoss zu Ende zu führen.»

Tatsächlich tat ich dies auch, und es war sogar sehr wichtig, diesen Vorstoss gegen Valmontone mit aller Macht zu führen. Aber gleichzeitig lenkte ich die Angriffsrichtung der 34. und 45. Division westlich gegen die Albaner Berge und liess die 1. Panzerdivision gegen Velletri im Zentrum der Hügelbarriere vorgehen. Die 3. Division und die 1. Spezialtruppe rückte östlich um die Albaner Berge herum, um die Route 6 im Raum von Valmontone abzuschneiden. Dort stiessen sie allerdings auf starke feindliche Streitkräfte, die offenbar Befehl hatten, die Anhöhen wenigstens einige Tage hindurch zu halten, um der deutschen Armee Zeit zu geben, unserer zangenförmigen Einschliessung zu entrinnen und sich nordwärts zurückzuziehen.

Als Ergebnis dieser Manöver wurde unsere Hauptmacht gegen die Albaner Berge, den Torweg nach Rom, geworfen, während die Deutschen hartnäckig hinhaltende Gefechte entlang der Bahn führten, die von Velletri nach Lanuvio und Albano abzweigt. Bald zeigte es sich, dass ein starker Druck notwendig war, um auf unserem Weg durchzubrechen.

In den letzten Tagen des Mai dehnte sich die Front unserer durch das II. Korps verstärkten Anzio-Truppen in nordöstlicher Richtung bis zu einem Punkt aus, wo sie die Vormarschlinie der britischen Achten Armee im Lirital schnitt. Dies musste unmittelbar zur Folge haben, dass das französische Expeditionskorps, das recht eigentlich unseren Vormarsch auf Rom in Schwung gebracht hatte,

aus unserer Front hinausgequetscht wurde, indem es mehr oder weniger dazu verurteilt war, auf den Höhenzügen südlich des Liri zu verbleiben.

«Wenn wir in dieser Weise unseren Vormarsch weiter fortsetzen», erklärte mir General Juin am 28. Mai, «dann laufen wir Gefahr, dass eine grosse Zahl von Divisionen sich vor Rom drängen oder, mit anderen Worten, auf einem aussergewöhnlich schmalen Frontabschnitt mit schlechten Verbindungslinien zusammengepfertcht sein wird. Ich halte es daher für sehr wichtig, dass jedermann genaue Befehle für die von ihm einzuhaltende Marschrichtung bekommt. Es ist gar nicht abzusehen, welches Ausmass von Verwirrung sonst entstehen könnte, mit einer Schwächung der Kampfkraft gegenüber einem Feind, dessen einzige Absicht Zeitgewinn ist.»

Dieses Problem kam schon tags darauf bei einer Konferenz mit Alexander zur Sprache, als ich den Vorschlag machte, die Franzosen sollten gegen Ferentino vorrücken und von dort aus nordwestlich entlang der Route 6 gegen Valmontone. Ein solches Manöver hätte die Franzosen in eine Zone geführt, die ursprünglich der Achten Armee zugedacht worden war. Die Achte Armee befand sich aber zur Zeit noch viele Meilen hinter den ersten Angriffslinien der Fünften Armee. Mein Vorschlag wurde angenommen. Später jedoch rief Harding bei uns an und erklärte, dass Alexander es für ausgemacht halte, dass wir die Route 6 von Ferentino bis Valmontone für die Achte Armee offenhielten.

Gruenther erwiderte darauf, dass ein derartiger Befehl unsere frühere Abmachung aufhebe.

«Nein», sagte Harding, «das ist nicht richtig. Alexander wird nur froh sein, dass die Franzosen Ferentino angreifen, da dies ja eine Hilfe für das Vorwärtskommen der Achten Armee bedeutet. Er verlangt nur, dass für diese Armee die Strasse nach Valmontone freigehalten werden muss. Wenn dies nicht der Fall wäre, würde die Achte Armee der Möglichkeit beraubt werden, an der Schlacht um Rom teilzunehmen.»

Darüber gab es noch viel Hin und Her, praktisch jedoch nur mit dem Ergebnis, dass Alexander der Fünften Armee das Recht einräumte, nach der Einnahme von Valmontone die Route 6 in Fortsetzung ihres Angriffes auf Rom zu benützen. In diesem Fall würde Alexander die Achte Armee nördlich von Valmontone an Rom vorbei ablenken.

Juin war über diese Entscheidung ernstlich enttäuscht, und wir kamen zu dem Ergebnis, dass unter solchen Umständen der Angriff

auf Ferentino nicht in Gang kommen würde. Juin erklärte sich jedoch bereit, geradewegs über die Berge gegen Valmontone vorzurücken. Ich sagte ihm, dass ich fest entschlossen sei, es so oder so einzurichten, dass seine Streitkräfte gemeinsam mit dem II. Korps an dem Angriff auf Rom beteiligt sein sollten. Es war ein gefährlicher Marschweg für die Franzosen, aber Juin zeigte sich, wie immer, willig.

Alles, was ich damals an Gedanken mit mir herumtrug, schrieb ich am Abend des Gedächtnistages, nach einer kurzen Zeremonie auf dem Friedhof von Nettuno, in mein Tagebuch ein.

*« ... Mein französisches Korps wird zurückgesetzt. Es hat nie eine tapferere Kampforganisation gegeben. Aber mein Angebot, ihnen den Angriff auf Ferentino zu überlassen, wurde glatt abgelehnt, es sei denn, die Franzosen willigten ein, sich südwärts auf den gleichen Strassen zurückzuziehen, auf denen sie vormarschiert waren.*

*Ich werfe alles, was mir an Streitkräften zur Verfügung steht, in die Schlacht um die Albaner Berge. Ich hoffe, dass es mir dadurch gelingt, diese feindliche Schlüsselstellung zu sprengen. Kesselring wird dadurch gezwungen werden, seine beiden Armeen nördlich von Rom zurückzuziehen.*

*(Dass ich alles in die Schlacht warf, was mir zur Verfügung stand, war fast zu wenig gesagt, denn ich zog in Wahrheit selbst alle meine Reserven und ein neues Regiment der 91. Division heran, das eben erst aus den Vereinigten Staaten angekommen war. Nicht ein einziger Soldat, den es in meinem Bereich gab, entging meinem Zugriff.)*

*Sollte es mir nicht gelingen, die Stellung in drei oder vier Tagen zu sprengen, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als meine Truppen zu reorganisieren und auf die Achte Armee zu warten, um mit ihr gemeinsam den Angriff zu wiederholen.»*

Der 31. Mai brachte wenige Fortschritte. Dies zum Teil deshalb, weil die Anstrengungen der letzten Tage die Truppen der Fünften Armee erschöpft hatten. Zum anderen Teil lag es daran, dass die Franzosen bei ihrem Versuch, Valmontone zu erreichen, auf verstärkten Feindwiderstand trafen. Um diese Zeit eilte die Achte Armee vorwärts nach Frosinone. Am folgenden Tag meldete sich bei mir auf meinem Gefechtsstand ein Verbindungsoffizier der Achten Armee, den General Leese gesandt hatte. Der Offizier fragte, ob die Fünfte Armee in der Lage wäre, Rom ohne Beistand der Achten Armee einzunehmen – denn dann würde die Achte Armee

ihren Vormarsch in nördlicher Richtung von Rom weiterführen. Ich stimmte zu.

Wir bereiteten uns für den entscheidenden Angriff vor und ich schärfte allen Unterführern nachdrücklichst ein, dass wir diesmal Erfolg haben müssten, wenn wir damit rechnen wollten, in Rom einzumarschieren.

Wir hatten bisher unsere Streitkräfte so rasch als möglich aus der ehemaligen Südfront herausgeführt, um sie mit den Invasionstruppen aus Anzio zu vereinigen. Um den 30. Mai übergab General Keyes die Kommandogeschäfte im Kampfabschnitt des II. Korps dem Befehlshaber des neugebildeten IV. Korps, Generalmajor Willis Crittenberger, während er selbst das Kommando über den Artena-Frontabschnitt zwischen den Albaner Bergen und Valmontone übernahm. Wir legten uns zurecht, dass wir den Deutschen mit beträchtlicher Überlegenheit entgegentreten konnten, wenn die Franzosen den Valmontone-Sektor erreicht hatten, da dadurch unsere rechte Flanke den so nötigen Schutz erhielt, um den entscheidenden Schlag zu führen.

Als wir am 2. Juni dazu ausholten, das Ergebnis aber noch auf sich warten liess, suchte mich Alexander auf. Er teilte mir mit, dass sich Meinungsverschiedenheiten über die Grenzlinie zwischen den Vormarschräumen der Achten Armee und dem Französischen Expeditionskorps entlang der nach Rom führenden Route 6 ergeben hätten. Es lag mir daran, die Franzosen in den Raum der Achten Armee zu verlegen, da ich das hochgelegene Gelände zu unserem Flankenschutz benötigte und die Achte Armee noch zu weit entfernt war. Ich rechnete damit, dass Alexander dem nicht so ohne Weiteres zustimmen würde, aber der General erwiderte, ich sollte mir deswegen keine Sorgen machen und fügte hinzu, dass er uns mit der ganzen Achten Armee beistehen würde, um den Erfolg zu sichern. Worauf ich ihm antwortete, dass wir den Durchbruch erzwingen würden.

Ich fuhr fort zu erklären, warum wir über Route 6 hinaus ins Gebiet der Achten Armee vorrücken mussten, und Alexander sagte, wir sollten nicht zögern. Ich erbot mich zu räumen, sobald die Briten hingelangt waren und die Stellungen übernommen hatten. Nun erst ging Alexander auf meine Absicht ein. Sodann machten wir uns an die Festlegung des Textes eines Kommuniqués, das nach der Einnahme Roms zur Verlautbarung kommen sollte. Darin wurde zum Ausdruck gebracht, dass die «Truppen der Fünften Armee» Rom genommen hätten. Dies war für die Männer der Fünften

Armee – und auch für mich – von grösserer Wichtigkeit, als es vielleicht scheinen mag. Das Übereinkommen verschaffte mir ein hohes Mass von Befriedigung. Nun blieb uns nur mehr übrig, loszuschlagen und Rom zu erobern.

Am 27. Mai hatte die 36. Division die 1. Panzerdivision unterhalb von Velletri abgelöst. In einem bravourösen Nachtmarsch hatte sich diese Division einen Weg auf einen nördlichen Ausläufer des Monte Artemisio (im Rücken Velletris, in den Albaner Bergen) erkämpft, wo sie zur Morgendämmerung des 31. Mai einen deutschen Artilleriebeobachtungsstand überrumpelte, ohne selbst einen Schuss abzugeben. So vollständig war diese Überrumpelung, dass einer der deutschen Artilleristen noch bei seinem Morgenbad in der Badewanne sass, als die Übergabe der Stellung erfolgte.

Von dort drang die 36. Division tief in das Hinterland von Velletri ein und stiess knapp bis an den Lago Albano vor. Velletri selbst fiel am 2. Juni in unsere Hände. Zur selben Zeit unternahm das II. Korps, das sich nunmehr aus der 3. Division, aus der Spezialtruppe und der 85. und 88. Division zusammensetzte, einen Angriff in nordwestlicher Richtung. Dadurch gelang es, die Route 6 abzuschneiden und anschliessend in die Verteidigungsstellungen der Deutschen bei Valmontone einzubrechen. Auf diese Weise erfolgte der Anschluss an unsere französischen Streitkräfte bei Colle Ferro.

Am 3. Juni fuhr ich den ganzen Tag über von Gefechtsstand zu Gefechtsstand und erklärte:

«Der Tag der Entscheidung ist gekommen!»

Die staubbedeckten Strassen waren überfüllt. Kolonnen von gefangenen Deutschen strömten in die für sie errichteten Lager. Zu beiden Seiten der Strassen lagen zahllose zertrümmerte Feindfahrzeuge und überall gab es sichtbare Zeichen der deutschen Auflösung. Sogar die so sehr gerühmte Hermann-Göring-Panzer-Fallschirmjäger-Division hatte der ungeheure Druck, den unsere Truppen auf einem schmalen Frontabschnitt ausübten, zersprengt. Keyes führte mit seinem II. Korps eine Schwenkung nach Westen aus, während die Franzosen rasch zur Stelle waren, um seine rechte Flanke zu schützen. Unter rollendem Panzereinsatz mit nachfolgenden Infanterieangriffen gelang es Keyes am Abend des 4. Juni, bis auf eine Entfernung von vier Meilen an Rom heranzurücken.

Indessen erhielt ich am 3. Juni aus Alexanders Hauptquartier einen Funkspruch, in dem man mir mitteilte, dass der Oberkommandierende der polnischen Streitkräfte in London den Wunsch ausgesprochen habe, ein Detachement des II. polnischen

Korps an dem Einmarsch in Rom teilnehmen zu lassen. Anscheinend hegte man allerorts die Vorstellung, wir würden unseren Einmarsch in Rom zu einer prunkvollen Parade aufziehen.

«Sagen Sie es, bitte, jedermann – nötigenfalls auch den Schweden –, dass es nicht in meiner Absicht liegt, dem taktischen Einmarsch unserer Truppen in Rom einen dekorativen Rahmen zu geben», äusserte ich mich in meiner Antwort an Gruenther: «Gott und die Deutschen wollen es nicht anders. Ich wüsste auch gar nicht, wie ich es anstellen sollte, jedermann bei diesem Ereignis unterzubringen. Ich stimme vollkommen mit General Alexander überein, der der Meinung ist, dass wir erst später an Paraden denken können, wenn überhaupt... Geben Sie daher jedem zu verstehen, dass weder griechische, noch polnische, indische oder sonstige Detachements vor dieser Parade nach Rom kommen können. Haben Sie weiters die Liebenswürdigkeit und halten Sie mir auch die Feuerwehr vom Leib, die allenfalls hier eintreffen könnte, wenn unser Einmarsch in Rom bevorsteht.»

Besonders beharrlich wehrte ich mich auf meinem Vormarsch gegen Besuche. Am selben Tag waren schon welche da. Es waren fünf jugoslawische Offiziere, die, von einem amerikanischen Leutnant begleitet, in meinem Hauptquartier auftauchten. Der Leutnant überreichte mir Instruktionen der 15. Armeegruppe, den Jugoslawen Gelegenheit zur Besichtigung unserer Front zu geben. Wir hatten zur Zeit allerdings andere Sorgen, als nach Gästen zu sehen, für die es überdies so gut wie gar keine Bequemlichkeit gab. Ich war kaum sehr freundlich. Zufällig traf es sich, dass man mir kurz vorher Meldung über die erfolgte Herstellung einer Telephonleitung zwischen Anzio und meinem Hauptquartier an der Südfront erstattet hatte. So wartete ich auf das Zustandekommen einer Verbindung mit Gruenther.

Ich fragte: «Kann ich ihn schon sprechen?»

«Nur einen Augenblick noch, wir sind eben dabei durchzukommen», wurde mir geantwortet.

Die Verbindung war allerdings recht schwach und ich konnte Gruenthers Stimme nur mit äusserster Anstrengung vernehmen. Ich schrie in meinen Hörer hinein, wie man Besucher dazu bringen könne, einem vom Halse zu bleiben. Schliesslich schaltete sich jemand in die Leitung, sagte, dass er uns beide sehr gut verstehen könne und erklärte, er werde weiterleiten, was er von mir gehört habe.

«Gut», antwortete ich. «Sagen Sie ihm also, dass ich fünf Jugoslawen hier habe.»

Ich vernahm ein undeutliches Murmeln am anderen Ende des Drahtes.

«Was sagt er dazu?» fragte ich ärgerlich. «Was macht er mit meinen Instruktionen?»

«General Gruenlher sagt», antwortete die Stimme, «dass ihm die Sache zwar nicht ganz klar ist, dass er aber vermutet, Sie wollten ihm fünf Jugoslawen senden. Er wird sein Möglichstes versuchen, mit ihnen etwas anzufangen.»

«Aber nein!» brüllte ich zurück. «Er soll nichts mit ihnen anfangen. Ich kann die fünf jetzt hier nicht brauchen.»

Damit warf ich den Hörer hin und entdeckte leider zu spät, dass ich, um verstanden zu werden, so laut geschrien hatte, dass die fünf Jugoslawen, die sich im Nebenzimmer befanden, den grössten Teil dieses Telefongesprächs mit anhören mussten. Sie waren natürlich gekränkt, und als ich ihnen nachher mitteilte, es stünde ihnen frei, den Brückenkopf bei Anzio, aber nicht das Frontgebiet zu besuchen, entschlossen sie sich, uns wieder zu verlassen.

«Machen Sie es, bitte, jedem klar», sagte ich zu Gruenther, «dass der gegenwärtige Zeitpunkt der denkbar ungünstigste für einen Besuch an unserer Front ist. Im Übrigen muss man sich auf alles gefasst machen. Ich halte es für gar nicht so ausgeschlossen, dass es dann eines Tages heissen könnte, die Jugoslawen waren die ersten, die in Rom einzogen.»

Am 4. Juni fuhr ich in meinem Jeep über Velletri und Ardena nach Valmontone und von da auf Route 6 bis zu einer Stelle, die nur mehr ungefähr fünf Meilen von Rom entfernt war. Hier traf ich Général Keyes und General Frederick, die mir meldeten, dass vereinzelte Abteilungen unserer Sonderdiensttruppe bereits bis an den Westrand der Stadt vorgedrungen waren. Auch eine Reihe anderer Stosstrupps fand den Weg in die Stadt, doch trafen sie noch überall auf feindlichen Widerstand. Ich hatte meinem Piloten, Major Jack Walker, Anweisung gegeben, ungefähr um die Zeit, in der anzunehmen war, dass ich mein Ziel im Jeep erreicht haben würde, über die Route 6 hinzuzufiegen und nach mir Ausschau zu halten. Sobald er mich entdeckte, sollte er versuchen, zu landen und mich an Bord zu nehmen. Ich sah ihn nun in langsamem Flug über die Strasse auf uns zukommen. Gerade da aber wurde die Feuertätigkeit in unserer nächsten Nähe heftiger und es gab auch sonst keinen geeigneten Landungsplatz. Schliesslich aber machte Walker doch noch einen Platz ausfindig, auf dem er sein Cub-Flugzeug zur Landung bringen konnte. Es war dies der Hof eines Schul-

gebäudes, das sich unweit der Strasse befand. Der Hof war von drei Seiten vom Schulgebäude selbst und an der vierten Seite von einer etwa zweieinhalb Meter hohen Ziegelmauer eingeschlossen. Auf diese Weise bot dieser Platz einen nicht zu unterschätzenden Schutz gegen Artilleriebeschuss. Dass der Hof in seiner geringen Ausdehnung auch noch einen idealen Landungsplatz abgab, konnte man nicht gut verlangen. Er war als Rollfeld zu kurz.

Nachdem Walker sein Landungsmanöver ausgeführt hatte, begaben wir uns an den Fuss eines Hügels, von dem aus der Weg zur Stadt führte. Auf der Spitze des Hügels war eine grosse Holztafel zu sehen mit der Aufschrift: ROMA. Ich muss gestehen, dass dieses Wort auf mich einen gewaltigen Eindruck machte. Leider war gerade jetzt das feindliche Feuer so stark, dass wir zögerten, hinauf zu gehen. Eine Stunde später aber wurde es wieder schwächer, weshalb Frederick und ich uns daran machten, den Hügel zu besteigen. Nach einer Weile kam uns auch Keyes nach und wir krochen zu dritt einen Graben entlang aufwärts.

Da im Augenblick alles ruhig schien, standen wir auf. Einige Zeitungsphotographen wünschten, dass wir uns neben die Tafel mit der Inschrift ROMA stellen sollten, was ihrer Meinung nach ein aktuelles Bild ergäbe. Sie zückten ihre Kameras und in dem Moment kam ein deutscher Scharfschütze auf den Einfall, uns aufs Korn zu nehmen. Seine erste Kugel ging mit lautem Päng mitten durch die Tafel. Ich bezweifle, dass jemals jemand Gelegenheit fand, zu sehen, wie so viele Generäle auf einmal blitzschnell in Deckung gingen. Durch den Graben krochen wir wieder den Hügel hinab, wo das Gelände mehr Schutz bot. Später liess Frederick die Tafel mit der Inschrift von der Spitze des Hügels herabholen und schickte sie mir als Erinnerung zu.

Jack Walker und ich verbrachten noch einige Stunden in der Nähe des Schulgebäudes, bis es offensichtlich war, dass wir an diesem Tage keine Gelegenheit mehr finden würden, in die Stadt vorzustossen. Noch immer zögernd ging ich schliesslich an Bord des Flugzeuges, während Jack Berechnungen anstellte, ob ihm der kleine Schulhof genügend Möglichkeiten bieten würde, zu starten und über die Mauer zu kommen. Ich war geneigt es zu bezweifeln. Er meinte, es würde reichen. Es stellte sich bald heraus, dass dies der Fall war, wenn wir auch gerade nur drei Zoll über dem Hindernis hinwegflogen. Dann hielten wir Kurs auf meinen Gefechtsstand.

Tatsächlich standen unsere Truppen an diesem Tag unmittelbar vor Rom. An einigen verstreuten Punkten jedoch lieferte uns



der Feind noch heftige Kämpfe. Leichte motorisierte Einheiten waren trotz Widerstand von Nachhut in die Stadt eingedrungen, aber es konnte niemals mehr festgestellt werden, welche von ihnen als erste in der Stadt war. Sie erlebten Szenen grösster Ekstase, und als sie kreuz und quer durch die Stadt fuhren, um möglichst viele der neunzehn Tiberbrücken, die wir für die Verfolgung des Feindes nötig hatten, zu sichern, wurde ihre Aufgabe durch jubelnde Menschenmassen oft ernsthaft verzögert. Um Mitternacht hatten wir die meisten Brücken in sicherer Hand, trotzdem einige an beiden Seiten von Rom von den deutschen Nachhut gesprengt worden waren.

Mittlerweile war es möglich gewesen, die letzten deutschen Widerstandsnester in den Albaner Bergen auszuräuchern und meine Aufmerksamkeit konnte ich daher gänzlich auf die Verfolgung des zurückweichenden Feindes über Rom hinaus richten. Während der nächsten 24 Stunden zogen sich die Kämpfe in nordwestlicher Richtung hin.

Nach der Einnahme Roms hatte die Fünfte Armee in Italien bisher Verluste in der Höhe von 124.917 Mann. Darunter befanden sich 20.389 Gefallene, 84.389 Verwundete und 20.139 Vermisste. Von den Gefallenen waren 11.292 Amerikaner, 5'017 Briten, 3'904 Franzosen, 176 Italiener und Verwundete im gleichen Verhältnis zu den Gefallenen. Die Männer der Fünften Armee hatten für die Befreiung der Ewigen Stadt einen hohen Preis gezahlt.

Am 5. Juni fuhr ich mit Gruenther und anderen Offizieren auf der Route 6 in die italienische Hauptstadt. Zwar kannten wir uns in der Stadt nicht gut aus, aber General Hume, der mit uns fuhr, wusste einen Vorschlag zu machen. Er meinte, dass das Rathaus auf dem Kapitolinischen Hügel der geeignete Ort sein würde, an dem ich mich mit meinen vier Korpskommandeuren zur Besprechung unserer nächsten Pläne einfinden konnte. Unsere Absicht ging dahin, so rasch als möglich über Rom hinaus vorzustossen, um einerseits dem fliehenden Feind auf den Fersen zu bleiben, andererseits aber auch Civitavecchia, den Hafen Roms, in unseren Besitz zu bringen, der für unseren Nachschub dringend nötig war.

Als wir die Strassen Roms erreichten, sahen wir Scharen fröhlicher Menschen, von denen viele beim Durchmarsch unserer Infanterie durch die Hauptstadt Fähnchen schwenkten. Die Gewehre der Soldaten und die MG.-Rohre der Panzerwagen wurden mit Blumen geschmückt. Die Begeisterung mancher Römer beim Einmarsch der amerikanischen Truppen grenzte an Hysterie. Aber

auch die Amerikaner waren begeistert und sahen sich nach den Altertümern um, von denen sie in ihren Geschichtsbüchern gelesen hatten. An diesem Tag machte ein beherzter Soldat die klassische Bemerkung des italienischen Feldzuges, als er die Ruinen des alten Kolosseum sah, leise vor sich hinpiff und sagte: «Verdammt, ich hätte nicht gedacht, dass unsere Bomber solchen Schaden in Rom angerichtet haben.»

Unsere Jeeps suchten sich den Weg durch die menschen-erfüllten Strassen der Stadt, während wir uns die Hälse verrenkten, damit uns keine der Sehenswürdigkeiten entging. Aber den Weg zum Kapitolinischen Hügel vermochten wir nicht zu entdecken. Tatsächlich hatten wir uns bereits verfahren, aber wir wollten es nicht recht zugeben. Ausserdem machte es uns nicht viel aus und wir waren auch viel zu sehr mit dem beschäftigt, was wir um uns erblickten. Unversehens gelangten wir auf diese Weise auf den St.-Peters-Platz, von dem wir alle gleicherweise entzückt waren. Hume glaubte nun auch die Orientierung wieder gefunden zu haben. Während unsere Wagen auf dem grossen Platz anhielten und wir andachtsvoll das stolze Bauwerk des Domes von Sankt Peter bewunderten, kam ein Priester des Weges, schritt auf uns zu und blieb vor meinem Jeep stehen.

«Willkommen in Rom!» sagte er in englischer Sprache. «Kann ich mich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich zeigen?»

«Gewiss», antwortete ich. «Wir möchten gerne zum Kapitol.»

Er zeigte uns die Richtung an, in der wir zu fahren hatten.

Dann fügte er seiner Erklärung hinzu: «Wir sind stolz auf die amerikanische Fünfte Armee. Erlauben Sie, dass ich mich vorstelle?»

Er nannte seinen Namen. Der Priester stammte aus Detroit.

«Mein Name ist Clark», erwiderte ich seine Vorstellung.

Wir waren beide erfreut, uns kennengelernt zu haben und der Priester machte Anstalten, seinen Weg fortzusetzen. Nach ein paar Schritten jedoch blieb er stehen und kehrte sich wieder mir zu: «Wie sagten Sie, war Ihr Name?» fragte er.

Eine Gruppe Italiener hatte sich um unsere Jeeps versammelt und sie lauschten aufmerksam unserem Gespräch mit dem Priester. Als dieser ihnen mitteilte, dass ich der Kommandeur der Fünften Armee sei, rief ein Bursche auf einem Fahrrad, er werde uns zum Kapitol führen. Das tat er auch sogleich, indem er, unserem Wagen voran, in die Pedale seines Fahrrades trat und jedermann, der uns begegnete, zurief, er möge aus dem Weg gehen, denn Gene-

ral Clark wünsche sich auf das Kapitol zu begeben. Dies hatte naturgemäss zur Folge, dass die Aufregung der uns folgenden Menschenmenge noch mehr anstieg, als dies bisher schon der Fall gewesen war, wo immer wir uns in Rom blicken liessen, und als wir einen Platz gegenüber dem Balkon erreichten, von dem aus Mussolini seine meisten Reden zu halten pflegte, war die Strasse von einer neugierigen und «Hoch!»-rufenden Menge blockiert.

Endlich konnten wir uns einen Weg bahnen und fuhren hügel-  
aufwärts zum Rathaus. Das Tor des Gebäudes war versperrt. Weit  
und breit war keine menschliche Seele zu erblicken. Ich pochte an  
das Tor und dachte, dass dies ein sonderbarer, abwechslungsreicher,  
wenn auch ein historischer Tag war. Da standen wir wie verloren  
inmitten der altehrwürdigen Stadt, die wir als Befreier nach einem  
langen und mühevollen Feldzug betreten hatten. Man hatte uns  
Willkommgrüsse zugerufen, ein römischer Priester hatte uns den  
Weg gezeigt und ein Junge auf einem Fahrrad. Die aufgeregten und  
sich vor Freude wie irrsinnig gebärdenden Menschen dieser Stadt  
hatten uns in den Strassen fast zerquetscht. Nun aber standen wir  
hier vor dem Rathaus und konnten nicht hinein. Ich schlug aber-  
mals an das grosse Tor, wobei ich mich gar nicht mehr wie der Er-  
oberer Roms fühlte. Ach was, dachte ich schliesslich, wir sind ja  
doch vor Ikes Überquerung des englischen Kanals nach der Nor-  
mandie in Rom einmarschiert. Das stimmte freilich, aber nur knapp.  
Damals wusste ich es noch nicht, denn zur Zeit, in der ich vor dem  
Tor des römischen Rathauses stand, schiffte sich Ikes Armee im  
Norden ein. Der Wettlauf um Rom wurde nur mit zwei Tagen Vor-  
sprung gewonnen.

## VERFOLGUNG BIS ZUM ARNO

### JUNI BIS OKTOBER 1944

Die Zusammenkunft mit meinen vier Korpskommandeuren auf dem Kapitulinischen Hügel in Rom an jenem Morgen des 5. Juni wird immer als ein Wendepunkt des alliierten Angriffes auf die Weichteile der Achse in meiner Erinnerung haften bleiben.

Die Zusammenkunft selbst brachte natürlich keine augenblicklichen Entscheidungen. Nachdem unser wiederholtes Klopfen am Tor des Rathauses endlich einen Wächter herbeigelockt hatte, tauchte bald darauf auch General Roberto Bencivento, der italienische Militärkommandant von Rom, ein glühender Patriot, auf und hiess uns willkommen. Als später auch General Truscott, General Keyes, General Crittenberger und General Juin sich einfanden, machten wir uns sogleich an das Problem, die schwer angeschlagenen Deutschen zu verfolgen und ihnen keine Ruhepause zu lassen.

Für mich war diese Zusammenkunft bedeutungsvoll, einerseits der Männer wegen, die an ihr teilnahmen, andererseits aber auch gewisser Entscheidungen wegen, die höheren Orts gefasst worden waren und uns alle berührten. An jenem Morgen fühlte ich, dass die Kommandeure der Fünften Armee in ihrer Verbundenheit eine wundervolle Gemeinschaft bildeten, die unter Beweis gestellt hatte, dass sie sich darauf verstand, eine Armee zum Sieg zu führen, und die darauf brannte, dafür auch in der Zukunft Beweise liefern zu können. Ich fand es im Grunde interessant, dass die drei amerikanischen Korpskommandeure Truscott, Keyes und Crittenberger ursprünglich Kavalleristen waren und dass sie zu einer Zeit, in der die Kavallerie bereits verschwunden war, die strenge Kraftprobe des Gebirgskrieges in Italien zu bestehen vermochten. Von meiner Bewunderung für Juin habe ich schon gesprochen – es gab nie einen vorzuziehenderen Soldaten.

An diesem Tag unseres Einzuges in Rom hegte ich keinen Zweifel, dass es uns in kürzester Zeit gelingen würde, die Deutschen

in Italien vernichtend zu schlagen, sie über die Alpen zu jagen oder sonst irgendein beliebiges Kriegsziel zu erreichen, das man von uns verlangte. Es schien mir, als wäre nun erst die Fünfte Armee zu einer Art ungeheuren Kriegsmaschine mit unbegrenztem Horizont geworden.

Dies war jedoch nicht der Weg, den das Schicksal für die Fünfte Armee beschlossen hatte. Aus mancherlei Gründen, die der Leser später erkennen wird, wurde unsere so wohlerprobte Kampf-gemeinschaft auseinandergebrochen und die Fünfte Armee büsste einen beträchtlichen Teil ihrer Stärke ein. Ein Feldzug, der imstande gewesen wäre, die ganze Geschichte der Beziehungen zwischen der westlichen Welt und der Sowjetunion grundlegend zu ändern, verpuffte – ich will nicht behaupten in Nichts, aber doch zu weit weniger als es sein konnte. Dass es so kam, hatte seine Ursache in Entscheidungen, die, wie gesagt, höheren Orts getroffen wurden. Ihre Gründe übersteigen den Kreis meiner Einsicht und meines Wissens. Aber ich glaube nicht, dass es so gänzlich ausserhalb meiner Sphäre liegt, wenn ich, wenigstens vom militärischen Gesichtspunkt aus, Betrachtungen darüber anstelle, was die Fünfte Armee hätte erreichen können, wenn sie in den kommenden Monaten beisammengeblieben statt auseinandergerissen worden wäre.

Ich weiss und habe es auch schon einmal angedeutet, dass Spekulationen dieser Art nicht mehr Gewicht haben, als die Schlagzeilen einer Montag-Morgenzeitung. Es ist bekanntlich immer um vieles leichter, Fehler zu erkennen, wenn man zurückblickt. Allein, in Italien gab es eine Fülle von Gelegenheiten, zu sehen, was hätte getan werden müssen, und die Möglichkeiten, die sich boten, wurden ausgiebig diskutiert, bevor man sich entschloss, sie ausser Acht zu lassen. Es war nicht nur meine Meinung, sondern auch die von politischen Sachverständigen, dass es einer der ärgsten politischen Fehler dieses Krieges war, die Stosskraft der Alliierten in Italien abzuschwächen, um Truppen für die Invasion Südfrankreichs zu gewinnen, statt unseren Angriff auf die Länder des Balkans auszudehnen.

Ich habe schon früher zum Ausdruck gebracht, dass Eisenhower naturgemäss darauf hinarbeitete, die Deutschen unter den denkbar grössten militärischen Druck zu setzen. In diesem Zusammenhang stellte die Aktion «Amboss» nur eine logische Folge dieses Bestrebens dar. Wäre ich an Ikes Stelle gewesen, dann hätte auch ich auf der Ausführung dieser Aktion bestanden. Denn seine Aufgabe bestand darin, möglichst viele deutsche Streitkräfte zu ver-

nichten und das südfranzösische Unternehmen würde ihm dabei helfen. Dadurch schien es möglich, die Kriegsdauer abzukürzen und das Leben vieler alliierter Soldaten zu retten. Ich weiss ausserdem, dass General Eisenhower seinerzeit dem britischen Premier gegenüber die Äusserung machte, er hielt einen Angriff auf die Länder des Balkans für weitaus geeigneter, den politischen Zielen der Briten und Amerikaner zu dienen als die Invasion Südfrankreichs. Allerdings fügte Ike hinzu, dass für den Fall, als die Entscheidung von politischen Erwägungen geleitet werde, die Verantwortung hierfür, wie in demokratischen Ländern üblich, von den obersten Staatslenkern getragen werden müsse. Dies stellte zweifellos einen durchaus korrekten Standpunkt dar und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, dass Eisenhowers Meinung – eine Meinung, die übrigens von General Marshall geteilt wurde – nichts anderes ausdrückte, als was zu jenem Zeitpunkte unserer militärischen Lage zum Vorteil gereicht hätte.

Ich bin fest davon überzeugt, dass die französischen Streitkräfte allein, mit den verfügbaren sieben Divisionen, ausgereicht hätten, Marseille in Besitz zu nehmen, Eisenhowers Südflanke zu schützen und das Rhone-Tal hinauf vorzurücken, um sich mit der Hauptmacht der «Overlord»-Streitkräfte zu vereinigen. Das VI. amerikanische Korps hätte unter diesen Umständen mit seinen drei Divisionen in Italien verbleiben können. Der Elan des alliierten Vorstosses in Italien wäre dadurch nicht verlorengegangen und es wäre daher möglich gewesen, dass wir in die Balkanländer hätten vorrücken können.

Als General Marshall kurze Zeit nach der Einnahme Roms nach Italien kam, um uns einen Besuch abzustatten, brachte ich besonders diesen Gegenstand zur Sprache. Ich drang darauf, dass man die Franzosen allein das Invasionsunternehmen in Südfrankreich ausführen und die amerikanischen Truppen in der Fünften Armee beisammen liesse. General Marshall hörte mich interessiert an, aber ich vermute, es war damals bereits zu spät, den Lauf der Dinge zu ändern. Unsere Regierung hatte sich zu dem bereits ein Jahr vorher in Teheran beschlossenen Angriff verpflichtet, ohne die strategische Situation im Lichte der neuen alliierten Erfolge in Frankreich und Italien ins Kalkül gezogen zu haben.

Es wurden also Truppen, Kriegsmaterial und Flugzeuge, die für die Aktion «Amboss» erforderlich waren, einfach von der Fünften Armee abgezogen, deren Schlagkraft dadurch empfindliche Einbussen erlitt. Ich verlor das ganze VI. Korps, also die 3., die 36.

und die 45. Division. Es handelte sich dabei um Truppen, die ich ausgewählt hatte, als ich noch selbst für die Leitung von «Amboss» ausersehen war. Ich verlor aber auch noch das französische Expeditionskorps, das begreiflicherweise selbst darnach verlangte, an der Befreiung seines Vaterlandes mitzuwirken. Ich verdankte es lediglich Juins Bemühungen, dass ich diese ausgezeichneten Truppen wenigstens nicht sofort abgeben musste. Ende Juli aber hatten sie uns alle verlassen.

Gewiss, ich bin in dieser Sache kein unbefangener Zeuge, denn es war schliesslich mein Gespann, das mir da davonfuhr, aber es gibt noch andere Quellen, die meine Stellungnahme stützen. Da war beispielsweise Marschall Kesselrings Geheimer Nachrichtendienst, der in den kommenden Wochen die Ursache nicht zu erklären vermochte, warum unsere gross angelegte Offensive die einmalige Chance sich entgehen liess, die aufgelöste und geschlagene deutsche Armee in Italien vollständig zu vernichten.

Nach Kriegsende fand sich Gelegenheit, einen deutschen General über die damalige Entwicklung an der italienischen Front zu hören. Er erklärte: «Es war unverständlich, wieso es damals dazu kommen konnte, dass Divisionen aus den Kampfabschnitten abgezogen wurden. Was aber auch immer die Veranlassung dazu war, das deutsche Oberkommando zog daraus jedenfalls seinen Nutzen.»

Es dauerte einige Zeit, bis die Deutschen begriffen, was aus den amerikanischen Divisionen in Italien geworden war. Dem Spionageabwehrdienst fielen unter Leitung des amerikanischen Oberstleutnants Stephen J. Spingarn wiederholt deutsche Agenten in die Hände, die den Auftrag hatten, herauszufinden, «wo, zum Teufel!» sich gewisse alliierte Divisionen befanden, deren Fehlen man auf der feindlichen Seite wahrgenommen hatte. Es handelte sich um die Divisionen, die nach Frankreich geschickt worden waren.

Ich halte auch den russischen Gesichtspunkt in diesem Zusammenhang für ausserordentlich interessant. Während der Verhandlungen der Grossen Drei in Teheran war Stalin der Mann, der sich am eifrigsten für die Invasion Südfrankreichs einsetzte. Er wusste dabei genau, was er wollte, sowohl in militärischer als auch in politischer Hinsicht. Was er aber insbesondere wollte, war, dass wir uns von den Ländern des Balkans fernhielten, die er für die Rote Armee freizuhalten wünschte. Wenn wir das Schwergewicht unseres Angriffes von Italien nach Frankreich verlagerten, dann wusste nicht nur Stalin, sondern alle Welt, dass wir Mitteleuropa den Rücken kehrten. Von Frankreich aus auf den Balkan vorzu-

stossen, hätte es nur einen Weg gegeben, den durch die Schweiz, das hiesse mit anderen Worten, der Plan «Amboss» mündete in eine Sackgasse. Es war daher nicht schwer zu begreifen, weshalb Stalin in Teheran diese französische Aktion unterstützte, ja recht eigentlich darauf drängte. Was ich aber niemals begreifen werde, ist der Umstand, dass man es, nach einer gründlichen Änderung der Kriegslage, auf Seiten der Amerikaner und Briten unterliess, sich ein zweites Mal zusammzusetzen, um sich darüber klar zu werden, dass es augenblicklich Klügeres zu unternehmen gab als die Aktion «Amboss».

Dies geschah jedoch nicht, obwohl darüber insbesondere unter den Briten viel gesprochen wurde. Premierminister Churchill dürfte hierbei das erste Wort geführt haben. Aber es war sicherlich nicht seine Schuld, dass über diese Dinge eben nur geredet wurde, es aber niemals zu Taten kam. Nach dem Fall Roms hätten wir die Armee Kesselrings vollständig aufreiben können – wenn wir eben noch stark genug gewesen wären, unsere Offensive mit dem alten Schwung weiterzuführen. Und auf der anderen Seite der Adria lag Jugoslawien schon ziemlich fest in den Händen der Streitkräfte Marschall Titos, über Jugoslawien hinaus lagen Wien, Budapest und Prag.

In der Absicht, die Umstände zu schildern, die sich um unser Versäumnis, die Balkanländer anzugreifen, gruppierten, eile ich meiner Geschichte ein wenig voraus. Dies ist indessen zum Allgemeinverständnis nötig, insbesondere aber zum Verständnis der Haltung, die die Briten einnahmen. Denn in den folgenden Monaten kam General Alexander wiederholt zu mir und äusserte Ideen über den Entwurf von Plänen zur Überquerung des Adriatischen Meeres und einem Vormarsch durch Jugoslawien.

Marschall Tito hatte sich zu einem Besuch in Alexanders Hauptquartier eingefunden, wobei er dem britischen General den Vorschlag machte, ihm entsprechend abgeschirmte Küstenpunkte für eine Landung in Jugoslawien zur Verfügung zu stellen. Sicherlich wären Titos Partisanen eine wirkungsvolle Unterstützung für unseren Vormarsch auf Wien gewesen.

«Denken wir einmal über die Möglichkeiten einer amphibischen Landung in Jugoslawien nach», sagte Alexander gelegentlich zu mir. «Wir könnten die Landung an entsprechend geschützten Küstenstellen durchführen, während die Fünfte Armee durch Oberitalien in das Laibacher Becken vorstiesse.»

General Wilson zeigte sich einem solchen Plane sehr geneigt.



Auch König Georg sprach, gelegentlich seines Besuches in meinem Hauptquartier, von den Vorteilen, die uns ein Vorstoss von Italien aus nach Österreich bot. Es schien gar keine Frage zu sein, dass die Balkanländer den Briten im Sinn lagen, aber, soweit ich mich wenigstens überzeugen konnte, waren die höchsten Stellen in den Vereinigten Staaten an ihnen nicht interessiert. Es war allgemein bekannt, dass Präsident Roosevelt sich zwar eine Zeitlang mit ähnlichen Gedanken getragen hatte, ohne dabei aber von Harry Hopkins unterstützt worden zu sein.

Die eben geschilderten Umstände und Gesichtspunkte entwickelten sich erst nach und nach in Zeiträumen von Wochen oder Monaten, wenigstens so weit sie mit mir in Zusammenhang standen. Aber das effektive Ergebnis war doch, dass wir nach der Einnahme Roms «nach dem falschen Ziel zu laufen begannen», und dies sowohl vom politischen als auch vom strategischen Standpunkt aus.

Der politische Schnitzer, den wir uns zuschulden kommen liessen, wurde seither genugsam aufgezeigt und von mehreren Schriftstellern, wie André Garteiser, zur Diskussion gestellt. André Garteiser schrieb in einem Artikel der Zeitschrift «Le Monde Français» diesen Satz: *«Ein militärischer Befehlshaber muss... vor allen Dingen trachten, einen Krieg in solcher Weise zu beenden, dass die militärische Situation nach Abschluss der kriegerischen Auseinandersetzung von der Art ist, wie sie sein Land aus politischen Gründen verwirklicht zu sehen wünscht. Die Russen»*, fügte er hinzu, *«spielten ihr Spiel im Hinblick auf den künftigen Frieden.»*

Er drückte aber deutlich aus, dass das Versäumnis in Italien, die schwer getroffene deutsche Armee in einem Zeitpunkt nicht mehr zu Atem kommen zu lassen, wo bereits der Sieg winkte, ein grober Fehler gewesen sei.

Und abermals Garteiser wörtlich: *«Zum erstenmal in der Geschichte erlebte die Welt das Schauspiel, dass eine schon auf den Flügeln des Sieges dahinstürmende Armee plötzlich dem Hals über Kopf fliehenden Feind eine Galgenfrist gewährte... Es wird sich schwerlich ein Beispiel finden lassen, an dem strategisches Unvermögen so offenkundig zutage tritt.»*

Vom militärischen Gesichtspunkt aus konnte ich diesem folgerichtigen Urteil nur zustimmen. Vom politischen Standpunkt aus vermochte ich erst später—in Österreich—ganz zu begreifen, welche ungeheuren Vorteile wir uns hatten entgehen lassen, als wir den Fehler begingen, nicht gegen den Balkan vorzustossen. Wenn ich mich der Haltung Titos zu jener Zeit entsinne, dann bin ich der

Meinung, dass sein Bruch mit Stalin schon früher eintreten und unsere Freundschaft zu Jugoslawien durch ein gemeinsames militärisches Vorgehen untermauert werden hätte können. Was aber die übrigen Völker des Balkans hinter dem Eisernen Vorhang betrifft, so lassen die Verhältnisse seither nichts mehr an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Wären unsere Truppen dort früher als die Rote Armee eingetroffen, dann würde dies nicht nur den rascheren Zusammenbruch Deutschlands nach sich gezogen haben, sondern auch der Einfluss Sowjetrusslands wäre in drastischer Weise eingeschränkt worden.

Wie schon angedeutet, hat der Entschluss, uns von den Balkanländern fernzuhalten, die höheren deutschen Kommandostellen Wochen hindurch vor ein Rätsel gestellt. Der Feind konnte es nicht begreifen, dass seine Streitkräfte während der Sommer- und Herbstmonate 1944 in den Höhenzügen der Apenninen nicht in Stücke geschlagen wurden. Es war ein Entschluss, der wahrscheinlich die Historiker für eine viel längere Zeit vor ein Rätsel stellen wird.

Damals jedoch, als ich mich mit meinen Kommandeuren auf dem Kapitulinischen Hügel in Rom traf, bewegten diese Dinge noch ganz unbestimmt meine Gedanken. Ich wusste bereits, dass wir gewisse Divisionen verlieren würden, aber über das Ausmass der Folgen, die sich daraus ergeben sollten, war ich mir bei Weitem noch nicht im Klaren.

Nach unserer ersten Besprechung begaben wir uns gemeinsam in das Excelsior Hotel. Wir hatten bisher genügend Erfahrung mit den Deutschen gesammelt, und es war daher nicht verwunderlich, dass wir beim Betreten des Gebäudes das unbehagliche Gefühl hatten, im Hotel wären Zeitzünder zurückgelassen worden. Der Hotelier beeilte sich jedoch, uns zu versichern, dass Kesselrings Stab das Hotel in grösster Eile verlassen und daher sicherlich niemand mehr Zeit gefunden habe, an solche Dinge zu denken. Ich entschloss mich daher, die Nacht im Hotel zu verbringen. Später richteten wir das Hotel als Erholungsheim für Offiziere ein, während für Mannschaften das Mussolini-Sportstadion dem gleichen Zweck diene. Dieses Stadion setzte sich aus etlichen zwanzig Gebäuden zusammen und es gab dort prächtige Schwimmanlagen, Sportplätze und selbstverständlich auch Unterkünfte. Ich traf Anweisungen, dass jeder Mann und jede Frau, die im Verband der Fünften Armee an dem langen Feldzug um die Einnahme Roms teilgenommen hatten, Gelegenheit zur Erholung und zur Besichtigung der Stadt finden sollten.

Im «Excelsior» war für uns ein Frühstück vorbereitet und ebenso waren Zimmer für uns reserviert. Es gab zwar einiges Hin und Her, aber schliesslich fand ich mich allein in meinem Schlafzimmer. Zum erstenmal fand ich dort Gelegenheit, über die ereignisschweren letzten zehn Tage unseres Kampfes nachzudenken, welche grosse Bedeutung ihnen in dem langen und erbitterten italienischen Feldzug zukam. Ich kniete nieder und sprach ein kurzes Dankgebet. Als ich mich erhob, fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich blickte mich um und sah Juin neben mir stehen. Er lächelte und nickte nachdenklich mit dem Kopf.

«Das ist gut», sagte er. «Ich habe eben dasselbe getan.»

Innerhalb der nächsten zwei Tage bemühten wir uns, aus unserem Erfolg und der Auflösung der feindlichen Armee den grössten Nutzen zu ziehen. Unsere Luftwaffe konnte mit Recht auf einen hervorragenden Anteil an den Kämpfen, die zur Einnahme Roms führten, hinweisen, nicht nur bei dem Versuch der Deutschen, Truppen Verstärkungen aus dem Norden heranzuziehen, sondern auch, als in der letzten Phase des Kampfes die feindlichen Kolonnen das Weite suchten. Kesselring hatte schwere Verluste erlitten. Es wäre ein leichtes gewesen, seinen Truppen eine völlige Niederlage zuzufügen, wenn es uns möglich gewesen wäre, unseren Angriff mit der entsprechenden Stärke weiterzuführen.

Der Vatikan hatte Besorgnisse geäussert, dass es in der Zeit zwischen dem Rückzug der Deutschen und der Ankunft der amerikanischen Truppen in der Stadt zu Unruhen kommen könnte. Diese Befürchtung erwies sich jedoch als überflüssig, da wir dem Feind dicht auf den Fersen blieben und quer durch die Stadt über die Tiberbrücken hinter ihm heretzten. Später zeigte sich der Vatikan wegen der Befürchtung, dass unsere Anwesenheit die Ursache für deutsche Luftangriffe bilden könnte, daran interessiert, wie lange unser Hauptquartier in Rom bleiben würde.

Monsignore Walter S. Carroll, ein geistlicher Würdenträger im Staatssekretariat des Vatikans, stellte fast während der ganzen Dauer des italienischen Feldzuges die Verbindung zwischen dem Vatikan und der Fünften Armee her. Am 8. Juni hatte er eine Audienz für mich bei Seiner Heiligkeit bewerkstelligt. Ich liess mich von mehreren meiner Staboffiziere begleiten. Wir trugen unsere Felduniformen und fuhren in Jeeps zum Vatikan. Dort wurden wir von der Schweizergarde in ihrer historischen Aufmachung empfangen und in die Gemächer des Papstes geleitet. Der Papst sprach den Wunsch aus, mich vor der offiziellen Audienz allein bei sich zu

sehen. Bei dieser Aussprache zeigte der Papst viel Interesse für die militärische Lage und schien auch ausserordentlich gut über sie unterrichtet.

«Ich höre, dass sich Ihr Hauptquartier nun in Rom befindet», sagte er. «Wie lange werden Sie hier bleiben? Ich fürchte, dass Ihre Anwesenheit die Deutschen zu Vergeltungsmassnahmen reizen könnte.»

Ich erklärte darauf, dass, meiner Meinung nach, die Deutschen derzeit nicht in der Verfassung wären, an Vergeltungsmassnahmen denken zu können, dass wir aber jedenfalls nicht länger bleiben würden, als unbedingt nötig sei, höchstwahrscheinlich nur wenige Tage.

Der Papst erkundigte sich sodann, ob ich mit den Russen in Verbindung stünde. Er zeigte sich in dieser Beziehung sehr besorgt und äusserte Bedenken über die möglichen Auswirkungen des Kommunismus in Mitteleuropa. Dann drückte er die Hoffnung aus, dass amerikanische Soldaten den Vatikan besichtigen würden und lud die Soldaten auch zu besonderen Audienzen ein, die er täglich abzuhalten beabsichtigte. Ich hielt dies für einen ausgezeichneten Einfall und erklärte, es würde jedem Soldaten Gelegenheit geboten werden, solchen Audienzen beizuwohnen. Tatsächlich kamen auf diese Weise in den folgenden Monaten viele Tausende von Soldaten in die Lage, den Papst zu sehen.

Seine Heiligkeit fand grossen Gefallen daran, über Amerika und die Seereise zu sprechen, die er noch als Kardinal in die Vereinigten Staaten gemacht hatte. Seine Kenntnisse über Amerika schienen erstaunlich gross zu sein. Später entdeckte ich jedoch, dass ihm dennoch das Verständnis für die amerikanische Haltung fehlte. Dies stellte sich heraus, als mich der Papst einige Tage später zu sich lud, um sich mit mir über gewisse Einzelheiten bei den für amerikanische Soldaten abzuhaltenden Audienzen zu besprechen.

«Wissen Sie», sagte er während des Gespräches mit einem sehr ernststen Gesichtsausdruck, «ich glaube, dass Ihre amerikanischen Soldaten mich nicht leiden können.»

Da seitdem Schwärme von Soldaten aller Glaubensbekenntnisse sich begeistert zu den Audienzen im Vatikan gedrängt hatten, wäre ich geneigt gewesen, diese Bemerkung für einen Scherz zu halten, wäre nicht der ernste Ausdruck im Gesicht des Heiligen Vaters gestanden. Ich konnte daher nur irgendetwas Unzusammenhängendes sammeln, dass ich nicht recht verstünde, was er damit sagen wollte.

«Nun», fuhr der Papst fort, «ich pflege mich bei diesen Audienzen meinen Besuchern zu zeigen, sobald sie sich im Hof versammelt haben. Wenn es sich nun um Italiener oder andere Europäer handelt, dann brechen sie in laute und jubelnde Zurufe oder andere begeisterte Kundgebungen für mich aus, sobald sie mich erblicken. Wenn ich aber vor amerikanischen Soldaten in Erscheinung trete, dann äussern sie keinen Laut. Kein einziger Zuruf kommt aus ihrem Munde. Sie schweigen.»

Ich beeilte mich, das Missverständnis aufzuklären, das hier vorzuliegen schien. Allerdings bin ich nicht ganz sicher, ob es im Grunde klug von mir war, dem Papst den Unterschied klarzumachen, der in der religiösen Haltung zwischen Amerikanern und den Völkern der Mittelmeerländer besteht. Ich wies darauf hin, dass es die Amerikaner nicht für schicklich halten, sich bei einer solchen Gelegenheit laut und demonstrativ zu verhalten, und dass das Schweigen der amerikanischen Soldaten beim Erscheinen des Papstes ein Schweigen der Ehrfurcht war, die sie in Anwesenheit des Hauptes der römisch-katholischen Kirche empfanden. Er schien es zu verstehen und nahm es mit Wohlgefallen auf.

Ich sah den Papst auch nachher noch viele Male während meines Aufenthaltes in Italien. Dabei fand sich für mich immer mehr Gelegenheit, seine staatsmännische Klugheit, seine tiefe Weisheit und seine unendliche Menschenfreundlichkeit zu bewundern.

Kurze Zeit nach der Einnahme Roms durch unsere Truppen verlegte ich mein Hauptquartier in die waldige Umgebung der Villa Savoia, nahe den Ufern des Tiber und konzentrierte unsere unmittelbaren Anstrengungen darauf, den Hafen von Civitavecchia, den wir dringend benötigten, um unsere Nachschublinien zu verkürzen, zu besetzen und in Betrieb zu nehmen. In den letzten Monaten waren die Versorgungswege für unsere Truppen viel zu lang geworden, da Neapel noch immer der Hauptstützpunkt für unsere Schiffe war und alle Güter von dort auf dem Landweg weiterbefördert werden mussten.

Als wir die Deutschen über Civitavecchia hinaus zurückgedrängt hatten, liess ich mich von meinem Piloten Jack Walker am 9. Juni dorthin fliegen. Wir benützten dazu eine neue Flugzeugtype, L-5, die etwas grösser und schneller war als das Cub-Flugzeug, das uns bisher gedient hatte. Es lag in meiner Absicht, vom Flugzeug aus einen Überblick über den Hafen zu gewinnen, um das Ausmass der von den Deutschen auf ihrem Rückzug angerichteten Schäden festzustellen. Was ich bei diesem Flug sah, war allerdings

schlimm genug. Ich forderte Jack auf, so lange über dem Hafen zu kreisen, bis wir auch wirklich alles gesehen hätten, was es zu sehen gab. Die Folge davon war, dass sowohl Jack als auch ich dauernd unsere Blicke nach unten gerichtet hielten. Auf diese Weise konnte es geschehen, dass keiner von uns beiden einen Fesselballon sah, den unsere Männer als Schutz gegen deutsche Fliegerangriffe hochgelassen hatten. Jedenfalls gab es plötzlich einen heftigen Schlag und der Flügel unseres Flugzeuges traf das Ballonkabel, das zu einem Lastkraftwagen hinabführte, der am Rande des Hafens stand. Das Kabel rutschte an der Flügelseite entlang und verfang sich am Geschwindigkeitsmesser am Ende des Flügels. Als es mir zum Bewusstsein kam, was geschehen war, lief auch schon Benzin aus dem Treibstoffbehälter der Tragfläche und das Flugzeug drehte sich wild im Kreise. Mein erster Gedanke war, über Bord zu springen. Aber ich hatte keinen Fallschirm zur Verfügung. Jack riss das Drosselventil so weit als möglich auf, während wir in einer Luftspirale ringelspielartig um das Kabel wirbelten und dabei der Oberfläche des Meeres immer näher kamen. Aber nach einigen Augenblicken riss glücklicherweise das Kabel und Jack gelang es, das Flugzeug noch über dem Wasser aufzufangen. Mittlerweile hatten wir allen Treibstoff verloren. Jack stellte daher den Motor ab und liess das Flugzeug im Gleitflug gegen die Küste treiben.

Weder Jack noch ich waren uns bis zu diesem Augenblick bewusst, wie wir der Gefahr entronnen waren. Die Männer, die den Fesselballon bedienten, erklärten später, es hätte ihnen unmöglich geschienen, dass wir von dem Kabel loskämen. Es muss hier noch erwähnt werden, dass sich am Fesselballon eine Bombe mit Aufschlagzünder befand, die in dem Augenblick, als das Kabel irgendwie angeschlagen wurde, an diesem hinabglitt und explodierte. Ich glaube, dass wir es lediglich unserem langsamen Flug und dem geringen Gewicht des Flugzeuges zu danken haben, dass es nicht dazu kam.

Jack wählte ein Feld, das nicht weit vom Strand entfernt lag, und landete darauf so behutsam als möglich. Als wir dann aus der Kiste krochen, zitterten wir beide noch.

«Sie waren eben Zeuge eines Wunders, General», sagte Jack, und seine Stimme hörte sich so gar nicht danach an, als wollte er mit diesen Worten einen Scherz ausdrücken. «Ich dachte wirklich schon, es wäre alles vorbei.»

Nach der Einnahme Roms trat der italienische Feldzug in eine

neue Phase der Entwicklung. Kesselrings Absicht war es, sich nach möglichst vielen Verzögerungsgefechten bis zu einem starken Verteidigungsgürtel, Gotenstellung genannt, auf den Höhen des Apennin, etliche 25 Meilen nördlich des Flusses Arno und ungefähr 175 Meilen nördlich von Rom, zurückzuziehen. Wir hofften damals, dem Feind so dicht auf den Fersen bleiben zu können, dass es uns gelang, möglichst grosse Teile seiner Streitkräfte abzuschneiden. Innerhalb der ersten Woche ging die Verfolgung durch das Gelände nördlich des Tibers trotz gelegentlicher erbitterter Kämpfe mit Einheiten der feindlichen Nachhut verhältnismässig rasch vorwärts. Später versteifte sich der Feindwiderstand im Hügelgelände.

In diesem Zeitabschnitt und auch noch bis zu den Kämpfen am Arno lief die Front der Fünften Armee von der Küste des Tyrrhenischen Meeres über etwa 45 bis 50 Meilen in das Innere des Landes, wo sie Anschluss an die breitere Front der Achten Armee fand, die quer durch das Land bis zur Adria ging.

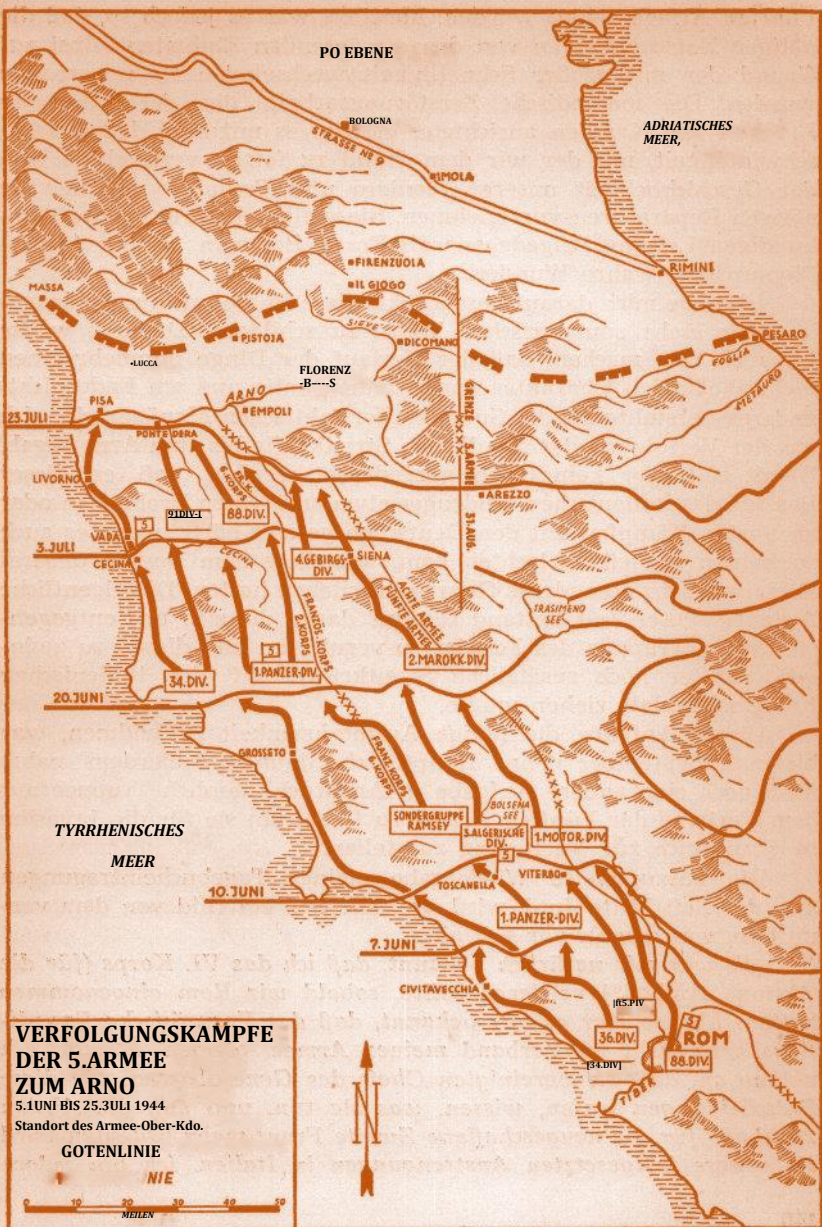
Die Deutschen hatten seit Mitte Mai 1'500 Fahrzeuge, 110 Feldkanonen, 125 motorisierte Geschütze und Pak sowie 122 Panzer verloren. Viel mehr Ausrüstung wurde auf der Flucht liegen gelassen oder von unserer Luftwaffe zerstört, und wir hatten 15.000 Gefangene gemacht. Während der ersten Wochen der Verfolgung leistete nur die Hermann Göring-Panzer- und Fallschirmjägerdivision ernstlichen Widerstand. Unseren Schätzungen zufolge musste der Feind rund 17.000 Gefallene und 68.000 Verwundete zählen.

Eine der grössten Schwierigkeiten, die wir zu bewältigen hatten, bestand darin, Fühlung mit den vorseilenden Einheiten zu behalten, die sich ständig knapp am Feind hielten. Zuweilen kam es vor, dass diese Einheiten 10 bis 15 Meilen im Tag zurücklegten, und dass ein solches Vormarschtempo nicht nur für den Nachschub Probleme aufwarf, sondern auch jede Verbindung zu den rückwärtigen Linien erschwerte. So konnte es beispielsweise im Laufe des Monats Juni eintreten, dass das elfte Feldlazarett einen Tag etwa 15 Meilen hinter der Front lag, während es vierundzwanzig Stunden später bereits 30 Meilen waren. Wir sahen uns daher mehr und mehr veranlasst, Verwundete im Flugzeug von der Front abzutransportieren. Während unseres Vormarsches zum Arno wurden auf diese Weise etwa 8.000 Mann weggebracht.

Da sich uns der Feind nur in kleinen Einheiten entgegenstellte, basierten auch unsere der Verfolgung dienenden Operationen auf Divisionen und Regimentern. Diese Operationen wurden nur gelegentlich auf Grund von Weisungen ausgeführt, die von der

PO EBENE

ADRIATISCHES MEER,



**VERFOLGUNGSKAMPFE  
DER 5. ARMEE  
ZUM ARNO**

5. JUNI BIS 25. JULI 1944  
Standort des Armeekorps-Ober-Kdo.

GOTENLINIE





Fünften Armee erteilt wurden. Meistens war es jedoch so, dass die nötigen Entscheidungen von den operierenden Einheiten selbst auf Grund der mit grosser Schnelligkeit wechselnden Lage getroffen wurden. Die methodische Zerstörungsarbeit, die der Feind an iBrücken und Kanälen anrichtete, brachte es mit sich, dass die Geschwindigkeit, mit der wir dem Feind zu folgen vermochten, von der Geschicklichkeit unserer Pioniere und Techniker abhing, die nötigen Reparaturen vorzunehmen. Sie vollbrachten unter der sachkundigen Leitung Brigadegenerals Frank Bowman, meines Armee-Pionierchefs, wahre Wunder.

Ich habe mich darauf beschränkt, diese Phase unseres Feldzuges in einer mehr summarischen Weise zu schildern. Dadurch wollte ich auch klar machen, dass der Verlauf der Dinge nunmehr einen mehr fliessenden Charakter angenommen hatte und am Ende nichts anderes vorstellte als die Summe aller taktischen Manöver, die sich aus der Verfolgung der feindlichen Streitkräfte bis zum Arno ergab. Damit soll aber keineswegs ausgedrückt werden, dass es dieser Periode des italienischen Feldzuges etwa an ernststen Problemen oder an harten Kämpfen mit den Deutschen gefehlt hätte, wenn es auch zu keinen grossen Schlachten kam, wie diese dem Beginn unseres Feldzuges sein besonderes Gepräge verliehen hatten. Die eigentliche Aufgabe dieser Zeit bestand für uns darin, die sich uns entgegenstellenden Truppen des Feindes zu vernichten und diesen zu zwingen, dass er noch zusätzliche Streitkräfte auf den italienischen Kriegsschauplatz ziehen musste.

Dieser Aufgabe die nötige Aufmerksamkeit zu widmen, war bis zum September meine Hauptbeschäftigung. Ausserdem nahm mich noch eine andere Aufgabe in Anspruch, nämlich Truppen aus dem Verband der Fünften Armee zu lösen, um sie für die Invasion in Frankreich zur Verfügung zu stellen.

Die auszugsweise Wiedergabe meiner Tagebucheintragungen aus der Zeit Mitte Juni wird am ehesten ein Bild von dem vermitteln, was damals vor sich ging.

*«Es war mir natürlich bekannt, dass ich das VI. Korps (für die Aktion «Amboss») verlieren sollte, sobald wir Rom eingenommen hatten. Ebenso war es mir bekannt, dass das Französische Expeditionskorps nicht im Verband meiner Armee bleiben konnte. Ich nehme an, dass die vereinigten Chefs des Generalstabes, die diese Entscheidungen trafen, wissen, was sie tun, und dass die Aktion «Amboss» für die neugeschaffene Zweite Front mehr bedeuten wird als unsere fortgesetzten Anstrengungen in Italien. Ich bin jedoch*

*überzeugt, dass die Entscheidungen, welche ich eben erwähnte, schon vor langem und zu einem Zeitpunkt gefasst wurden, zu dem man noch nichts ahnen konnte, welche Erfolge der Fünften und Achten Armee in Italien beschieden sein würden.*

*Die Fünfte Armee ist von beispiellosem Kampfgeist erfüllt. Die Truppen des Feindes sind geschlagen, aufgelöst und demoralisiert. Jetzt ist die Zeit gekommen, in der wir die Früchte unserer Erfolge einheimen könnten. Doch inmitten dieser Erfolge verliere ich zwei Korpskommandos und sieben Divisionen. Dies scheint alles eher als sinnvoll.*

*Besonders niederschlagend wirkt auf mich der Fall General Juins. Seine Haltung war jederzeit prächtig. Er hat bisher zwar noch nichts von seiner Regierung vernommen (De Gaulle war mittlerweile zur Macht gekommen), aber es haben sich gewisse Anzeichen ergeben, die nicht danach angetan sind, seine und seiner Staboffiziere Stimmung zu heben.»*

Um diese Zeit schien es mir, dass Juin bei de Gaulle nicht gerade in Gunst stand und es war vorauszusehen, dass er kaum die französischen Truppen bei ihrer mit «Amboss» in Zusammenhang stehenden Rückkehr in die Heimat befehligen würde. (Dies wurde auch aus dem Munde de Gaulles bestätigt, als dieser mich später in meinem Hauptquartier besuchte.)

Ich bat Juin, zu mir zu kommen. Als er sich dann bei mir einfand, sagte ich ihm, was ich erfahren hatte: dass seine Divisionen für die Aktion «Amboss» bestimmt waren, was praktisch bedeutete, dass man die Decke, auf der er lag, unter ihm wegzog.

«Ich hätte etwas dieser Art erwarten müssen», antwortete mir Juin. «Ich sehe mich veranlasst, entschieden gegen dieses Vorhaben Stellung zu nehmen.»

«Es tut mir furchtbar leid», sagte ich, «und es ist eine Schande, dass man uns nach diesem Sieg in Italien nicht vergönnt, ihn gründlich auszunützen.»

Ich teilte Juin mit, dass General Marshall in wenigen Tagen nach Italien kommen würde und dass es in meiner Absicht läge, mich mit dem General in das Hauptquartier Juins zu begeben.

«Ich werde mit General Marshall über diese Sache sprechen», erklärte ich. «Bis dahin werden wir unsere Offensive mit Ihren Truppen weiterführen. Wenn es dann dazu kommt, dass ich Ihre Divisionen abgeben muss, werde ich General Alexander ersuchen müssen, unseren Frontabschnitt entsprechend zu verengern.»

«Meiner Meinung nach», sagte Juin, «ist das alles ein rechter

Jammer. Denn es wird dazu führen, dass wir die grosse Schlacht um Italien verlieren, da wir in der Poebene vor der Aufgabe stehen werden, die feindlichen Reserven zu vernichten. Die Geschichte wird über diese Dinge ein strenges Gericht halten... aber, mag es nun kommen, wie es kommen soll.»

Ich legte ihm eindringlich nahe, die leidige Angelegenheit nicht schon jetzt als endgültig hinzunehmen, sondern erst abzuwarten, was die nächste Zukunft bringen würde, obgleich wir beide fühlten, dass die Entscheidung bereits endgültig gefallen war.

Am 18. Juni traf General Marshall in Italien ein. Er wurde sogleich nach seiner Ankunft zum neuen Gefechtsstand der Fünften Armee in der Nähe von Toskana geleitet, wo ich ihm die Korpskommandanten, unter welchen sich auch Juin befand, vorstellte. Ich hatte Marshall gebeten, bei dieser Gelegenheit persönlich Auszeichnungen durch Überreichung von Medaillen für hervorragende Dienstleistungen (D.S.M.) vorzunehmen. Da es mir aber bekannt war, dass der General bei der Verleihung von Auszeichnungen einen äusserst strengen Massstab anzulegen gewohnt war und schon vorher verlangt hatte, dass ich ihm die Namen der Auszeichnenden bekanntgab, hielt ich es für angeraten, in dieser Sache vorerst eine private Aussprache herbeizuführen. Als ich ihm bei dieser Gelegenheit die Liste mit den Namen vorlegte, rief Marshall, nachdem er einen Blick auf die Namen geworfen hatte, sofort aus:

«Sie haben ja alle Ihre Korpskommandeure und Divisionäre auf der Liste! Sogar Juin ist darunter.»

Ich gab dies zu und erklärte, dass sie alle die Auszeichnung verdienten.

«Aber nein», verwahrte sich Marshall. «Ich habe ja gar nicht so viele Medaillen hier.»

«Ich kann sie mir schon verschaffen», beeilte ich mich zu versichern. «Um die Wahrheit zu sagen, ich habe sie bereits.»

«Nun, schön», protestierte Marshall noch immer. «Aber ich kann Juin keine D.S.M. geben, ich kann einem Ausländer keine Auszeichnung verleihen.»

Ich versuchte ihn zu überreden, indem ich ihm vor Augen hielt, dass ein Mann in seiner Stellung es sich sicherlich leisten konnte, einmal eine Ausnahme zu machen. Schliesslich gab er nach.

Als nachher die Offiziere vor Marshall Aufstellung genommen hatten, heftete der General auch Juin die Medaille an die Brust. Er war der erste Franzose, der im zweiten Weltkrieg eine amerikanische Auszeichnung erhielt.

Später fand sich Gelegenheit, mit Marshall alle die Probleme unseres Feldzuges und insbesondere die Auswirkung der Aktion «Amboss» auf denselben in einem längeren Gespräch zu erörtern. General Marshall zeigte mir dabei die Schwierigkeiten auf, denen Eisenhower, welchem er eben einen Besuch gemacht hatte, gegenüberüberstand. Ike hatte sich mit allem Nachdruck für die südfranzösische Invasion ausgesprochen, da sie uns die Aussicht eröffnete, in den Besitz des Hafens von Marseille zu gelangen, den wir für den Nachschub dringend benötigten. Ich erklärte, dass ich, angesichts der Unabänderlichkeit der in bezug auf die Invasion gefassten Beschlüsse, alles tun würde, um die Abstellung der erforderlichen Streitkräfte aus Italien nach Frankreich zu beschleunigen. Ich bat ihn jedoch zu bedenken, dass wir auf diese Weise die günstige Gelegenheit, einen entscheidenden Schlag gegen die Deutschen in Italien zu führen, entschlüpfen liessen. Denn es war von nun an ungewiss, in welcher Ausdehnung und mit welchem Tempo wir unsere Offensive weiterführen konnten.

Im Monat Juli fuhr ich nach Cecina, um mich mit General Crittenberger, dem Kommandanten des IV. Korps, und General Ryder, dem Kommandanten der 34. Division, zu besprechen. Von dort setzte ich meine Fahrt einige Meilen in Richtung der deutschen Nachhutstellungen fort. Unterwegs trafen wir mit italienischen Partisanen zusammen, die auf ihren Uniformen rote Sterne und andere kommunistische Abzeichen trugen. Sie grüssten uns nach Art der Kommunisten, indem sie ihre Arme mit geballten Fäusten ausstreckten. Der Anführer dieser Partisanengruppe war ein winziger Mann mit einem Klumpfuss. Er sagte mir, dass seine Gruppe 29 Mann zähle, dass es aber im Raum Cecina–Livorno noch andere Partisanen gebe, etwa 200 an der Zahl. Alle diese Männer wurden von einem Hauptmann namens Testa geführt, der sein Hauptquartier bei Marina di Cecina aufgeschlagen hatte. Dem Vernehmen nach hatten die Partisanen etliche Deutsche getötet und dem Feind auf dem Rückzug auch sonst Schaden zugefügt. Es waren jedoch keine genauen Ziffern zu erfahren.

«Können wir etwas zu Ihrer Unterstützung tun?» fragte ich den Anführer der 29 Männer.

«Oh, da gibt es viele Dinge, die wir brauchen könnten», lautete die Antwort. «Wir sind damit beschäftigt, die Toten zu begraben, und versehen auch sonst eine Art Ordnungs- und Polizeidienst in der Gegend. Vor allen Dingen fehlt es uns an Medikamenten und an Nahrung.»

Ich erklärte hierauf, dass wir nach Möglichkeit trachten würden,

ihnen Hilfe zu leisten. Die Partisanen waren in dieser Gegend nicht so gut organisiert wie diejenigen, die wir später weiter im Norden des Landes, in der Poebene, antrafen. Aber sie verstanden es immerhin, den Deutschen recht lästig zu werden. Je mehr wir in nördlicher Richtung vorwärtskamen, desto mehr wuchs die Zahl der Partisanen. Dementsprechend stieg auch der Nutzen, den sie unserer Sache leisteten. Einzelne Partisanengruppen wurden von aus der Kriegsgefangenschaft entkommenen alliierten Soldaten angeführt oder schlossen sich zwanglos unseren Truppen an, in deren Reihen sie mitfochten. Sie leisteten uns ausgezeichnete Dienste, wenn es galt, Nachrichten über den Feind zu erlangen, und ihrem Geschick war es fast immer möglich, deutsche Nachzügler aufzuspüren, die wir bei der Verfolgung aus den Augen verloren. Zuweilen wurden durch sie deutsche Soldaten entlarvt, die den Nachstellungen unserer Truppen dadurch zu entgehen versuchten, dass sie sich als Italiener verkleideten. Die Partisanen versahen auch in den Gebieten, durch die uns unser Vormarsch führte, eine Art Polizeidienst, der es unseren Einheiten ermöglichte, sich auf die Verfolgung des Feindes zu konzentrieren, ohne auf die Organisation der Militärverwaltung warten zu müssen. Wir unterhielten ständig durch Radio und Ordonnanzdienst Verbindung mit den verschiedenen Partisanengruppen, wodurch wir in der Lage waren, sie ständig zu Aktionen anzuhalten, die mit unseren eigenen Unternehmungen in Einklang standen.

Der Vormarsch unserer Truppen brachte es mit sich, dass mein Gefechtsstand ständig seinen Ort wechselte. Sergeant Chaney nahm eines Tages die Gelegenheit wahr, sich in der Umgebung umzusehen, und kam von seinem Rundgang mit einem Fisch zurück.

«Wo hast du den Fisch her?» fragte ich ihn.

«Ich habe ihn ein paar Meilen von hier in einem See gefangen», antwortete er.

Zu dieser Zeit war Oberstleutnant Sutherland mein Adjutant und wir vereinbarten, dass wir uns an einem der kommenden Tage ein paar Stunden freihalten würden, um fischen zu gehen. Sutherland traf mit einem italienischen Fischer eine Verabredung und der Fischer beteuerte ihm, dass wir ganz sicherlich einen Fisch fangen würden, wenn wir uns ihm anvertrauten.

Es zeigte sich, dass das Boot undicht war, aber es war ein sonniger Nachmittag und wir fuhren unter Führung des Fischers glücklich auf den See hinaus.

«Werden wir einen Fisch fangen?» fragte ich den Fischer.

«Si, si, signori. Eine Menge Fische.»

Wir ruderten etwa eine Stunde auf dem See herum, aber wir hatten kein Glück. Jedesmal wenn ich ungeduldig werden wollte und den Fischer fragte, wann wir doch endlich einen Fisch fangen würden, vertröstete er mich und bat uns, nur noch eine Minute Geduld zu haben. Nach zwei Stunden aber erklärte ich, wieder an meine Arbeit zurück zu müssen, ob mit oder ohne Fisch. Der Italiener wollte davon nichts hören, aber ich erwiderte in bestimmtem Ton, dass ich keine Zeit mehr hätte, und forderte ihn auf, uns sofort ans Ufer zu rudern.

«Nur eine Minute noch», rief jedoch der Fischer aus, und ehe ihn noch jemand hindern konnte, holte er aus einem Sack eine Handgranate hervor, zog die Zündschnur ab und warf die Handgranate ins Wasser. Als sie explodiert war, schwammen etwa vier oder fünf kleine Fische tot an der Oberfläche.

«Da, Fische!» sagte der Fischer lakonisch.

«Wir sollten Sie eigentlich ins Loch stecken, Mann!» rief ich ihm ärgerlich zu. «Das ist doch keine Art, Fische zu fangen.»

Der Fischer meinte achselzuckend, während er die Fische ins Boot zog: «Ich Ihnen versprochen Fische, da Fische. Ich nicht sagen, wie Fische fangen. Deutsche ganze Zeit immer so Fische gefangen.»

Ungefähr um diese Zeit kehrte Generalmajor Fred Walker, der Kommandeur der 36. Division, in die Vereinigten Staaten zurück. Nach Kriegsende wurde die Vermutung ausgesprochen, dass ich für Walkers Abberufung verantwortlich gewesen sei. Diese Vermutung wurde in Zusammenhang mit den Meinungsverschiedenheiten geäußert, die hinsichtlich der Schlacht am Flusse Rapido in der Öffentlichkeit laut geworden waren. Von einer Verantwortung meinerseits kann jedoch in der angedeuteten Richtung nicht die Rede sein. In Wirklichkeit verhielt sich die Angelegenheit so, dass General Marshall mir eines Tages mitteilte, er benötige einen fähigen Offizier für die Infanterieschule in Fort Benning und er habe in diesem Zusammenhang an Walker gedacht.

Ich nahm Marshalls Funkspruch, der diese Mitteilung enthielt, an mich und begab mich zu Walker. Indem ich ihn vor ihm auf den Tisch legte, sagte ich: «Dies habe ich eben erhalten. Es ist etwas für dich, Fred.»

Fred las den Funkspruch und sagte, er würde sich die Sache ein paar Tage durch den Kopf gehen lassen. Nach einiger Zeit empfing ich tatsächlich Nachricht von ihm. Sie lautete: «Ich würde die Sache gerne übernehmen.»

So kam es, dass Walker nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte. Anderes ist mir darüber nicht bekannt.

Im Sommer 1944 tauchten viele neue Gesichter bei der Fünften Armee auf und viele altvertraute verschwanden dafür. Am 11. Juni verliess uns Generalleutnant Truscott mit seinem VI. Korps und wir trafen Vorkehrungen, die 92. Infanteriedivision an unserer linken Flanke einzusetzen, um sie nach und nach in die Kampflinie des Livorno-Abschnittes vorrücken zu lassen. Bei dieser Division handelte es sich um die erste amerikanische Negereinheit, die auf dem europäischen Kriegsschauplatz zum Einsatz gelangte. Zu einem späteren Zeitpunkt wurden in diesem Sommer auch diejenigen französischen Einheiten für die Aktion «Amboss» abgezogen, die hierfür schon früher bestimmt worden waren. Bald darauf schieden auch die noch verbliebenen französischen Streitkräfte aus dem Verband der Fünften Armee. Sie alle konnten auf einen hervorragenden Anteil an den Erfolgen des italienischen Feldzuges zurückblicken und ich sah sie daher nur mit dem grössten Bedauern von uns scheiden. In der Zeit vom 16. November 1943 bis 5. August 1944 betrug ihre am Feind erlittenen Verluste 5.246 Gefallene, 20.852 Verwundete und 1.943 Vermisste.

In den Tagen nach der Einnahme Roms, während der Feind sich gegen den Arno zurückzog, erhielt ich zahlreiche Glückwünsche meiner Freunde und vieler hochgestellter Persönlichkeiten zu den von der Fünften Armee errungenen Erfolgen. Es versteht sich, dass ich diese Aufmerksamkeiten zu schätzen wusste, aber ich hatte auch noch einen Brief meines Sohnes Bill erwartet, der als Kadett in West Point diente. Von ihm war ich es zwar schon lange Zeit gewohnt, dass er nur sehr selten schrieb, aber nach dem Fall Roms, von dem er doch lesen musste, erwartete ich etwas von ihm zu hören. Richtig traf da nach einer gewissen Zeit ein Brief ein und ich öffnete ihn mit grosser Erwartungsfreude. Schliesslich verhält es sich doch so, dass ein Mann, nachdem er dies und jenes unternommen und vollendet hat, auch wissen möchte, was sein Sohn darüber denkt. Wenn man von dieser Feststellung ausgeht, dann muss man zugeben, dass Bills Schreiben schon einiges Interesse verdiente. Es lautete:

*«Lieber Papa!*

*Es ist hier Juni und sehr angenehm. (Dies war eine ziemlich verblüffende Mitteilung, obwohl es auch in Italien Juni war.) Mit meinen Studien steht es o. k. und ich habe dieses Mal auch sehr*

*gute Noten. Ich bin mittlerweile Kadett-Sergeant geworden. Gestern verdröschten wir die Kriegsmarine im Baseball. Am Abend tanzte ich mit einer Blondine aus New York; es war wundervoll. Verzeih, dass ich nicht mehr schreibe, aber ich habe noch zu arbeiten.*

*Alles Liebe!*

*Bill.*

*P. S. Ich lese übrigens in den Zeitungen, dass auch Du Deine Sache gut machst!«*

Die letzte Phase unseres Vormarsches zum Arno begann in der Nähe des bedeutenden Hafens von Livorno, der am 19. Juli nach heftigen Gefechten in den umliegenden Bergen von der 34. Division genommen wurde. Die Division wurde zu diesem Zeitpunkt von Generalmajor Charles L. Bolte geführt. Generalmajor Ryder, der frühere Divisionär, war in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Ich hatte seine Beförderung zum Korpskommandeur befürwortet, da er sich im italienischen Feldzug ausserordentlich bewährt hatte. An seiner Stelle hatte ich mir meinen alten Freund Charlie Bolte ausgebeten. Auch er durfte bis zur Beendigung des italienischen Feldzuges mit der ihm anvertrauten 34. Division auf eine Reihe stattlicher Erfolge blicken. Der Hafen von Livorno war durch versenkte Schiffe blockiert und die Deutschen hatten durch Auslegen von Minen und Zeitzündern ganze Arbeit geleistet. Später stellte es sich heraus, dass die Deutschen schon fast vor einem Jahr drei Viertel eines Gebietes, das sich landeinwärts um die Stadt und den Hafen erstreckte, von der Zivilbevölkerung hatten räumen lassen. Der auf diese Weise evakuierte Raum wurde Zona Nera, das heisst Schwarze Zone, genannt. Der Zugang in diese Zone war dadurch blockiert, dass man sämtliche an ihrem Rande gelegenen Häuser demolierte und auf diese Weise eine Grenze schuf, die aus Ruinen und die Strassen versperrenden Schuttmassen bestand. Ausserdem errichtete man Hindernisse aus Drahtverhauen, über welchen Tafeln angebracht wurden, deren Aufschriften in deutscher und italienischer Sprache Zivilisten vor dem Betreten der Zone warnten. Funktionäre der Stadt berichteten, dass nahezu seit einem Jahr kein Zivilist die Schwarze Zone betreten habe und dass daher auch niemand wisse, wie es in ihr aussehe. Allgemein war man jedoch der Meinung, dass das Gelände der Schwarzen Zone von den Deutschen besonders schwer vermint worden sei.

Ich betrat Livorno gleichzeitig mit den ersten Patrouillen der 34. Division. Dabei empfang ich den Eindruck, dass der Feind immer mehr Erfindungsgeist darauf verwandte, seinen nachrückenden



Verfolgern durch verborgene Sprengkörper Schaden zuzufügen. In dieser Richtung hatten wir ja bisher einige Erfahrung gesammelt; was sich aber an Überraschungen dann in Livorno ergab, das überstieg alles bisher Dagewesene. Sobald wir mit einem Trick fertig geworden waren, wurde auch schon ein neuer entdeckt. Eine Tafel Schokolade, ein Stück Seife, ein Päckchen Verband, eine Ledertasche, alles das und noch viele andere Gegenstände bildeten Verstecke für raffiniert verborgene Sprengkörper. Rührte jemand an diesen Gegenständen, dann kam es zu Explosionen, bei welchen die in der Nähe befindlichen Personen entweder getötet oder verwundet wurden. Wir fanden in Livorno mehr als 25.000 solcher Gegenstände vor, durch deren Explosionskörper viele unserer Männer mehr oder weniger zu Schaden kamen, wenn nicht den Tod erlitten.

Während die Aufräumarbeiten in Livorno ihren Verlauf nahmen, setzte die 34. Division ihren Vormarsch die Küste entlang fort und erreichte in vier Tagen die berühmte Stadt Pisa am Arno. Die Deutschen hatten alle Brücken über den Fluss zerstört und richteten sich am nördlichen Ufer desselben ein, uns Widerstand zu leisten.

Die anderen Einheiten des IV. Korps erreichten nun auch den Arno. Die 91. Division, erst unlängst aus den Vereinigten Staaten gekommen, war unter Generalmajor William G. Livesay bereits früher an die Front gegangen und im Era-Tal nach Pontedera vorgerückt. Die 88. Division geriet in schwere Gefechte mit den Deutschen, hatte aber gleichfalls am 23. Juli ihre Stellungen am Arno bezogen.

Das französische Expeditionskorps befand sich ungefähr 100 Meilen vom Arno entfernt, als es für die Aktion «Amboss» aus der Front gezogen wurde. Der von ihm besetzte Abschnitt wurde von den Briten übernommen. Am 23. Juli lagen unsere vordersten Linien in einer Ausdehnung von 35 Meilen längs des Flusses. Die Front erstreckte sich von der Seeküste bis zum Flusse Elsa, ungefähr 20 Meilen westlich von Florenz. Um diese Zeit hatte bereits eine vollständige Umgruppierung unserer Truppen stattgefunden. Sie bestanden aus dem II. und IV. Korps, deren jedes nur über je zwei Divisionen verfügte. So besaßen wir also die 34., die 85., die 88. und die 91. Division. Einige unserer frontbewährten amerikanischen Divisionen hatten wir inzwischen verloren, ebenso elf von dreiunddreißig Artilleriebataillonen. Kesselring hatte mittlerweile Zeit gefunden, seine Truppen zu sammeln und uns einen organisierten Widerstand entgegenzusetzen. Die letzten 175 Meilen unseres

Vorstosses liessen erkennen, dass wir sowohl am Arno als auch vor den Höhenstellungen der deutschen Gotenlinie, die die Po-Ebene bewachte, vor einer neuen, mächtigen Verteidigungsstellung des Feindes standen. Es war daher nötig, dass auch wir am Arno unsere Stellungen ausbauten und eine uns zweckmässig erscheinende Verteilung unserer Streitkräfte vornahmen.

Die Verringerung unserer Streitmacht in Italien zugunsten der südfranzösischen Invasion begann sich ernstlich auf die Operationen der Fünften Armee auszuwirken. Unsere Schwäche, sowohl in bezug auf die Zahl der uns zur Verfügung stehenden Männer, als auch auf Waffen und Munition, wurde nun in zunehmendem Masse augenscheinlich, so dass wir uns ständig zu Improvisationen gezwungen sahen, um unseren Vormarsch gegen den Po fortsetzen zu können.

In dieser Zeit empfang ich ein Schreiben von General Alexander, das ich auszugsweise im Wortlaut wiedergebe: *«Wie Sie wissen, liegt es in meiner Absicht, mit der Zerstörung der feindlichen Streitmacht in Italien fortzufahren... Ich beabsichtige, in die Gotenstellung etwa zwischen Dicomano und Pistoia einzudringen. Es ist wesentlich, uns dieser beiden Städte rasch zu bemächtigen, insbesondere aber Pistoias, das ein bedeutungsvolles Strassenzentrum bildet... Ich nehme an, dass der beste Weg bei den Operationen, zu einer Überquerung des Arno zu gelangen, darin bestünde, sich irgendwo zwischen Empoli und Pontedera einen Übergang zu erzwingen und dann in zwei Richtungen vorzustossen, nämlich einerseits gegen Pistoia und andererseits gegen Lucca... Es würde mir entschieden zusagen, wenn Sie Ihre nächste Aufgabe darin erblicken würden, die Städte Pistoia und Lucca in unseren Besitz zu bringen. Ich bin mir völlig bewusst, dass Ihre Streitkräfte eine Verminderung erfahren haben. Aus diesem Grunde habe ich persönlich – sowohl schriftlich als mündlich – beim Alliierten Oberkommando interveniert, um den von Ihnen angesuchten Truppennachschub sicherzustellen, bzw. zu beschleunigen. Ich habe auch volles Verständnis für die Tatsache, dass drei von den Ihnen verbliebenen Divisionen in schwere Kämpfe verwickelt waren und dass Sie gezwungen sind, Ihre Panzerdivision zu reorganisieren. Derzeit glaube ich... dass Ihnen genügend Truppen zur Verfügung stehen, um den Übergang über den Arno östlich von Pontedera zu erzwingen... und an dem Angriff auf die Gotenstellung im Raume nördlich von Pistoia in Verbindung mit dem weiter östlich stattfindenden Angriff der Achten Armee teilzunehmen.»*

Als Alexander einen oder zwei Tage später in mein Hauptquartier kam, wies ich nochmals darauf hin, dass drei von meinen Divisionen zwar ziemlich erschöpft seien, dass ich aber trotzdem über den Arno gehen und die Städte Pistoia und Lucca einnehmen würde, nachdem ich meinen Truppen einige Wochen Rast gegönnt hatte. Ich erklärte weiters, dass wir ständig darauf aus sein müssten, neue Mittel und Wege zu ersinnen, um den Ausfall wettzumachen, den wir in der Fünften Armee an Mann und Material erlitten hatten. Zu solchen Mitteln zählte beispielsweise die Verwendung von italienischen Truppen, die Verwendung von Panzern, Pak und Flak zur Unterstützung unserer Artillerie und die Einsetzung von Flaksoldaten als Infanteristen.

«Dies alles wird Schwierigkeiten mit sich bringen», sagte ich, «aber ich fühle, dass wir dennoch nicht nachlassen dürfen, den Feind von allen Seiten her unter Druck zu setzen. Er ist derzeit in schwerer Bedrängnis und seine Kampfmoral ist keine sehr hohe. Ich glaube, wir nähern uns dem Kriegsende. Wir müssen die günstigste Gelegenheit, die sich uns bietet, ausnützen und den Feind aus jeder Richtung angreifen.»

Gegen Ende Juli jedoch machte sich der Mangel an Nachschub bei der Fünften Armee in erhöhtem Masse bemerkbar. Brigadegeneral Täte, mein G-4, meldete mir, dass es uns insbesondere an Nachrichten- und Pioniertruppen fehlte, die wir zu den vorgesehenen Operationen bei der Überquerung des Arno benötigten.

«Auch um unseren Munitionsnachschub ist es so schlecht bestellt», berichtete Täte, «dass wir gezwungen sein werden, unser Artilleriefeuer nur auf einen ganz schmalen Frontabschnitt zu konzentrieren. Mit 1. August ist mit einer nach strengen Gesichtspunkten festgesetzten Zuteilung von Artilleriemunition zu rechnen. Eine Erhöhung dieser Zuteilung, die in einer monatlich errechneten Höhe erfolgt, kann schon deshalb nicht erwartet werden, weil andere Operationen (wie die Ikes in Frankreich) eine Vorrangstellung genießen, die Munitionserzeugung in den Vereinigten Staaten aber an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit steht... In der Zukunft wird es jedenfalls nicht mehr möglich sein, Infanterieangriffen eine solche Artillerievorbereitung zu geben wie früher.»

In den letzten Julitagen und während des Monats August, als wir mit den Vorbereitungen für den Übergang über den Arno beschäftigt waren, empfing ich auf meinem Gefechtsstand im Frontabschnitt von Cecina eine Reihe vornehmer Besucher. Unter diesen befand sich König Georg VI., der seinen Besuch dazu

benützte, um eine Anzahl von Offizieren mit Auszeichnungen zu beehren und auch mir in zeremonieller Weise den Orden zu überreichen, der mich zu einem Ritter des Britischen Empire machte. Ungefähr um dieselbe Zeit verbrachte Erzbischof Spellman von New York auf einer Besichtigungsreise entlang der italienischen Front einige Tage unter uns. Mein Gefechtsstand lag nahe am Meeresstrand und Sergeant Chaney servierte unseren vornehmen Gästen ihren Lunch im Freien, was sich als recht angenehm erwies, ausser einmal, als in unserer Nähe eine Mine an der Küste explodierte und einen Soldaten aus dem Stab meines Hauptquartiers tötete.

Der König fand grossen Gefallen an meinem Wachtelhund Pal, den ich mir aus Washington mitgebracht hatte, als ich das letztmal vor der Einnahme Roms in den Vereinigten Staaten war. Pal gehörte gewissermassen zum stehenden Inventar meines primitiven Anhängewagens und scharwenzelte ziemlich unbekümmert um alle die hohen Persönlichkeiten herum, die zu mir auf Besuch kamen. Als ich einmal Vorbereitungen traf, um den König in einem offenen Kommandowagen auf einer Inspektionstour zu begleiten, gab Pal zu verstehen, dass er mitkommen wolle.

«Nein!» rief ich ihm jedoch zu. «Marsch, zurück!»

«Oh, lassen Sie ihn doch mitkommen», liess sich da der König vernehmen.

Also kletterte Pal über die Beine des Königs in den Wagen und nahm an der Seite Seiner Majestät würdevoll und stolz Platz. Während der ganzen Fahrt blieb er neben dem König im Wagen sitzen.

Erzbischof Spellman hielt sich ziemlich lange bei uns auf und liess sich bei dieser Gelegenheit über alles und jedes in der Fünften Armee berichten. Wir gaben ihm für seine Ausflüge an die Front die Uniform eines einfachen amerikanischen Soldaten, und er brach jeden Morgen in herzliches Gelächter aus, wenn wir ihn vor dem Frühstück erst strammstehen liessen, bevor wir ihm erlaubten, sich mit uns zu Tisch zu setzen. Die Zeit, die er bei der Fünften Armee verbrachte, schien er zu geniessen, und seine Besuche waren für unsere Leute interessant und von Nutzen.

Zu den Gästen, die um diese Zeit ankamen, gehörte auch Lily Pons und ihr Gatte Andre Kostelanetz, beide unterwegs auf einer Unterhaltungstournee für unsere Truppen. Als sie ins Hauptquartier kamen, regnete es förmlich Wünsche nach Gesangsvorträgen der Künstlerin. Um all diesen Wünschen gerecht zu werden, entschlossen wir uns zu einer Freilichtvorstellung in einem nahegelegenen Wald.

Die winzige Erscheinung Lily Pons' schien unsere Männer förmlich zu faszinieren, und als die Vorstellung ihren Anfang nehmen sollte, da hatten sich so viele Besucher eingefunden, dass die Sängerin auf eine Kiste steigen musste, um von jedermann gesehen zu werden. Ich werde diese Szene niemals vergessen: die auf der Kiste stehende Frau und rund um sie dicht gedrängt die Soldaten, die sich so still verhielten, dass man das Zirpen der Grillen im Gras hören konnte. Als die berühmte Koloratursängerin dann ihre Stimme erschallen liess, da war es mir, als ob Millionen Grillen in diesem wundervollen Nadelwald zirpend in ihren Gesang einfielen und daraus ein Duett entstand, das ebenso phantastisch wie lieblich unter den Pinien klang.

Unsere Truppen rückten in Pisa ein, ohne dass es zu grösseren Gefechten gekommen wäre. Die Deutschen befanden sich jedoch noch in jenem Teil der Stadt, der am gegenüberliegenden Ufer des Arno lag. Es kam dadurch, während wir unsere Einheiten sammelten, zu gelegentlicher Artillerietätigkeit und zu kleineren Patrouillenzusammenstössen. Für unsere Soldaten war Pisa natürlich seines berühmten schiefen Turmes wegen von grösstem Interesse. Der Turm befand sich auf der deutschen Uferseite und es gab eine Menge Debatten unter ihnen, «wie unsere Techniker diesen Turm wieder geradestellen würden», wenn wir erst über dem Arno wären. Wir konnten von unserer Seite aus übrigens den Turm sehr gut sehen, und nach einigen Tagen schon kam auch das Gerücht auf, dass der Feind ihn als Artilleriebeobachtungsposten benütze.

Als wir später in diesem Raum grössere Verluste durch das feindliche Artilleriefeuer erlitten, verdichtete sich dieses Gerücht immer mehr und am Ende wurde ich von allen Seiten bestürmt, das berühmte Baudenkmal Pisas unter Granatbeschuss zu nehmen. Daraufhin veranlasste ich genaue Untersuchungen darüber, ob sich die Deutschen tatsächlich auf dem Turm befänden. Später erhielt ich von Crittenberger einen Bericht, in dem er auf einen in der Zeitschrift «Stars and Stripes» erschienenen Artikel verwies. In diesem Artikel war die Rede von einem Offizier, der erklärte, Deutsche auf dem Turm gesehen zu haben.

«Der betreffende Offizier legt Wert darauf, festzustellen», hiess es in dem Bericht Crittenbergers, «dass seine Erklärung in dem genannten Artikel unrichtig wiedergegeben wurde. Man habe in den Morgenstunden des 25. Juli Leute mit Feldstechern auf dem Turm beobachtet. Obwohl seither der Turm von uns nicht einen Augenblick aus den Augen gelassen wurde, konnten wir niemand mehr

auf ihm entdecken und es ist recht gut möglich, dass die Personen, die am 25. Juli gesehen wurden, Zivilisten waren.»

Der Bericht schloss mit der Darstellung der Meinungen verschiedener Offiziere, die darin gipfelte, dass keine Veranlassung bestünde, den Turm zu beschliessen. Überdies habe es nur geringe feindliche Artillerietätigkeit in dem in Frage kommenden Raum gegeben.

Nachdem wir später den Arno überschritten hatten, begab ich mich noch am selben Tag in den Stadtteil Pisas, in dem der Turm stand. Ich fand eine grosse Menschenmenge, die in der benachbarten Kathedrale Schutz gesucht hatte. Ich erfuhr, dass der Turm der Obhut eines alten Mannes anvertraut war, der kurz darauf erschien, aufsperrte und mich auf die Turmspitze führte.

«Der einzige Deutsche, der je den Turm betrat, war Marschall Kesselring», sagte mir der Mann. «Kesselring war ein Besucher wie Sie einer sind.»

Als wir die Spitze des Turmes erreicht hatten, bestand ich darauf, dass die mich begleitenden Offiziere sich auf der dem Feind abgekehrten Turmseite hielten, denn ich wünschte nicht, dass uns die Deutschen sahen und dies als Vorwand benützten, um den Turm zu zerstören. Bevor wir uns nachher von unserem Führer verabschiedeten, ordnete ich an, dass der alte Mann von nun an den Turm wieder verschlossen halte und niemandem Zutritt gestatte.

Gegen Ende der ersten Augustwoche trafen die ersten Einheiten des Brasilianischen Expeditionskorps, das über eine Gesamtstärke von 25.000 Mann verfügte, in Italien ein. Wir machten uns sogleich über Pläne, diese neuen Streitkräfte langsam dem Verband der Fünften Armee einzugliedern. Es muss hier erwähnt werden, dass die Entsendung der brasilianischen Truppen auf den italienischen Kriegsschauplatz nicht nur politisch, sondern auch militärisch von grosser Bedeutung war. Brasilien war das einzige latein-amerikanische Land, das Truppen für den europäischen Krieg zur Verfügung stellte, und es verstand sich von selbst, dass wir darauf bedacht waren, diesen Truppen jede erdenkliche Chance zu geben, sich gut in Szene zu setzen. Freilich stellte sich bald heraus, dass der Ausbildungsstand der Brasilianer ein unterschiedlicher und es daher angezeigt war, sie nur allmählich in den vorderen Linien einzusetzen. Es musste unter allen Umständen vermieden werden, dass diese Truppen eine Schlappe erlitten, da dies ungünstige politische Rückwirkungen nach sich gezogen hätte. Auch die Deutschen suchten aus der Anwesenheit der südamerikanischen Truppen für

sich Erfolge herauszuschlagen und trachteten in jeder Weise, von deren Kampfunerfahrenheit zu profitieren.

Die zweiwöchige Ruhepause, die sich für die Fünfte Armee als notwendig erwies, bevor wir daran denken konnten, über den Arno zu setzen, dehnte sich über diesen Zeitraum hinaus bis in die zweite Augushälfte aus und bewirkte eine Reihe von Änderungen an unseren ursprünglichen Plänen. Etwa um die Mitte dieses Monats berief General Alexander eine Zusammenkunft im Hauptquartier General Leesees, des Kommandeurs der Achten Armee, ein. Bei dieser Gelegenheit kündigte Alexander an, dass das Schwergewicht unserer italienischen Offensive nunmehr an die adriatische Küste verlagert werden sollte, wobei der Achten Armee die Führung zgedacht war.

«Ich stelle mir vor», sagte Alexander zu diesem Plan, «dass die Achte Armee zuerst angreift und, so wie ein Boxer einen Schlag nach dem anderen landet, die Fünfte Armee ihr zum richtigen Zeitpunkt folgt.»

Leese sowohl als auch ich schlossen uns diesem Gedanken an, fühlten jedoch, dass es wesentlich günstiger wäre, wenn die Angriffe der beiden Armeen kombiniert werden könnten, statt in zwei gesonderte Aktionen geteilt zu werden. Eine Meinungsverschiedenheit entstand lediglich über die Frage, ob das britische XIII. Korps, das im Mittelabschnitt der Front lag, unter das Kommando der Fünften Armee fallen würde oder als ein Teil der Achten Armee angesehen werden sollte. Es war nur zu verständlich, dass Leese, wie jeder andere Kommandeur, sich ungern dazu entschloss, auf einen Teil seines Kommandorechtes zu verzichten, aber schliesslich gab er nach einigem Zögern nach und erklärte sich damit einverstanden, dass das XIII. Korps unter mein Kommando kam. Auf diese Weise erhielt das Völkergemisch der Fünften Armee noch eine neue Nationalitätengruppe zugewiesen, nämlich die 6. Südafrikanische Panzerdivision, die 6. britische Panzerdivision und die 1. Britische Infanteriedivision.

In der Tat waren wir auf dem besten Wege, eine internationale Armee zu werden. Ich hatte mir sogar einige sechzig britische Artilleriegeschütze verschiedensten Kalibers und zwei Bataillone Königlich-er Pioniere ausgeborgt, um die Ausfälle wettzumachen, die bei der Fünften Armee entstanden waren.

Das Bild war vollständig, als sich am 19. August Premierminister Churchill einfand, um sein persönliches Interesse für die Fünfte Armee zu dokumentieren. Er besichtigte die Frontstellungen

und ich führte ihn bei dieser Gelegenheit zu einem 240-mm-Geschützstand des 697. Artilleriebataillons in der Nähe von Nugola. Hier trafen wir auch Brigadegeneral Paul W. Rutledge und den Kommandeur des Artilleriebataillons, Oberstleutnant Christian. Als wir die Batterie erreichten, waren die Männer eben damit beschäftigt, eine Brücke im Norden von Pisa unter Beschuss zu nehmen. Nachdem Christian die Situation erklärt hatte und das Geschütz gerichtet war, trat der Premier vor und zog an der Abzugsschnur. Es wurden noch sechs Schuss abgegeben. Beobachter aus einem Flugzeug meldeten später, dass ein Volltreffer auf der Brücke eingeschlagen hatte. Churchill verabschiedete sich darauf in bester Stimmung von uns.

Im Verlaufe seiner weiteren Frontfahrt, die Churchill zu den Einheiten der Fünften Armee unternahm, gelangte er auch zu den Abschnitten, in welchen die Streitkräfte des Brasilianischen Expeditionskorps, die aus Negern bestehende 92. Division und die Japan-Amerikaner lagen. Er hielt an sie eine Ansprache, in deren Verlauf er ausführte: «Kein Unternehmen hätte auf diesem Kriegsschauplatz erfolgreicher sein können als das eure. Ihr habt es zuwege gebracht, den Feind dazu zu zwingen, dass er zwei Dutzend und mehr Divisionen nach Italien bringen musste, wo ihr sie in Stücke zerschlugt. Dadurch habt ihr der grossen Schlacht einen einmaligen Dienst geleistet, der Schlacht in Frankreich, die nunmehr ihrem siegreichen Höhepunkt entgegengeht.»

Zu Ende der letzten Augustwoche waren wir für die neue Offensive gerüstet, die uns, wie wir hofften, in die Poebene führen sollte, wo unsere Panzer endlich in der Lage sein würden, die Reste von Kesselrings Armeen zu zerhauen. General McCreery kommandierte Teile der Achten Armee, die am Flusse Metauro standen, von wo sie ihr erster Angriff an das südliche Ufer des Flusses Foglia führen sollte. Sobald sie diesen Fluss erreicht hatten, befanden sie sich der Gotenstellung des Feindes gegenüber. Von nun an musste sich ihr Vormarsch gegen die deutsche Hauptverteidigung, also gegen Rimini, richten. Alexander erwartete, dass durch dieses Unternehmen die Deutschen veranlasst würden, Streitkräfte aus dem der Front der Fünften Armee gegenüberliegenden Raume abzuziehen. Dies würde uns erlauben – wenn unser Vormarsch zur rechten Zeit begann – von Florenz aus durchzubrechen und auf einer zwanzig Meilen breiten Front in Richtung Bologna und Imola vorzurücken.

Die Deutschen hatten Monate hindurch an der Gotenstellung gebaut. Zu den Arbeiten hatten sie unter Leitung der Organisation



Todt 15.000 italienische Arbeiter gepresst. Die Stellung enthielt Panzergräben, Geschützstellungen, Maschinengewehrnesten und Mannschaftsunterstände. Ihr Verlauf war den natürlichen Gegebenheiten des Geländes vorzüglich angepasst. Die wenigen Strassen, die es in dieser Gegend gab, wurden durch sie versperrt. Die Gotenstellung begann in der Nachbarschaft von Massa an der Westküste und erstreckte sich in südöstlicher Richtung über das Höhen-  
gelände entlang der Küste und von da ostwärts über den Fluss Serchio durch den Raum von Lucca und Pistoia. Der hier geschilderte Verlauf stellte die mächtigere Hälfte der deutschen Verteidigungslinie dar, von der es feststand, dass wir sie nicht angreifen würden. Dort, wo wir unseren Angriff planten, liefen die deutschen Linien um das Quellgebiet des Sieve im Bogen herum, kreuzten die Strasse unterhalb des Futapasses und zogen sich von da über die Kämme des Apennin in südöstlicher Richtung zum Quellgebiet des Foglia hin. Dort wandten sie sich schliesslich in nordöstlicher Richtung gegen Pesaro an der adriatischen Küste. Wegen des schwierigen Geländes und der festungsartig angelegten Stellungen erwies sich die feindliche Verteidigung an einzelnen Punkten ebenso stark wie bei Cassino. Die mächtigsten Verteidigungsanlagen befanden sich an den taktisch am meisten gefährdeten Stellen, wie etwa am Futapass. Dieser Pass war von einem förmlichen Gürtel aus Stahl- und Betonbunkern eingesäumt. Die Umgebung war nicht nur von Tausenden von Minen unzugänglich gemacht, sondern wies überdies noch einen drei Meilen langen Graben zum Schutz gegen Panzerangriffe auf.

Vor Beginn des Angriffes der Achten Armee brachte ich mehrere Tage damit zu, den Einheiten der Fünften Armee Besuche abzustatten. So entbot ich auch der 92. Division meinen Willkommensgruss. General Marshall war eifrig bestrebt, den Negertruppen Gelegenheit zu bieten, ihre Fähigkeiten in Kämpfen zu erproben. Ich entsinne mich, dass ich mich damals an einen Oberst der 92. Division mit der Frage wandte, ob er irgendwelche grössere Probleme hätte. Der Oberst antwortete mir, dass er sich lediglich über die schlechten Beförderungsmöglichkeiten bei einigen seiner Offiziere beschwert fühle.

«Nennen Sie mir einen Fall», erwiderte ich.

Der Oberst drehte sich hierauf um und rief einen Leutnant, der eine der Kompanien befehligte, die ich eben besichtigte.

«Hier haben Sie ein gutes Beispiel», sagte der Oberst. «Dieser Offizier ist längst für eine Beförderung reif.»

# DURCHBRUCH DER 5. ARMBEE DURCH DIE GOTENLINIE

VOM 12. BIS 22. SEPT. 1944



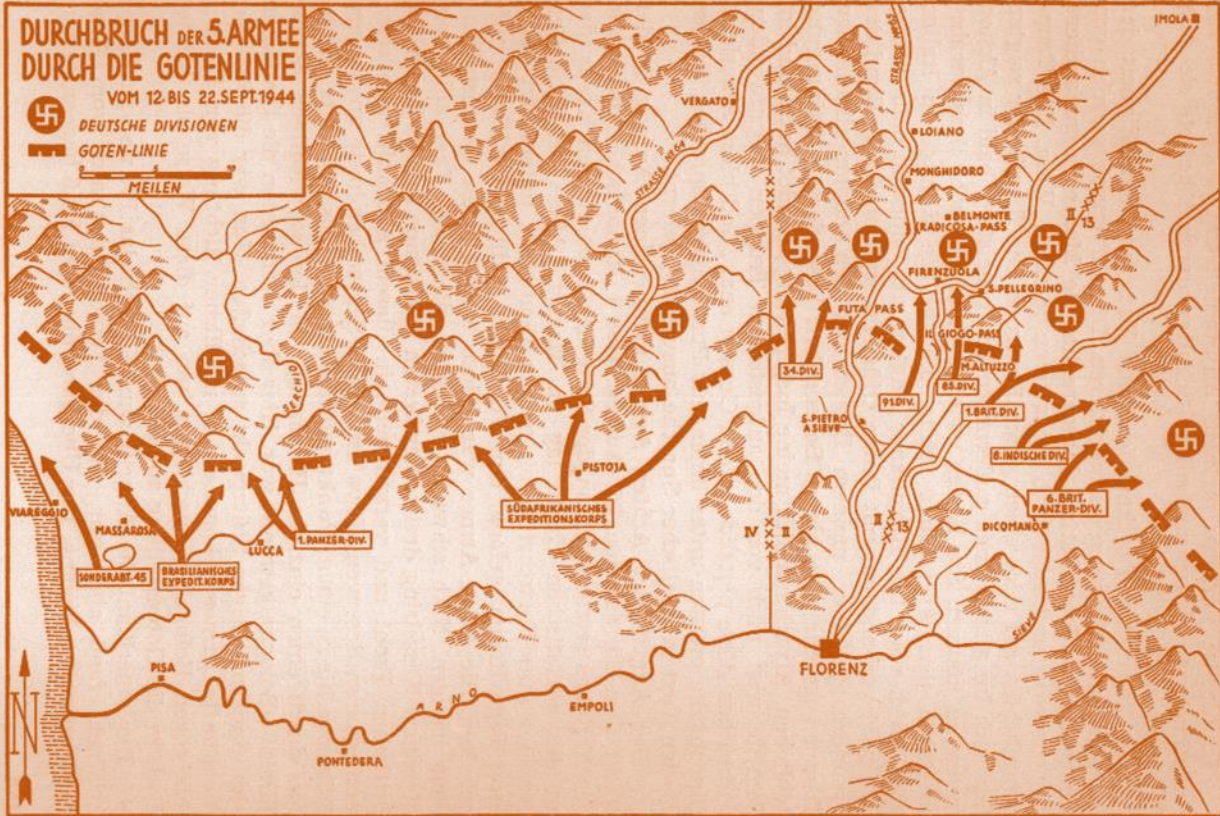
DEUTSCHE DIVISIONEN



GOTEN-LINIE



MEILEN



Ich drehte mich zu meinem Adjutanten um, borgte mir die Hauptmannsabzeichen von seiner Schulter aus und heftete sie dem Leutnant an.

Am folgenden Tag kam ich nach Vada, um eine Einheit der brasilianischen Truppen zu inspizieren. Diese Truppen wurden von Generalmajor Joao Batista Mascarenhas de Moraes kommandiert. Der General und sein Stab erwarteten mich in Vada. Die Truppen machten auf mich einen guten Eindruck. Die Brasilianer zeigten sich auch im Allgemeinen ausserordentlich begeistert, bald in Aktion treten zu können. Sie hatten es eilig damit, obwohl ihnen wahrscheinlich jene Ausbildung fehlte, die für die Kämpfe in Italien unerlässlich war. Die Brasilianer zeigten sich indessen sehr willig, und bgl. verband uns mit ihrem Offizierskorps ein festes Band der Freundschaft. Von meinem Besuch bei den südamerikanischen Truppen ist mir eine kleine Begebenheit besonders in Erinnerung geblieben. Als ich nämlich meine Inspizierung beendet hatte und im Begriffe war, mich von den aufgestellten Truppen wegzuwenden, da brachen diese plötzlich in den Gesang aus: «God bless America.» Obwohl die meisten unter ihnen nur Portugiesisch sprachen, hatten sie den Text in englischer Sprache auswendig gelernt.

Der Angriff der Achten Armee nahm seinen Anfang in der Nacht vom 25. auf den 26. August. Das 1. kanadische Korps und das 5. Korps setzten sich an der Seite des 2. polnischen Korps, das an der adriatischen Küste lag, in Marsch. Alle drei Einheiten erzielten gute Fortschritte, bis es den Deutschen, unterstützt durch zwei Tage Regen, gelang, den Vormarsch südlich von Rimini aufzuhalten. Die Achte Armee war jedoch bereits in die Gotenstellung eingedrungen. Nach schweren Kämpfen, die einige Tage anhielten, dirigierte Kesselring drei seiner besten Divisionen in den Raum der britischen Front und versammelte in diesem Abschnitt alle seine verfügbaren Reserven. Etwa um den 6. September hatte uns unsere Offensive bis zu einem Punkt geführt, von dem aus die Achte Armee nur durch einen einzigen Höhenzug von der so wichtigen Strasse Rimini–Bologna getrennt war. Hier aber vermochten die Deutschen sich einen mächtigen Stützpunkt zu schaffen. Nun war die Zeit für die Fünfte Armee gekommen, in nördlicher Richtung von Florenz aus gegen Bologna zuzuschlagen, um auf diese Weise ein breites Loch in die Gotenstellung zu reissen.

Der amerikanische Angriff wurde durch das IV. und II. Korps eröffnet, fand aber nur, dass der Feind sich rasch vom Arno zurückzuziehen begann. Der Übergang über den Fluss begegnete nur

schwachem Feindwiderstand. Ungefähr um den 3. September hatten wir die Abhänge der Hügel erreicht, die das Tal des Sieve begrenzen. Auch hier zogen die Deutschen sich zurück, und es erwies sich als schwierig, mit ihnen in Fühlung zu bleiben. Erst am 10. September fand die Fünfte Armee Gelegenheit, den ständig sich zurückziehenden Feind zum Kampf zu stellen. Dabei näherten wir uns zusehends der Gotenstellung, die hoch in den Bergen jenseits des Sievetales, fast zwanzig Meilen vom Arno entfernt, versteckt lag. Es war vereinbart, dass wir unseren Hauptstoss zur Erzwingung eines Durchbruches auf dem Pass II Giogo führen wollten, der ein wenig weiter östlich von dem schwer verschanzten Futapass liegt.

Der Pass II Giogo liegt an jener Stelle, wo sich die Route 6524 einen Weg in das Apenninengebirge zwischen den Tälern des Arno und Po sucht. Die Wasserscheide verläuft hier auf den höchsten und zerklüfteten Stellen der Apenninen. An tiefen Schluchten und steilen Gipfeln, die zum Teil von Nadelwäldern und Gestrüpp bewachsen sind, herrscht hier kein Mangel. Doch gibt es nur wenige Wege. Der Vormarsch in diesem Gelände musste ausserordentliche Schwierigkeiten mit sich bringen, aber ein Durchbruch hier würde die deutsche Hauptverteidigungslinie am Futapass umgehen. Vom 12. bis 18. September unternahmen die 85. Division an der Ostseite des Passes und die 91. Division an seiner Westseite einen zäh geführten Angriff über das Felsgebirge, wobei sie von unseren Kampffliegern kräftig unterstützt wurden, wann immer die Wetterverhältnisse dies zuließen. Während der beiden ersten Angriffstage konnte bei eher schweren Verlusten nur wenig Boden gewonnen werden, aber sie hatten den verteidigenden Feind in einen Zustand vollkommener Erschöpfung gebracht. Am 17. September fiel einer der stärksten Stützpunkte des Passes, der Monte Altuzzo, in unsere Hände. Wenige Stunden später folgte der nordwestlich gelegene Monte Monticelli. Auf diese Weise kamen wir in den Besitz einer sieben Meilen langen Angriffslinie zu beiden Seiten des Passes II Giogo. Dem Feind blieb keine andere Wahl, als den Pass zu räumen. Am 21. September rückte die 85. Division nordwärts gegen die Stadt Firenzuola und gegen den Fluss Santerno vor. Die Front verlief nun von Firenzuola bis San Pellegrino. Nach harten Kämpfen, die annähernd zwei Wochen in Anspruch nahmen, waren wir in die Gotenstellung eingebrochen und der Futapass befand sich in unseren Händen.

Dieser anfängliche Erfolg unserer Offensive war das Produkt einer ausgezeichneten Zusammenarbeit entlang der ganzen Front.

Der Angriff der Fünften Armee hatte zur rechten Zeit eingesetzt, um die Vorteile auszunützen, die sich aus den Erfolgen der Achten Armee ergaben, die Deutschen aber in einem Augenblick traf, in dem sie ihre Streitkräfte von einem Frontabschnitt in den anderen verschoben. Unser Vorstoss hatte sich mit aller Wucht auf einen verhältnismässig engen Sektor erstreckt, aber die Vorbereitungen dafür waren so geschickt verborgen worden, dass der Feind keine Möglichkeit fand, sich zur Abwehr einzurichten, und noch im Ungewissen blieb, in welcher Richtung der Hauptangriff erfolgen würde, als dieser bereits erfolgreich im Gange war.

Während unserer Offensive setzten die übrigen Einheiten der Fünften Armee den Feind an beiden Flügeln seiner Verteidigung unter Druck. Dadurch wurden die Deutschen an ihrer ganzen Front in Atem gehalten. Die 6. brasilianische Kampfdivision, deren Männer aus Sao Paulo stammten und von Brigadegeneral Euclideo Zenobio da Costa kommandiert wurden, rückte in einer fünf Meilen breiten Front vor. Damit griffen Südamerikaner zum ersten Male in der Geschichte in Kämpfe auf europäischem Boden ein. Am 15. September, dem ersten Tage ihres Einsatzes, bemächtigten sie sich des Dorfes Massarosa nördlich des Sees Massaciucoli. Bald darauf besuchte mich der brasilianische Kriegsminister (und nunmehrige Präsident Brasiliens), General Enrico Gaspar Dutra, in meinem Hauptquartier. Er drückte den Wunsch aus, Truppen im Gefecht zu sehen, und wir kamen diesem Wunsche nach, indem wir brasilianische Truppen, unterstützt von amerikanischen Truppen, in einem westlichen Frontabschnitt zum Einsatz brachten und dem Kriegsminister vorübergehend den Befehl über sie übertrugen. Ich hatte viel für General Dutra übrig, der nichts unterliess, um mich auf seine Weise zu unterstützen, wo immer die Verwendung seiner Truppen für die Bewältigung unserer Aufgaben in Frage kam.

Nach dem Durchbruch der Gotenstellung war unser nächstes Ziel Bologna am Rande der Poebene. Wir änderten daher die Richtung unseres Hauptangriffes, indem wir von der Strasse Firenzuola-Imola zur Route 65 einschwenkten, die nach Bologna führte. Unser langsames Vorrücken in dieser Richtung begegnete verstärktem Feindwiderstand. Am 3. Oktober flog ich zu den Stellungen der 91. Division in der Nähe von San Pietro am Sieve. Von dort fuhr ich über den Futapass die Route 65 hinauf bis Monghidoro, das wir am vorhergehenden Tag eingenommen hatten. Die 91. Division hatte sich bei ihren ersten Gefechten unter Bill Livesay wacker gehalten. Von Monghidoro aus konnte ich zum erstenmal die Poebene

und die dahinterliegenden schneebedeckten Gipfel der Alpen erblicken. Es schien mir damals, als ob wir unserem Ziel schon ganz nahe wären.

Das Ziel war auch wirklich nahe, darüber bestand kein Zweifel. Leider bedeutete dies jedoch noch nicht, dass es leicht zu erreichen sei. Es stand nicht nur der Winter vor der Tür, es war auch die Stärke der Fünften Armee beschränkt. Am 6. Oktober, als wir nur mehr 20 Meilen von Bologna entfernt standen, sah es mit den Möglichkeiten eines Truppenersatzes so schlecht aus, dass ich an General Wilson folgenden Funkspruch sandte:

*«Infanterie-Truppenersatz in so kritischer Situation, dass im Gang befindliche Operationen schwer beeinträchtigt. Vorgesehene Kriegsstärke der Divisionen kann nur mehr bis zum 9. oder 10. Oktober aus vorhandenen Ersatzbeständen aufgefüllt werden. Verluste bei den vier zur Verfügung stehenden Divisionen durchschnittlich 550 Mann pro Tag und pro Division in den letzten fünf Tagen. Schwere Kämpfe halten an, da Feind anscheinend alle seine verfügbaren Streitkräfte aufbietet, um unseren Vormarsch auf Bologna zum Stillstand zu bringen. Sämtliche Divisionen innerhalb der letzten 23 bis 26 Tage in schweren Gefechten bei schlechten Wetterbedingungen. Fortgesetzter Nachschub an Infanterietruppen als Ersatz dringend.»*

Um diese Zeit waren wir auch über Mannschaftsabgänge durch seelische Störungen sehr bekümmert. Ich berichtete hierüber General Marshall und fasste unsere Erfahrungen zusammen:

*Mannschaftsabgänge aus seelischen Ursachen traten erstmalig im Januar in Erscheinung, als uns die beschränkten Truppenmengen innerhalb der Fünften Armee dazu zwangen, Einheiten lange Perioden hindurch im Einsatz zu halten. (Schlacht von Cassino.) Unsere Angriffe auf Festungen des Feindes wurden mit Divisionen unternommen, die nicht über die erforderliche Kriegsstärke verfügten. Während unseres Vormarsches fand sich nur wenig Gelegenheit zu Erholungspausen.*

*Heute stehen wir denselben Erscheinungen in den Apenninen gegenüber. Meine Truppen haben hier eines der schwierigsten Gelände bezwungen, das wir bisher in Italien kennenlernten. Dabei waren es die härtesten Kämpfe seit den Tagen von Salerno. Die einzige Möglichkeit, unseren Truppen Erholung zu verschaffen, besteht innerhalb der Divisionen selbst. (Wir hatten ein System eingerichtet, bei dem jede Division abwechselungsweise je ein Regiment für die Dauer von fünf Tagen von der Teilnahme an Kampfhandlungen*

*ausschloss.) Ich stehe nunmehr vor der Entscheidung, ob ich mit unserem Vormarsch einhalten und den Truppen eine Ruhepause schaffen, oder ob ich gewaltsam eine letzte Anstrengung unternehmen soll, um unsere Operationsziele noch vor Einbruch des Winters, der uns sonst in den Apenninen treffen würde, zu erreichen. Die Truppen der Fünften Armee haben mehr als zwei Wochen hindurch täglich bedeutende Geländegewinne erzielt.*

*Ich weiss nicht recht, wie ich diesem Problem der seelischen Ermüdung meiner Männer begegnen soll. Es scheint mir indes klar zu sein, dass diese seelischen Zusammenbrüche in direktem Verhältnis zur Länge der Zeit stehen, in der eine Truppe im Fronteinsatz ist. Ich werde künftig jede gangbare Gelegenheit nutzen, um den Truppen die ihnen so nötige Erholung zu sichern.»*

Dieser Brief behandelte nur die Probleme, denen ich bei unserem Vormarsch gegen Bologna gegenüberstand. Mehr denn je spürte ich den Verlust, den wir an Mann und Material durch die südfranzösische Invasion erlitten hatten. Allmählich machte es mir den Anschein, als ob unsere amerikanischen Vertreter im Alliierten Hauptquartier der Frage unserer Kampfstärke an der italienischen Front viel zu wenig Beachtung schenkten, dafür aber um so mehr Interesse dafür zeigten, an allen Enden und Ecken Streitkräfte und Kriegsmaterial für die Aktion «Amboss» zusammenzuraffen. Selbst die Truppen der Japan-Amerikaner, die sich bei den Gebirgskämpfen in Italien so ausgezeichnet bewährt hatten, musste ich für die französische Invasion abtreten. Nicht anders erging es mir mit meiner schweren Artillerie, die ich gleichfalls einbüsste. Ich hatte zwar Befehl erhalten, die Apenninen zu überqueren, aber ich fühlte, dass die Amerikaner im Alliierten Hauptquartier weit davon entfernt waren, mich bei diesem Unternehmen zu unterstützen. In einer Art Verzweiflung wandte ich mich in einem Funkspruch direkt an den in Frankreich befindlichen General Eisenhower, der für unsere Operationen in Italien zwar in keiner Weise zuständig war, aber zweifellos Einsehen zeigen würde, und bat ihn, die Truppenanforderungen für die Aktion «Amboss» zu übernehmen, so dass Infanterie-Ersatz in der Stärke von etwa 5.000 Mann, der sich auf dem Kriegsschauplatz des Mittelländischen Meeres befand, für mich frei wurde, statt nach Südfrankreich dirigiert zu werden. Damals war ich nicht der Meinung, dass eine dringende Bitte im normalen Amtsweg Erfolg haben würde.

Zu dieser Zeit schrieb ich in mein Tagebuch:

*«Es scheint mir unentschuldig, dass es in Italien eine solche Menge gross aufgezogener Hauptquartiere gibt. Ich schätze, dass bei ihnen viele tausende Soldaten Dienst tun, die verdammt wenig zu den Kämpfen beitragen.*

*Ich sage daher immer wieder: Niemals wurden so wenige von so vielen kommandiert.»*

Während wir gegen Bologna vorstießen, wurden an der Front der Achten Armee keine wesentlichen Erfolge erzielt. Um Mitte Oktober kämpften unsere Truppen rund um Livergnano, das unsere Soldaten «Leber und Zwiebel»<sup>1</sup> nannten. Bei diesen Kämpfen zeigten sich bei unseren Truppen solche Erschöpfungserscheinungen, dass es mir zweifelhaft erschien, ob der Fünften Armee der Durchbruch gelingen würde. Wir waren der Poebene schon so nahe gerückt, dass wir uns jeden Tag zu sagen pflegten:

«Nur mehr ein Stück noch, dann haben wir es geschafft. Der Erfolg steht auf des Messers Schneide!»

Es ist schwierig, die quälende Hoffnung zu schildern, die wir damals empfanden, dass uns gerade «noch eine Meile» oder «noch ein paar Meilen» vom Erfolg trennten. Als wir um die Mitte des Monats nur mehr zehn Meilen von Bologna entfernt standen, konzentrierten die Deutschen in diesem Abschnitt ihre Hauptmacht. Dadurch kam es, dass unserer Front etliche zweiundsiebzig feindliche Bataillone gegenüberstanden. Die Fünfte Armee hatte bis dahin 13.082 Mann an Verlusten erlitten und 7.087 Gefangene gemacht. Ersatztruppen standen uns nur mehr für einen einzigen Tag zur Verfügung. Ich erklärte damals meinen Korpskommandeuren:

«Die Deutschen haben Truppen von anderen Teilen ihrer Front im Raume von Bologna zusammengezogen, um unserem Angriff zu begegnen. Die vier amerikanischen Divisionen werden ihren Angriff in nördlicher Richtung so lange fortsetzen, als sie dazu in der Lage sind.»

Am 16. Oktober rückte die deutsche 29. Division aus dem Raume der Achten Armee in unseren Frontabschnitt und wir erlebten bei Belmonte einen heftigen feindlichen Gegenangriff. General Howard, mein G-2, meldete mir, dass auch die deutsche 90. Panzergrenadier-Division unserer Front gegenüber in Stellung ging. Dies war mehr, als wir zu ertragen vermochten.

---

<sup>1</sup> Wortwitz, der auf der Ähnlichkeit der Aussprache des italienischen Wortes «Livergnano», sprich liwemjano, und dem englischen «liver 'n' onions», was Leber und Zwiebel bedeutet, beruht.



«Natürlich», sagte Alexander, «wenn Sie meinen, Ihren Angriff abstoppen zu müssen, dann tun Sie es.»

«Ich will es ja gar nicht», erwiderte ich, «ausser die Umstände zwingen mich dazu.»

Unter äusserst kritischen Umständen hielten wir unseren Angriff aufrecht. Unsere Männer hatten in jenen Tagen wahre Heldentaten verrichtet. Eines Tages hatte ich Brigadegeneral Paul W. Kendall, vertraulich Bull genannt, aufgesucht. Er kommandierte die 88. Division und war reif, befördert zu werden<sup>2</sup>. Ich sagte zu ihm: «Bull, siehst du dort drüben den Monte Grande? Auf seinem Gipfel liegt dein zweiter Stern. Geh und hol ihn dir.»

Die 88. Division erstürmte den Monte Grande und besetzte ihn. Kendall bekam seinen zweiten Stern.

Am 19. Oktober erhielt ich von Generalleutnant Jacob L. Devers<sup>3</sup>, dem amerikanischen Stellvertreter General Wilsons im Alliierten Hauptquartier, einen Funkspruch, in dem es hiess:

*«Habe eben Ihre tägliche Verlustliste gelesen. Schlage vor, Sie lassen eine Division oder einzelne Regimenter einer Division von der Front abziehen, da andernfalls Ihre Verlustquote jede vernünftige Truppenersatzstellung unmöglich macht. Ihre Aufgabe besteht darin, mit den verfügbaren Truppen das Beste zu erreichen.»*

Von dem Gefühl geleitet, dass Devers sich nicht eben sehr energisch gezeigt hatte, durchzudrücken, was wir in Italien an Truppen und Kriegsmaterial benötigten, und da wir so viele Streitkräfte an Südfrankreich abgeben mussten, wo Devers die 6. Armeegruppe kommandierte, beantwortete ich diesen Funkspruch wie folgt:

*«Ihr Funkspruch beweist den Mangel an Verständnis für unsere taktische Lage, das Gelände, auf dem wir kämpfen, die Härte des feindlichen Widerstandes und die Aufgabe, die mir zugewiesen ist. Leider waren Sie seit zwei Monaten nicht an unserer Front. Ich bin mir völlig der Höhe unserer Verluste bewusst und ich habe alle Möglichkeiten ausgenutzt, um einzelnen Regimentern innerhalb meiner Divisionen Ruhepausen zu verschaffen, soweit sich eine solche Massnahme mit den dringlichen Erfordernissen meiner Aufgabe vereinen liess..*

---

<sup>2</sup> Kendall war an Stelle von Generalmajor Sloan getreten, der krankheitshalber in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt war.

<sup>3</sup> Er war auch Befehlshaber der amerikanischen Streitkräfte auf dem Mittelmeerländischen Kriegsschauplatz, welche Stellung jedoch nur administrativer Art war und kein Kommando über taktische Operationen an den Fronten in sich schloss. In erster Linie bestand seine Aufgabe darin, für die Beistellung von Ersatztruppen und Nachschub aller Art an die Fünfte Armee Sorge zu tragen.

*Unser Erfolg hängt praktisch in der Luft und unser zunehmender Mangel an Infanterietruppen kann sich als entscheidende Belastung erweisen. General Alexander wandte sich direkt an General Eisenhower um Truppenersatz in Höhe von 3.000 Mann. General Eisenhower teilte uns mit, dass diese Truppen verfügbar seien und dass Anstalten getroffen wurden, sie ganz oder teilweise in Transportflugzeugen auf den italienischen Kriegsschauplatz zu bringen. Ich bedauere es, dass Sie der Fünften Armee die Ersatztruppen aus der Siebenten Armee für «Amboss», die verfügbar sind, nicht überstellten, obwohl ich Sie mit meinem Funkspruch vom 9. Oktober darum bat. Hätten Sie dies getan und hätten Sie der Siebenten Armee Ersatz aus den von General Eisenhower freigegebenen Streitkräften gestellt, dann wäre Zeit gespart worden und es hätte sich überdies die Notwendigkeit erübrigt, Truppen von Italien nach Frankreich und andere Truppen wieder von Frankreich nach Italien zu verschiffen.»*

In der zweiten Oktoberhälfte versteifte sich der Widerstand der Deutschen an unserer Front, während die Erschöpfung unserer Truppen immer bedenklichere Ausmasse zeigte. Regengüsse, die nun fast täglich einsetzten, erhöhten unsere Schwierigkeiten. In dieser Zeit suchten die 88. und 85. Division eine Frontausbuchtung zu erweitern, die sie nordöstlich vom Monte Grande erkämpft hatten. In diesem Frontabschnitt standen wir nur fünf oder sechs Meilen vom Rande der Poebene entfernt, wo der Feind eben noch die letzte Möglichkeit hatte, uns aufzuhalten. In der Nacht vom 22. auf den 23. Oktober machten wir einen letzten Versuch, in diesem Sektor durchzubrechen. Trotz heftigen Feindwiderstandes stiess das 351. Infanterieregiment ungefähr eine Meile nördlich des Monte Grande vor. In der folgenden Nacht benützte die Kompanie G eine Lücke in den feindlichen Linien und drang in das Dorf Vedriano ein. Der Rest des Bataillons wurde von der deutschen Verteidigung aufgehalten. Tags darauf wurde die Kompanie G vom Feind eingekreist und zerschlagen. Als der Angriff auch in der folgenden Nacht von unserer Seite wiederholt wurde, war es unmöglich, vorwärts zu kommen. Regenfälle und Verschlammung der Wege trugen dazu bei, dass unsere Infanteristen vollkommen erschöpft waren. Tief herabhängende Wolken vereitelten Artillerie- und Fliegerunterstützung. Ein deutscher Gegenangriff hatte zuvor zwei weitere Kompanien im Raume Vedriano buchstäblich aufgerieben. Es handelte sich dabei grösstenteils um Ersatztruppen, die wir erst kürzlich erhalten hatten. Am selben Tag liess ein Wolkenbruch den Fluss Sillaro aus den Ufern

treten und die über ihn führenden Brücken wurden von den Wassermassen weggerissen. Dadurch war auch der Nachschub in jenen Frontabschnitt in Frage gestellt. Munition und Truppenverpflegung wurden entweder auf dem Rücken von Maultieren nach vorne geschafft oder einfach von Männern getragen. Nach dem Ausfall der Brücken am Sillaro behalf man sich dort zur Not mit einer Fähre, die mit Munition und Essrationen vollgeladen und zum nördlichen Ufer gezogen oder gerudert wurde. Am 28. Oktober wies General Keyes die 85. und die 88. Division an, sich zurückzuziehen und sich auf einem für die Verteidigung geeigneten Gelände einzugraben.

Damals wussten wir es noch nicht, dass wir damit das Rennen, die Poebene vor Einbruch des Winters zu erreichen, verloren hatten. Wir waren nicht mehr stark genug, die letzte Schranke niederzureißen, an die der Feind sich klammerte. In der Zeit vom 10. Oktober bis 26. Oktober büssten die 34., 85., 88. und 91. Division 15.716 Mann ein. Die 88. Division, die bei allen Angriffen die Spitze gehalten hatte, zählte allein 5026 Mann Verluste. Ihr Stand betrug um 1243 Offiziere und Mannschaften weniger als die vorgesehene Kriegsstärke. Die verbleibenden Männer waren vollständig ausgepumpt. Die 3.000 Mann Ersatztruppen jedoch, die in Transportflugzeugen von Frankreich nach Italien geschafft worden waren, kamen, durch Stürme aufgehalten, zu spät an. Sie konnten gerade noch in den letzten Tagen der Schlacht zum Einsatz gebracht werden.

Die Offensive der Fünften Armee kam nicht mit einem Male oder an einem bestimmten Tag zum Stillstand. Sie verlangsamte nur allmählich ihr Tempo, bis sie zur Ruhe kam. Unsere Soldaten waren nicht mehr imstande, gegen einen Feind anzukämpfen, dessen Streitkräfte täglich an Zahl wuchsen. Man könnte auch sagen, dass unser Vormarsch langsam und schmerzlich dahinstarb. Es war, als ob ein edles Rennpferd nach einer langen Reihe glänzender Siege knapp vor dem Zielband der Rennbahn zusammenbreche und qualvoll im Sande verröchle.

Damals war ich der Meinung, dass wir nach einem Monat Ruhepause noch immer imstande sein würden, den Durchbruch in die Poebene zu erzwingen, ehe noch die rauhe Hand des Winters nach den Höhen des Apenninengebirges griff. Nach all den Anstrengungen, die wir hinter uns hatten, und nach all den bitteren Verlusten, die wir erlitten, schien es mir unmöglich, den Gedanken an eine Vollendung unseres Vormarsches noch in diesem Herbst aufzugeben. Während der kommenden Tage arbeiteten wir daher an vielen Plänen zur Erneuerung unseres Angriffes, den wir, sobald

es nur anging, spätestens jedoch bis zum 1. Dezember, unternehmen wollten. In den letzten Oktobertagen jedoch verschoben wir diesen Termin auf den 15. Dezember, einem Zeitpunkt, zu dem sowohl die Fünfte als auch die Achte Armee die Offensive wieder aufnehmen sollten. Aber dieser Termin wurde niemals eingehalten.

Die Witterung wurde zunehmend schlechter. Unsere Truppen konnten sich nur zur Not und unter Erduldung des grössten Ungemachs in den Gebirgsstellungen der Apenninen halten. Schliesslich kam es so weit, dass ich mich zu dem schwersten Entschluss aufraffen musste, den ich in diesem Kriege bisher gefasst hatte. Wir mussten für dieses Jahr unseren Vorsatz, in die Poebene zu gelangen, aufgeben.

Mit einem bitteren Gefühl und enttäuscht sah ich den Aussichten entgegen, die dieser Entschluss mit sich brachte. Wir hatten einen Misserfolg erlitten, und es versteht sich, dass ein Misserfolg ein bitterer Tee für einen Armeeführer ist, einerlei welche Umstände daran die Schuld trugen. Darüber nachzugrübeln hätte jetzt auch keinen Sinn mehr gehabt. Wir steckten mitten in den Apenninen und hatten den Winter vor uns. Als ich von einem Beobachtungsstand in der Nähe des Futapasses rings um mich schaute, sah ich den dunklen Felsgipfel des Monte Grande von dichtem Schneetreiben verhüllt. Da wusste ich, dass den Männern der Fünften Armee eine harte Zeit bevorstand, auch wenn der Feind in diesem Winter keinen einzigen Schuss abfeuern würde. Es waren die Deutschen, nicht wir, die die nächsten Monate in dem Schutz der Poebene verbringen würden.

Als ich in mein Hauptquartier nach Florenz zurückkehrte, wurde der Befehl zum Eingraben an alle Truppen weitergegeben. Als jemand bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machte – ich entsinne mich nicht mehr, wer es war – dass wenigstens wir im Hauptquartier glücklich sein konnten, während des Winters in Florenz bleiben zu können, da erst war es mir so recht klar, warum, ich das Fehlschlagen unserer Offensive so bitter empfand.

«Die Soldaten der Fünften Armee werden den Winter in den Bergen verbringen», sagte ich. «Folglich werde auch ich dort mein Hauptquartier aufschlagen.»

Am nächsten Tag liess ich meinen Wohnwagen ins Gebirge fahren und ihn für den Winter bei Traversa, unweit vom Futapass entfernt, an einer Stelle aufstellen, die zu den höchsten Erhebungen in den Apenninen zählt.

## XVII

### DER HARTE WINTER IN DEN APENNINEN

#### NOVEMBER 1944 BIS MÄRZ 1945

Die Dämmerung des Danksagungstages am 25. November 1944 war finster und düster. Der Wind trieb einen Sprühregen vor sich her und jagte ihn über den Futapass. Im Halbdunkel des anbrechenden Morgens wurde ich von einer Ordonnanz mit der Meldung geweckt, dass der der Fünften Armee zugeteilte britische Nachrichtenoffizier mich zu sprechen wünsche. Ich stand in Eile auf und vergass dabei des kalten und feuchten Wetters. Der Nachrichtenoffizier pflegte seine Besuche bei mir in der Regel nicht um eine solche Stunde zu machen, wenn er es aber tat, dann handelte es sich um eine wichtige Angelegenheit, meist um eine Nachricht von Premierminister Churchill. Jedenfalls aber würde es eine Geheimnachricht sein und, wie alle wichtigen Nachrichten zu jener Zeit, irgendetwas Unangenehmes enthalten.

Ich machte in meinem kleinen Wagen Licht, gespannt, was es diesmal wieder Ärgerliches geben würde, aber ich erlebte eine angenehme Überraschung. Das Gesicht des britischen Offiziers strahlte förmlich und stand in einem erfreulichen Gegensatz zu dem draussen herrschenden Wetter.

«Heute bringe ich zur Abwechslung gute Nachricht», sagte er und überreichte mir mit diesen Worten einen Funkspruch des britischen Premiers, der lautete:

*«Mit grossem Vergnügen teile ich Ihnen mit, dass es der Präsident und seine militärischen Ratgeber als Auszeichnung ansehen, dass die Regierung Seiner Majestät den Wunsch ausgesprochen hat, Sie mit dem Kommando der 15. Heeresgruppe zu betrauen. General Alexander erhält den Oberbefehl, da General Wilson die Stelle Sir John Dills in Washington einnehmen wird. (Sir John war kürzlich in den Vereinigten Staaten auf seinem Dienstposten gestorben.) Ich bin sicher, dass wir das Schicksal der britischen Truppen, die die Mehrheit der in Italien stehenden Streitkräfte bilden, in keine*

*besseren Hände als in die Ihrigen legen können und dass Ihre freundschaftlichen Gefühle zu General Alexander, von welchen Sie mir gelegentlich sprachen, den Gang der Operationen sofort glätten und beschleunigen werden.*

*Als ich vergangene Woche General Eisenhower in seinem Hauptquartier aufsuchte, nannte ich General Truscott als den Mann, der an Ihrer Stelle das Kommando über die Fünfte Armee übernehmen sollte. General Eisenhower versprach mir, ihn freizugeben (Truscott befand sich damals in Frankreich), wenn seine vorgesetzten Dienststellen in den Vereinigten Staaten zustimmten. Ich nehme an, dass Ihnen dieses Arrangement zusagt, jedenfalls war es der besondere Wunsch General Alexanders.*

*Meine besten Wünsche zu Ihrem neuen Kommando. Wir bringen Ihnen das grösste Vertrauen entgegen, da wir Ihre guten Absichten kennengelernt haben, die Sie in gemeinsamer Arbeit mit Ihren britischen Kameraden und den übrigen Alliierten an den Tag legen.»*

Ich gestehe, dass dieser Funkspruch geeignet war, mir den Morgen des Danksagungstages inmitten des Apenninengebirges wesentlich freundlicher erscheinen zu lassen. Wenn ich mir die Stellen des Funkspruches, in welchen von meinen freundschaftlichen Gefühlen zu General Alexander und von meiner Haltung gegenüber den britischen Truppen in Italien die Rede ist, vor Augen halte, dann scheint es mir, als ob der Leser Churchills Feststellungen übertrieben finden könnte. Denn ich habe zeitweise im Hinblick auf die Ereignisse von Meinungsverschiedenheiten mit den Briten erzählt. Ich möchte darum hier klarstellen, dass dadurch eher eine Festigung meiner freundschaftlichen Beziehungen sowohl zu General Alexander als auch zu den meisten seiner engeren Mitarbeiter eintrat. Unsere gelegentlichen Meinungsverschiedenheiten waren sehr realer Natur und immer sehr wichtig. Gerade vielleicht deshalb mag in einem Bericht wie diesen nicht so deutlich zum Ausdruck kommen, wie sehr unsere freundschaftliche Zusammenarbeit in dem italienischen Feldzug Tag für Tag weiterging und so einen überragenden Beitrag zum Sieg leistete.

Der Wechsel im Kommando sollte nicht vor Mitte Dezember erfolgen und galt daher als strenges Dienstgeheimnis. Als jedoch an diesem Morgen das Tagewerk seinen Anfang nahm, sandte ich nach General Gruenther und empfing ihn, als er bei mir eintrat, mit den Worten: «Nun, Al, ich erhalte eben Nachricht, dass ich abgelöst wurde.»

Erstaunen und Betroffenheit malten sich so deutlich auf Gruenthers Gesicht aus, dass ich den Scherz nicht weitertreiben wollte und ihm wortlos den Funkspruch überreichte. Wir versuchten die Sache geheimzuhalten, aber durch irgendein Versehen wurde die Nachricht durch die British Broadcasting Company am 27. November in einer Sendung durchgegeben. Um diese Zeit entschied es sich auch, dass Aufbau und Einrichtung des mir zugewiesenen 15. Armeegruppenkommandos mehr taktischen als administrativen Zwecken dienen sollten. Dadurch schien es möglich, den grössten Teil der administrativen Geschäfte bei der Achten Armee dem Alliierten Hauptquartier direkt zuzuschieben, statt mein Hauptquartier damit zu befassen. Ich hatte auch schon den Entschluss gefasst, das Hauptquartier der 15. Armeegruppe von Siena in einen Wald in der Nähe von Florenz zu verlegen.

Während der Monate November und Dezember beschäftigten wir uns mit den Plänen zur Wiederaufnahme unseres Vorstosses in die Poebene. Tatsächlich setzte die Achte Armee zu einer beschränkten Offensive an, wodurch es ihr gelang, gegen die Adria zu Stellungen zu erreichen, durch die sich der Anschluss an die Front der Fünften Armee besser gestaltete als bisher. Das eigentliche Ziel ihrer Offensive, den Fluss Santerno, vermochte die Achte Armee jedoéh nicht zu erreichen. Die Fünfte Armee hatte sich ihrerseits zu einem Angriff gerüstet, der wenige Tage später erfolgen sollte, aber die Witterungsverhältnisse verschlechterten sich mit einem Schlag derart, dass jeder Verkehr fast unmöglich wurde. Die ganze italienische Front versank im Schlamm. Ich wünsche damit nicht den Eindruck zu erwecken, als ob jede Gefechtsstätigkeit plötzlich zum Stillstand gekommen wäre. Es gab ziemlich heftige Patrouillenkämpfe und gelegentlich auch Angriffe und Gegenangriffe, wenn auch nur lokaler Natur. Aber im Allgemeinen lag die Front fest, mit Ausnahme einer einzigen Operation, über die noch berichtet werden wird.

Jedenfalls gab es eine grosse Menge ernster Probleme, die Uns dauernd zu schaffen machten. Die knappe Versorgung mit Artilleriemunition, die daran Schuld trug, dass unser Vorstoss auf Bologna fehlgeschlagen war, hielt Wochen hindurch an und bildete mit die Ursache dafür, dass wir unsere Offensive während der Wintermonate nicht wieder aufzunehmen vermochten. Ich war gezwungen, den Munitionsverbrauch bei der Fünften Armee Mitte November auf fünfzehn Schuss pro Tag und pro 105-mm-Haubitze herabzusetzen. Für 155-mm-Haubitzen betrug die Tages-

quote achtzehn und für 155-mm-Kanonen elf Schuss. Es bestand auch gar keine Hoffnung, in absehbarer Zeit entsprechende Ersparungen zu machen, die hinreichend gewesen wären, um uns in den Besitz Bolognas zu setzen.

Aus dieser Zeit stammt folgende Eintragung in mein Tagebuch: *«Nachrichten zufolge, die ich aus dem Kriegsministerium erhielt, ist die Munitionslage in den Vereinigten Staaten so kritisch, dass die erzeugte Munition unmittelbar aus den Produktionsstätten in den Hafen transportiert und dort verladen wird. Das Kriegsministerium äussert ernstliche Zweifel, ob es möglich sein wird, Ikes und meinen Ansprüchen auf Munition insbesondere während der nächsten drei bis sechs Monate zu entsprechen. Wenn die gegenwärtige Verbrauchsbeschränkung beibehalten wird, dann werden unsere Reservevorräte bei Beendigung des derzeit für Dezember geplanten Vierzehntage-Angriffes auf schätzungsweise 60.000 Schuss zusammengeschmolzen sein. (Dieser Angriff wurde jedoch später fallengelassen). Der geringfügige Stand an Munitionsreserve gestattet es uns nicht, deutsche Gegenangriffe zurückzuweisen.»*

Auf einer Inspizierungsfahrt Ende November, die mich zu einem brasilianischen Bataillon führte, bemerkte ich, dass viele Männer Uniformstücke trugen, die mir zu leicht schienen. Ich erwähnte dies General Mascarenhas gegenüber und erhielt von ihm den Bescheid, dass sie aus Brasilien gekommen waren, ohne geeignete Winteruniformen für Italien. Dadurch erwuchs uns also abermals ein Problem, bei dessen Lösung wir auf eine überraschende Tatsache stiessen. Im Vergleich zu den Amerikanern hatten die brasilianischen Soldaten kleine Füsse. Es fiel uns daher schwer, das passende Schuhwerk zu beschaffen. Jedenfalls gelang es uns aber in kürzester Zeit, Feldblusen und warme Winterwäsche für die Brasilianer zu bekommen, so dass sie, entsprechend gekleidet, in Stellung gehen konnten.

Wir stellten während der Wintermonate einen möglichst genau einzuhaltenden Ablösungsturnus für unsere Frontsoldaten auf, der es ihnen ermöglichte, die verschiedenen Erholungsstätten, die wir in einigen grösseren italienischen Städten eingerichtet hatten, aufzusuchen. Eine dieser Erholungsstätten befand sich in Montecatini Terme, einem renommierten italienischen Badeort mit hübschen Hotels. In diesem Winter gastierte dort auch eine Gruppe berühmter Schauspieler, die dafür sorgten, dass unseren Männern die Zeit nicht lang wurde. Es muss nicht erst gesagt werden, dass Theater- und Bühnenveranstaltungen ganz nach dem Geschmack unserer Männer



waren. Im Allgemeinen fanden sich die Artisten mit dem Ungemach und den Unbequemlichkeiten ab und schienen glücklich zu sein, auf diese Art zur Hebung der Kampfmoral der Armee beitragen zu können.

Ich erinnere mich, dass die Ankunft von Katharine Cornell und ihrem Gatten, Guthrie McClintic, mit der gleichzeitigen Aufführung des Stückes «The Barretts of Wimpole Street» Anlass zur Erörterung der Frage gab, welche Art von Unterhaltungsstücken von unseren Soldaten am meisten geschätzt würde. Ich glaube, dass die Beantwortung dieser Frage ebensolche Schwierigkeiten bereitet, wie wenn sie im zivilen Leben gestellt wird. Aber ich meine, dass es dennoch nicht uninteressant ist zu wissen, dass sogenannte ernste Stücke genau so gerne gesehen wurden wie leichtere und vielleicht sogar bevorzugt wurden.

Als Miss Cornell in Montecatini ankam, da glaubte ich, dass sie nicht ganz sicher war, ob «The Barretts of Wimpole Street» gerade das richtige Stück für Männer sein würde, die so lange Zeit im Kampf gestanden waren, und ob sie, in ein Erholungsheim gekommen, nicht eher erwarten würden, dass man ihnen derbere Kost vorsetzte. Ich wohnte der ersten Vorstellung des Stückes bei und konnte feststellen, dass unsere Männer sich grossartig unterhielten. Später versuchte ich Miss Cornell ihres Erfolges zu versichern. Aber es bedurfte dessen nicht mehr.

«Oh, ich wusste, dass es ihnen gefiel», sagte sie. «Bei der Eröffnungsvorstellung machte ich mir noch Sorgen. Ich benützte daher eine Gelegenheit, bei der ich dem Gespräch einiger Soldaten unbemerkt lauschen konnte, als sie das Theater verliessen. Da hörte ich, dass einer von ihnen zu seinen Kameraden sagte: ‚Na, was sagst du jetzt? War das nicht gescheiter, als mit einem Dämchen auszugehen?‘ Da machte ich mir keine Sorgen mehr.»

In den Bergen schneite es und vermehrte unsere Wintersorgen. Alles, was wir in dieser Zeit zu unternehmen vermochten, bestand in der Ausarbeitung von Plänen für die verschiedensten Operationen, von welchen aber auch nicht eine einzige zur Ausführung gelangte. Bei diesen Plänen trat übrigens der Eifer der Engländer, in Jugoslawien einzudringen, immer mehr zum Vorschein. Alexander benützte zahlreiche Gelegenheiten, um uns seine Ideen, wie dabei vorgegangen werden müsste, mitzuteilen. Im Zusammenhang mit einem dieser Pläne schrieb er an mich:

*«Es ist ganz klar, dass zusätzliche alliierte Formationen für Operationen auf diesem Kriegsschauplatz nicht mehr verfügbar sein*

*werden, weder jetzt noch im Jahre 1945. Nichtsdestoweniger liegt es in der Absicht der Alliierten, unsere Offensive aufrichtig zu erhalten ... Pläne, die nunmehr entworfen werden, gründen sich auf die Annahme, dass während der nächsten zwei oder drei Monate der Vormarsch der russischen Armeen in Ungarn, gemeinsam mit den Operationen unserer leichten Truppen und der Partisanen in Jugoslawien, den Feind zwingen werden, nicht nur die Häfen an der dalmatinischen Küste, wenigstens nördlich bis Zara hinauf, aufzugeben, sondern sich auch aus den Bergen im Hinterland dieser dalmatinischen Häfen zurückzuziehen.*

*Es ist die Absicht des Obersten Alliierten Kommandos in Italien, die Häfen Split, Sebenico und Zara mit Vorauskommandos und leichten Streitkräften zu besetzen, sobald sie der Feind geräumt hat, und sich gemeinsam mit den Partisanen an Unternehmungen zu beteiligen, die darauf gerichtet sind, die Kontrolle über Verkehrswege auszuüben, die über das Gebirge in das Innere des Landes verlaufen. Wenn wir in dieser Richtung die nötigen Vorkehrungen getroffen haben werden, dann wird es an der Zeit sein, mit der Hauptmacht unserer Streitkräfte so rasch und heimlich als möglich nachzurücken, um gegen Laibach und Fiume vorzustossen... Diese Aufgabe wird dann der Achten Armee zufallen... Bei allen militärischen Unternehmungen ist eine Übereinstimmung mit den von Marschall Tito getroffenen Aktionen, möglicherweise auch mit denjenigen der im Süden operierenden russischen Armee unerlässlich.»*

Nachdem solche Pläne bestanden, schien es einige Wochen hindurch, als ob die Achte Armee zwecks Durchführung einer amphibischen Aktion gegen die jugoslawische Küste geteilt werden sollte, während die Aufgabe der Fünften Armee darin bestünde, ihren Vormarsch auf dem Landwege durch die Poebene fortzusetzen, um sich später in nordöstlicher Richtung gegen Jugoslawien zu wenden.

In der Folge unterlagen diese Pläne jedoch einer Reihe von Veränderungen. Zu solchen sah sich insbesondere die amerikanische Regierung veranlasst, ungefähr um die Zeit, da ich das Kommando der 15. Armeegruppe Mitte Dezember übernahm und wir erst den Eintritt von Witterungsverhältnissen abwarten mussten, die die Durchführung von grösseren Aktionen gestattete.

Noch bevor ich mein Quartier auf dem Futapass verliess, um das Kommando der 15. Armeegruppe zu übernehmen, besuchte mich Generalmajor Suslparow, der russische Vertreter in Italien, und

überreichte mir im Auftrage Stalins als Anerkennung für die Einnahme Roms durch die Fünfte Armee den russischen Suworow Erster Klasse. Die Überreichung dieser Auszeichnung war gleichzeitig mit einem Geschenk in Form von zwei kleinen Büchern verbunden. Eines derselben liess sich wie eine Harmonika auseinanderziehen und entpuppte sich als ein für Lebenszeit gültiger Reiseausweis auf allen russischen Eisenbahnlinien. Ich bin nicht ganz sicher, wie weit mich dieses Büchlein heute noch auf einer russischen Eisenbahn führen würde, wahrscheinlich wäre es ein gültiger Fahrschein nach Sibirien – aber nur für die Hinreise! Tatsache war jedoch, dass es, wann immer ich es nach dem Krieg in Österreich russischen Posten an abgesperrten Verkehrswegen vorwies, ein wahrer Helfer in der Not war. Ich brauchte es nur aus der Tasche zu ziehen und russischen Soldaten unter die Nase zu halten, so öffneten sich für mich alle Wege. Es war mir niemals möglich, genau herauszufinden, was in dem Büchlein in russischer Sprache geschrieben stand, aber es müssen jedenfalls sehr eindrucksvolle Worte gewesen sein, denn sie verfehlten im Notfall niemals ihre Wirkung.

Ich habe früher einmal erwähnt, dass die Deutschen darauf aus waren, die Unerfahrenheit der brasilianischen Truppen auszunützen. Erlitten sie irgendwo eine schwere Niederlage, so versuchte die Nazipropaganda in den latein-amerikanischen Ländern die Dinge so hinzustellen, als ob die Vereinigten Staaten die Truppen General Mascarenhas nur als Kanonenfutter verwendeten. In der ersten Dezemberhälfte nützten die Deutschen daher jede Chance, die sich ihnen bot, gründlich aus, um den Brasilianern eine Schlappe zuzufügen. Die Folge davon war, dass die südamerikanischen Truppen angesichts dieser feindlichen Taktik, des schwierigen Geländes und ihrer eigenen Kampfunerfahrenheit sich an die Kriegführung in Italien erst anpassen mussten, und durch zwei Wochen machte das Brasilianische Expeditionskorps schlechte Zeiten mit. Es erwies sich daher als nötig, eine Umgruppierung dieser Truppen vorzunehmen, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich erst mit den ungewohnten klimatischen Verhältnissen und mit den Kampfmethoden ihres Gegners vertraut zu machen. Dies geschah knapp bevor ich das 15. Armee-Gruppen-Kommando übernahm. Es war später erfreulich zu beobachten, wie die Brasilianer allmählich in ihre Aufgabe hineinwuchsen. Niemals kamen mir aus ihren Reihen Klagen, sie zeigten sich im Gegenteil stets voll Eifer, an den Lasten mitzutragen, die dieser Krieg für uns alle bereithielt.

Am Weihnachtstag beschlossen Don Brann und ich, uns einige Stunden der Erholung zu widmen und Fasane zu jagen. Seit einigen Tagen herrschte an der Front buchstäblich Ruhe und Don Brann hatte ein Revier in der Umgebung von Siena ausfindig gemacht, das eine gute Jagdbeute versprach. Wir machten uns eben bereit, aufzubrechen, als Gruenther auftauchte.

«Meint ihr etwa wirklich, ihr würdet Fasane schiessen?» rief er uns entgegen. «Ich wette zehn Dollar, dass ihr keine zwei nach Hause bringt.»

«Die Wette gilt», erwiderte ich. «Zwei Fasane, und du rückst mit zehn Dollar heraus.»

Am frühen Nachmittag gingen Brann und ich los. Es dauerte nicht lange, bis sich zwei Fasane zeigten. Brann schoss und traf einen; ich verfehlte den meinen. Wir waren sicher, dass wir die Wette gewinnen würden. Aber sonderbarerweise kam kein zweiter Fasan mehr zum Vorschein. Wir liefen den ganzen Nachmittag herum, hatten jedoch kein Glück. Schon fiel die Abenddämmerung ein. Wir gingen langsam den Weg zurück, aber kein Fasan liess sich mehr blicken. Ärgerlich über unser Pech näherten wir uns einem Bauernhof. Auf dem Scheunendach sass eine Taube.

«Könnte das nicht ein Fasan sein?» fragte ich Don. «Es ist schon fast dunkel und ich kann daher nichts Bestimmtes behaupten.»

Don zeigte sich bereit, anzunehmen, dass es ein Fasan sein könnte, und wir schossen die Taube vom Dach herunter.

Als wir das arme Tier aufliessen und mitnahmen, sagte ich zu Don: «Ich glaube nicht, dass Al es merken wird – und zehn Dollar sind schliesslich zehn Dollar.»

Wir entschlossen uns, beide Vögel zu rupfen, aber während wir noch damit beschäftigt waren, entdeckten wir bald, dass dies zu keinem befriedigenden Resultat führte. Wir nahmen daher eine Schere und richteten mit ihrer Hilfe die Federn an den Flügeln und Köpfen der beiden Tiere so zurecht, dass diese schliesslich einander ziemlich ähnlich sahen. Dann fuhren wir ins Hauptquartier zurück. Dort angekommen, warfen wir die beiden Vögel vor Gruenther auf den Tisch der Offiziersmesse.

«Nun?» sagte ich, «heraus mit den zehn Dollar.»

Al untersuchte die Vögel, beklagte sich bitterlich, gab aber schliesslich nach.

Drei Tage später betrat er mit betonter Nonchalance mein Büro. Er sass eine Weile müssig herum ohne etwas zu sagen, endlich aber meinte er in einem gleichgültigen Ton: «Dick Mar an (unser

Nachrichtenoffizier) hat mir heute eine recht interessante Geschichte erzählt. Er sagte mir, dass irgendein gewissenloser Soundso unsere Briefftauben abschießt. Er glaubt, er wird offiziell eingreifen müssen, um diesen Unfug abzustellen. Vielleicht aber würde seinem Dafürhalten nach schon eine Veröffentlichung des Falles in der Zeitschrift ‚Stars and Stripes‘ genügen.»

Gruenther machte eine Pause und blickte auf mich und Brann. Dann fügte er hinzu: «Ihr müsst nämlich wissen, dass dieser Unbekannte unsere beste Briefftaube, die alte Dickie, ausgerechnet an dem Tag schoss, an dem du mit Brann auf Fasanenjagd warst. Arme, alte Dickie!»

Wir zahlten die empfangenen zehn Dollar zurück und weitere zehn Dollar für die verlorene Wette. Anschliessend liessen wir noch eine Runde steigen.

Mittlerweile kam es auch wieder an der Front zu Unternehmungen. Ich war schon immer wegen unserer Stellungen am äussersten linken Flügel, an der Westküste, in Sorge gewesen. Dieser Frontabschnitt, insbesondere der im Raume des Serchio-Tales, sicherte Lucca und Livorno, unsere wichtigsten Versorgungshäfen, gegen den Feind. Es schien zwar unwahrscheinlich, dass die Deutschen dort einen grossangelegten Gegenangriff unternehmen würden, aber in der letzten Zeit gab es Anzeichen dafür, dass der Feind in diesem Abschnitt sich zu einer gewissen Aktivität anschicke. Um allen Eventualitäten vorzubeugen, traf ich daher am 23. Dezember Vorkehrungen, die 92. Division an der kritischen Stelle durch zwei Brigaden der 8. Indischen Division und Einheiten der 85. Division zu verstärken. Ausserdem setzte ich zwei Panzerbataillone und fünf Artilleriebataillone des II. Korps in der Umgebung von Lucca ein.

Am Heiligen Abend stiessen starke deutsche Patrouillen in das Serchio-Tal vor. Am folgenden Tag holte der Feind an der sechs Meilen langen Gebirgsfront zu beiden Seiten des Flusses Serchio zu vereinzeltten Angriffen aus. Dadurch gelang es ihm, in unsere von der 92. Division, der Neger-Division, gehaltenen Stellung einzudringen. Deutsche Truppen in Verbindung mit italienischen faschistischen Einheiten sondierten entlang der Westseite des Flusses, während stärkere Teile der deutschen 148. Grenadierdivision östlich desselben gegen die Städte Sommocolonia und Tiglio vorrückten. Die vordersten Linien der 92. Division wichen zurück und später folgten auch andere Einheiten, die in einen Zustand völliger Desorganisation gerieten. Dadurch entstand anschliessend an den

Serchio eine Frontlücke, die eine weitere Rücknahme unserer Truppen notwendig machte.

Der deutsche Angriff wurde am 27. Dezember wiederholt und gewann wieder an Boden. Die 92. Division wurde aus ihrer zweiten Verteidigungslinie gedrängt und der Geländegewinn des Feindes stieg auf insgesamt fünf Meilen. Die Deutschen verstanden es, nach Erkundung unserer Frontlage ihren anfänglichen Erfolg auszunützen und rasch weiter vorzustoßen, und hätten auf diese Weise sehr bald Livorno bedroht. Bei Lucca jedoch standen die indischen Streitkräfte, die ihrerseits einen Vorstoss unternahmen, während sich die Truppen der 92. Division in der Nacht des 27. Dezember zurückzogen. Noch vor Mitternacht bekamen die alten, kampferfahrenen indischen Truppen Fühlung mit dem Feind, so dass dieser gezwungen war, sich am nächsten Tag zurückzuziehen. Als die Woche um war, hatten wir die alten Linien wiederhergestellt.

Das Schauspiel, das die 92. Division bei dieser Gelegenheit geboten hatte – es war leider wirklich ein schlechtes Schauspiel – hat seither wiederholt Veranlassung zu der Vermutung gegeben, dass man sich bei Eintritt von Schwierigkeiten an der Front auf Negertruppen nicht verlassen könne. Da ich die einzige Neger-Infanteriedivision kommandierte, die es im zweiten Weltkrieg gab, und diese Division sich während dieser Zeit ununterbrochen sechs Monate hindurch im Einsatz befand, glaube ich über ihre Leistungen den Tatsachen gemäss berichten zu können.

Von den zehn amerikanischen Infanteriedivisionen, die sich bei der Fünften Armee in Italien im Einsatz befanden, zeigte die 92. Division schwächere Leistungen als die aus Weissen zusammengestellten Divisionen<sup>1</sup>. Andererseits gab es viele Beispiele persönlichen Heldentums und erfolgreicher Einsätze von kleinen Einheiten, wie eines Bataillons oder einer Kompanie. Kurz nach dem Kriege, als man mich über die Verwendbarkeit schwarzer Infanterietruppen im Kampfe befragte, antwortete ich, dass die 92. Division eine nützliche Rolle an der Westküste Italiens spielte und uns massgebend bei unserem Einbruch in die Poebene unterstützte.

Man muss aber auch gleichzeitig bedenken, dass es unehrenhaft und ungerecht wäre, über Neger als Soldaten ein Urteil zu sprechen, ohne sich der Schwierigkeiten bewusst zu sein, welchen sie *gegen-*

<sup>1</sup> Farbige Einheiten, die im Verpflegungsdienst, bei Pionierarbeiten, bei leichter und schwerer Artillerie, bei der Panzerwaffe und bei der Flak in Verwendung standen, bewährten sich im Allgemeinen aufs Beste.

überstanden. Bei ihnen war die Führung eines der grössten Probleme. Es gab unter den schwarzen Truppen eine Menge Analphabeten. Dies war die Ursache, dass ihre Ausbildung längere Zeit in Anspruch nahm, als die weisser Truppen, und dass es im Allgemeinen schwieriger war, ihnen die Begriffe einer harten militärischen Disziplin näherzubringen, die in Kriegszeiten notwendig ist. Ich erwähne diese Dinge, nicht weil ich damit auf den Negersoldaten oder den Negeroffizier hindeuten, sondern vielmehr auf die Art und Weise aufmerksam machen will, in der bei uns daheim das Minderheitenproblem behandelt wird. Der Neger hatte bisher gar keine Gelegenheit dazu, Führerqualitäten zu entwickeln. Vielleicht ist es der Anreiz, der dem schwarzen Soldaten am meisten fehlt: das Gefühl, dass er für sein Heim und für sein Land kämpft, und dass er als ein Gleichberechtigter kämpft. Nur die Lebensumstände, die sich aus dem Dasein im eigenen Lande ergeben, können auch den Anreiz liefern, sich dafür kämpferisch einzusetzen.

Es wäre aber wieder ein schwerer Irrtum, anzunehmen, dass sich für Negertruppen keine passenden Negeroffiziere finden lassen. Tatsächlich haben wir sie in Italien gefunden. Als in den folgenden Wochen die Notwendigkeit einer Reorganisation der 92. Division sich ergab, war es möglich, auch eine Reihe tüchtiger Offiziere und Männer auszuwählen, die sich für eine Spezialausbildung eigneten, und so Kampfeinheiten in Bataillonsstärke heranzubilden, die später im Einsatz ganz anders zur Wirkung kamen, als dies bisher der Fall gewesen war. Ich habe schwarze Offiziere und Soldaten der 92. Division für tapferes Verhalten vor dem Feinde auszeichnen dürfen und viele andere kennengelernt, die bei kühnen Unternehmungen den Tod auf dem Schlachtfeld starben.

Ich möchte keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, dass ich mich gegen jede Herabsetzung verwahre. Ich glaube auch, dass es einen Weg zur Lösung der Schwierigkeiten gibt, die den schwarzen Soldaten bedrücken, obwohl meiner Meinung nach der gegenwärtige Zeitpunkt nicht geeignet erscheint, weisse mit schwarzen Soldaten vermischt in unsere Armee aufzunehmen. Mit Rücksicht auf die Erfahrungen im letzten Krieg, würde dies nicht die beste Kampftruppe ergeben und es wäre für alle unbillig. Ich bin jedoch fest davon überzeugt, dass eine Integration von schwarzen und weissen Soldaten sehr wohl in der Form vor sich gehen könnte, dass in jedem Regiment kleinere Einheiten, wie in Bataillons- oder Kompaniestärke, einerlei welcher Waffengattung, aus Schwarzen zu-

sammengesetzt sein könnten, die über ihre eigenen Offiziere verfügen. Tatsächlich konnte mir auch General Eisenhower nach dem Kriege berichten, dass sich in Frankreich eine kritische Situation ergab, in der er gezwungen war, unter seinen nach Tausenden zählenden Negertruppen Freiwillige aufzurufen. Eine grosse Anzahl Schwarzer meldete sich daraufhin. Die Freiwilligen wurden zu eigenen Spezialzügen zusammengestellt und als solche den alten, kampferprobten Divisionen eingegliedert, wo sie sich sehr gut bewährten.

Ich denke jedoch nicht, dass dieses System in grösseren Truppeneinheiten als der eines Bataillons verwirklicht werden sollte. Unsere Erfahrungen im italienischen Feldzug erbrachten keinen Beweis dafür, dass eine Negerdivision den Anforderungen moderner Kriegsführung besser standhielt als eine kleinere Formation. Die 92. Division erhielt die denkbar beste Ausbildung und wurde mit dem hochwertigsten Material ausgerüstet, das damals überhaupt zu beschaffen war. Sie wurde erst allmählich in die vorderen Linien unserer Front gebracht, und auch da nur in einem Abschnitt, der als verhältnismässig ruhig galt. Ihre Führung lag zudem in den zuverlässigen Händen von Generalmajor Ned Almond. Trotz all dieser Vorteile versagte die Division im kritischen Augenblick, als die Deutschen das Serchio-Tal hinab angriffen. Die Regimentskommandeure verloren in der Krise die Herrschaft über ihre Truppen, weil es diesen an der nötigen Kampfdisziplin mangelte und jüngeren Offizieren sowohl Verantwortungsgefühl als auch sonstige wesentliche Führeigenschaften fehlten. Freilich handelte es sich hier um Fehler, die einer Korrektur unterzogen werden können. Gegenwärtig wird darauf auch bei unserer Truppenausbildung vollstes Augenmerk gewendet. Aber alles verlangt seine Zeit und ich wiederhole, dass es ein schwerer Irrtum wäre, jetzt schon den Versuch zu einer unterschiedslosen Vermischung weisser und schwarzer Soldaten in der Armee zu machen.

Am 2. Januar verlegte ich das Hauptquartier, das Alexander in Siena aufgeschlagen hatte, in eine waldige Gegend am Arno in der Nähe von Florenz. Als nunmehriger Befehlshaber der 15. Armee-gruppe ernannte ich General Gruenther zu meinem Stabschef und nahm auch eine Reihe anderer hochbefähigter Mitarbeiter mit mir, die bisher in meinen Diensten gestanden waren<sup>2</sup>. Im Übrigen setzte

<sup>2</sup> Diese waren: Brigadegeneral Brann als G-3, Brigadegeneral William C. McMahon als G-1, Brigadegeneral Charles S. Saltzman als Stellvertreter des Stabschefs und Brigadegeneral Richard B. Moran als Nachrichtenoffizier.



sich mein Stab aus Briten und Amerikanern zusammen. Die folgenden Wochen waren für mich zum Grossteil damit ausgefüllt, neue Einheiten zu besichtigen und die Achte Armee kennenzulernen, die nun unter mein Kommandobereich fiel.

Die damit verbundenen Besuche führten mich auch zur 6. südafrikanischen Panzerdivision, die unter dem Kommando des von mir sehr geschätzten Generalmajors W. H. E. Poole stand. Diese Division war schon früher an die Front der Fünften Armee überstellt worden und hatte sich dort unter schwierigen Verhältnissen glänzend bewährt. Es handelte sich bei ihr um Truppen, deren kühner Angriffsgeist bei der Armee bekannt war. Es gab schlechterdings keine noch so heikle Aufgabe, die man ihr nicht ruhigen Gewissens anvertrauen konnte. Tatsache war, dass die 6. Division nach schweren Gefechten, die sechs Tage und Nächte hindurch angehalten hatten, in der Not ihre Männer als Infanteristen in Stellung brachte. Als der Schnee ihre Panzerwagen stilllegte, gruben sie sich kurzerhand ein und bedienten sich ihrer als Artillerie, was uns bei unserem Mangel an schweren Waffen sehr zustatten kam. Wo immer ich auf Männer dieser Division stiess, war ich über die grosse Zahl von Auszeichnungen erstaunt, die sie sich auf ihrem harten Weg verdient hatten. Die von ihnen gegen die gut ausgebauten feindlichen Verteidigungslinien unternommenen Angriffe zeichneten sich immer durch Schwung und völlige Rücksichtslosigkeit gegenüber Verlusten aus. Trotz ihrer geringen Stärke führten sie niemals Klage über Verluste. Auch Premierminister Smuts tat dies nicht. Von ihm stammt der Ausspruch, dass die Südafrikanische Union ihren Teil an diesem Kriege beizutragen wünsche. Und sie hat dies wahrhaftig getan.

Die südafrikanischen Truppen waren nicht die einzigen Panzertruppen, die sich in diesem Winter in den Apenninen zur Rolle von Infanteristen verurteilt sahen. Da wir vor gewaltigen Aufgaben in der Reorganisation und Neuausbildung unserer Truppen, insbesondere bei der Fünften Armee, standen, bedeutete dies, dass jede grössere Einheit für einen gewissen Zeitraum, etwa einen Monat, aus den Stellungen gezogen werden musste. Eine grosse Zahl amerikanischer Ersatztruppen trafen in dieser Zeit auf dem italienischen Kriegsschauplatz ein und zahlreichen Einheiten musste dabei Gelegenheit geboten werden, die Neuankömmlinge in sich aufzunehmen. Im Monat Januar aktivierte die Fünfte Armee das 473. Infanterieregiment, das grösstenteils aus Flakeneinheiten neu zusammengestellt worden war, die wir mit Rücksicht auf unsere Luft-

Überlegenheit entbehren konnten. Das 473. Infanterieregiment stand unter dem Kommando von Oberst William P. Yarborough, einem der besten Frontoffiziere, die der Krieg hervorbrachte, und wurde später im Raum von Livorno eingesetzt. Dort erfüllte es während unseres Durchbruchs vor Beendigung des Krieges eine hervorragende Aufgabe.

Unterdessen traf die 10. Gebirgsdivision in Italien ein und bezog Stellungen im Raume von Pistoia. Diese Division, der weltberühmte Schikanonen angehörten, war in Camp Hall in Colorado ausgebildet und verfügte über eine in Schnee und Gebirge verwendbare Spezialausrüstung<sup>3</sup>. In den letzten Kriegsmonaten zeigte sich diese Division als hervorragende Kampfeinheit. Sie wurde von Generalmajor George P. Hays kommandiert, der die Ehrenmedaille aus dem ersten Weltkrieg trug. Er war ein grosser Soldat und unter seiner Führung vollbrachten seine Truppen Spitzenleistungen bei den Endkämpfen um den Sieg.

Die Geschichte, wie die 10. Gebirgsdivision nach Italien kam, wurde mir später von General Marshall berichtet. Er hatte sie ursprünglich auf anderen Kriegsschauplätzen angeboten, jedoch mit Rücksicht darauf, dass sie über keine herkömmliche Infanterieausrüstung, sondern über eine Spezialausrüstung verfügte, hatte niemand Verwendung für sie. Einer der Kommandeure, dem sie gleichfalls angetragen worden war, fand später Gelegenheit, mit Marshall zu sprechen und deutete dabei an, dass sein an diesen gerichteter ablehnender Bescheid seinerzeit irrtümlich gefunkt worden war und er die Division gerne haben möchte.

«Das sagen Sie leider zu spät», antwortete Marshall. «Ich habe mittlerweile Clark gefragt, ob er sie brauchen könne, und unmittelbar darauf die Antwort bekommen, sie ihm sogleich zu schicken.»

Ich schätzte mich damals glücklich, überhaupt eine Division zu erhalten, und ausserdem war die 10. Gebirgsdivision in idealer Weise für die Apenninen verwendbar. Wir unternahmen mehrere begrenzte Angriffe, um den Feind während der Wintermonate nicht gänzlich ungeschoren zu lassen, aber auch um uns in den Besitz mehrerer Höhenstellungen zu setzen, die wir als Ausgangspunkt für unsere Frühjahrsoffensive auf Bologna benützen wollten. Bei einem dieser Angriffe schlugen die 10. Gebirgsdivision und die

<sup>3</sup> Minot Dole, der Präsident des National Ski Patrol System und Lowell Thomas hatten in hervorragender Weise bei der Organisation der 10. Gebirgsdivision mitgewirkt.

1. brasilianische Division um Mitte Februar gehörige Löcher in die Verteidigungsstellungen der Deutschen. Die 10. Division bemächtigte sich einer Höhenstellung gegenüber Poretta, die in einer acht Meilen langen Front in die Nähe von Vergato führte. Die Gebirgsdivision stürmte dabei auf wundervolle Weise eine 500 Meter hohe Felswand, die den Namen Serrasiccia-Campiano führt, und entriss dem Feind in einem prachtvoll geführten Angriff den Monte Belvedere und Monte della Torraccia, wodurch die Verteidiger der Stellung, die 232. Grenadierdivision, zusammenbrachen. Die Brasilianer brachten den Monte Castello in unseren Besitz. Beide Einheiten stießen sodann anfangs März in nordöstlicher Richtung vor, um die Stellungen des IV. Korps an seiner rechten Flanke für die Frühjahrsoffensive zu verbessern.

Während des Winters erhielt ich auch das 442. Regiment der Japan-Amerikaner zurück. Das 100. Bataillon wurde der Fünften Armee, wie ich schon erwähnte, in Neapel zugeteilt. Bevor wir Livorno erreichten, erhielt ich noch zwei Bataillone, die aus Japan-Amerikanern bestanden und die gemeinsam mit dem 100. Bataillon das 442. Regiment bildeten. Sie waren im September für die südfranzösische Invasion abtransportiert worden, als ich aber später bei General Marshall über den Mangel an Streitkräften bei der Fünften Armee klagte, bat er Ike, mir die Truppen zu überlassen. Ike sagte grossmütig zu und Ende März kehrten sie wieder nach Italien zurück.

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang besonders eines ausgezeichneten Offiziers des 100. Bataillons, der mit zu den ersten gehörte, die nach Italien kamen. Es war dies Captain Young O. Kim, der sich auch bereits das D. S. C. erworben hatte. Immer voll Begier, etwas zu unternehmen, war er sehr stolz darauf, ein alter Frontkämpfer der Fünften Armee zu sein. Bald nachdem die anderen japanisch-amerikanischen Bataillone angekommen waren und sich zum 442. Infanterieregiment zusammenschlossen, um gemeinsam mit dem 100. Bataillon in Stellung zu gehen, besichtigte ich die Front und fand Gelegenheit, mit Kim zu sprechen.

«Wie steht es mit dem 442. Regiment an Ihrer rechten Flanke?» fragte ich ihn.

«Ach, mit den Kerlen habe ich meine liebe Not», erwiderte er. «Ich werde gleich einmal nachfragen.»

Damit griff er nach dem Telephonhörer und klingelte das Regimentshauptquartier an. In seinem gelben Gesicht zeigte sich eine Unmutsfalte. Als er die Verbindung bekommen hatte, rief er in den

Apparat hinein: «Wo sind denn diese verdammten Japs, die an unsere rechte Flanke gehören?»

Bei einer anderen Gelegenheit fand ich mich im Hauptquartier der Gruppe Cremona ein, der ersten der aktivierten und neu zusammengestellten italienischen Formationen, ausgebildet von der Achten Armee. Diese Abteilung hielt den äussersten östlichen Abschnitt unserer Front entlang der adriatischen Küste und wurde von Brigadegeneral Clemente Primieri kommandiert. Die regulären italienischen Einheiten erlitten schwere Verluste und zeichneten sich bei allen Gefechten des letzten Kriegsjahres aus. Wie schon erwähnt, spielten auch die italienischen Partisanengruppen eine bedeutende Rolle, da sie in Norditalien vom Hinterland aus die deutschen Verteidigungsstellungen angriffen. Es muss festgestellt werden, dass sowohl italienische Soldaten als auch die Partisanen und die Zivilbevölkerung des Landes tapfer kämpften und einen nicht unwesentlichen Beitrag zu unserem Sieg leisteten. Während des Winters 1945 befanden sich ungefähr 100.000 Mann italienischer Truppen im Verband der 15. Armeegruppe.

Kronprinz Umberto war als Generalleutnant des Königreiches nach seines Vaters Abdankung Oberbefehlshaber der italienischen Armee. Er verbrachte viel Zeit bei den Truppen in den vordersten Linien, um ihre Entbehrungen mit ihnen zu teilen und sie zum Kampf anzuspornen.

Um diese Zeit wurde uns das Erste Kanadische Korps unter seinem bewährten Kommandeur Generalleutnant Foulkes genommen. Es sollte sich mit der Ersten Kanadischen Armee vereinigen, die in Holland kämpfte. Diese «Canucks»<sup>4</sup>, die sich unserer Sprache bedienten, hatten es in den acht Monaten, die sie am italienischen Feldzug teilnahmen, zu einem wahren Rekord an kämpferischen Leistungen gebracht. Wir waren sehr erbittert darüber, sie zu verlieren, und vermissten sie während der Frühjahrsoffensive nicht wenig.

Mit Beginn der warmen Jahreszeit waren unsere Pläne zur Erneuerung der Offensive sorgfältig ausgearbeitet. Unter anderem, hatten wir dabei Vorkehrungen getroffen, durch die unsere wahren Absichten verhüllt und die Deutschen im Ungewissen gelassen wurden, wann und wo wir unseren Angriff zur Ausführung bringen werden. So wollten unsere Nachrichtenspezialisten kurz vor unserer Offensive durchsickern lassen, ich hätte mich zu einer kurzen Erholung nach Rom begeben. Um dies möglichst wahr-

<sup>4</sup> Eine dem Slang entnommene Bezeichnung für die Französisch-Kanadier.

scheinlich zu machen, sollte ich mich auch tatsächlich nach Rom begeben, um dort von deutschen Spionen gesehen zu werden. Es war mit Sicherheit anzunehmen, dass der Feind bald davon erfuhr und aus meiner Abwesenheit von der Front schloss, dass für die nächste Zeit mit keiner Offensive zu rechnen sei.

Dieser Plan wurde ausgeführt, indem man vorerst die Nachricht von meiner Abreise nach Rom verbreitete. Kaum war dies jedoch erfolgt, so erhielten wir eine Nachricht, aus der hervorging, dass man einen Anschlag auf meine Person auszuführen gedachte, sobald ich in Rom eintraf. Ich konnte niemals herausbekommen, ob unser Trick mit meinem Erholungsaufenthalt in Rom zufällig mit den Anschlagplänen, die man gegen mich hegte, zusammenfiel, oder ob meine Absicht, nach Rom zu gehen, die feindlichen Agenten dazu erst veranlasste. Tatsache jedoch war, dass es eine Gruppe von Saboteuren gab, die eine Ölleitung sprengte und anderen Schaden anrichtete, und dass die Nachricht über das geplante Attentat auf mich von einem unserer Abwehrleute stammte, der sich das Vertrauen der Bande erschlichen hatte. Es wurde eine Reihe von Verhaftungen vorgenommen und meine Pläne, in Rom gesehen zu werden, fielen ins Wasser.

Es geschah um diese Zeit, dass wir einen schmerzlichen Verlust erlitten. Ich habe wiederholt Gelegenheit gefunden, die Heldentaten meines Piloten, Major John T. Walker, zu erwähnen. Er konnte sich mancher wackeren Leistung vor dem Feinde rühmen und war wiederholt mit Tapferkeitsauszeichnungen bedacht worden. Er war, wie ich gezeigt habe, ein ausserordentlich fähiger Flugzeugführer, nahm durch sein freundliches Wesen jedermann für sich ein und zeigte sich bei jedem Anlass bereit, immer mehr an Lasten und Verantwortung auf sich zu nehmen, als ihm zugemutet wurde. Walker stammte aus Springfield, Illinois, und war verheiratet. Kurz nachdem er die Vereinigten Staaten verlassen hatte, wurde ihm ein Sohn geboren.

Ich entschloss mich, Jack mit einigen anderen meiner Stabs-offiziere, die lange genug Frontdienst machten, für einige Wochen auf Urlaub zu schicken. Er sollte mit einem britischen Flugzeug bis Caserta fliegen, von wo aus ihm ein amerikanisches Flugzeug zur Heimreise zur Verfügung stand. Bevor er sich nach seinem Abschiedsbesuch bei mir zum nahegelegenen Flughafen begab, heftete ich ihm noch den Verdienstorden an die Brust. Ich werde niemals erfahren, wie es dabei zugeing, aber wenige Minuten später hörten wir eine furchtbare Explosion, die darauf hindeutete, dass

irgendein Unglück passiert war. Ich eilte zum Flugplatz und kam nur mehr dazu, sein brennendes Flugzeug zu sehen. Kurz nachdem es zum Start angesetzt hatte, war es explodiert. Die Hitze, die es ausstrahlte, war so fürchterlich, dass niemand sich ihm nähern konnte, Jack wie seine Urlaubsgefährten und die gesamte Bedienungsmannschaft fanden bei der Explosion den Tod. Wir begruben Jack auf einem Friedhof bei Florenz. Dort liegt er neben vielen seiner Kameraden, die gleich ihm den grössten Preis für unseren Sieg bezahlten.

Bei allen Plänen, die wir für unsere Offensive erstellt hatten, war dem polnischen Korps eine hervorragende Rolle zugebracht. Ich setzte hohes Vertrauen in den Kampfgeist der Polen und wir brachten sie daher, als die Offensive einsetzte, an einem wichtigen Abschnitt entlang der Nordseite der nach Bologna führenden Strasse zum Einsatz. In den ersten Februartagen erhielten wir Nachricht über die bei der Konferenz in Yalta in bezug auf Polen gefassten Beschlüsse der Grossen Drei. Diesen Beschlüssen zufolge sollte Polen nach dem Kriege entlang der Curzon-Linie geteilt werden<sup>5</sup>. Die Reaktion, welche diese Nachricht unter den Polen auslöste, war einer Panik vergleichbar.

Am 2. März besuchte mich General Anders, um die Haltung seiner Landsleute zu erklären. Die meisten von ihnen waren östlich der Curzon-Linie ansässig, waren Kriegsgefangene der Sowjetunion gewesen und es gelang ihnen, sich nach langem Umherirren über den Nahen Osten unter mannigfachen Beschwerden den westlichen Alliierten anzuschliessen. Die Entscheidung der Alliierten, das Land östlich der Curzon-Linie an Russland abzutreten, traf sie alle wie ein ungeheurer Schlag.

Im ersten Augenblick war Anders entschlossen, ein Schreiben an General McCreery zu richten, der nun als Nachfolger von Leese<sup>6</sup>

<sup>5</sup> Die Curzon-Linie, genannt nach Lord Curzon, dem britischen Aussenminister, war vom Obersten Rat der Vertragsmächte von Versailles am 11. Juli 1921 als die vorläufige Ostgrenze errichtet worden, innerhalb welcher Polen gestattet wurde, eine polnische Verwaltung zu errichten, welche aber noch Gegenstand von Verhandlungen des Friedensvertrages bilden sollte. Sie war festgelegt worden, um in der Gegend einige Sicherheit zu gewährleisten in Verbindung mit den Grenzstreitigkeiten zwischen Polen und Russland nach dem ersten Weltkrieg, jedoch ohne den endgültigen Verfügungen über das Gebiet östlich derselben vorzugreifen. Der Oberste Rat der Vertragsmächte erklärte sich am 15. März 1923 mit einer Grenze zwischen Polen und Russland östlich der Curzon-Linie einverstanden.

<sup>6</sup> General Leese hatte den Oberbefehl der 11. Armeegruppe des Oberkommandos in Südostasien unter Lord Louis Mountbatten übernommen.

die Achte Armee kommandierte, in dem er seine unabänderliche Gegnerschaft gegenüber den alliierten Beschlüssen ausdrückte und gleichzeitig um Enthebung von seinem Kommando als Führer des Polnischen Korps bat. Er deutete sogar an, dass er es für angezeigt hielte, das ganze Polnische Korps, das sich bisher im italienischen Feldzug so tapfer geschlagen hatte, von der Front abzuziehen und alle Männer als Kriegsgefangene zu erklären, da kein einziger unter ihnen bereit war, die Beschlüsse der Alliierten anzuerkennen.

Meine Sympathien befanden sich ganz auf Seite des polnischen Generals, aber ich sah keinen Vorteil darin, irgendwelchen Gefühlsregungen auf seiner Seite nachzugeben, zumal ich mich gar nicht mit dem Gedanken anfreunden wollte, das Polnische Korps am Vorabend unserer Offensive verlieren zu müssen. Anders war jedoch sehr niedergeschlagen und ich sah Tränen in seinen Augen, während wir diesen Beschluss besprachen.

«Wir sind erledigt», rief er aus, indem er auf den Teil Polens, der nun in die Hände der Russen fallen sollte, anspielte. «Meine Männer sind in jener Gegend beheimatet.»

«Was gedenken Sie zu tun?» fragte ich.

Er antwortete mir, dass er unter diesen Umständen nicht daran denken könne, weiterzukämpfen.

«Wenn Sie uns jetzt verlassen», erwiderte ich, «dann verlieren Sie die Achtung der alliierten Völker. Diese aber sind Ihre einzigen Freunde. Ihre Männer werden Ihrer Führung folgen. Wenn Sie plötzlich zum Defaitisten werden und Ihren Soldaten erklären, dass alle Hoffnung verloren ist, dann verletzen Sie damit die Pflichten eines Heerführers.»

Anders war pessimistisch, aber ich bestand darauf, dass der kritische Wendepunkt für ihn eine Gelegenheit bot, sich als grosser Patriot zu zeigen, wenigstens vorläufig die neuen Schwierigkeiten zu vergessen und seine Leute zu beeinflussen, ihre kämpferische Haltung beizubehalten; ich drückte meine Meinung aus, dass Präsident Roosevelt – der wenige Tage darauf starb – sich niemals dazu hergeben würde, Polen auf Gedeih und Verderb den Russen auszuliefern. Wenn das polnische Korps ausharrte, wäre ich nur zu glücklich, alles unternehmen zu können, um unseren Präsidenten auf die Lage aufmerksam zu machen und ihn zu einer Abhilfe zu veranlassen.

«Hören Sie mich an», setzte ich meine Ausführungen fort, «als ich noch Kadett in West Point war, pflegte ich aus dem Fenster

meines Zimmers auf das Denkmal Kosciuzkos<sup>7</sup> zu blicken. Er war ein grosser Held für uns, da er viel für Amerika leistete. Wenn Sie in dem Kampf, den wir heute führen, festbleiben, werden wir auch Ihnen eines Tages ein Denkmal setzen.»

Bevor sich Anders von mir verabschiedete, versprach er, dass sein Polnisches Korps die Verteidigungsstellung, die ihm an unserer Front zugewiesen war, halten würde. Für die weitere Zukunft wolle er keinen Entschluss fassen, bevor er nicht nach England geflogen sei, um sich mit der polnischen Exilregierung zu beraten. Dies war alles, was ich von ihm zu erreichen vermochte, bevor er seinen Flug antrat. Bis dahin jedoch stand ich der neuen Sorge gegenüber, wie ich gegebenenfalls den Ausfall des polnischen Korps wettmachen würde. Als aber Anders von seinem England-Flug zurückkehrte, war seine Stimmung besser. Er erklärte, die Polen würden weiterkämpfen, und dies taten sie auch.

Später im März, nach Anders' Rückkehr, suchte ich den Frontabschnitt des Polnischen Korps aus besonderem Anlass auf. Anders, der zum Oberkommandierenden der Polnischen Armee aufgerückt war, übergab das Korps in Kürze Generalmajor Zygmunt Bohusz-Szyszko, aber er hatte es so eingerichtet, noch vorher Offiziere der 2. Polnischen Panzerbrigade mit Auszeichnungen bedenken zu können. Während der hierfür vorgesehenen Zeremonie beförderte er einen jungen Panzerschützen, dessen Frontdienstleistung gewissermassen ein Beispiel der kämpferischen Haltung des ganzen Polnischen Korps war, zum Gefreiten.

Der junge Bursche, dessen Namen ich nicht mehr weiss, war im Alter von sechzehn Jahren zur Truppe eingezogen worden, nachdem er, um genommen zu werden, ein höheres Alter angegeben hatte. Er war der einzige Überlebende der Mannschaft eines Panzerwagens, den die Deutschen geknackt hatten, aber er hatte selbst ein glattes Dutzend deutscher Infanteristen während des Gefechtes getötet. Es ist nicht schwer zu verstehen, warum mir so sehr daran lag, die Polen bei unserer entscheidenden Offensive in die Poebene teilnehmen zu sehen.

In den Tagen, die unserer Offensive vorangingen, empfingen wir den Besuch mehrerer Kongressmitglieder, die, glaube ich, überrascht waren, so viele Nationalitäten auf dem italienischen Kriegsschauplatz vertreten zu finden. Eines von ihnen war die Abgeordnete Clare Boothe Luce, die an den Problemen, die uns bewegten, be-

<sup>7</sup> Polnischer Feldherr, lebte von 1746 bis 1817 und kämpfte gegen Russland und Preussen.



sonderen Anteil nahm; sie blieb lange genug, um eine Besichtigungsfahrt entlang der ganzen Front machen zu können. Als sie nach Washington zurückkehrte, hielt sie vor dem Abgeordnetenhaus eine Rede, in der sie über die «vergessene Front» sprach. Sie schilderte dabei, worin unsere Aufgabe bestand und wie wir dieselbe zu meistern trachteten. Das Interesse, das sie unserer Sache entgegenbrachte, verhalf uns zu neuem Schwung und war jedenfalls geeignet, die Bedeutung des italienischen Feldzuges vor den Augen unserer Heimat in das rechte Licht zu rücken.

Ich bin jedoch sicher, dass niemand ganz im Bilde sein konnte, ausser wenn er die vielsprachigen Einheiten, die wir in den Apenninen versammelt hatten, besuchte. Ich weiss, dass ich viel Zeit darauf verwendete, dem Kriegsministerium unsere Probleme auseinanderzusetzen, und endlich nahm ich das Wagnis auf mich, vorsätzlich einem direkten Befehl General Marshalls nicht zu gehorchen, nur um unsere Angelegenheiten durchzubringen.

Marshall besichtigte während der Wintermonate den europäischen Kriegsschauplatz und verständigte mich von dem Zeitpunkt seines Eintreffens in Italien, der in den Monat Februar fiel. Seine Nachricht lautete kurz, aber bestimmt: *«Erwarten Sie mich nicht am Flugplatz, ich werde in Ihr Hauptquartier kommen. Keine Ehrenkompanie»*

Ich funkte daraufhin zurück, dass wir uns glücklich schätzen würden, wenn er unserer Front einen Besuch abstatten wollte, dass ich ihn auf dem Flugfeld von Pisa erwarten und dass zu seinem Empfang ein Minimum an Ehrungen veranstaltet werden würde. Kaum war dieser Funkspruch abgegangen, so hielt ich auch schon die Antwort in Händen, die hinsichtlich der Wünsche Marshalls keinen Zweifel mehr übrig liess. *«Erwarten Sie mich nicht. Keine Ehrenkompanie, wiederhole, keine Ehrenkompanie.»*

Als der General, begleitet von Generalleutnant Joseph T. McNamey<sup>8</sup>, dem kommandierenden General der amerikanischen Streitkräfte auf dem Kriegsschauplatz des Mittelländischen Meeres, ankam, erwartete ich ihn in meinem Hauptquartier bei Florenz. Er kletterte aus seinem Wagen, der ihn von Pisa hierhergebracht hatte und machte ein finsternes Gesicht, als er eine Ehrentruppe, und noch dazu von so ungewöhnlicher Stärke, erblickte, die zu seinem

---

<sup>8</sup> McNamey war kürzlich erst an Stelle von Devers getreten, der nach Südfrankreich abgegangen war. McNarney unterstützte unsere Operationen im italienischen Feldzug mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln.

Empfang angetreten war. Seine Lippen pressten sich zu einer dünnen Linie zusammen.

«Haben Sie meine Botschaft nicht erhalten?» bellte er mich an.

«Jawohl, General.»

«Habe ich nicht ausdrücklich Befehl gegeben, keine Ehrentruppe für mich antreten zu lassen?»

«Jawohl, General.»

«Nun, und ...?»

«Es wird Sie nur wenige Minuten in Anspruch nehmen, General, und Sie werden es nicht bedauern», erklärte ich und unterdrückte ein Gefühl, das mir sagte, dass ich es möglicherweise bedauern würde.

Angesichts der Umstände blieb dem General nichts anderes übrig, als sich zur Abschreitung der Front der Ehrentruppe anzuschicken und ich geleitete ihn daher an deren rechten Flügel. Die Front entlang standen Männer und Frauen von etwa zwanzig Einheiten in strammer Haltung. Marshall hielt einen kurzen Moment wie verduzt inne und der finstere Ausdruck verschwand aus seiner Miene. Nichts konnte eine beredtere Sprache sprechen als diese Ehrengarde, die sich aus den aus aller Welt stammenden Angehörigen bewaffneter Streitkräfte der 15. Armee-gruppe zusammensetzte. Mit einem einzigen Blick konnte sich der General von dem Problem des Nachschubes, der unterschiedlichen Sprachen, der verschiedensten Glaubensbekenntnisse und dem ganzen verwickelten Komplex ein Bild machen, das die Verschmelzung von mehr als einem Dutzend Nationalitäten zu einer einzigen Kampfgemeinschaft bedeutete. Von jeder Nation, die an den Kämpfen in Italien teilnahm, standen Rotten von ungefähr 10 Mann in einer Reihe aufgestellt.

«1. Bataillon, 135. Infanterieregiment, 34. Division», meldete ich, als Marshall vor einem der wenigen Trupps, die ihm vertraut waren, halt-machte. Ich hatte nichts zu sagen, was sich auf die grossen Leistungen der 34. Division bezog. Ebenso war es überflüssig ein Wort zu verlieren, als der General vor dem nächsten Trupp der Negersoldaten aus der 92. Infanteriedivision stehenblieb.

Aber von da angefangen, betrat er einen ihm weniger vertrauten Boden.

«1. Division, Brasilianische Expeditionstreitkräfte», meldete ich. (Es war keine leichte Sache für uns gewesen, Portugiesisch sprechende Dolmetscher ausfindig zu machen, um mit ihnen unsere

Panzerwagen zu bemannen, die die brasilianische Infanterie bei Angriffen unterstützten.)

«1. Argyll und Sutherland Highlanders», lautete meine nächste Meldung. (Zuweilen hatte ich – höchst ungerechtfertigt – das Gefühl, dass die Briten ganz plötzlich in einer Schlacht aufhören würden zu kämpfen, um ihren so geschätzten Nachmittagstee zu trinken. Aber als der Nachschub bei Anzio sehr zu wünschen übrig liess, da brachten wir es ohne besondere Umstände zuwege, amerikanischen Tee gegen britischen Kaffee einzutauschen und jedermann fühlte sich dabei glücklich.)

Und abermals meldete ich:

«3/8 Punjabs, 19. Infanteriebrigade, 8. Indische Division.» (Die britische Achte Armee war gezwungen, für die Verpflegung dieser Division eine Herde Ziegen zu halten. Den Indem verbat ihre Religion, Schweinefleisch zu essen.)

«166. Neufundländisches Feld-Regiment.»

«Sonderbataillon der 6. Südafrikanischen Panzerdivision.» (Bei diesen Truppen handelte es sich um die «Springboks» Feldmarschall Smuts. Sie sprangen im Gefecht aus ihren Panzerwagen heraus und kämpften zu Fuss.)

«24. Guards Brigade, Welsh Guards.»

«2. Bataillon, Inniskillings, Irland.» (Unmittelbar vor einer wichtigen Schlacht am St.-Patricks-Tag, forderten sie, dass ihnen von einem eigens dafür ausgesandten Flugzeug das Nationalabzeichen der Iren – Kleeblätter – gebracht wurden.)

«1. Panzerbrigade, 1. Kanadisches Korps.»

«Verteidigungs-Kompanie aus dem Hauptquartier des 2. Polnischen Korps.» (Die meisten dieser Männer hatten Angehörige in Amerika.)

«26. Bataillon, 2. Neuseeländische Division.»

«Italiener, Partisanenzug und 67. Regiment, Gruppe Legnano.» (Für sie war der Krieg nichts als Verwirrung.)

«Amerikanische Schwestern, 56. Feldlazarett.» (Es erregte bei ihnen Anstoss, als die französischen Araber sich weigerten, Pyjamas anzulegen und die Beinkleider als Turbane benützten.)

«Frauen-Armee-Korps, Fünfte Armee.»

«Amerikanische Rote-Kreuz-Schwestern.»

«Weibliche Hilfstruppen, 15. Armeegruppe.» (Kurz AT's genannt, nahmen diese britischen Mädchen die stolze Tradition mit ins Feld, die sie in heldenhaftem Einsatz als Flakhelferinnen in der grossen Luftschlacht um England erworben hatten.)

«Eine indische Krankenschwester aus dem 18. Indischen Lazarett.»

«Südafrikanische, britische und kanadische Krankenschwestern aus dem 107. Südafrikanischen Lazarett.» (Dieses Lazarett nahm sich Verwundeter aller Nationalitäten an. Die Aufgabe des Pflegepersonals erwies sich durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen ihrer Pflegebefohlenen nicht wenig kompliziert.)

General Marshall beschloss seine Besichtigung in weit besserer Laune, als er sie angetreten hatte. Er gestand mir sogar, dass er über die Nichtbeachtung seines Befehles Freude empfand.

«Ich bedaure lediglich, dass es mir nicht möglich war, Ihnen auch die Franzosen vorzuführen», sagte ich. «Es tut mir leid, aber sie sind alle nach Frankreich abgegangen. Ich möchte nicht, dass Sie meinen, dass wir sie absichtlich von Ihnen fernhalten.»

# XVIII

## DIE KAPITULATION

### 2. MAI 1945

Im Frühling 1945 erreichten die grossen Schlachten des europäischen Krieges sehr rasch ihren Höhepunkt. Im Westen schlugen General Eisenhowers alliierte Armeen auf die Verteidigungsstellungen der Deutschen jenseits des Rheins ein und im Osten überrollte die Rote Armee Polen und die Balkanländer. Hitlers Reich lag wie unter der Zange eines ungeheuren Nussknackers. Erst zu diesem Zeitpunkt hörten wir zum ersten Mal etwas von einer «Alpenfestung».

Die Stärke der Naziarmeen war im Abbröckeln, aber noch verfügte Hitler über eine mächtige Streitmacht. In Norditalien allein lagen fünfundzwanzig deutsche und fünf italienisch-faschistische Divisionen. Wenn es den Nazistreitkräften in Deutschland gelang, sich südwärts in die bayrischen Alpen zurückzuziehen und sich mit den dreissig in Italien stehenden Divisionen in dieser ungeheuren Bergfestung zu vereinigen, dann konnten sie sich dort nahezu unbegrenzt lange halten.

Zu Anfang des Monats April wurde es durch Aussagen von Kriegsgefangenen klar, dass Industrieanlagen aus Mailand und Turin in die geschützten Täler der Alpen in der Absicht verlagert wurden, die Versorgung der «Alpenfestung» sicherzustellen.

Bei diesem Stand der Dinge ergaben sich die Aufgaben der alliierten Armeen von selbst, und zwar: die feindlichen Streitkräfte in der Poebene zu vernichten, bevor sie Gelegenheit fanden, sich in die Alpen zurückzuziehen und den Krieg dadurch zu verlängern, dass sie hinter der Etsch eine neue Verteidigungsstellung bezogen. An dieser wurde bereits seit Juli 1944 gebaut. Damals verfolgte die Fünfte Armee die zerrüttete deutsche Armee nach ihrer Niederlage in der Schlacht um Rom gegen den Arno. Aus der Tatsache, dass sich die Deutschen an der Etsch, also so weit vom eigentlichen Schauplatz der damaligen Kämpfe entfernt, eine neue Verteidigungslinie schufen, konnte man wohl erkennen, wie hoch

sie die Schlagkraft unserer Streitkräfte einschätzten. Es blieb ihnen allerdings verborgen, dass wir im Begriff waren, die Hälfte unserer Truppen an die südfranzösische Front zu verlieren. Die neuen feindlichen Stellungen verliefen vom Gardasee, von wo sie Anschluss an die Stellungen in den Apenninen fanden, durch Verona bis Vicenza und von dort bis zur adriatischen Küste. Es handelte sich um ausserordentlich stark ausgebaute Stellungen, bestehend aus Schützengräben, vielen Bunkern und Maschinengewehrnestern. Die von der Schneeschmelze angeschwollene Etsch bildete einen reissenden Strom, der dreihundert bis fünfhundert Fuss breit war.

Sobald sich das Wetter besserte, setzte an der Front der 15. Armeegruppe die Tätigkeit unserer Kampfflieger ein, die in fast täglichen Feindflügen die deutschen Verbindungslinien hinter der Front zu Zielen ihrer Bombenangriffe machten. Unsere Luftwaffe brachte es dabei zu hervorragenden Leistungen. Brücken wurden durch wohlgezielte Angriffe zerstört, Gebirgsstrassen durch die Bombentrichter unbenützlich, Eisenbahngeleise herausgerissen und aufgebogen, der Brennerpass mit Tonnen hochbrisanter Bomben belegt. Die feindliche Fliegerabwehr schien ausgeschaltet.

Im April begannen sich die Folgen unserer Bombenangriffe deutlich zu zeigen. Deutsche Truppenbewegungen nahmen unverhältnismässig lange Zeit in Anspruch. Während der Feind in früheren Zeiten in der Lage war, Truppenverschiebungen mit grosser Beschleunigung durchzuführen, geschah dies jetzt in langwierigen Fussmärschen und meist bei Nacht. Obwohl die Deutschen für die Verpflegung ihrer Truppen die reichen Bodenschätze der Poebene zu ihrer Verfügung hatten, wiesen doch alle Anzeichen darauf hin, dass es ihnen in zunehmendem Masse am Nötigsten fehlte. Infolge der schweren Luftangriffe, die sie über sich ergehen lassen mussten, verfielen sie auf zahllose Tricks, um sich ihrer Wirkung zu entziehen. So konstruierten sie Brücken, die tiefer als der Wasserspiegel lagen, wodurch sie der Sicht unserer Flieger entzogen wurden. Andere Brücken wurden bei Tag eingezogen und nur bei Nacht in Verwendung genommen. Arbeitsmannschaften, deren Tätigkeit durch Kurzwellenfunk geleitet wurde, machten sich an die Wiederherstellung von zerstörten Bahnanlagen und Tunnels. Immer wieder waren unsere Bomber genötigt, einen zweiten, einen dritten und unter Umständen auch bis zu einem zehnten Einsatz zu fliegen. Aber am Ende war das Gewicht unserer Luftbombardements stark fühlbar.

Während das Wasser der angeschwollenen Flüsse sank und sich aus den von den Deutschen überfluteten Feldern wieder verlieh, rückten die Truppen der Fünften und Achten Armee in aller Heimlichkeit in die Frontabschnitte vor, die als Ausgangsstellungen für unseren entscheidenden Vorstoss ausersehen waren. Er musste plötzlich und lähmend erfolgen, um den Feind vom Südwall hinter der Etsch abzuschneiden.

Die deutsche Armeegruppe Südwest hielt stark ausgebaute Verteidigungslinien in der Poebene. Im Westen lag der Feind bei Massa verschanzt und im Gebirge nördlich von Pisa. Von da an verlief der feindliche Verteidigungsgürtel östlich über hohe Berg Rücken bis in die Nachbarschaft der zerstörten Stadt Livernano, südlich von Bologna, und dann nordostwärts über die breiten und von Steilufern eingesäumten Flüsse Idice, Sillaro, Santerno und Senio hinaus. Ein wahres Labyrinth von Deichanlagen und überschwemmten Feldern bildete hier die östliche Flankensicherung der deutschen Stellungen quer durch die Poebene bis an den Comacchio See an der adriatischen Küste.

In solcher Heimlichkeit wurde das Vorrücken unserer Truppen bewerkstelligt, dass die Männer einer Division oft nicht einmal wussten, welche Divisionen an sie anschlossen. Dann aber lagen alle Streitkräfte der 15. Armeegruppe in den vorgesehenen Ausgangsstellungen und warteten darauf, dass der Boden sich so weit festigte, um die schweren Lasten der Kampffahrzeuge tragen zu können. Die Front der Fünften Armee erstreckte sich von Viareggio an der Westküste bis zum Monte Grande, zehn Meilen südöstlich von Bologna, über eine Entfernung von ungefähr neunzig Meilen. Die linke Flanke, bis zum Ligurischen Meer, bildete das IV. Korps unter General Crittenberger. Der Frontabschnitt dieses Korps erstreckte sich siebenzig Meilen landeinwärts durch das Gebirge. Die restlichen zwanzig Meilen der von der Fünften Armee besetzten Frontlinie wurden vom II. Korps, unter General Keyes, dicht ausgefüllt. Vom Monte Grande an bis zur Adria stand die Achte Armee. Das XIII. Korps, unter Generalleutnant Sir John Harding, befand sich am linken Flügel der Briten, inmitten gebirgigen Geländes. Die übrige Front setzte sich aus dem X. Korps, unter Generalleutnant J. L. I. Hawkesworth, dem II. Polnischen Korps, unter General Bohusz-Szyszko, und dem V. Korps, unter Generalleutnant C. F. Keightley, am Comacchio See, zusammen.

Am 5. April gab General Truscott Befehl zum Beginn der Schlacht. Sie nahm ihren Anfang mit einem Ablenkungsmanöver an

der Westküste, wo die Nisei des 442. Infanterieregiments und das 473. Infanterieregiment die Gebirgsstellungen des Feindes stürmten, während das 370. Regiment der 92. Division die Küstenstrasse hinauf vorrückte. Innerhalb der nächsten sechs Tage nahmen sie Massa ein und, mit Hilfe der italienischen Partisanen auch die Stadt Carrara. Inzwischen holte General McCreerys Achte Armee zum Hauptschlag an der Ostfront aus.

Ausgeruht und von neuem Kampfgeist erfüllt, schwärmte die Achte Armee gegen den Senio-Fluss aus mit der Angriffsrichtung Argenta und Bologna, an der Spitze das V. Korps, das Polnische Korps, die Neuseeländer und die Indischen Divisionen. Zu Anfang rückten die Truppen stetig aber langsam vorwärts, da das ungeheure Netzwerk von Flüssen und Kanälen der deutschen Verteidigung sehr zustatten kam. Im Verlauf der weiteren Gefechte jedoch brachte die britische 56. Division einen ebenso kühnen wie sorgfältig ausgearbeiteten Angriffsplan amphibischer Natur zur Ausführung. Sie überquerte in «Buffalos», das sind amphibische Panzerwagen, den Comacchiosee, durchbrach eine Reihe feindlicher Linien und wandte sich gegen Bastia, einen Schlüsselpunkt der deutschen Verteidigung für das gesamte Gebiet vor Argenta und Bologna. Andere Einheiten landeten am Südufer des Sees bei Menate und weitere wieder marschierten zu Fuss auf einer schmalen Uferböschung zwischen dem See und dem von den Deutschen überschwemmten Land. Um den 11. April bröckelten die feindlichen Flusstellungen am Senio und Santerno auseinander und Bastia wurde von zwei Seiten her, von Osten und von Süden, in die Zange genommen. In den folgenden zwei Tagen gelang es, nach schweren Gefechten, die dritte feindliche Flusstellung am Sillaro zu nehmen und die von der Überschwemmung überflutete Strasse nach Bologna lag offen vor uns.

Während dieser Vorstoss in vollem Gange war, wandte ich mich durch Radiofunk an die Partisanen Oberitaliens und eröffnete ihnen, dass die letzte Schlacht um die Befreiung Italiens von den Eindringlingen begonnen habe.

*«Ihr seid auf den Kampfvorbereitet», sagte ich in meiner Funksendung, «aber die Zeit für die verabredete Tat ist noch nicht gekommen. Gewisse Gruppen unter euch haben besondere Anweisungen erhalten. Andere Gruppen werden ihre Aufgaben darin erblicken, Bezirke und Städte vor Verwüstungen zu bewahren, die der Feind auf seinem Rückzug anzurichten willens ist... Denjenigen Gruppen, die keinerlei Spezialaufgaben in der nächsten Zukunft zu*



*erfüllen haben, rufe ich zu: Haltet euch bereit, sammelt und bewahrt euch eure Stärke und wartet, bis auch an euch der Ruf zum Losschlagen ergeht! Nützt nicht dem Feinde dadurch, dass ihr euch vor der Zeit zu Unternehmungen hinreissen lasst! Vergeudet eure Kräfte nicht! Lasst euch zu keinen voreiligen Schritten verleiten! Wenn die rechte Zeit gekommen sein wird, dann wird es weder Männern noch Frauen unter euch an Gelegenheit fehlen, zur Befreiung Italiens beizutragen und den verhassten Feind zu vernichten.»*

Ich habe bereits erwähnt, dass sich die Unterstützung durch die Partisanen in mannigfacher Hinsicht bewährte. Die Einnahme vieler Städte und Dörfer kam durch ihre Hilfe zustande.

Ich erinnere mich eines Beispielen an Heldenmut, als wir unter den italienischen Soldaten Freiwillige aufriefen, um mit Fallschirmen hinter den feindlichen Linien in der Poebene abzuspringen. Es meldeten sich ungefähr zweihundert Freiwillige. Wir erklärten ihnen, dass sie bei Nacht über Landstrassen abgesetzt würden, wo sie deutsche Truppentransporte und Nachschub zu zerstören hätten. Nachdem sie diese Aufgaben erfüllt hatten, mussten sie bei Morgengrauen versuchen, sich unter der italienischen Bevölkerung zu verlieren. Alle Männer, die sich gemeldet hatten, entsprachen den Erwartungen, die wir in sie gesetzt hatten. In jener Nacht wurden an die tausend Deutsche getötet. Einer der Freiwilligen erzählte mir später, dass er nach seinem Absprung aus dem Flugzeug mit seinem Fallschirm über eine Strasse hintrieb, von der es bekannt war, dass sie bei Einbruch der Dunkelheit besonders stark von deutschen Truppen benützt wurde. Als er so schon ziemlich niedrig auf die Strasse zuflog, hörte er das Geräusch näherkommender Lastkraftwagen. Noch ehe er sich recht versah, landete er direkt auf einem Wagen, der voll mit deutschen Soldaten besetzt war.

«Der Effekt war ein unvorstellbarer», sagte der Italiener. «Ich war da in der Dunkelheit vom Himmel herab mitten unter etliche zwanzig schwer bewaffnete deutsche Soldaten gefallen. Aber als ich, ohne lange zu überlegen, kurzerhand auf einen von ihnen lossprang, brüllten sie laut auf, denn sie wussten offenbar noch gar nicht, was da eigentlich gespielt wurde. In der allgemeinen Verwirrung jedoch verlor der Fahrer die Herrschaft über den Wagen und dieser rollte von der Strasse ab querfeldein. Als die Deutschen dies merkten, sprangen sie aus dem Wagen – und ich mit ihnen. In der Dunkelheit gelang es mir dann, unentdeckt davonzuschleichen.»

In den frühen Morgenstunden des 14. April war die Front General Truscotts Fünfter Armee vom Turm von Pisa bis zum Monte Grande in Dunst und Nebel eingehüllt. Besorgt warteten wir darauf, dass in der uns umgebenden Wolkendecke ein Loch auf-riss. Als der Tag anbrach, hatte es den Anschein, als ob jede Hoff-nung vergeblich sei. Um sieben Uhr zeigte sich eine kleine Wen-dung zum Besseren. Die ganze Frontlinie entlang, vom Haupt-quartier bis zu unseren Vorposten, sass alles wie auf glühenden Kohlen. Wir warteten und um acht Uhr begann es licht zu werden. Es war von grösster Wichtigkeit, dass der Angriff unserer Infanterie und der Panzerwaffe die entsprechende Unterstützung durch unsere Fieger fand. Wochen hindurch hatten sich die Offi-ziere meines Stabes mit dem Stab von Generalmajor Benjamin W. Chidlaw, dem Kommandeur der alliierten Luftstreitkräfte im Mittelmeerraum, zusammengefunden und einen sorgfältig erwoge-nen Plan für diesen gewaltigen Angriff, der eine taktische Kombi-nation von Luft- und Landstreitkräften vorsah, ausgearbeitet. Spionage- und geheimen Nachrichtendienst, Infanteriepatrouillen und Erkundungsflüge der Luftwaffe hatten wir in Bewegung ge-setzt, um die Ziele kennenzulernen, auf die es diesmal ankam. Die Ziele wurden Ben Chidlaw bekanntgegeben, der die notwendigen Ty-pen und Anzahl von Flugzeugen zum Angriff bestimmte.

Um 8.30 Uhr drang das willkommene Geräusch der anfliegenden Bombenflugzeuge an unser Ohr. Welle um Welle zog nordwärts über die Höhenzüge der Apenninen hinweg und mit einem Schlage wurde es an der ganzen Front lebendig. Nahezu eine Stunde lang hämmer-ten die Bomber auf die feindlichen Stellungen und die Kommuni-kationslinien im Frontgebiet ein. Zehn Minuten nach neun Uhr begann die Artillerie zu feuern und machte in einem nerven-erschütternden Crescendo bestimmte Ziele dem Erdboden gleich. Um 9.45 Uhr rückte die 10. Gebirgsdivision von Castel D'Aiano quer durch ein Tal und eine hartnäckig verteidigte und schwer verminte Bergseite hinauf vor, während Kampfflieger, vom Boden wie auch von der Luft aus dirigi rt, den angreifenden Infanterietruppen vorausflogen, wieder zurückkehrten und neuerdings vorflogen, wobei sie den felsigen Bergabhang dermassen mit Bomben belegten, dass es zeitweise den Anschein erweckte, als wollte sich der ganze Berg in eine einzige Staubwolke auflösen.

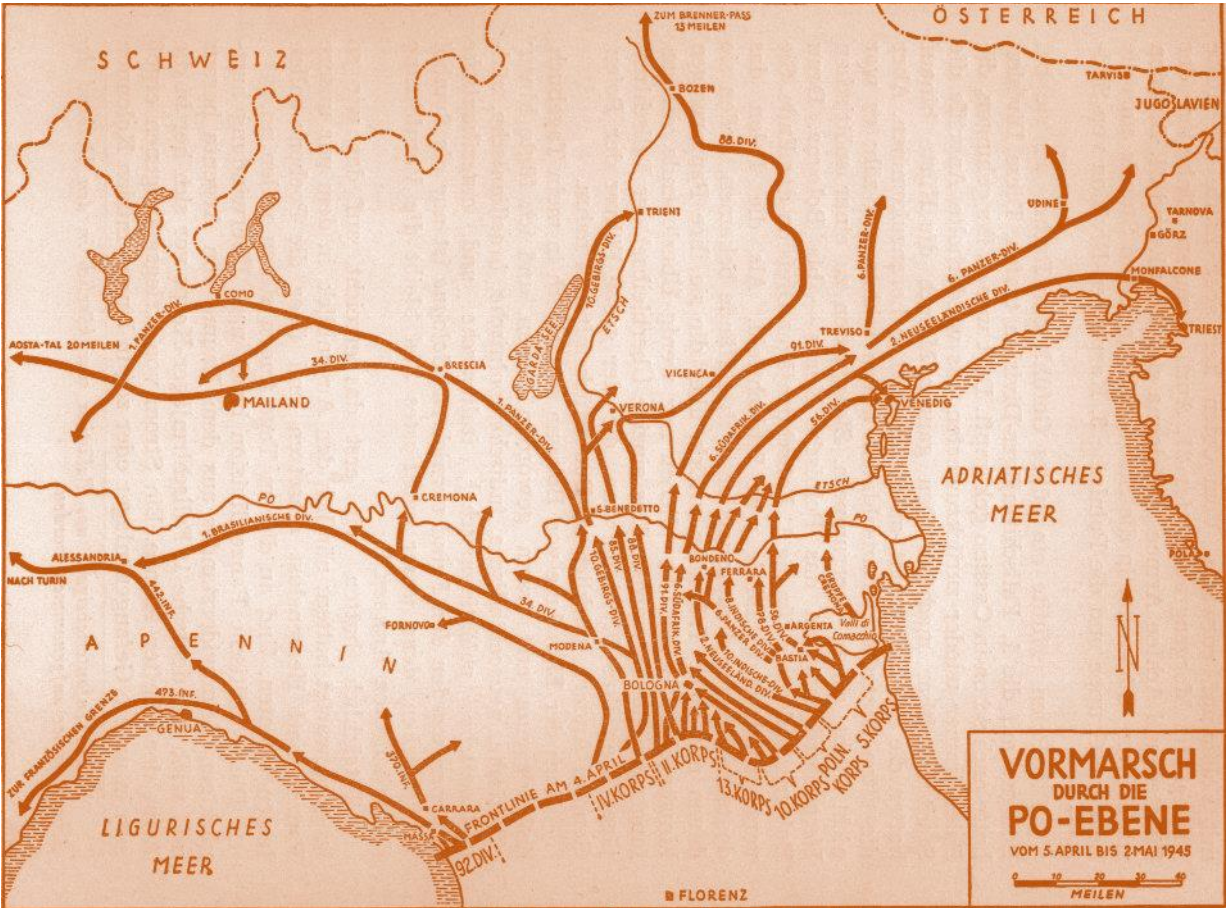
Aber leicht war die Sache nicht. Die Männer der 10. Gebirgs-division hatten sich jeden Zoll Bodens zu erkämpfen. Aber am

Nachmittag hatten sie die Höhe erstürmt, von der aus man die Route 64 überblicken konnte. Die bewährte 1. Panzerdivision aber hatte die Städte Susano und Vergato in unseren Besitz gebracht. Die Brasilianer rückten gegen Montese vor. Den ganzen Stellungen entlang fielen die Schläge. Der Deutsche wusste nun, dass schwerstes Unheil drohte.

Es kam die Nacht. Das II. Korps, ausgeruht, durch Ersatz aus den Vereinigten Staaten auf vollen Stand gebracht und mit Munitionsvorräten, die durch die Ersparnisse während der Kampfpause im Winter voll aufgefüllt waren, presste sich durch einen schmalen Korridor unterhalb von Bologna und eröffnete anderthalb Stunden vor Mitternacht auf den Feind ein Sperrfeuer, dessen aufleuchtende Blitze den Himmel erhellten und die dünne Sichel des zunehmenden Mondes über dem Monte Sole zum Verblassen brachten. 75.000 Schuss wurden hier innerhalb von dreissig Minuten aus den Rohren der Artillerie- und Panzerwaffen abgegeben. Während noch die Erde unter den Explosionen der Geschosse erbebte, liess General Keyes die Südafrikaner den Monte Sole und die 88. Division in der Nähe liegende Bergabhänge gegen einen wahren Hagel von Maschinengewehrfeuer stürmen. Der Monte Sole wurde genommen und gegen zwei schwere deutsche Gegenangriffe gehalten. Vor Tagesanbruch brachen die 91. und 34. Division nordwärts zwischen den Bergen an der rechten Flanke der 88. Division vor. Jeder Schritt vorwärts bedeutete in diesem Gelände bittere Kämpfe. Aber die alten, erfahrenen Truppen vollbrachten wahre Wunder.

Während des ganzen folgenden Tages hielten schwere Kämpfe an. Die Bewegungen der Fünften und Achten Armee liefen auf eine zangenartige Umklammerung, eine im weiten Bogen ausholende Einkreisung der Feindkräfte um und jenseits von Bologna hinaus. Die Höhenzüge entlang und quer durch das Tal bis an die Wassersperre um Argenta schoben sich Infanteriekolonnen, Trainzüge, Panzerwagen und Artillerie vorwärts. Um den 18. April schloss die Achte Armee Argenta ein und die Polen, die sich die Route 9 freigeekämpft hatten, feuerten mit ihrer schweren Artillerie auf feindliche Stellungen bei Bologna. Langsam begann die deutsche Verteidigung zu wanken.

Zwei Tage später war der Anfang vom Ende in Sicht. Müde, verschmutzt, aber im Vormarsch von Gipfel zu Gipfel an Durchschlagskraft gewinnend, brach die 10. Gebirgsdivision am 20. April aus den Apenninen hervor. Gleichzeitig jagte die 85. Stossdivision, die im Beginn in Reserve gehalten worden war, zu ihrer Rechten



SCHWEIZ

ÖSTERREICH

JUGOSLAVIEN

MILAN  
 AOSTA-TAL 20 MEILEN  
 1. PANZER-DIV.  
 34. DIV.

ZUM BRENNER-PASS  
 13 MEILEN

TRIENI

TARVIS

UDINE

TARNOVA

GÖRZ

MONFALCONE

TRIEST

BRESCIA

CREMONA

VERONA

VIGENÇA

TREVISO

VENEDIG

ADRIATISCHES MEER

ALESSANDRIA

MACH TURIN

A P E N N I N

FORNOVON

MODENA

BOLOGNA

BONDENO

FERRARA

8. BRITISCHE DIV.

6. PANZER-DIV.

2. NEUSEELÄND. DIV.

1. BRITISCHE DIV.

1. AUSTRAL. DIV.

1. POLN. DIV.

1. UNGAR. DIV.

1. ITAL. DIV.

1. FRANZÖS. DIV.

1. AMER. DIV.

1. SOWJ. DIV.

7. BRITISCHE DIV.

473. DIV.

GENUA

LIGURISCHES MEER

CARRARA

MASSA

92. DIV.

FRONTLINIE AM 4. APRIL

IV. KORPS

II. KORPS

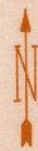
13. KORPS

10. KORPS

KORPS

5. KORPS

FLORENZ



VORMARSCH  
 DURCH DIE  
 PO-EBENE

VOM 5. APRIL BIS 2. MAI 1945



mit Volldampf vorwärts. Vom Osten her aber nahte die Achte Armee. Im Morgenrauen des 21. April drangen Einheiten der Fünften und Achten Armee in Bologna ein. Die 91. und 34. Division stiessen vom Süden her in die Stadt und zur selben Stunde auch die Legnano-Gruppe und die Polnische 3. Karpathen-Division von Südosten.

Die Polen erfüllte ein süßes Gefühl der Rache, als sie bei Bologna auf die 1. Fallschirmjäger-Division trafen. Diese Division hatte auch schon in Cassino gekämpft. Dort war es ihr gelungen, die Polen immer wieder zurückzuwerfen, bis wiederholte Angriffe die Stadt unhaltbar machten. Den ganzen Marsch die Küste hinauf hatten die Polen versucht, an die Deutschen heranzukommen. Aber die alten deutschen Frontsoldaten waren schlau und zäh; es war nicht leicht, sie zu überrumpeln. Sie wurden zu einer spöttischen Herausforderung an das Polnische Korps – bis Bologna. Denn Bologna bedeutete für die 1. Fallschirmjäger-Division das Ende. Sie verschwand buchstäblich vom Schlachtfeld. Als die Polen das deutsche Divisionshauptquartier in ihre Hände bekamen, liessen sie davon nur mehr Trümmer zurück, über die sie ihre Panzerwagen hinwegrollen liessen. Es blieben nur wenig Überlebende, die gefangengenommen wurden. Das einzige Überbleibsel der Fallschirmjäger war ihre Divisionsfahne, die der grosse Führer der Polen, General Anders, glücklich als Beutestück mit sich nahm.

Nach der Einnahme von Bologna schrieb ich in mein Tagebuch, dass wir nun erst warm geworden waren, und ich fügte hinzu: *«Britische, neuseeländische, indische, polnische, brasilianische, süd-afrikanische, palästinensische<sup>1</sup>, italienische und amerikanische Truppen werden den Feind vernichten. Bologna ist nur als Symbol zu verstehen, denn unser wichtigstes Ziel bleibt die Vernichtung der feindlichen Armeen.»*

Tatsächlich hatten wir erst das erreicht, auf das wir so lange gewartet hatten: nämlich den Augenblick, in dem wir unsere Panzer nach Herzenslust einsetzen und über die Poebene rollen lassen konnten. Und an diesem Tage fingen sie zu rollen an.

Die 6. Britische Panzerdivision brach nach Überwindung hartnäckigen Feindwiderstandes aus dem Raume von Argenta heraus und trieb das deutsche 1. Fallschirmjäger-Korps vor sich her in die Arme der Fünften Armee. Ein Strom von Kriegsgefangenen ergoss sich in unsere Gefangenenlager oder zog in langen müden Kolonnen

<sup>1</sup> Eine Infanteriebrigade aus Palästina war kürzlich in den Verband der Achten Armee aufgenommen worden.

auf den Strassen, die ins Hinterland führten, dahin. Am 22. April erreichte die Achte Armee Ferrara und tags darauf war Bondeno in unserem Besitz. Am selben Tag stürmte die 10. Gebirgsdivision in nördlicher Richtung, an Bologna vorüber, vorwärts. Am 23. April setzte sie bei San Benedetto über den Po und brachte auf diese Weise einen Vormarsch von 75 Meilen innerhalb von acht Tagen zustande. Eng zog sich der Kreis unserer Truppen um die etwa 7.000 Mann zählenden Feindkräfte im Raum von Bologna und noch immer nahm die Wucht unseres Angriffes zu.

Von Bombern unterstützt, die dem fliehenden Feind zusetzten und bewirkten, dass die Strassen voll von Trümmern seiner Fahrzeuge und Waffen lagen, schwärmten unsere schnellen Vorausabteilungen nach allen Richtungen auseinander, um den Deutschen den Rückzug in die Alpen abzuschneiden. An der rechten Flanke schwenkten die 91. Division, die 2. Neuseeländische Division und die 6. Panzerdivision in einem mächtigen Halbkreis über den Po und die Etsch und, weiter nordwärts, entlang der adriatischen Küste gegen Treviso und Triest ein, während die Südafrikanische Division in nördlicher Richtung weiter gegen Bozen vorstieß. Aus dem Verbände der Fünften Armee rückten die 85. und 88. Division geradewegs nördlich gegen Verona und von da in die Alpen vor. Inzwischen bahnte sich die 10. Gebirgsdivision ihren Weg entlang den Ufern des Gardasees in Richtung Trient, das tief in den Alpen eingebettet liegt. Die 1. Panzerdivision schlug sich an Modena vorbei durch und wandte sich in einem Bogen, der sie in einem gewaltigen Vormarsch bis Brescia und Mailand führte, über die Poebene. Die brasilianischen Truppen säumten den südlichen Rand der Poebene und erreichten nach einer Wegstrecke von 130 Meilen Alessandria.

Während sich der italienische Feldzug seinem Höhepunkt näherte, besuchte mich General «Hap» Arnold. Er brachte aus Washington Oberst Bill Darby mit, der zu Beginn des Feldzuges bei uns in Italien geweilt hatte. Wie gewöhnlich war Darby darauf aus, eine Angriffsaktion zu sehen. Er hatte von der 10. Gebirgsdivision gehört und wünschte ihr zugeteilt zu werden. Hap Arnold gab seine Zustimmung und ich schickte Darby zu General Hays. Das Schicksal wollte es, dass ein oder zwei Tage später dessen Adjutant, Brigadegeneral Robinson E. Duff, verwundet wurde und Hays bat, man möge ihm Darby als Ersatz zuweisen. Nachdem wir die Genehmigung Washingtons eingeholt hatten, wurde Darby dem Stab der 10. Gebirgsdivision zugeteilt. Wenige Tage später wurde er, als er eine Sondertruppe entlang dem Ostufer des Gardasees führte,

durch eine deutsche Granate getötet. Die Nachricht von seinem Tode traf mich schwer. Ich hatte ihn seinerzeit nach der Heimat geschickt, denn ich hatte das Gefühl, dass Darby schon genügend Fronterfahrung besass und uns grössere Dienste dadurch leisten konnte, dass er in den Vereinigten Staaten neu auf gestellte Einheiten für den Kampf ausbildete. Er hatte mir wiederholt von dort geschrieben und mich gebeten, wieder in die Fünfte Armee aufgenommen zu werden. Die Bitte konnte ich ihm jedoch nicht erfüllen, da Washington sich – ganz mit Recht – dagegen aussprach, weil es ihn nicht verlieren wollte.

Er fiel ganz so, wie er dies wahrscheinlich selbst am liebsten gewünscht hatte, an der Spitze seiner Soldaten hinter dem fliehenden Feind her. Ich bat General Marshall, ihn nachträglich zum Brigadegeneral zu befördern, und Marshall erfüllte diese Bitte. Ich glaube, es war die einzige Beförderung dieser Art während des Krieges.

Im Jahre 1949 hatte ich als Kommandant an unserer Westküste die Ehre, ein Armee-Transportschiff in Anwesenheit von Mr. und Mrs. Percy N. Darby aus Fort Smith, Arkansas, den Eltern des Gefallenen, auf den Namen dieses grossen Soldaten «General William O. Darby» zu taufen.

Der brasilianische Vorstoss auf Alessandria schnitt den Deutschen die Rückzugswege von der Ligurischen Küste ab. Die feindliche Front wurde hier vom 442. und vom 473. Infanterieregiment aus dem Viareggio-Abschnitt zertrümmert. Nach einem anfänglichen Ablenkungsmanöver rückte die 92. Division gegen die deutsche 148. Grenadierdivision und die Italia-Bersaglieri-Divisionen vor, die gleichzeitig auch vom Osten her von den brasilianischen Truppen und Einheiten der 34. Division bedrängt wurden. Während dieser Kämpfe stiessen die Männer des japanisch-amerikanischen 442. Infanterieregiments und Oberst Yarboroughs 473. Infanterieregiment die Ligurische Küstenstrasse hinauf bis Genua vor, wo sich die deutsche Besatzung von 4.000 Mann bereits den Partisanen ergeben hatte. Ihr weiterer Vormarsch führte diese Truppen bis Turin und von dort an die französische Grenze.

Nach den bitteren Wintermonaten in den Apenninen streckten die Männer der alliierten Armeen ihre erstarrten Glieder und stürmten in gewaltigen Märschen über die Ebenen Norditaliens, überall die sich auflösenden feindlichen Einheiten vor sich hertreibend. Gegen Ende April ging die Zahl der Kriegsgefangenen bereits in die

Zehntausende. Bei Fornovo rieben die Brasilianer die deutsche 148. Division auf, die ihnen anfänglich hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt hatte und nahmen ihren kommandierenden General und 6.000 Mann gefangen. Im Norden erreichten Patrouillen der Fünften Armee die Schweizer Grenze, nachdem sie sich nur um wenige Stunden verspätet hatten, um Benito Mussolini gefangen-zunehmen, der von Partisanen am Como-See erschossen worden war. Im Ligurischen Kampfabschnitt überwältigte die 34. Division das deutsche 75. Armeekorps und machte 40.000 Gefangene. Die Achte Armee stand an unserer adriatischen Front mit ihren neuseeländischen Truppen und der britischen 6. Panzerdivision an der Spitze vor Venedig. Die südafrikanische 6. Panzerdivision näherte sich an der rechten Flanke des amerikanischen II. Korps Treviso, indem es auf seinem Vormarsch die Richtung zur jugoslawischen Grenze einhielt. Selbst die Deutschen sahen nun ein, dass alles zu Ende war, und der Selbstmord Hitlers in seinem unterirdischen Bunker in Berlin bedeutete für diese Erkenntnis nur die offizielle Bestätigung.

Am 1. Mai, meinem neunundvierzigsten Geburtstage, gab ich eine Darstellung der Frontlage, die, so hoffte ich, keinen Zweifel darüber bestehen liess, dass die deutsche Wehrmacht in Italien aufgehört hatte, eine Rolle zu spielen, Und dass dies nicht durch einen Waffenstillstand erreicht wurde, sondern durch eine entscheidende Niederlage auf dem Schlachtfelde. In dieser Darstellung erklärte ich:

*«Truppen der 15. Armeegruppe haben die deutschen Armeen in Italien so empfindlich geschlagen, dass sie buchstäblich aufgehört haben, eine militärische Macht darzustellen... Fünfundzwanzig deutsche Divisionen, darunter einige der besten Kampftruppen der deutschen Armee, wurden zerschlagen und sind nicht mehr imstande, unseren Streitkräften wirkungsvollen Widerstand zu leisten. Tausende von Fahrzeugen, ungeheure Mengen an Waffen und Material sowie 120.000 Kriegsgefangene haben die Deutschen an uns verloren. Viele feindliche Einheiten sind von unseren Truppen umstellt und eingeschlossen. Die Militärmacht Deutschlands hat praktisch aufgehört, in Italien zu existieren, auch wenn noch zerstreute Gefechte mit versprengten Resten der deutschen Armee fortgesetzt werden.*

Waffenstillstandsverhandlungen hatten bereits in Alexanders Hauptquartier in Caserta begonnen, wo sich als Vertreter der Deutschen Generaloberst Heinrich von Vietinghoff einfand, der Nachfolger Kesselrings, als dieser vor dem völligen Zusammenbruch an die Westfront abgegangen war. Wir erfuhren später, dass sich



die Deutschen zur bedingungslosen Übergabe bereit erklärt hatten und daraufhin der Waffenstillstand zustande kam. Am 2. Mai hörten wir an den Funkgeräten die deutschen Befehle ab, welchen zufolge alle Streitkräfte des Feindes aufgefordert wurden, an diesem Tage, um 2 Uhr nachmittags, die Waffen niederzulegen. Es war das erste Mal während des Krieges, dass eine deutsche Armeegruppe bedingungslos kapituliert hatte. Ich benachrichtigte Truscott und McCreery von der Entwicklung der Dinge und gab Befehl, dass «alliierte Streitkräfte der 15. Armeegruppe von nun an ihr Feuer einstellen würden mit Ausnahme von Fällen, wo es auf Seite der Deutschen zu offensichtlichen feindseligen Handlungen käme.»

Damit war das Ende der Feindseligkeiten erreicht. Sie kosteten die Vereinigten Staaten wie auch unsere Verbündeten einen hohen Preis. Die Fünfte Armee zählte während des ganzen italienischen Feldzuges 189.000 Mann Verluste. In dieser Zahl sind 31.886 Gefallene mit eingeschlossen<sup>2</sup>.

Es kam natürlich gelegentlich der Feuereinstellung zu einer Reihe von Unzukömmlichkeiten. Einzelne Einheiten verweigerten die Übergabe, da sie noch keine offiziellen Weisungen erhalten hatten. Die dadurch entstandenen Verzögerungen waren jedoch nur vorübergehend. Beträchtliche Schwierigkeiten verursachte es, die Partisanen im Zaum zu halten, da sie ihren Hass gegen die deutschen Eindringlinge monatelang hatten unterdrücken müssen und nun darnach verlangten, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Diese Schwierigkeiten tauchten insbesondere innerhalb der grossen Industriezentren und in deren Umgebung auf. Mit gutem Grund scheuten die Deutschen daher davor zurück, mit den Partisanen in Berührung zu kommen.

Von Vietinghoff, der kommandierende General der deutschen Streitkräfte im Südwesten, hatte sein Hauptquartier in Bozen, hoch in den Bergen, nahe dem Brenner-Pass. In dieser Gegend legten die Partisanen eine derartige Aktivität an den Tag, dass der deutsche General einen Anschlag auf sich und seine Begleiter befürchtete, wenn er versuchen würde, sich zur formellen Übergabe seiner Truppen in mein Hauptquartier zu begeben. Ich gab ihm daher Bescheid, mit seinem Stab in Bozen zu bleiben und seine Truppen

<sup>2</sup> Gefallene: Amerikaner 19.475, Briten 6.605, Franzosen 5.241, Brasilianer 275, Italiener 290, zusammen 31.886; Gesamtverluste: Amerikaner 109.642, Briten 47.452, Franzosen 27.671, Brasilianer 2.411, Italiener 1.570, zusammen 188.746.

in Ordnung zu halten. Als seinen Vertreter sollte er den im Rang nächsthöheren Offizier nach Florenz entsenden, um unsere Weisungen über die Übergabe der deutschen Landstreitkräfte entgegenzunehmen.

Mein Büro in Florenz bestand aus einer kleinen transportablen Hütte mit zwei Räumen. Ich benützte den vorderen Raum zur Arbeit und den rückwärtigen zur Aufbewahrung von Kartenmaterial. Am Morgen des 4. Mai trafen die Generäle Truscott, McCreery und Chidlaw, der Kommandeur der Luftstreitkräfte, die unserer letzten Offensive eine so wundervolle Unterstützung liehen, mit ihren Stabschefs in Florenz ein. Um die gleiche Zeit kamen auch etwa zwanzig Presseleute, Photographen und Wochenschaureporter, die sich in einer Ecke meines Arbeitsraumes sammelten.

Wir hatten ziemlich gehetzt die Vorschriften zur Ausgabe von Kapitulationsbefehlen studiert, aber keiner hatte mehr als eine verschwommene Vorstellung von den Feinheiten des Protokolls. Jedenfalls entschlossen wir uns, unsere Seitenwaffen, Koppel und Pistolen, abzulegen, die wir in einer Ecke des Raumes aufeinanderschichteten.

Um 10.30 Uhr trat General von Senger und Etterlin, der Kommandeur des XIV. Panzerkorps ein. Er trug eine grüne Uniform und an einem Band um seinen Hals das Eisernes Kreuz. Er war hochgewachsen und schlank und offensichtlich tief bewegt. Diese Bewegung mochte von mehreren Faktoren bestimmt worden sein. Einer davon lag sicherlich darin, dass er im ersten Kriegsjahr an der Spitze der triumphierenden deutschen Delegation zur französischen Waffenstillstandskommission gestanden hatte. An diesem Morgen sah er sich abermals einer ähnlichen Situation gegenüber, deren entscheidender Unterschied gegenüber der früheren aber darin lag, dass er diesmal nicht gekommen war, um Befehle zu erteilen, sondern Befehle entgegenzunehmen. Was dieser Wandel der Dinge bedeutete, konnte er nun selbst an sich erfahren.

Ein anderer Umstand, der zu seiner inneren Bewegung beitrug, bestand darin, dass seine Reise durch das von Partisanengruppen besetzte Gebiet von Bozen wahrscheinlich die gefährlichste Unternehmung war, an der er in diesem Kriege teilgenommen hatte. Erst vor zwei Tagen waren Partisanen in das Hauptquartier von Vietinghoffs eingedrungen und hatten dort vierzig Deutsche getötet. Auf seiner Fahrt den Brenner abwärts nach Florenz wurde von Senger und seine Reisegesellschaft wiederholt von Partisanen belästigt und am Ende von einer Gruppe, die in einem Hinterhalt gelegen hatte,

angegriffen. Es ist anzunehmen, dass die Deutschen getötet worden wären, hätten sich nicht einige amerikanische Offiziere vermittelnd eingemischt. Das Ansehen des deutschen Generals aber erhielt schliesslich noch einen empfindlichen Stoss, als er bei seinem Eintritt in meinem Arbeitsraum über Pal, meinen Cocker Spaniel, hinwegstieg und dieser sich damit revanchierte, dass er nach seinen Stiefeln schnappte.

Der Deutsche blieb steif stehen und salutierte. Ich grüsste zurück. Um aufrichtig zu sein, ich war nun selbst ziemlich bewegt.

«General Clark», sagte der deutsche General in reinstem Oxford-Englisch, «als Vertreter des deutschen kommandierenden Generals Südwest melde ich mich bei Ihnen als dem Kommandeur der 15. Armee-Gruppe zur Entgegennahme von Befehlen für die durch die Übergabe betroffenen deutschen Landstreitkräfte.»

«Ich nehme an, dass Sie die erforderlichen Vollmachten zur bedingungslosen Annahme der Waffenstillstandsbedingungen besitzen», erwiderte ich.

«Gewiss.»

Indem ich ihm die Instruktionen überreichte, die diese Bedingungen enthielten, sagte ich: «Mein Stabschef, General Gruenther, wird nun eine Konferenz der Offiziere meines Stabes mit den Ihrigen abhalten, um die Einzelheiten zu regeln. Wenn sich dabei irgendwelche Umstände ergeben sollten, die Schwierigkeiten bereiten, werden sie mir bekanntgegeben werden.»

Von Senger salutierte neuerlich und wandte sich mit undurchdringlicher Miene zur Tür. Als der deutsche General mir den Rücken kehrte, fiel mir erst auf, dass er hinten an seinem Gürtel eine Pistole trug. Ich wollte etwas sagen, liess es jedoch sein. Als wir dann allein im Zimmer waren, bemerkte ein Reporter rasch: «General, Sie haben diesen Burschen bewaffnet kapitulieren lassen.»

«Das ist mir entgangen», antwortete ich. Aber ich musste nun etwas unternehmen.

Ich wandte mich an einen Soldaten.

«Rufen Sie ihn zurück», befahl ich.

Von Senger kam zurück und blieb im Türeingang stehen. Er salutierte abermals.

«Legen Sie Ihre Pistole ab», sagte ich.

Steif und mit ausdrucksloser Miene schnallte er seinen Leibriemen los und hielt ihn mit der herabhängenden Pistole in der Hand. So schritt er aus dem Raum. Draussen warf er Riemen und Pistole von sich, wo sie neben einem Baum ins Gras fielen.

Ein Gefühl der Erleichterung überkam mich, als mit dem Abgang des deutschen Generals die Zeremonie ihren Abschluss fand. Dies war das Ende. Finito. Der Krieg in Italien war aus.

Später wandte ich mich an meinen Adjutanten.

«Bringen Sie mir doch die Pistole des Deutschen», sagte ich. «Ich will sie als Souvenir behalten.»

Ich hatte dann zu einem späteren Zeitpunkt Gelegenheit, allein mit von Senger zu sprechen. Er hatte seine Erziehung in Oxford genossen und war mit einer Engländerin verheiratet. Ich erkundigte mich bei ihm nach verschiedenen taktischen Einzelheiten des italienischen Krieges. Warum hatten die Deutschen nicht alle ihre Streitkräfte in einer einzigen grossen Abwehraktion vereinigt, um uns schon bei Salerno entgegenzutreten, statt sich, wie Kesselring es tat, in kleinen Gegenangriffen zu verzetteln? Hatte man auf deutscher Seite tatsächlich an die Möglichkeit gedacht, uns bei Anzio in das Meer werfen zu können, wie Hitler es befohlen hatte? Von Senger antwortete, dass Kesselring der Meinung war, es handle sich bei Salerno nur um ein Täuschungsmanöver und dass wir in Wahrheit an einem mehr nördlich gelegenen Küstenpunkt angreifen würden. Was Anzio betraf, so meinte er, dass die Deutschen fest davon überzeugt waren, uns auf Grund ihrer zahlenmässigen Überlegenheit verdrängen zu können. Was mich jedoch am meisten interessierte, bezog sich auf die jüngsten Ereignisse in der Poebene. Warum retirierten die deutschen Armeen nicht hinter die Po-Linie und von da hinter die Etsch, wo sie sich noch lange Zeit gegen uns hätten verteidigen können? Sie hatten kaum einen ersten Versuch unternommen, dies auszuführen, bis es zu spät war.

Ich fragte den deutschen General: «Warum blieben Sie südlich des Po stehen und liessen es geschehen, dass wir Ihre Truppen schlugen?»

Von Senger machte eine bedauernde Bewegung.

«Hitler», sagte er, als ob damit alles seine Erklärung finde, «gab Befehl, es müsse jeder Soldat auf dem Platz sterben, auf dem er stand. Damit hofften wir, die Poebene halten zu können.»

Die Bedingungen der Übergabe waren bald festgelegt. Alsbald stand uns eine Anzahl deutscher Generäle zur Verfügung, die wir auszufragen beabsichtigten. Sie zeigten sich jedoch wenig gesprächig. Obwohl wir sie mehrere Tage hindurch ausfragten, konnten wir doch nur gekünstelte Antworten von ihnen hören und erfuhren im Grunde nichts. Schliesslich bestimmten wir ihnen ein hübsches und

behagliches Landhaus zum Wohnsitz. Noch bevor sie das Haus bezogen, hatten wir es vom Dach bis in das Kellergeschoss mit Abhorchgeräten versehen. In jedem Raum war an versteckter Stelle ein Mikrophon angebracht. An der Stelle, an der alle Drähte von diesen Geräten zusammenliefen, sassen Stenographen und Nachrichtenoffiziere, die jedes Gespräch der Deutschen niederschrieben. Nach einigen Tagen kam mein G-2 mit enttäuschter Miene zu mir: «Wir konnten bisher nichts hören», berichtete er, «was für uns von Interesse wäre.»

«Schön», sagte ich, «lassen Sie ihnen ein paar Kisten schottischen Whisky bringen. Das wird ihr Mitteilungsbedürfnis erhöhen.»

Noch am selben Nachmittag bekamen die Deutschen den Whisky. Zwei Stunden später hatten unsere Stenographen zu tun, dass ihnen die Finger krachten. Die deutschen Generale redeten so viel, dass wir fürchteten, sie würden die Mikrophone von den Wänden reden. Sie beklagten sich bitter darüber, wie Hitler den Krieg in Italien geführt hatte, sie führten Debatten über den Selbstmord Hitlers und sie äusserten Erstaunen über die Art, wie die Amerikaner, insbesondere die 10. Gebirgsdivision, ihren Offensivkrieg im Gebirge geführt hatten. Der schottische Whisky hatte seine Schuldigkeit getan.

General von Vietinghoff zeigte sich sehr bemüht, unsere Übergabebedingungen zu erfüllen. Aber es gab eine grosse Menge deutscher Deserteure, die den Versuch unternahmen, auf dem Wege über die Alpen in ihre Heimat zu kommen. Von Senger erklärte mir, dass die Italiener die Deutschen hassten und dass diese daher nicht wünschten, von den Alpen aus wieder zurück nach Oberitalien gebracht zu werden, wo sie Insulten durch die Italiener ausgesetzt sein mussten. Natürlich fürchteten sie auch die Partisanengruppen. Ich forderte General Truscott auf, mit seinen Streitkräften so rasch als möglich den Brenner-Pass zu besetzen. Trotzdem vermochten wir nicht zu verhindern, dass viele deutsche Soldaten uns entschlüpfen.

Ein Detachement der Fünften Armee, das durch Bozen zog, in dem sich Vietinghoffs Hauptquartier befand, entdeckte in einer tiefen Höhle tausende Kisten feinsten französischen Champagner und Liköre. Jede einzelne Flasche hatte einen Zettel aufgeklebt, der in deutscher Sprache die Bezeichnung trug: NUR FÜR DEUTSCHE TRUPPEN RESERVIERT. Man kann sich denken, dass wir einem solchen Vorbehalt wenig Beachtung schenkten. Die Wein- und Likörvorräte wurden an unsere Soldaten verteilt und nur wenige

unter ihnen hatten es in den nächsten Wochen nötig, ihren Durst mit Wasser zu löschen.

Mittlerweile waren unsere Truppen fächerartig an die französische, österreichische und jugoslawische Grenze ausgeschwenkt und es stellten sich Schwierigkeiten mit unseren Verbündeten ein. Um unseren entscheidenden Vorstoss in die Poebene zu unterstützen, waren wir an die französischen Streitkräfte herangetreten, anfangs April einen Angriff von der französisch-italienischen Grenze her gegen Oberitalien vorzutäuschen. Die Franzosen taten jedoch mehr als das. Sie führten eine Reihe ernster Angriffsoperationen in einem Raume an der französisch-italienischen Grenze aus, der lange Zeit hindurch schon den Gegenstand von Grenzstreitigkeiten zwischen Frankreich und Italien gebildet hatte. Am 27. April erklärte ich den Franzosen, dass sie ihre Aufgabe erfüllt hätten und sich demnach wieder zurückziehen sollten. Der französische Befehlshaber antwortete mir, dass er seine Truppen am nächsten Tage auf ihrem Vormarsch, der sie bis in die Gegend von Val d'Aosta geführt hatte, anhalten werde, dass er sich mit ihnen jedoch ohne Zustimmung seiner Regierung nicht zurückziehen könne. In dem auf diese Weise von den Franzosen besetzt gehaltenen Gebiet herrschte eine starke separatistische Bewegung. Die Anwesenheit der französischen Truppen jedoch rückte die Gefahr eines Konfliktes mit den gut bewaffneten italienischen Partisanen nahe.

Die Situation wurde schliesslich kritisch. Truscott berichtete, dass politische Machinationen hinter den Dingen steckten, die praktisch auf die Annexion einiger Gemeinden oder Bezirke im Bereich der französisch-italienischen Grenze hinausliefen. Er tat sein Möglichstes, es gelang ihm jedoch nicht, die Franzosen zum Rückzug zu bewegen. Natürlich hatten wir nicht im Geringsten die Absicht, sie dazu zu zwingen. Es blieb uns schliesslich nichts anderes übrig, als den entstandenen Streitfall durch höhere politische Stellen zur Entscheidung bringen zu lassen. Und am Ende kam es dann doch dazu, dass die Franzosen sich zurückzogen, ohne weitere Schwierigkeiten zu bereiten.

Eine andersartige Situation ergab sich jedoch an der Ostküste, wo es meine Aufgabe war, den Hafen von Triest zu sichern und die Verkehrswege von Triest nach Österreich über Görz und Tarvis zu schützen. Hier stiessen wir mit Marschall Titos jugoslawischen Streitkräften zusammen, die von dem Bestreben erfüllt waren, so viel als möglich italienisches Territorium in ihre Hände zu bekommen.

In der Endphase des italienischen Feldzuges hatte sich Alexander mit Tito in Verbindung gesetzt, um die Richtlinien festzulegen, nach welchen wir gemeinsam mit den jugoslawischen Streitkräften vorzugehen beabsichtigten, sobald es zu einer Vereinigung derselben mit unseren Truppen an der adriatischen Küste kam. Die Verhandlungen, die hierüber geführt wurden, brachten jedoch keine endgültigen Ergebnisse zustande und ich trug demzufolge am 1. Mai in mein Tagebuch die folgende Notiz ein:

*«Die Provinz Venezia Giulia bedeutet einen heiklen Punkt zwischen Italienern und Jugoslawen. Alexander war der Auffassung, dass Tito sich dem Einmarsch unserer Truppen in diese Provinz nicht widersetzen würde. Dieser Einmarsch bedeutete praktisch die Besetzung von Triest und Pola und anderer kleiner Häfen an der istrianischen Halbinsel. Alexander nahm an, dass Tito seine dort stehenden Truppen meinem Kommando unterstellen würde.*

*Ich habe ein britisches Korps aus dem Verband der Achten Armee, das unter dem Kommando von General Harding steht, beauftragt, mit Freybergs Neuseeländischer Division und der 91. Division unter Generalmajor Bill Livesay, die Häfen von Venezia Giulia zu besetzen. Ich habe Anweisung gegeben, dass es unter keinen Umständen zu einem bewaffneten Konflikt kommen dürfe, wenn unseren Truppen von Seiten der jugoslawischen Streitkräfte Schwierigkeiten gemacht werden sollten. Ich wies weiters die Befehlshaber unserer Truppen an, mir sofort Meldung zu machen und den Vormarsch ihrer Truppen anzuhalten, wenn es sich herausstellen sollte, dass Titos Streitkräfte sich unserem Einmarsch in das von ihnen besetzte Gebiet widersetzen sollten.»*

Am nächsten Tag empfing Alexander einen Funkspruch von Tito, in welchem dieser mitteilte, dass jugoslawische Einheiten die deutsche Verteidigung durchbrochen hätten und im Raum von Triest und Fiume kämpften, nachdem sie fast die ganze istrianische Halbinsel vom Feinde gesäubert hätten. Tito erklärte weiters, dass sich der Stand der Dinge seit seiner letzten Unterredung mit Alexander geändert habe, aber «ich bin bereit, die Benützung der Häfen Triest und Pola sowie der Eisenbahnlinie Triest-Tarvis zur Versorgung Ihrer Truppen in Österreich freizugeben». Er fügte jedoch hinzu, dass seine Truppen ihre Front entlang der Linie Görz-Tarvis zu errichten gedächten. Dies war die Linie, die ich selbst mit unseren Truppen einzunehmen beabsichtigt hatte.

Um bei militärischen Operationen eine Linie zu schützen, ist es insbesondere dann, wenn es sich um eine handelt, die

dem Nachschub von Versorgungsgütern dient, notwendig, vor dieser Linie Stellungen zu beziehen. Wenn die Dinge aber nun so standen, dass die Jugoslawen selbst diese Stellungen beziehen wollten, und dies angesichts einer Linie, an deren Schutz uns gelegen war, dann wusste ich im Voraus, dass hieraus nur Unannehmlichkeiten gefährlicher Natur entspringen konnten. Um jedoch die Aufgabe auszuführen, die wir uns gestellt hatten, mussten wir uns dazu entschliessen, so weit nach Osten vorzurücken und jenseits dieser Linie eine Verteidigungsstellung zu errichten.

Bevor wir jedoch unsere vorgesehenen Stellungen erreichten, stiessen wir auf die Jugoslawen. Gleichzeitig berichtete General McCreery, dass sich allmählich beträchtliche Verwirrung aus der Zusammenarbeit mit den Jugoslawen im Gebiet von Triest ergebe. Die Jugoslawen schienen überrascht zu sein, unsere Truppen östlich des Isonzo zu sehen. Dazu kam, dass zu diesem Zeitpunkte jugoslawische Soldaten in grosser Zahl in Triest und in Görz einzuströmen begannen. General Freyberg in Triest war in grossen Nöten, da es ihm nicht genau bekannt war, welche Häfen wir benötigten. McCreery fasste schliesslich den Entschluss, das Vorücken unserer Truppen bei Pola zum Stillstand zu bringen, bis die Situation geklärt war.

Am 5. Mai flog ich nach Monfalcone und konferierte mit General Harding und General Freyberg, welcher letzterer mich später nach Triest führte. Die Stadt schien ruhig, aber es lag etwas wie Ungewissheit und Unruhe in der Luft. In den Strassen erblickte ich alle nur erdenklichen Arten von Uniformen, die mir manchmal auch unmöglich erschienen. Die neuseeländischen Truppen waren fast gleichzeitig mit den Streitkräften Titos in die Stadt gekommen. Nun belebten aber auch allenthalben viele Partisanen, entweder zu Fuss oder auf Fahrrädern die Strassen, irgendeine Fahne schwingend oder irgendeine Waffe tragend.

Gelegentlich kam es zu Unruhen in der Stadt. Gerade vor unserer Ankunft war es zu einer Demonstration gekommen, die ein Teil der 200.000 in der Stadt lebenden Italiener gegen die 60.000 Jugoslawen in Triest veranstaltete. Sie wurde jedoch rasch dadurch beendet, dass jugoslawisches Militär eine Salve in die Luft feuerte. Die Alliierten und Jugoslawen, die getrennte Stadtteile und Hafenanlagen besetzt hielten, kamen gut miteinander aus. Zu ständigen Reibereien kam es nur an höheren Stellen, wo politische Einflüsse unverkennbar waren.

Anscheinend hatte es Tito darauf abgesehen, seinen Anspruch



auf das Gebiet dadurch zu dokumentieren, dass er immer mehr jugoslawische Streitkräfte dort hinzog. Kompanien und Bataillone drangen über den Isonzo gegen Westen vor, wo es zu Requirierungen italienischen Eigentums und Aushebungen von Truppen kam. Solcherlei Aktionen, die dem Zweck dienten, die Wahlen, die in einigen Städten in Kürze stattfinden sollten, zu beeinflussen, vermehrten die Gefahr von Zusammenstößen mit der italienischen Bevölkerung. Es machte mir durchaus den Eindruck, als ob wir die Besetzung von Venezia Giulia kaum würden erreichen können, ohne mit den Jugoslawen in ernste Konflikte zu geraten, die wir schon jetzt gelegentlich nur mit äusserster Zurückhaltung vermeiden konnten. Als Folge dieser meiner Befürchtungen, entschloss ich mich, den Jugoslawen einen Anschauungsunterricht über die Stärke unserer Streitkräfte zu geben, indem ich die amerikanische 91. Division nach Triest und Görz verlegte und die britische 56. Division ostwärts an den Isonzo nachrücken liess.

Nach der Rückkehr in mein Hauptquartier setzte ich mich telephonisch mit Alexander<sup>3</sup> ins Einvernehmen, indem ich ihm von der angespannten Lage berichtete und die Meinung ausdrückte, es sei nötig, dass er und Tito für sie einen Ausweg fänden. Ich schlug vor, Alexander möge mit Nachdruck betonen, dass wir uns mit der Absicht trügen, Triest und unsere Verbindungslinie über Görz und Tarvis nach Österreich zu schützen, und dass es jugoslawischen Truppen nicht gestattet sein sollte, sich westlich des Isonzo aufzuhalten. Um den Nachschub für unsere Truppen in Österreich sicherzustellen, gab es praktisch nur zwei Möglichkeiten. Entweder wir legten unsere Linie mit Gewalt fest oder wir räumten Venezia Giulia und verpflegten die Truppen in Österreich von Venedig aus.

Alexander pflichtete mir im Allgemeinen bei und leitete abermals Verhandlungen mit Tito ein. Indessen gab er mir jedoch Anweisung, mit aller Strenge gegen jugoslawische Truppen vorzugehen, die in westlicher Richtung über den Isonzo hinaus durchbrachen. Nachdem am 7. Mai durch das deutsche Oberkommando

<sup>3</sup> Dies stellte ungefähr meine letzte offizielle Berührung mit Alexander dar. Nachdem ich den ganzen Krieg hindurch mit ihm zusammengearbeitet hatte, steht es mir zu, über ihn ein Urteil abzugeben. Er verfügte über ausgezeichnete Führerqualitäten. Darüber hinaus zeigte er sich mir als ein Mann, dessen persönliche Freundschaft ich hoch zu schätzen wusste. Alexander ist nun Generalgouverneur von Kanada. Was die anderen grossen Schlachtenführer betrifft, die ich in Italien kennenlernte, so ist es nicht uninteressant festzustellen, dass Bernard Freyberg gegenwärtig Generalgouverneur von Neuseeland ist und General Juin Generalgouverneur von Französisch-Marokko.

die Übergabe aller Land-, See- und Luftstreitkräfte in Europa erfolgt war, fand sich der Stabschef Alexanders, Generalleutnant Sir William D. Morgan, bei Tito ein, um über eine Lösung zu beraten. Der jugoslawische Marschall erklärte jedoch bei dieser Gelegenheit, dass er die Vorschläge des britischen Generals nicht annehmen könne, da er das in Frage stehende Gebiet erobert hätte und es nebst anderen im Westen gelegenen Landstrichen bei der Friedenskonferenz zu beanspruchen gedenke.

Tito fügte dieser Erklärung hinzu, dass er den Alliierten volle und uneingeschränkte Benützung des Triestiner Hafens sowie aller Strassen ' und Bahnlinien einräume, die für militärische Zwecke erforderlich wären. Nachdem man über diese Dinge eine Weile hin und her geredet hatte, schlug Tito eine gemeinsame Militärregierung in den betroffenen Gebieten vor. Morgan brachte in seinem Bericht zum Ausdruck, dass er der Meinung sei, Tito wäre durch die politische Situation in eine Lage gedrängt, die ihm, selbst wenn er es wünschte, nicht gestatte, unsere Vorschläge anzunehmen, ohne sich selbst in seinem eigenen Lande in ein schiefes Licht zu setzen.

Alexander zeigte keine Lust, mit Tito, ausser hinsichtlich einiger weniger Einzelheiten, Kompromisse einzugehen, und mehrere Tage hindurch blieb die Situation die gleiche. Ich erhielt jedoch mittlerweile Anweisungen aus Washington zur Besetzung der österreichischen Städte Villach und Klagenfurt, eine Massnahme, die ich mir im Augenblick nicht recht zu deuten wusste. McCreerys Truppen gingen in dieser Richtung vor und nahmen bald die beiden Städte. Nun erfuhren wir erst, dass Tito die Absicht gehabt hatte, sich in Österreich eine Besatzungszone zu schaffen und auch versuchte, Truppen bis in die Gegend von Klagenfurt und Villach vorzuschieben, mit dem Gedanken, dieses Territorium später für sich zu reklamieren. Um diese Zeit hatten die Differenzen fast aufgehört, militärischer Natur zu sein, und bewegten sich auf hoher politischer Ebene. Unterdessen aber hielten unsere Truppen knapp an der Linie, die wir als Verbindungsweg nach Österreich schützen mussten.

Im Besitz von Nachrichten über eine geplante Aktion, die eine Verbesserung unserer Position notwendig erscheinen liess, wies ich am 16. Mai Truscott an, sich sofort auf Operationen zur Entfernung der Streitkräfte Marschall Titos aus dem südlichen Österreich und aus allen oder einzelnen Gebieten Nordostitaliens vorzubereiten. In ähnlicher Weise hatte ich bei der Achten Armee vorgesorgt. Als am 20. Mai die Spannung unerträglich wurde, entschloss ich mich, zum

Schutze unserer Eisenbahnlinie von Triest bis zum Pass Tarvis in Österreich, die alliierten Streitkräfte mehrere Meilen entlang unserer ganzen Front gegen Jugoslawien vorrücken zu lassen. Dies bedeutete neben anderen Dingen, dass wir die Stadt Görz in unseren Besitz nehmen mussten, die bisher von den Jugoslawen besetzt gehalten wurde. Ich gab hierfür die entsprechenden Befehle aus. Am 22. Mai flog ich nach Udine, wo ich General McCreery und General Keyes traf.

Unsere Truppen befanden sich zu diesem Zeitpunkt auf verschiedenen Strassen unserer eigenen Zone, die in höher gelegenes und leichter zu verteidigendes Gelände führten, in Ausgangsstellungen. Wir hatten das 361. Infanterieregiment der 91. Division sowie einige andere Einheiten herangezogen und hofften, durch diese Demonstration alliierter Stärke jeder Verwicklung aus dem Wege gehen zu können. Der Befehl war gegeben, und kurze Zeit später fuhr ich in einem Jeep, gefolgt von der Hauptkolonne, die Strasse entlang, um zu sehen, wie die Dinge liegen. Als wir uns Görz näherten, führte die Strasse unter einer Eisenbahnbrücke hindurch. Hier hatten die Jugoslawen eine Strassensperre errichtet. Unsere Kolonne hielt kurz vor der Eisenbahnbrücke an und wartete auf die nachrückenden Truppenteile, um dann gemeinsam mit ihnen vorzustoßen.

Ich wandte mich an den Führer der Kolonne, an dessen Seite mein Jeep anhielt.

«Wann gehen Sie vor?» fragte ich.

«In diesem Augenblick, General.»

«Gut, dann also vorwärts!» sagte ich und veranlasste meinen Fahrer, unter der Brücke durchzufahren, wo die Strassensperre eine Durchfahrt aufwies, die gerade so breit war, dass ein Fahrzeug sie passieren konnte. Wir ratterten an den jugoslawischen Posten vorbei und hintennach folgten unsere Truppen ohne Schwierigkeiten, obwohl ich einen Augenblick lang aus Besorgnis den Atem anhielt, dass einer der Posten einen Schuss abfeuern könnte. Es erging übrigens jedem von uns so; keiner trug Verlangen nach der Auszeichnung, der letzte arme Teufel zu sein, der im zweiten Weltkrieg ins Gras beißen musste.

Auch die Marschkolonnen auf den anderen Strassen schlossen sich dem Vormarsch an. Ich fuhr durch Görz und besichtigte das hochgelegene Gelände im Osten, auf dem wir unsere Stellungen beziehen wollten. Als wir auf dem Rückweg wieder durch Görz fuhren, wurde ich von einem jugoslawischen General aufgehalten.

«Warum rücken Ihre Truppen gegen Osten vor?» fragte er mich.  
«Ich verstehe nicht, was das bedeuten soll.»

«Es handelt sich nur um Manöver», antwortete ich so harmlos als möglich und wiederholte: «Nur um Manöver.»

Der General schien von meiner Auskunft nicht ganz befriedigt zu sein, aber jedenfalls fragte er nicht weiter und das Gespräch fand damit sein Ende.

Später verständigte mich McCreery, dass der Kommandeur der 13. jugoslawischen Division unserem 361. Regiment Befehl gegeben habe, sich aus dem Dorf Tamova zurückzuziehen. Oberst Rudolph W. Broedlow, der das Regiment kommandierte, habe darauf erwidert, dass er Befehl habe, dort zu bleiben. Hierauf erwiderte der jugoslawische General, dass er nötigenfalls unser Regiment mit Gewalt aus seinen Stellungen vertreiben werde. McCreery fügte dem hinzu, dass er Broedlow Weisung geben könnte, sich zurückzuziehen, dass er aber Verstärkungen nötig habe, wenn wir an Ort und Stelle bleiben.

«Geben Sie keinen Befehl zum Rückzug», antwortete ich.  
«Suchen Sie General Keyes auf und begeben Sie sich mit ihm nach Görz. Versuchen Sie dort, dem jugoslawischen General verständlich zu machen, dass wir in der Stadt bleiben werden. Lassen Sie einige Panzerwagen auf der Strasse auffahren und geben Sie den Jugoslawen zu verstehen, dass es uns ernst ist.»

Unnütz zu erwähnen, dass kein Versuch unternommen wurde, unser 361. Infanterieregiment von seinem Platz zu verdrängen. Mehrere Stunden später meldete sich McCreery am Telephon und sagte kichernd, dass alles in Ordnung sei. Als er mit Keyes in Tarnova angekommen war, stellte sich rasch heraus, dass der Zwischenfall auf einer Falschmeldung der British Broadcasting Company beruhte, die durchgegeben hatte, dass die alliierten Streitkräfte «ohne auf Widerstand zu stossen» vorgerückt seien. Der jugoslawische General erblickte in dieser Meldung Zweifel an seinem soldatischen Mut, als wäre er etwa einer Austragung mit der Waffe aus dem Wege gegangen. Um sein Gesicht zu wahren, entschloss er sich daraufhin zur Drohung mit der Austreibung der alliierten Truppen.

Mit dieser nicht eben sehr harmonisch klingenden Note endete mehr oder weniger mein militärischer Dienst in Italien. Einige Zeit hindurch machte man mir Andeutungen, dass ich als Kommandeur der amerikanischen Truppen in Österreich und auch als amerikanischer Hochkommissar ausersehen sei. Dann aber gab es wieder eine Periode, in der diese Berufung in Frage gestellt schien, und Ende

Mai erhielt ich die Aufforderung, nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, um an einer Siegesfeier in Chicago teilzunehmen.

Ich wählte ungefähr zehn Männer aus dem Offiziers- und Mannschaftsstand der Fünften Armee aus, die mich begleiten sollten. Alle diese Männer waren in der Gegend von Chicago zu Hause. Sie trugen Auszeichnungen und hatten an vielen Kämpfen des Feldzuges teilgenommen. Ohne dass sie davon etwas ahnten, hatte ich mit Washington vereinbart, dass die Männer entlassen werden sollten, sobald wir in Chicago eintrafen. Wir mussten mit dem Flugzeug zu einer bestimmten Zeit über dem Michigan Boulevard eintreffen, wo uns eine Ehrengarde unserer Luftwaffe in die Mitte nahm. Wir landeten auf dem Stadtflughafen, wo wir von Bürgermeister Edward J. Kelly empfangen wurden. Dann gab es eine Triumphfahrt durch ganz Chicago, die Michigan Avenue hinunter, durch die State Street und den Loop District, bis wir schliesslich im grossen Städtischen Stadion an der Wasserseite anlangten. Die Bevölkerung von Chicago bereitete uns einen überaus herzlichen Empfang.

Im Stadion musste ich eine Rede halten. Man hatte mir mitgeteilt, dass meine Frau nach Chicago fliegen würde, um mich hier zu treffen. Bis zur Stunde aber hatte ich noch nichts von ihr gesehen. Ich wandte mich an Bürgermeister Kelly: «Wo ist meine Frau?»

«Gedulden Sie sich nur, Sie werden sie bald zu sehen bekommen», antwortete der Bürgermeister.

Als ich die Rednertribüne mit den vielen Mikrofonen betrat, war meine Frau noch immer nicht da. Ich fing an langsam nervös zu werden und wandte mich abermals an den Bürgermeister: «Ich verstehe das nicht. Wo, zum Kuckuck, ist meine Frau?»

Gerade in diesem Augenblick hatte jemand an den Mikrofonen herummanipuliert und die Frage, die ich eben an Bürgermeister Kelly gestellt hatte, hallte im ganzen Stadion mächtig wider. Sie fand auch sofort ihr Echo, denn die riesige Menschenmenge bewies, dass sie für meine Gefühle Verständnis hatte und brüllte im Chor zurück: «Holt Mrs. Clark!..»

Dieser vielstimmige Ruf hatte dann auch die gewünschte Wirkung.

Der Abend sah uns bei einem grossen Bankett vereinigt und am nächsten Morgen ging es weiter nach Washington.

Einem glücklichen Umstande zufolge traf ich in Washington gerade so ein, dass ich den Promotionsfeierlichkeiten meiner Tochter Ann am dortigen College beiwohnen konnte. Später flog ich nach

West Point, wo Bill seine Abschlussprüfung ablegte. Stolz überreichte ich ihm nachher sein Diplom.

Mittlerweile hatte es sich entschieden, dass ich nach Österreich gehen sollte, aber gleichzeitig war auch eine Einladung der brasilianischen Regierung gekommen, an den offiziellen Feierlichkeiten teilzunehmen, die im Zusammenhang mit der Heimkehr der brasilianischen Expeditions-Streitkräfte aus Italien im Juli stattfinden sollten. Es wurde daher beschlossen, dass ich aus den Vereinigten Staaten um Mitte Juni nach Italien zurückkehren, dort ungefähr einen Monat bleiben und nach meinem Besuch in Brasilien mein Amt in Österreich antreten sollte.

Als ich mich wieder in Italien einfand, gab es dort für mich nur mehr wenig zu tun. Mein Hauptquartier war mittlerweile nach Verona verlegt worden. Wir beschäftigten uns mit Plänen für mein Wiener Amt, aber alles andere war reine Schablone, bis auf einen interessanten Fall, den Major Joseph Kolisch, der Verhörerleiter meines Kundschafterdienstes, aufgegriffen hatte.

Gerüchtweise verlautete, dass die Nazis in Italien gestohlene Schätze in der Hoffnung versteckt hatten, eines Tages wiederkommen und sie an sich nehmen zu können. Es war uns bekannt, dass sie sehr viel gestohlen hatten, aber niemand wusste, wo die Verstecke lagen. Nun geschah es jedoch, dass ein Kriegsgefangener eine Andeutung machte und Kolisch dies zum Anlass nahm, um von ein paar Leuten an der angegebenen Stelle nachgraben zu lassen. Kurze Zeit darauf wurde mir gemeldet, dass man tatsächlich den vergrabenen Schatz gefunden und unter Bewachung gestellt habe. Man bat mich, ihn anzusehen.

Ich hatte wenig Interesse an dem, was da durch Kolisch ans Tageslicht gekommen war, und antwortete, dass ich keine Zeit hätte.

«Gebt nur acht», rief ich bei dieser Gelegenheit, «dass sich das Ganze nicht als eine Falle herausstellt, bei der ihr allesamt in die Luft fliegt!»

Mehrere Tage später wiederholte man an mich die Einladung zur Besichtigung des ausgegrabenen Schatzes. Diesmal begab ich mich tatsächlich an Ort und Stelle und man zeigte mir die fünf Kisten, die man gefunden hatte. Jede von ihnen war etwa ein Fuss lang, ein Fuss breit und etwa einundeinhalb Fuss hoch. Als man von der ersten Kiste den Deckel abhob, fiel mein Blick auf eine verwirrende Menge von Juwelen, Goldmünzen, Halsbändern, Silberbarren, Uhren und weiss Gott was noch. Es war, als habe man diese Dinge einfach mit der Schaufel in die Kiste gefüllt. Unter all den

Pretiosen, die den Inhalt aller fünf Kisten ausmachten, fand sich auch eine mehrere Bände starke Briefmarkensammlung und eine reichhaltige Kollektion alter Münzen. Ich gab Befehl, die Kisten wieder zu vernageln und alles unter Bewachung zu lassen. Gleichzeitig ordnete ich an, den Fund der Alliierten Militärregierung zwecks Rückstellung an den rechtmässigen Besitzer dieses Schatzes zu übergeben.

«Vergesst aber nicht», mahnte ich, «euch die Übergabe bestätigen zu lassen.»

Am 5. Juli, um Mitternacht, löste sich das 15. Armeegruppenkommando offiziell auf. Fünf Stunden hindurch war ich praktisch postenlos. Fünfundzwanzig Minuten nach fünf Uhr morgens wurde ich mit dem Kommando über die amerikanischen Streitkräfte in Österreich betraut. Aber alle diese Dinge verschlief ich.

Zehn Tage später flog ich mit General Crittenberger, General Brann und anderen Staboffizieren sowie mit Sergeant Chaney nach Brasilien. Angefangen von dem Augenblick, da unser Flugzeug bei Natal zur Landung ansetzte und sich eine Ehrengarde von Armee-, Flotten- und Luftstreitkräften zu unserer Begrüssung eingefunden hatte, stellte unser Besuch in Brasilien eine ununterbrochene Kette rauschender offizieller Feierlichkeiten dar. Diese Feierlichkeiten führten uns von Rio de Janeiro, wo sich meine Frau unserer Gesellschaft anschloss, über Bela Horizonte, Sao Paulo und Porto Alegre wieder nach Rio zurück. An allen diesen Orten wohnen wir dem jubelnden Empfang bei, den die Heimat den ersten brasilianischen Soldaten, die an einem Krieg in Europa teilgenommen hatten, bereitete.

Manchmal war die Menschenmenge, die uns in den Strassen stürmisch umjubelte, so gross, dass wir nur im Schneckentempo vorwärtskamen und so unser vorgesehenes Programm dadurch derart in Zeitnot kam, dass hohe Regierungsfunktionäre genötigt waren, auf uns zu warten. Aber niemandem focht dies etwas an. Die heimkehrenden Soldaten hatten ihre liebe Not, sich ihren Weg für den Parademarsch durch die Stadt zu bahnen, und es wurde spät am Nachmittag, bis die Feierlichkeiten endlich einen Abschluss fanden. In Bela Horizonte war die allgemeine Begeisterung der auf den Strassen versammelten Bevölkerung nach einer von mir abgenommenen Parade so gross, dass ich buchstäblich aufgehoben und in mein Hotel zurückgetragen wurde. In Sao Paulo, dessen Bewohnern man weit weniger Hang zu überschäumendem Enthusiasmus nachsagt als denen von Rio, musste sich unser Wagen mühsam durch die Menge

hindurchwinden, die vom Gehsteig herabdrängte und uns den Weg verlegte. Hier fand ich endlich die Ursache eines Problems, das mir zu schaffen gemacht hatte, als die Brasilianer zum erstenmal in Italien landeten und wir ihren Kraftfahrern unsere guten Zweieinhalb-Tonnen-Lastkraftwagen übergaben. Es war ein Verkehrsproblem, durch ihr Schnellfahren verursacht. Die Fahrer der 6. Brasilianischen Kampfgruppe stammten aus Sao Paulo. Erst als ich Gelegenheit hatte, diese grosse und rasch wachsende Metropole Südamerikas zu sehen, verstand ich den Grund ihres Schnellfahrens. Sie kamen aus einer Stadt mit dem grössten Schnellverkehr der Welt und es war kein Wunder, dass sie uns vor das Problem stellten, sie zum Langsamfahren zu erziehen.

Präsident Vargas, General Dutra, Aussenminister Veloso, General Mascarenhas, General Milton und Roberto Marhieno, in dessen Heim wir zu Gast waren, sowie viele andere Brasilianer machten unseren Aufenthalt im Lande zu einem denkwürdigen. Das brasilianische Volk konnte mit Recht auf die Leistungen und Opfer seiner prächtigen Soldaten unter der ausgezeichneten und klugen Führung ihres Generals Mascarenhas de Moraes stolz sein.

In der letzten Juliwoche waren wir von den vielen Festlichkeiten in Brasilien beinahe erschöpft. Um diese Zeit erhielt ich von General Gruenther einen Funkspruch, der mich daran erinnerte, dass es an der Zeit war, nach Europa zurückzukehren, denn die Lage in Österreich fing an, kritisch zu werden. Gruenther hatte sich mit den Russen in Verbindung gesetzt, um die erste Zusammenkunft zwischen den Befehlshabern der Alliierten Armeen und dem der Roten Armee zustandezubringen. Die Sowjets schienen jedoch über den Zeitpunkt dieser Zusammenkunft noch keinen festen Entschluss fassen zu wollen, obwohl die Amerikaner und die Briten drängten.

Am 27. Juli verliessen wir Brasilien. An diesem Tage war es uns schon klar, dass die Aufgaben, die uns in Wien erwarteten, kein Honiglecken vorstellen würden.

*«Schwierigkeiten halten an. Nahm heute Nachmittag an dreistündiger Besprechung teil. Kommen nur langsam vom Fleck. Nächste Zusammenkunft heute abends. Verursacht hier alles viel Kopfschmerzen.»*

So lautete ein Funkspruch Gruenthers, den ich knapp vor unserer Abreise in Brasilien erhielt.

Ich sollte bald Gelegenheit haben zu entdecken, dass Al die Dinge noch weit unterschätzt hatte.



# XIX

## DIE BESETZUNG ÖSTERREICHS UND DIE RUSSEN

### AUGUST 1945 BIS NOVEMBER 1946

Es war mir von Anfang an klar, dass meine neue Stellung als amerikanischer Hochkommissar für Österreich die Beschäftigung mit einer ganzen Reihe schwieriger Nachkriegsprobleme in sich schliessen würde. Es war mir überdies klar, dass dies eine Zusammenarbeit aller vier verbündeten Mächte zur Voraussetzung hatte. Aber erst als ich nach Europa zurückgekehrt war, vermochte ich zu erkennen, dass das eigentliche Problem vorerst darin bestand, die Russen dazu zu bringen, uns überhaupt nach Wien hineinzulassen, um dort zu arbeiten. Denn die Russen waren um diese Zeit eifrig damit beschäftigt, Österreich auszuplündern, und wünschten durchaus nicht, dabei gestört zu werden.

Marschall I. S. Konjew, der sowjetische Hochkommissar, genoss den Ruf eines ausgezeichneten Heerführers. Ich war daher begierig, ihn kennenzulernen. Die Gelegenheit hiezu sollte, wie sich bald herausstellte, allerdings noch auf sich warten lassen. Konjew war nämlich krank. Wenigstens stand dies in einer Mitteilung, die General Gruenther, der zu Vorbesprechungen nach Wien gekommen war, in mein Hauptquartier nach Verona hatte gelangen lassen. Alle Versuche, eine Zusammenkunft des britischen, französischen, russischen und amerikanischen Hochkommissars zu ermöglichen, blieben für die Dauer der Erkrankung Konjews erfolglos. Die Natur der Krankheit schien freilich in rätselhaftes Dunkel gehüllt. Hingegen konnte Gruenther aus Gesprächen mit anderen Sowjetfunktionären entnehmen, dass man in Wien Verhaltensmassregeln aus Moskau erwartete. Moskau aber hatte es damit anscheinend ganz und gar nicht eilig, solange das Plünderungsgeschäft in Österreich sich als nur allzu lohnend erwies.

In den ersten Augusttagen gab ich dem Chef der amerikanischen Militärmission in Moskau, Generalmajor John Russel Deane,

# DIE BESATZUNGSZONEN IN ÖSTERREICH

 LUFTKORRIDOR  
INTERNATIONALE ZONE  
 MEILEN



Nachricht von der Notwendigkeit eines Arbeitsbeginnes in Österreich und bat ihn, unsere Bemühungen, eine Zusammenkunft des Alliierten Rates in Wien zu bewerkstelligen, nach Kräften zu unterstützen. «Während einer Generalstabsbesprechung gegen Ende Juli», schrieb ich an Deane, «liessen einige russische Stabsoffiziere verlauten, dass Konjew krank sei, während andere versicherten, dass der Marschall sich ausgezeichnete Gesundheit erfreue.»

Den ersten Vorgeschmack vom Verkehr mit Sowjets gab mir die Reaktion, die meine Nachricht an Generalmajor Deane auslöste. Der Stellvertreter Konjews in Wien war ein grosser, stiernackiger Marin, der Generaloberst A. S. Scheltow. Dem äusseren Anschein nach war er Konjew dienstlich unterstellt, in Wahrheit jedoch stellte er eine Art politischen Kommissar für Österreich vor, der, wie ich glaube, sich über Konjew hinwegsetzen konnte, wann immer er dies für zweckmässig hielt. Scheltow bekleidete einen hohen Rang innerhalb der russischen NKWD, worunter man das Volkskommissariat für innere Angelegenheiten zu verstehen hat, eine Einrichtung, die mit der Gestapo oder Geheime Staatspolizei der Nazi gewisse gemeinsame Züge hat. Scheltows Machtbefugnisse zeigten sich später deutlich. Ich entsinne mich einer Tagung des Alliierten Rates, gelegentlich welcher Konjew einem Vorschlag zugestimmt hatte, der überdies von recht geringfügiger Bedeutung war. Scheltow fuhr seinen Landsmann in russischer Sprache barsch an: «Wie, zum Teufel, konnten Sie das tun?»

Der Inhalt meines Schreibens an Deane war schon am folgenden Tag den Russen in Wien bekannt. In einem Gespräch mit Gruenther geriet Scheltow in Wut und erklärte, dass es nicht meine Sache sei, zu behaupten, die Russen suchten einen Vorwand zur Verzögerung; die einzige Ursache wäre Konjews Erkrankung. Zu jener Zeit hoffte ich sehr auf eine harmonische Zusammenarbeit mit den Russen in Österreich. Meine Besorgnis ging deshalb dahin, dass man meine Ungeduld, mit der ich den Gang der Dinge zu beschleunigen suchte, nicht falsch auslege und ich nicht in den Verdacht käme, gegen Konjew Opposition zu treiben. Ich tat deshalb mein Möglichstes, um die Wogen des Aufruhrs, der sich im russischen Lager erhoben hatte, zu glätten, und beschloss, mein Hauptquartier ohne weitere Verzögerung von Italien nach Österreich zu verlegen.

Österreich war, nicht anders als Deutschland, in eine amerikanische, russische, französische und britische Zone geteilt. Die Russen,

die zuerst einmarschiert waren, erhielten Niederösterreich<sup>1</sup>, die Kornkammer des Landes, und Wien. Die Briten besetzten den Südosten, die Franzosen den Südwesten. Unsere Zone umfasste den grösseren, landschaftlich schönen, an Naturprodukten jedoch verhältnismässig weniger gesegneten Teil, der Oberösterreich genannt wird und an der westlichen Landesgrenze liegt. Auch Salzburg fiel in unsere Zone. Es mag nicht uninteressant sein, zu erwähnen, dass sich die amerikanische Zone ursprünglich in Oberösterreich auch noch über die Donau nordwärts erstreckte. Durch diesen Umstand war die Beherrschung des so ungemein wichtigen Wasserweges zwischen Linz und Paussau völlig in unsere Hand gegeben. Die Russen beeilten sich jedoch, Washington darüber zu unterrichten, dass bei der Einteilung der Zonen ein bedenklicher Irrtum unterlaufen sei und verlangten eine Ausweitung ihrer Zone über das ganze Gebiet nördlich der Donau, deren weiteren Lauf in Österreich sie ohnedies völlig kontrollierten. Unsere Regierung gab dem Verlangen der Russen nach, ohne sich übrigens in dieser Angelegenheit an mich zu wenden. Es wurde also dieser Teil Oberösterreichs abgetrennt und den Russen übergeben, so dass ihre Zone nun bis zur deutschen Grenze reichte.

Am 12. August ging ich nach Salzburg in der amerikanischen Zone, von der Ansicht ausgehend, dass ich in dem uns zugefallenen Territorium gleich meine Tätigkeit beginnen könne, ohne das Einverständnis der Russen zu gemeinsamer Arbeit in Wien abwarten zu müssen. Mein Hauptquartier befand sich in Schloss Kiesheim, das früher Hitlers Gästen zum Wohnsitz gedient hatte, wenn er selbst in seinem stolzen Adlerhorst oberhalb des nahen Berchtesgaden weilte. Das Schloss, einst von den Habsburgern erbaut, wurde von den Deutschen gründlich modernisiert, so dass es wundervoll zur Wirkung kam. Die prächtige Inneneinrichtung bestand aus Kunstschätzen, die zum grössten Teil in Frankreich gestohlen worden waren. Das Gebäude selbst war von Feldern und Gärten umgeben und in den Gärten plätscherten Springbrunnen. Aber ich brauchte nicht lange, um herauszufinden, dass alle Schönheit und all das friedliche Aussehen Salzburgs nur eine täuschende Fassade war, hinter der sich die Angst des österreichischen Volkes verbarg.

---

<sup>1</sup> Niederösterreich, Burgenland und der im Norden der Donau liegende Teil Oberösterreich) gehörten zur russischen Zone. Dieses Gebiet besteht zu 96 Prozent aus Ackerland. Es stellt 43 Prozent der gesamten anbaufähigen Bodenfläche von ganz Österreich dar und produziert ein Drittel des gesamten Weizenetrages, die Hälfte an Roggen und Kartoffeln und mehr als drei Viertel an Zuckerrüben.

Diese Angst der Österreicher aber galt hauptsächlich den Russen.

Die Abtretung dieses Landesteiles an die Russen hatte eine Welle von Ungewissheit ausgelöst. Unsere Zone hatte dadurch nicht nur ein fruchtbares Gebiet Oberösterreichs eingebüsst, es war auch jede direkte Verbindung der amerikanischen Zone mit der Tschechoslowakei ausgeschaltet. Anscheinend bedeutete den Russen unsere Entfernung aus der Nähe der tschechischen Landesgrenze auch viel mehr als die anderen Vorteile, die ihnen durch die Gebietsabtretung erwachsen, wurden doch schon damals die ersten Vorbereitungen getroffen, um das tschechische Volk seiner Unabhängigkeit zu berauben. Die Beflissenheit aber, mit der wir Amerikaner uns den russischen Wünschen nach Abtretung eines Teiles unserer Zone gefügig gezeigt hatten, löste bei den Österreichern Befremden, wenn nicht Bestürzung aus. Kein Wunder, dass sie an unserem ernststen Willen zu zweifeln begannen und befürchteten, wir könnten sie eines Tages aus dem geringsten Anlass im Stich lassen. Ich hielt es daher für unerlässlich, zu zeigen, dass wir allen Ernstes entschlossen waren, energisch zu handeln und unsere Mission weitgehendst zu erfüllen. Diese Mission aber schloss auch in sich, dem Lande zu einem Staatsvertrag zu verhelfen, der die Zukunft Österreichs als unabhängigen Staat sicherstellen sollte.

Bevor über die Punkte eines solchen Vertrages und den Abzug der alliierten Armeen beraten werden konnte, gab es eine Fülle von Problemen, die dringend der Lösung bedurften. Dazu gehörten vor allem die Sorge für die versetzten Personen (Displaced Persons), die Nahrungsmittel Versorgung eines Volkes, das am Verhungern war, die Einrichtung einer Organisation, die die Abhaltung freier, geheimer Wahlen ermöglichte und die Regelung der Behandlung deutschen Eigentums in Österreich.

Das Nahrungsproblem war das weitaus dringlichste. Wochen hindurch hatte Gruenther Unterredungen in Wien geführt, um die Grundlagen zu schaffen, denen der Alliierte Rat zustimmen konnte.

Die Russen machten bei den Verhandlungen Schwierigkeiten. Sie weigerten sich, Nahrungsmittel aus Ungarn und Rumänien nach Wien kommen zu lassen, wie dies sonst üblich war. Mit anderen Worten, sie versuchten die meisten der Lebensmittel, die normalerweise der Verpflegung der Stadt dienten, sich selbst nutzbar zu machen. Es lag demnach bei den Amerikanern und Briten, aus ihren Ländern Nahrungsmittel für den Unterhalt der österreichischen Bevölkerung herbeizuschaffen. Da wir zu jener Zeit noch immer nicht nach Wien übersiedeln konnten, kam mir der Gedanke,

die Verlegung meines Hauptquartiers in die österreichische Hauptstadt so lange hinauszuzögern, bis die Russen sich zu einer vernünftigen Regelung in der Frage der Lebensmittelversorgung verstünden. Es wäre so möglich gewesen, den Russen die alleinige Verantwortung für den Lebensmittelmangel in Wien aufzuzwingen. Wir wussten genau, dass sie die sich daraus ergebenden politischen Rückwirkungen um jeden Preis würden vermeiden wollen. Allein mein Plan, den ich Washington unterbreitete, fand dort keine Billigung. Man bedeutete mir, die Dinge besser nicht auf die Spitze zu treiben.

Um diese Zeit gab es verschiedene Anzeichen dafür, dass die Russen geneigt schienen, die erste Zusammenkunft des Alliierten Rates möglich zu machen. Die Anzeichen bestanden vornehmlich in Nachrichten, denen zufolge Konjew von seiner Krankheit genesen war. Ich hielt es für eine gute Idee, die vier Hochkommissare noch vor dem Datum der ersten Alliierten Ratstagung, am 19. August, zu einem inoffiziellen Treffen zusammenzubringen, und lud Konjew, General McCreery, den britischen Hochkommissar, und Generalleutnant M. E. Béthouart, den französischen Hochkommissar, zu den Salzburger Festspielen als meine Gäste ein. Indessen zeigte es sich, dass entweder Konjews Wiedergenesung doch nicht soweit fortgeschritten war oder dass die Weisungen aus Moskau noch immer auf sich warten liessen; jedenfalls sandte Konjew seinen Stellvertreter Scheltow, und wir vier unterhielten uns nun ganz zwanglos über die allgemeine Lage. Dabei zeigte sich das Terrain, auf dem sich unsere Gespräche bewegten, nicht ganz frei von rauhen Unebenheiten, doch Scheltow erwies sich als umgänglich und wohlwollend. Ich hatte eine Rundfahrt nach Berchtesgaden veranstaltet, an der alle Hochkommissare teilnahmen. Dabei wusste ich es einzurichten, dass ich gemeinsam mit Scheltow in einem der grossen, kugelfesten Autos fuhr, die Hitler gehört hatten. Auf der Fahrt äusserte ich Scheltow gegenüber, dass ich gerne mit Konjew zusammenkommen würde und dass ich es aufrichtig bedaure, ihn durch seine Krankheit verhindert zu sehen, an unserer zwanglosen Zusammenkunft teilzunehmen. Scheltow schien meine Worte verständlich aufzunehmen und es erweckte den Eindruck, dass sich etwas werde machen lassen.

Am Abend gab ich meinen Gästen ein Diner im amerikanischen Hauptquartier. Ich brachte einen Trinkspruch auf die Häupter der vier Regierungen aus und fügte den Wunsch auf eine gedeihliche Zusammenarbeit der Hochkommissare hinzu. Ich gedachte der Freundschaft und Kampfgemeinschaft, die mich mit

McCreery in Italien verbunden, und ich erinnerte an die aufregenden Tage, die ich mit Béthouart in Nordafrika vor der Invasion erlebt hatte. Schliesslich fügte ich hinzu, dass ich zwar nicht die Ehre gehabt hätte, gemeinsam mit der Roten Armee zu kämpfen, dass ich aber umso glücklicher wäre, nunmehr in Österreich die Gelegenheit zu finden, mich mit einem Heerführer vor gemeinsame Aufgaben gestellt zu sehen, der einen ansehnlichen Teil dieser Armee so glänzend zum Siege geführt habe.

Die anderen fassten sich in ihren Erwiderungen kurz und ich bemerkte, dass Scheltow sich steif und formell hielt. Ich machte mir jedoch darüber keine Gedanken. Einige Stunden später erst, als Gruenther zu mir kam und berichtete, dass Scheltow über das, was ich gelegentlich meines Trinkspruches gesagt habe, aufgebracht sei, wurde ich aufmerksam.

«Er sagt, dass Sie Ihre alten Beziehungen zu McCreery und Béthouart übermässig herausgestrichen hätten», liess sich Gruenther vernehmen. «Er nimmt dies als ein Zeichen dafür, dass sich ein englisch-französisch-amerikanischer Block gebildet habe, der hinsichtlich Österreichs gegen die Russen gerichtet sei. Er meinte, dass ihm dies ganz und gar nicht gefiele.»

Ich wies Gruenther an, am folgenden Morgen, so früh als möglich, mit Scheltow zu mir in mein Büro zu kommen. Als die beiden dann zu mir kamen, hielt ich mich nicht erst lange mit Redensarten auf, sondern sagte:

«Ihre Annahme ist völlig ungerechtfertigt. Es gibt keinen Block gegen Russland. Und wenn es einen solchen gäbe, dann würden die Vereinigten Staaten jedenfalls nicht daran teilnehmen. Die Amerikaner werden immer auf der Seite Russlands stehen, wenn unsere politischen Interessen übereinstimmen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, dass wir alles Erdenkliche tun werden, dass diese Interessen übereinstimmen.»

Während meiner Worte erhob sich Scheltow plötzlich und ich dachte einen Augenblick, er werde sich jetzt gleich beleidigt fühlen. Er machte eine Bewegung, als wollte er fortgehen, aber nach kurzem Zögern beschloss er zu bleiben. Als ich zu Ende war, schien er überzeugt, aber dies war nur vorübergehend. Wie ich bald entdecken sollte, war es stets dieselbe Schablone. Die Russen waren immer misstrauisch, immer suchten sie nach Hintergedanken. Manchmal hatte ich nachgerade den Eindruck, als litten sie an einer Art Kombination von Schuldkomplex und Verfolgungswahn.

Hinsichtlich meines Wunsches, mich mit Konjew zu treffen,

änderte Scheltow jedoch nicht seine Meinung. Tags darauf erfuhr ich, dass Marschall Konjew den übrigen Hochkommissaren eine Einladung zu einem inoffiziellen Treffen in Wien für den 23. August übermittelt hatte. Mich lud er ein, ihn in seinem Hauptquartier in Baden formlos zu besuchen. Selbstverständlich nahm ich sofort die Einladung an.

Am 22. August flog ich nach Tulln. Auf dem in der Nähe Wiens gelegenen Flugfeld wurde ich von einer russischen Delegation empfangen, in deren Begleitung ich nach Baden fuhr. Scheltow geleitete uns sogleich in Konjews Hauptquartier. Die Russen hielten den grössten Teil Badens besetzt und hatten ihr Gelände mit Stacheldraht eingezäunt und von Soldaten bewacht. In einem beträchtlichen Umkreis um das russische Hauptquartier waren alle Österreicher gezwungen worden, ihre Wohnstätten zu verlassen. Konjews Diensträume befanden sich in einer Strasse inmitten der Stadt. Er erwartete mich vor seinem Hause. Ich sah einen derbknochigen, kahlköpfigen Mann vor mir, der eine grau-grünliche Militärbluse trug, auf seiner Brust den roten Stern eines Helden der Sowjet-Union. Er lächelte mir liebenswürdig zu und lud mich mit einer Handbewegung zur Besichtigung einer Ehrengarde ein. Als wir nachher das Haus betraten, kam auch sogleich eine Flasche mit Wodka zum Vorschein, ungeachtet der Tatsache, dass es noch früh am Nachmittag war.

Ich hatte gehofft, dass nun die Gelegenheit gekommen sei, mit Konjew den Zeitpunkt für die beabsichtigte Tagung des Alliierten Rates und auch den der Übernahme unseres Sektors im Stadtgebiet von Wien festzulegen. Die Russen jedoch hatten sich anscheinend darauf vorbereitet, den Nachmittag mit einem Trinkgelage auszufüllen. Die Herren meiner Begleitung wurden mit Wodka traktiert und es gab noch grössere Mengen davon beim Diner, zu dem wir uns ungefähr um fünf Uhr in die Residenz des Marschalls begaben. Vergeblich bemühten wir uns immer wieder, das Gespräch auf die Versorgung Wiens mit Lebensmitteln und Brennmaterial zu lenken. Bald war es ganz offensichtlich, dass die Russen fest entschlossen waren, uns unter den Tisch zu trinken. Sobald mir dies klar war, fing ich an, die Diener zu beobachten, die mit den Getränken aufwarteten. Dabei entging mir nicht, dass Konjew sich Weisswein an Stelle des gefährlichen Wodka einschenken liess, der den Amerikanern serviert wurde.

Meine Auffassung von Freundschaft findet sehr leicht ihre Grenzen, wenn es zum Trinken kommt. Als der Kellner sich mir



das nächste Mal näherte, um mein Glas zu füllen, lehnte ich ab und wandte mich durch meinen Dolmetscher an Konjew:

«Ich bin bereit, Glas um Glas mit Ihnen zu leeren, Marschall. Doch bitte ich mir dabei aus, dass wir von ein und derselben Flasche trinken. Veranlassen Sie, dass der Mann die Flasche vor uns auf den Tisch stellt. Dann sind wir sicher, dasselbe zu bekommen. Sie müssen wissen, dass ich nur einen einzigen Magen habe, den ich meinem Vaterland zur Verfügung stellen kann.»

Nachdem ich auf diese Weise dafür Sorge getragen hatte, dass ehrlich gespielt wurde, fühlte ich mich etwas erleichtert. Konjew war natürlich dem Wodka keineswegs abhold und da er zudem an diesem Abend guter Laune war, ging er auf meinen Vorschlag ein. Das Abendessen schien kein Ende nehmen zu wollen und um zehn Uhr sassen wir noch immer bei Tisch. Eben als mich zu erstmalig das Verlangen ankam, zu Bett zu gehen, machte Konjew Anstalten, die Tafel aufzuheben. Ich frohlockte innerlich, jedoch zu früh. Denn kaum hatte sich der Marschall von seinem Sitz erhoben, so kündigte er uns an, dass im Gebäude des Badner Stadttheaters uns zu Ehren eine Vorstellung stattfinden werde. Die russischen Schauspieler, die eben bei der Abendvorstellung mitgewirkt hatten, waren auf seinem Befehl im Kostüm geblieben und erwarteten uns. Es ging nicht gut an, eine solche Einladung abzulehnen. Wir begaben uns also ins Stadttheater und sassen dort etwa eine Stunde lang, um russische Volkslieder anzuhören und russische Tänze zu sehen, wobei wir Mühe hatten, uns wach zu halten.

Nach der Vorstellung begab ich mich auf die Bühne, um mich mit den Schauspielern zu unterhalten. Ich schlug ihnen vor, in der amerikanischen Zone aufzutreten, während ich dafür Sorge tragen wollte, dass amerikanische Darsteller ihre Kunst in der russischen Zone zeigten. Als ich diese Gespräche mit den Theaterleuten führte, war Mitternacht längst vorüber und mein Bedürfnis schlafen zu gehen, schier unüberwindlich. Konjew verabschiedete sich von uns, indem er uns gute Nacht wünschte – und hinzufügte, dass er befohlen habe, uns in unseren Quartieren, in die wir sogleich geführt werden sollten, noch einen Film vorzuführen; Scheltow ging mit uns. Möglicherweise tat er dies in der Befürchtung, wir könnten unsere Betten einer Filmvorführung vorziehen. Da sassen wir also abermals ungefähr eine Stunde und sahen einen russischen Propagandafilm vor uns abrollen. Als der Streifen zu Ende war, bestand Scheltow darauf, noch eine Kleinigkeit zu uns zu nehmen, bevor wir zu Bett gingen. Schliesslich war es vier

oder fünf Uhr morgens, als niemand mehr etwas dagegen einwandte, dass wir uns zurückzogen. Scheltow verabschiedete sich mit der Ankündigung, er werde mich um acht Uhr morgens zu einem Schwimmbad abholen.

«Famos!» antwortete ich ihm. «Es war ein wundervoller Abend. Auf Wiedersehen um acht Uhr!»

Es war mir nun völlig klar, dass die Russen uns vor der für den Abend vorgesehenen Zusammenkunft der Hochkommissare kampfunfähig machen wollten. Aber ich wusste, dass ihnen dies nicht gelingen würde.

Als mich jedoch Sergeant Chaney um halb acht Uhr weckte, war ich nicht mehr so sicher. Ich kroch recht jämmerlich aus meinem Bett und warf einen Blick auf Chaney, der gleichfalls nicht den Eindruck machte, als hätte er seinen besten Tag.

«Wann gingen Sie zu Bett, Chef?» fragte er mich.

«Ziemlich spät», antwortete ich. «Und Sie?»

«Ach, das weiss ich gar nicht», sagte er müde. «Sie haben mich nicht wenig traktiert», fügte er gedankenvoll hinzu. Dann schwieg er und schüttelte nur seinen Kopf, als ob er sich vergewissern wollte, dass er ihm auch noch richtig zwischen den Schultern sass. Nach einer Weile fragte er:

«Haben Sie auch von diesem Spiritus getrunken, Chef?»

Ich musste es zugeben. Aber ich hatte nicht die Absicht, mich durch solche altrussische Gebräuche unterkriegen zu lassen. Ich erwies Scheltow den Gefallen und schwamm mit ihm am frühen Morgen, dann fuhr ich nach Wien. Es lag in meiner Absicht, mich an Ort und Stelle ein wenig über den Stand der Dinge zu unterrichten, um für die Zusammenkunft der Kommandeure um 8 Uhr abends vorbereitet zu sein. Ich fühlte, dass es sich verlohnt hatte, die Beschwerden eines Konjew-Gastmahles auf sich zu nehmen, um unser Werk zu beginnen; trotzdem wurde aus technischen Gründen die Sitzung nicht als offizielle Zusammenkunft des Alliierten Rates betrachtet.

Der Modus zur Besetzung Österreichs war meiner Meinung nach ebenso ungeschickt wie die unserem Standpunkt keineswegs entsprechende Weise, in der man dies in Deutschland getan hatte. Wien, nicht anders als Berlin, sollte von allen vier Mächten besetzt werden. Eine gemeinsame Polizeitruppe wurde aufgestellt, und die Verwaltung der Stadt einem Viermächte-Kollegium übertragen. Aber Wien war von einem Territorium umgeben, das geschlossen in den Händen der Russen lag. Praktisch gesehen war diesen daher

die Hauptstadt, vollkommen ausgeliefert. Wenn ich daran dachte, dass der Plan zu dieser Organisation von einer britisch-russisch-amerikanischen Kommission vor Kriegsende in London erstellt wurde, dann konnte ich den Gedanken nicht los werden, dass unsere Vertreter entweder von den Dingen in Österreich keine Ahnung hatten, oder unsere Regierungen sich insgeheim mit der Absicht trugen, ihre Verpflichtungen zu verringern und ihre Armeen so bald als möglich aus den besetzten Ländern wieder zurückzuziehen. Mit anderen Worten, wir wussten damals noch nicht recht, was wir eigentlich wollten.

Hingegen muss ich feststellen, dass die Russen sehr genau wussten, was sie wollten. Die Beherrschung des Schiffsweges auf der Donau, die Kontrolle über die ausgedehnten Ölfelder des Zistersdorfer Gebietes und die der landwirtschaftlich produktivsten Gebiete – Niederösterreich und Burgenland –, das hatten sie verlangt und auch bekommen. Selbst als wir uns in Wien niedergelassen hatten, waren es die Russen, die Eisenbahnen, Zufahrtsstrassen, Flugplätze und sogar das Fernsprechnetzt unter ihrer ständigen Kontrolle hielten. Es war daher durchaus möglich, dass sie uns jede Verbindung mit der Aussenwelt – vom Rundfunk abgesehen – abschnitten, ebenso wie es in ihrer Hand lag, uns selbst die Benützung des uns zugewiesenen Flugplatzes in Tulln, nur einige siebzehn Meilen von Wien entfernt, zu erschweren. Von Zeit zu Zeit, wie sich noch zeigen wird, suchten die Russen uns ihre Vormachtstellung, die sich aus dieser Situation ergab, fühlen zu lassen. Dies geschah nicht lange, bevor wir erkannten, dass die Unsicherheit bei unseren österreichischen Plänen uns noch grosse Schwierigkeiten bereiten würde.

Ich sage nicht lange, bevor wir erkannten, denn am Anfang ging alles wunderbar. Konjew zeigte ein freundliches Gesicht und lieh uns in jenen ersten Wochen, als wir den Alliierten Rat in Wien arbeitsfähig gemacht hatten, seine Unterstützung. Der Marschall stand selbst unter nicht geringem politischem Druck. In der Ernährungsfrage beispielsweise zögerten die Russen, der Erhöhung der täglichen Kalorienanzahl pro Kopf von 800 auf 1'550, die von unseren Fachleuten als Ernährungsminimum bezeichnet wurde, zuzustimmen. Ich sagte klar und deutlich, dass wir in der amerikanischen Zone diese Erhöhung vornehmen werden. So konnten sie sich nicht ausschliessen, da sie zu jener Zeit auch noch hofften, die Freundschaft des österreichischen Volkes gewinnen zu können. In Wirklichkeit verhielt es sich dabei freilich so, dass die Russen den

Österreichern die Lebensmittel stahlen, und das, was die Rote Armee übrig liess, als ihren Ernährungsbeitrag in jene gemeinsame Schüssel warfen, aus der die vier Mächte jedem Wiener seine Tagesration zu massen. Das war immerhin besser, als das meiste aus Österreich fortzuschaffen.

Durch energisches Eingreifen unsererseits war es möglich, jenen Betrag, den die Russen von Österreich zur Deckung der Besatzungskosten der Roten Armee einhoben, innerhalb fester Grenzen zu halten. Als die Frage der Besatzungskosten erstmalig zum Thema der Beratungen gemacht wurde, stellte Konjew in Aussicht, dass die Russen die Absicht hätten, «den Österreichern allmonatlich einen bestimmten Betrag zur Zahlung vorzuschreiben».

«Ich halte dies für eine Frage, die alle vier Mächte in gleicher Weise angeht», erwiderte ich, «und bin der Meinung, dass alle vier Mächte sich über die Höhe der Kosten einigen müssten, die der österreichischen Regierung auf erlegt werden sollen.»

«Nein», antwortete Konjew. «Es ist lediglich unsere Sache, was wir Österreich zu zahlen vorschreiben. Denn würden wir die Frage der Besatzungskosten zu einem Gegenstand öffentlicher Erörterung machen, dann liefen wir Gefahr, dass dabei militärische Geheimnisse preisgegeben würden und bei Bekanntwerden des geforderten Betrages leicht Rückschlüsse auf die Zahl der in Österreich liegenden Sowjettruppen gemacht werden könnten.»

Meine Argumente wurden nicht anerkannt, aber später riet ich Dr. Karl Renner, dem Haupt der provisorischen österreichischen Regierung, den Russen nicht eher Zahlungen aus dem Titel der Besatzungskosten zu leisten, als bis hierüber ein Beschluss des Alliierten Rates vorliege. Es währte nicht lange, so gelangte die Frage des österreichischen Budgets vor den Rat, der zu dem Entschluss kam, dass dieses der Zustimmung der Hochkommissare bedürfe. Nun war es eine einfache Sache, die Russen zur Bekanntgabe des von ihnen begehrten Besatzungskostenbeitrages zu veranlassen, da dieser als künftige Ausgabenpost im Budget aufscheinen musste. Er war übrigens weit höher als der der anderen Besatzungsmächte und wir lehnten es ab, das Budget zu genehmigen, ehe eine Übereinstimmung erfolgte.

Es gab noch andere Gelegenheiten, bei welchen der Kontrast zwischen den Handlungen der Russen und denen der drei übrigen verbündeten Mächte zum Ausdruck kam, ein Kontrast, der den Österreichern nicht verborgen bleiben konnte. Da hatte zum Beispiel während des Krieges Hitler den habsburgischen Kron-

schatz und eine Reihe anderer kostbarer nationaler Kunstschätze aus Österreich wegschleppen lassen. Die Russen hatten eifrig nach diesen Schätzen suchen lassen, zum Glück aber wurden sie in einem Versteck in einer Saline in der Nähe Salzburgs, also in der amerikanischen Zone, gefunden. Ich veranlasste, dass die Schätze der österreichischen Regierung feierlich rückerstattet werden sollten. Ursprünglich hatte sich der Kronschatz und ein Teil der übrigen Schätze in der Wiener Hofburg befunden, von wo er auch seinerzeit gestohlen wurde. Da das Gebäude der Wiener Hofburg jedoch von den Russen besetzt war, liess ich die Schätze in das Haus der Nationalbank bringen, in dem sich unser Hauptquartier befand. Als Renner mit einigen Regierungsmitgliedern erschien, führte ich ihn in die Tresorräume des Bankgebäudes und übergab ihnen die Schätze. Die Herren von der Regierung drückten mir ihren Dank aus, aber anschliessend wurde ich von Renner gebeten, den unbezahlbaren Schatz in den Stahlkammern der Bank zu belassen und ihn unter amerikanischen Schutz zu stellen. Die Österreicher hatten durchaus nicht die Absicht, die Kronjuwelen während der Besetzung in der Hofburg aufs Spiel zu setzen.

In den letzten Tagen des Monats August, bevor ich mich in Wien niederliess, hatte ich es mir zur Gewohnheit gemacht, wenn immer es meine Zeiteinteilung zuliess, mich in einer Jagdhütte in Hinterstoder aufzuhalten. Das Häuschen lag in einem von hohen Bergen eingeschlossenen Tal und es bot sich reichlich Gelegenheit zu Jagd und Fischfang. Ich wünschte es auch fernerhin als Erholungsstätte zu behalten und veranlasste das hierzu Nötige. In Hinterstoder lebte ein grosser, stämmiger Deutscher, der amerikanischen Offizieren als Dolmetscher diente. Er erwies sich hierbei ziemlich anständig und gelegentlich bediente auch ich mich seiner Dienste, obwohl ich wahrgenommen hatte, dass er übermässig viel redete und eine Menge Fragen stellte.

Bei dieser Gelegenheit interessierte er sich angelegentlich dafür, wo ich in Wien Quartier nehmen würde. Schliesslich erklärte er mir, dass er in Wien eine Wohnung hätte, die er mir mit Vergnügen zur Verfügung stellen wollte, bis ich selbst etwas Passendes gefunden haben würde.

«Ich war lange nicht dort», fügte er hinzu. «Ich war Nazi-gegner in führender Stellung und verbrachte die grösste Zeit des Krieges im Konzentrationslager. Ich dachte, Sie würden meine Dienste auch in Wien beanspruchen wollen.»

Der Mann war mir nicht unsympathisch und ich wies ihn daher

an, mir in einem kurzen Schreiben seine Kenntnisse mitzuteilen, wobei ich ihm empfahl, auch seine Dienstleistungen als Dolmetscher bei der amerikanischen Armee mitzuerwähnen. Ein- oder zweimal nahm ich ihn auch mit, wenn ich in meinem Jeep in die Umgebung von Hinterstoder fuhr. Gelegentlich fiel mir dabei auf, dass die Bewohner einzelner Ortschaften, die wir auf unserer Fahrt berührten, mir sonderbare Blicke zuwarfen, mich in der Gesellschaft meines Begleiters zu sehen. Aber niemand sprach darüber zu mir. Mein Dolmetscher aber liess sich durch nichts beirren, ja er war bei diesen Fahrten redseliger denn je, so dass ich mich nachgerade entschloss, ihn lieber nicht mit nach Wien zu nehmen. Kurze Zeit darauf wurde der Mann von unserer Spionageabwehr verhaftet. Er war einer von den ganz grossen Nazis in der Kriegszeit und sein Name stand auf unseren Listen. Er wanderte zwar rasch genug ins Gefängnis, aber es brauchte eine Zeit, bis die Bevölkerung den Glauben aufgab, wir wären gekommen, um die Nazis wieder zu Amt und Würden zu bringen.

Im Herbst 1945 drohte mir eine schwere Einbusse, als General Marshall mir von seiner Absicht Mitteilung machte, Gruenther abzuziehen und beim National War College in Verwendung zu nehmen. Sicherlich bedeutete das College für Gruenther eine- unerhörte Chance. Aber ich sträubte mich aufs Äusserste gegen den Gedanken, Gruenther in einer Zeit zu verlieren, da sich die ersten grösseren Schwierigkeiten bei den uns gestellten Aufgaben zeigten. Während des ganzen Feldzuges in Italien, ebenso wie bei den Verhandlungen in Wien, hatte Gruenther einen wahren Berg von Arbeit verrichtet und ich konnte mich stets auf ihn verlassen. Aber alle meine Vorstellungen Marshall gegenüber fruchteten nichts. Ich vermochte nicht einmal zu erreichen, dass der Zeitpunkt seiner Abberufung auf längere Sicht hinausgeschoben wurde. Das einzige, das man mir zugestand, war, dass Gruenther so lange bleiben konnte, bis ich von meiner Reise nach den Vereinigten Staaten im Oktober zurückkehrte.

Während meiner Abwesenheit ereignete sich ein einziger Vorfall von einigem Interesse. Bald nach unserem Einmarsch in Österreich hatten die Russen alle Schiffe beschlagnahmt, die sich auf der Donau befanden. Damals machte ich die Entdeckung, dass die Deutschen alle österreichischen, jugoslawischen und ungarischen Schiffe in den letzten Kriegstagen nach Linz geführt hatten. Sie befanden sich daher in der amerikanischen Zone. Als es den Russen, wie ich früher berichtete, gelungen war, Washington zu einer

Gebietsabtretung im Norden unserer oberösterreichischen Besatzungszone zu überreden, liess ich die Schiffe donauaufwärts nach Passau bringen. Nun befanden sie sich neuerdings unter amerikanischer Kontrolle in der amerikanischen Zone Deutschlands. Ich hoffte, diese Schiffe dereinst als Trumpf zu verwenden, wenn es bei Wiederaufnahme des Donauschiffsverkehrs zu Verhandlungen mit den Russen kommen sollte.

Kaum war diese Transaktion gelungen, so wurde auch schon um der «gekaperten» Schiffe wegen Sturm gelaufen. Als erstes begehrte Jugoslawien die Rückstellung seines Eigentums. Als ich mich nun in Washington aufhielt, brachte ich auch die Angelegenheit dieser Schiffe zur Diskussion. Hiebei empfieng ich den Eindruck, als ob man allgemein der Meinung sei, die Schiffe nicht aus der Hand zu geben.

Kaum nach Wien zurückgekehrt, traf jedoch die Weisung des Staatsdepartements ein, die jugoslawischen Schiffe ihren Eigentümern zurückzugeben. Ich entschloss mich zu einer Erwiderung, in der ich mein Befremden über die ergangene Weisung ausdrückte, da die bei meiner Anwesenheit in Washington mir gegenüber gemachten Äusserungen erkennen liessen, dass man meine Handlungsweise approbierte und man mir überdies empfohlen hatte, die Schiffe als Tauschobjekt zu behalten. Einige Tage später erhielt ich eine weitere Weisung. Der Staatssekretär wünsche, dass die Schiffe den Jugoslawen und anderen auszufolgen seien, was dann auch geschah.

Eines Tages, ungefähr um diese Zeit, kehrte ich nach kurzer Abwesenheit in meine Dienststelle zurück. Als ich mein Büro betrat, wurde mir mitgeteilt, dass General Patton versucht hätte, mich aus Heidelberg telephonisch zu erreichen. Der General befahl die amerikanischen Besatzungstruppen in Deutschland. Ich veranlasste meinen Adjutanten, zurückzurufen, und als man mir mitteilte, dass Patton am Telephon sei, hob ich den Hörer ab und rief:

«Hallo, Georgie!»

Eine tiefe Stimme antwortete: «Wer ist Georgie?»

«Ich möchte General Patton in Deutschland sprechen», sagte ich.

Da meldete sich die Stimme wieder und antwortete: «Geh schon aus der Leitung, es ist dringend.»

«Wart einmal», schnappte ich zurück, «es handelt sich um ein Dienstgespräch mit General Patton.»

«Zum Teufel, gehen Sie schon aus der Leitung!» liess sich dieselbe Stimme und noch lauter als vorher vernehmen.

«Wer sind Sie?» fragte ich.  
Ein paar Augenblicke lang hörte ich nichts. Dann fragte die Stimme:  
«Und wer sind Sie?»  
«Hier spricht General Mark Clark. Und wer spricht dort?»  
Abermals eine Pause. Dann klang es spöttisch zurück:  
«Das möchten Sie gerne wissen.  
Klick! machte es im Hörer und die Verbindung war abgebrochen.

Ich hätte gerne gewusst, wer der Schlingel am anderen Ende des Drahtes gewesen war, und möchte es heute noch wissen. Es gelang mir übrigens an diesem Tage nicht, General Patton telephonisch zu erreichen. Am folgenden Tag aber erlitt er einen ernsten Autounfall. Später erfuhr ich, dass er mich damals telephonisch bitten wollte, eine Eingabe zur Beförderung einiger seiner Offiziere zu unterstützen. Es gehörte zum Wesen Georgies, dass er diejenigen seiner Untergebenen nie vergass, die sich im Gefecht bewährt hatten.

Unmittelbar nach meiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten nach Wien verliess mich Gruenther. An seiner Stelle wählte ich Generalmajor Don Brann zu meinem Stellvertreter. Ich war mit Don gut befreundet und seine Hilfe während des Krieges in Italien war ein wichtiger Beitrag zu unserem Sieg. Seit Jahren verband uns ausserdem die gemeinsame Leidenschaft für die Jagd und das Wandern, und ich muss gestehen, dass Don ein Schütze war, mit dem es so leicht nicht einer aufzunehmen vermochte. In der amerikanischen Zone Österreichs hatten wir bisher nur selten Gelegenheit gefunden, miteinander zu jagen, denn mein Kamerad war vom Dienst stark in Anspruch genommen. Als ich ihm einmal erzählte, wie es zugegangen war, als ich meinen ersten Gamsbock schoss, versicherte er übermütig, dass er das noch viel besser treffen würde als ich. Bald nachdem ich ihn zu meinem Stellvertreter bestellt hatte, ermöglichte ich es ihm, in Tirol auf Gamsenjagd zu gehen. Ich hatte selbst dort gejagt und war nun gespannt zu hören, wie er seine Sache machen würde. Von einem Bergführer begleitet, kletterte er durch tiefen Schnee an den Abhängen der Berge empor, die ein wunderschönes Tal einschlossen, das einst ein Jagdrevier Kaiser Franz Josefs war. Stunden hindurch blieb ihnen das Glück abhold, denn es zeigte sich auch nicht die geringste Spur von Wild. Schliesslich liess sich Don über einem steilen Abgrund auf einer schmalen Felsplatte zu einer Rast nieder. Gerade in diesem Augenblick tauchte ein Rudel Gamsen in Schussnähe vor ihm auf. Vom Jagdfieber gepackt, sprang Don auf und schoss. Dann machte er



einen Schritt vorwärts, verlor offenbar das Gleichgewicht, und stürzte von der exponierten Stelle in den Abgrund. Dort blieb er mit schweren Verletzungen liegen<sup>2</sup>.

Dons Tod war ein harter Schlag für mich. Während des italienischen Feldzuges gab es zahllose Gelegenheiten, bei welchen sich seine Festigkeit, sein gesunder Menschenverstand und seine taktischen Kenntnisse in den heikelsten Situationen bewährt hatten. Aber wenn ich heute so zurückdenke, so habe ich die Überzeugung, dass es alle diese Qualitäten nicht waren, die mich den Verlust des Kameraden und Freundes so schmerzlich empfinden liessen. Mehr als einmal geschah es in diesem Krieg, dass ich mich inmitten des Schlachtenlärmes, inmitten meiner ungestüm vorstürmenden Soldaten verzweifelt einsam fühlte. Durch irgendeine geheimnisvolle Erkenntnis schien Don Brann immer zu wissen, wie mir war und dann sah ich ihn abends auf meinen Wohnwagen zukommen, ein grosser, ruhiger Mann mit einem aufsehenerregenden weissen Haarschopf. Er sass lässig auf einem Stuhl zurückgelehnt, wir tranken ein Gläschen und er konnte stundenlang über alles mögliche mit mir sprechen, mit Ausnahme des Krieges. Dann erhob er sich ruhig und ging an seine Arbeit. Und für gewöhnlich sah dann alles wieder besser aus.

Steigende Schwierigkeiten mit den Russen hatten sich bereits vor dem Tod Dons angekündigt, ja eigentlich schon vor dem Abgang Gruenther's. Wenn auch der Verkehr auf höchster Ebene, besonders zwischen Konjew und mir, in freundschaftlicher Atmosphäre vor sich ging, so war dies nur Schein. Es wurde bald klar, dass wegen der Verfügung über das ehemalige deutsche Eigentum in Österreich Schwierigkeiten entstehen würden. In der Zeit des Anschlusses hatte Hitler österreichisches Staatseigentum für deutsches Reichseigentum erklärt. Die Nazigesetze über den jüdischen Besitz gelangten auch in Österreich zur Anwendung, und später wurden die ausländischen Anlagewerte, darunter solche grosser amerikanischer Gesellschaften, ebenfalls beschlagnahmt. Mit anderen Worten ausgedrückt: Die Nazis stahlen einen Grossteil des Vermögens in Österreich.

Die im Jahre 1943 in London zusammengetretene Dreimächtekonferenz kam zu dem Entschluss, dass die Alliierten gemeinsame Anstrengungen zu unternehmen hätten, um dieses gestohlene Eigentum seinen rechtmässigen Besitzern zurückzustellen. In Potsdam war man später übereingekommen, den Russen als Reparations-

<sup>2</sup> Brigadegeneral Ralph Täte, der sich in Italien als G-4 der Fünften Armee Verdienste erworben hatte, trat bei mir an seine Stelle.

leistung jenes deutsche Eigentum zuzusprechen, das sich innerhalb ihrer Zone in Österreich vorfand. Damit konnte jedoch sicher nicht das «Eigentum» gemeint sein, das die Deutschen selbst gestohlen hatten.

Die Russen kümmerten sich aber herzlich wenig um den Geist der Beschlüsse von London und Potsdam, sondern versuchten fast alles, was die Nazis in Österreich gestohlen hatten, als deutsches Eigentum hinzustellen. Demgemäss forderten sie es als Reparationsleistungen für sich. Das so bezeichnete deutsche Eigentum schloss tausende Hektar Land in sich, das von den Deutschen für militärische Zwecke konfisziert worden war. Ausserdem bezog es sich auf alle Bergrechte, auf das Eigentum fremder Mächte und auf das den Juden entzogene Eigentum. Am wichtigsten waren die russischen Ansprüche auf die Ölfelder von Zistersdorf, bei denen sich der Kapitalanteil der Amerikaner und Briten auf etwa 50 Prozent stellte<sup>3</sup>.

Die Taktik, deren sich die Russen in dieser Frage bedienten, war einfach genug. Sie machten auf alles Anspruch und forderten hinterher die Österreicher und die drei übrigen Alliierten auf, zu beweisen, dass es sich nicht um deutsches Eigentum gehandelt habe. Wenn wir bereit waren, den Beweis zu liefern, dann legten sie im Alliierten Rat dagegen ihr Veto ein. In der Zeitspanne kurz nach Beendigung des Krieges schleppten sie ungeheure Mengen an Kohle, Öl und Maschinenanlagen davon und plünderten das Land so aus, dass seine Volkswirtschaft zertrümmert, ohne Hoffnung auf Wiederaufbau, zurückblieb. Sie standen nicht an, ihre Rechte, die sie als

<sup>3</sup> Statistische Daten über die Höhe der russischen Beute in Österreich sind unzuverlässig. Die Russen selbst geben an, dass sie nicht mehr als 10 Prozent aus dem österreichischen Volksvermögen als Reparationen empfangen hätten. Schätzungen anderer zufolge ist allerdings von 40 Prozent die Rede. Tatsächlich halte ich diese Zahlen nicht für so wesentlich als den Umstand, dass die Russen die österreichische Schlüsselindustrie, von der die gesamte Wirtschaft des Landes abhing, ausbeuteten. Zu Ende 1946 wurden Ziffern bekannt, welchen zufolge 120 Industrieunternehmungen von den Russen in Besitz genommen wurden. Von ihnen konnten nur 47 Unternehmungen als völliges oder teilweise deutsches Eigentum angesehen werden. Die Beschlagnahme erstreckte sich hauptsächlich auf folgende Industriezweige: Textilfabriken, Maschinenbau, elektrochemische Produkte, Walzwerke, Steinkohlengruben, Gummi, Kunstseide, Erdöl und Fluss-Schifffahrt. Insgesamt eigneten sich die Russen 76 landwirtschaftliche Besitzungen an, von welchen 75 keinesfalls als deutsches Eigentum gelten konnten. Durch die Besitzergreifung von Zistersdorf besaßen die Russen 72 Prozent der österreichischen Erdölproduktion und hatten damit praktisch die gesamte im Lande mögliche Ölgewinnung inne, überdies aber auch noch 50 Prozent der Ölraffinerien.

Besatzungsmacht besaßen, zu missbrauchen und sie eigneten sich 120 Fabrikanlagen an, Produktionsstätten, in welchen noch heute, sieben Jahre nach Kriegsende, für die Russen gearbeitet wird, obwohl der grösste Teil dieser Industrien vor dem Anschluss gänzlich oder doch teilweise österreichisches Eigentum war.

Diese Frage des deutschen Eigentums bildete – und bildet noch heute – den Hauptgrund für die Verzögerung des Friedens-(Staats-) Vertrages. Die Russen wussten, dass sowohl wir als auch die Briten und Franzosen sobald als möglich einen Friedensvertrag abzuschliessen wünschten. Sie wären bereit gewesen, unsere Wünsche zu respektieren, wenn wir ihnen bei der Ausplünderung des österreichischen Staates freie Hand gelassen hätten. Oder – deutlicher ausgedrückt – sie weigerten sich, dem Abschluss eines Friedensvertrages zuzustimmen, so lange wir uns nicht geneigt zeigten, in den Vertrag eine Klausel aufzunehmen, der ihren Raubzug auf die österreichische Volkswirtschaft legalisierte.

Die Lage fing an sich zuzuspitzen, als wir im September 1945 entdeckten, dass die Russen auf die Renner-Regierung einen Druck auszuüben begannen, um sie zur Teilnahme an einer Österreichisch-Russischen Gesellschaft zur Ausbeutung der Zistersdorfer Ölfelder zu gewinnen. Um diese Zeit befand sich in Wien eine Sowjet-Sonderdelegation unter Führung des stellvertretenden Ministers für Aussenhandel der Sowjetunion, Kunikin. Er wies die Österreicher am 10. September an, den Vertrag zu unterzeichnen; es war dies einen Tag vor dem ersten Zusammentreffen des Alliierten Rates. Gleichzeitig legte man ihnen nahe, über die Sache Stillschweigen zu bewahren.

Trotzdem erfuhren wir davon. Ich gab der österreichischen Regierung den Rat, die Sache hinzuziehen, da ich sie schon am folgenden Tag, den 11. September, vor den Alliierten Rat bringen wollte. Aber noch am 10. September wurde Renner aus einer Kabinettsitzung heraus von den Russen in ihr Hauptquartier gerufen, wo man ihm den Vertrag zur Unterzeichnung vorlegte. Renner blieb aber standhaft und weigerte sich zu unterschreiben. Als Begründung für seine Weigerung wies er auf den Umstand hin, dass der provisorische Charakter seiner Regierung diese nicht berechtigte, Verpflichtungen für das gesamte österreichische Volk einzugehen und dass er durch eine so einseitige Handlung überdies nicht wünsche, die übrigen Mitglieder des Alliierten Rates vor den Kopf zu stossen. Die Russen drohten, «ihn vor Marschall Konjew zu bringen» und gaben ihm zu verstehen, dass seine Haltung dazu

angetan sei, Handelsbeziehungen zwischen Russland und Österreich in der Zukunft überhaupt unmöglich zu machen. Ausserdem müssten sie der Renner-Regierung ihre Unterstützung versagen. Schliesslich wurde er mit der Aufforderung entlassen, am Abend wiederzukommen und zu unterzeichnen. Aber Renner blieb bei seiner Weigerung.

Dadurch wurde die Bildung der Österreichisch-Russischen Gesellschaft vereitelt. Da jedoch die Ölfelder in der russischen Zone lagen, war es den Russen ein leichtes, sie in Besitz zu nehmen, wobei sie sich auf die Potsdamer Beschlüsse beriefen, deren Inhalt, soweit es sich um Reparationsleistungen handelte, sie auf ihre Weise auslegten. Dabei erstreckten sich diesmal ihre Ansprüche nicht nur auf das vorhandene Öl, sondern auch auf die Bohrrechte.

Sie argumentierten, es handle sich um Eigentum, das die Deutschen ausserhalb ihres Landes besessen hätten. Deswegen aber bilde es nunmehr einen Teil der Reparationsleistungen, der ihnen zukomme. Eine derartige Auslegung des Potsdamer Abkommens machte es den Alliierten unmöglich, ihr Versprechen einzulösen, Österreich durch Schaffung einer gesunden Wirtschaft zu einem unabhängigen Staat zu machen, da es sich einer Schlüsselindustrie beraubt sah. Diese russische Taktik wurde auch weiterhin konsequent und trotz geharnischter Proteste von Seiten der übrigen Besatzungsmächte beibehalten.

Es war uns nur selten möglich, solche eigenmächtige Besitzergreifungen, wie die eben geschilderte, zu verhindern. Immerhin fand ich bald heraus, dass Konjew und sein Stab Scheu vor der Weltöffentlichkeit hatten. Es ging ihnen sichtlich darum, dass die Welt nicht wissen sollte, was die Russen in Mitteleuropa in Wahrheit taten. Eines Tages wurde ich von meinem wachsamen Presseoffizier, Oberst Stanley J. Grogan, verständigt, dass die Russen im Begriffe seien, das Gebäude des österreichischen Innenministeriums zu besetzen und für sich in Gebrauch zu nehmen. Dies schien mir eine völlig sinnlose Massnahme. Aus diesem Grunde liess ich Grogan alle Details über das russische Vorhaben an amerikanische und britische Zeitungskorrespondenten weitergeben, wobei ihnen eingeschärft wurde, die Quelle ihrer Information zu verschweigen.

Als die Russen um die festgesetzte Stunde vor dem Ministerium ankamen, sahen sie sich von unseren Zeitungsleuten und Pressephotographen umringt. Schnappschüsse wurden gemacht und die Zeitungsmänner machten sich Notizen. Das besondere Interesse der Herren von der Presse galt dem sowjetischen General, der die

Besetzung des Gebäudes überwachte. Aber nicht nur dem russischen General, auch dem ganzen Sowjetstab fiel dieses Interesse der Öffentlichkeit auf die Nerven. Ungefähr eine Stunde später sah man die Russen wieder aus dem Gebäude abziehen und es den Österreichern zurückgeben.

Ein weiteres Beispiel für die von den Sowjets Österreich gegenüber angewandte Taktik zeigte sich auf einem anderen Gebiete. Als die Rote Armee in Österreich eindrang, beschlagnahmte sie die gesamten bei den Banken liegenden Reichsmarkbeträge, indem sie sie für Kriegsbeute erklärten. Nicht viel später bewilligten die Russen der österreichischen Regierung eine Anleihe von 400 Millionen, die aus dem gestohlenen Geld stammte. Die österreichische Regierung gedachte zu diesem Zeitpunkt die Landeswährung zu konvertieren. Man plante die vorhandenen Reichsmarkbanknoten zu überstempeln und zum gesetzlichen Zahlungsmittel zu erklären. Nachdem man die russische «Anleihe» empfangen hatte, wurde dieser Plan jedoch fallen gelassen, da das Zusammentreten der vier Mächte in Wien mittlerweile dazu geführt hatte, dass Alliierte Militärschillinge als Zahlungsmittel ausgegeben wurden, die so lange Geltung haben sollten, bis es eine neue österreichische Währung gab.

Die Österreicher versuchten nun, die Reichsmark, die ihnen von den Russen «geliehen» worden waren, zurückzuzahlen. Die Russen liessen dies Anbot unbeantwortet. Einige Zeit später schritten die Österreicher zur Ausgabe einer neuen Währung. Nach Verlauf eines Monats verlangten die Russen die Rückzahlung der «geliehenen» 400 Millionen Reichsmark in neuen österreichischen Schillingen, denn die Reichsmark waren bereits als Folge der Umwandlung in eine neue, durch die Alliierten kontrollierte Währung wertlos geworden und die Russen suchten nun an dieser Umwandlung zu verdienen. Die 400 Millionen Reichsmark, die sie «geborgt» hatten, hatten sie erstmalig ja nichts gekostet.

Als ich von diesem Versuch, die österreichischen Finanzen zu unterminieren, hörte, richtete ich ein Schreiben an die österreichische Regierung, in dem ich ihr zu bedenken gab, dass ich für den Fall, als man den Forderungen der Russen nachgeben sollte, auf die Rückerstattung in neuer Währung jener zwei Billionen Alliierten Militärschillinge bestehen würde, die die Vereinigten Staaten für die Währungskonversion vorgeschossen hatten. Sie hatten, wie die Reichsmark vor dem Umbruch, als gesetzliches Zahlungsmittel gegolten, waren jetzt aber wertlos. Ich wusste sehr gut, dass die Österreicher, wenn sie den Russen zahlten, notwendigerweise auch

uns zahlen mussten, wozu sie niemals imstande sein würden. So mussten sie beide Forderungen ablehnen.

Das völlige Ende jeder angeblichen Zusammenarbeit der Russen mit uns trat jedoch am 25. November 1945 ein, als die Österreicher freie, demokratische Wahlen für ihre gesetzgebenden Körperschaften abhielten. Ungefähr 93 Prozent aller Stimmberechtigten traten an die Wahlurnen. Die Volkspartei (ehemals Christlichsoziale Partei) erhielt die Mehrheit der Stimmen, Wien und Kärnten ausgenommen. Hier verfügten die Sozialisten über die Mehrheit. Die Kommunistische Partei blieb an dritter Stelle kläglich im Hintertreffen. Sie hatte nur 5 Prozent aller abgegebenen Stimmen auf sich vereinen können. Dr. Renner wurde Präsident und Dr. Leopold Figl, ein ebenso mutiger wie fähiger Mann, wurde Kanzler.

Dass sich die Kommunistische Partei in Österreich so wenig zugkräftig erwiesen hatte, überraschte die Russen und brachte sie in Wut. Die Unterstützung, die sie bisher der österreichischen Regierung hatten angedeihen lassen, war in dem Glauben geschehen, dass sie sich eines Tages durch eine prokommunistische Haltung des Landes bezahlt machen würde. Als sie sich aber nunmehr in ihren Erwartungen getäuscht sahen, fingen sie an, ihre Haltung gegenüber dem österreichischen Volk gründlich zu ändern. Innerhalb kürzester Zeit wurde die Freiheit der Behörden innerhalb der Sowjetzone eingeschränkt und das Versammlungsrecht in der Weise beschnitten, dass politische Veranstaltungen nur dann zugelassen wurden, wenn hiezu eine Erlaubnis der Besatzungsmacht vorlag. Überdies mussten es sich die Veranstalter gefallen lassen, einen von den Sowjets entsandten Beobachter in Kauf zu nehmen. Bei den Verwaltungsbehörden wusste man entsprechenden Druck auszuüben, um kommunistisch gesinnten Beamten mehr Macht einzuräumen, als ihnen auf Grund ihrer Stellung zustand. Überflüssig zu erwähnen, dass Kommunisten in jeder Weise Vorteile und Privilegien zugeschanzt erhielten. Selbst Nazis, die zur Kommunistischen Partei übergegangen waren, erhielten einträgliche Stellen. Ich muss allerdings sagen, dass all diese Dinge auf das österreichische Volk nur wenig Eindruck machten, da es den Kommunismus durch seine Erfinder praktisch vorgeführt bekam. Auch heute noch zeigt es deutlich, dass es nichts davon wissen will.

Es zeigte sich übrigens auch eine Verschlechterung der Beziehungen der Russen zu Amerikanern, Briten und Franzosen, was gleichfalls auf das neue Regime in Österreich Ende 1945 zurückzuführen war. Russen, die sich im Verkehr mit uns freundlich und

umgänglich gezeigt hatten, verschwanden aus Wien, von ihren vorgesetzten Sowjetdienststellen offenbar abberufen. Die man als Ersatz schickte, traten steif und förmlich auf. Versuche, zu ihnen in ausserdienstliche Beziehungen zu treten, hatten keinen Erfolg.

Ich habe bereits erwähnt, dass es in der Macht der Russen lag, uns hinsichtlich der Verkehrswege in Österreich Schwierigkeiten zu machen. Wir hatten zwar freie Verfügung über das Flugfeld in Tulln, allein es war für uns von geringem Wert, wenn wir die Strasse von Wien nach Tulln nicht benutzen konnten. Lange Zeit hindurch wurde diese Strasse von den Russen unter den verschiedensten Vorwänden für unbenützlich erklärt. Wir sahen uns daher, um nach Tulln zu kommen, zu umständlichen Umwegen veranlasst. Schliesslich fand ich einen Ausweg. Ich liess auf der Bahnlinie, die von Wien über Tulln in die amerikanische Zone führt, einen Zug laufen, den sogenannten «Mozart-Express». Dieser fuhr täglich einmal in beiden Richtungen und diente dem amerikanischen Personal zur Beförderung.

Der Zug trug die amerikanische Flagge, überdies Aufschriften in russischer und deutscher Sprache, die besagten, dass er nur von Amerikanern benützt werden durfte. Ungeachtet dessen konnten es russische Soldaten oft nicht unterlassen, die Durchfahrt des Zuges durch die Sowjetzone zu behindern, wobei es dann und wann zu Reibereien und Diebstählen kam. Mir passte dies nicht und ich benachrichtigte Konjew brieflich, dass es den Russen nicht zustehe, den Zugsverkehr zu unterbrechen und sagte weiters, unsere Militärpolizei hätte Befehle erhalten, nach einem bestimmten Datum einzuschreiten.

Eines Tages, es war im Spätwinter 1946, drangen mehrere russische Offiziere und Soldaten mit Gewalt in den «Mozart-Express» ein, während dieser sich in der russischen Zone befand. Einer von ihnen war der Hauptmann Klementiew, ein anderer der Oberleutnant Salnikow. Die Russen gerieten mit Sergeant Shirley B. Dixon der US-Militärpolizei, als dieser sie befehls-gemäss zum Aussteigen aufforderte, in Streit, verliessen aber einige Minuten später den Zug. Als dieser sich jedoch wieder in Bewegung setzte, sprangen sie auf den nächsten Waggon und gingen von dort in den Wagen, in dem sich Dixon befand.

Als Dixon ihnen entgegentrat, zog Klementiew seine Pistole, hielt sie Dixon vors Gesicht und drohte, ihn zu erschiessen. Dixon gelang es, ihn zu überreden, die Waffe wieder einzustecken. Einige Sekunden später jedoch fuhr Klementiew's Hand abermals nach der

Pistole, Dixon aber war schneller, schoss und traf den Russen tödlich. Nun wollte Salnikow nach der Pistole greifen. Dixon schoss ein zweites Mal und verwundete Salnikow. Die anderen Russen sprangen aus dem Wagen.

Konjew verlangte unverzüglich die Bestrafung Dixons. Er forderte die Verhandlung des Falles entweder vor einem ordentlichen Gericht oder aber vor einem russisch-amerikanischen Militärgericht. Mir passte weder der eine noch der andere Vorschlag. Ich erklärte Konjew daher, dass ich Dixon vor ein amerikanisches Militärgericht stellen würde. Ich wählte unter den Männern, die mir zur Verfügung standen, den besten Verteidiger und den besten Staatsanwalt aus. Den Gerichtshof setzte ich aus meinen rechtskundigsten Offizieren zusammen. Er sprach Dixon frei.

Daraufhin erhielt ich von Konjew ein Schreiben, in dem er ein neuerliches Gerichtsverfahren gegen Dixon verlangte. «Der Freispruch eines Mörders, dessen Schuld in einer Weise erwiesen war, die jeden Zweifel ausschloss», hiess es in dem Schreiben, «kann nicht anders angesehen werden als ein unfreundlicher Akt gegen die Rote Armee.» Ich lehnte es ab, ein neues Gerichtsverfahren anhängig zu machen und trug Sorge, dass Dixon so rasch als möglich aus Österreich verschwand. Sechs Wochen hindurch schrieb Konjew lange Briefe an mich, in welchen er mich von seiner Ansicht zu überzeugen suchte. Ich beantwortete jeden einzelnen dieser Briefe und zuweilen waren die meinen noch umfangreicher als die Konjews. Dabei kam natürlich nichts heraus. Höchstens konnte durch diese lang und hitzig geführte juristische Diskussion der Unterschied aufgezeigt werden, der zwischen amerikanischer und russischer Rechtsauffassung besteht.

Einige Zeit später gab es ernste Zwischenfälle im Zusammenhang mit amerikanischen Flugzeugen, die den Flugplatz von Tulln benützten. Die Russen hatten für die Fluglinie einen schmalen Korridor in dem Luftraum über der russischen Zone festgelegt. So unsinnig wir diese Vorschrift auch empfanden, hielten wir uns doch daran. Als die Beziehungen zu den Russen sich jedoch verschlechtert hatten, gab es auch für unsere Flieger neue Verdriesslichkeiten mit den Sowjets, die plötzlich entlang des Luftkorridors auftauchten, dicht an unsere Flugzeuge heranflogen, als ob sie sie rammen wollten, und sie schliesslich auch mit ihren Bordwaffen beschossen.

Wiederholt machte ich Konjew solcher Vorfälle wegen offizielle Vorstellungen und ersuchte ihn um Abstellung. Konjew antwortete jedesmal, dass er eine Untersuchung eingeleitet und fest-



gestellt habe, dass keine russischen Flugzeuge in der Nähe gewesen, und da keine Russen da waren, sie auch nicht geschossen oder sonstwie unsere Flugzeuge belästigt haben konnten. Einerlei was ich in diesem Zusammenhang ihm gegenüber vorbrachte, er verschanzte sich ständig hinter der Feststellung, es hätte in dem Raume, den ich für die Vorfälle bezeichnete, keine russischen Flugzeuge gegeben. Als ich einmal in der Lage war, Zeugen dafür anzuführen, die es mit angesehen hatten, dass sowjetische Jäger (Jagdflugzeuge) auf amerikanische Flugzeuge feuerten, erwiderte Konjew höflich, dass es auch keine russischen Jäger in diesem Gebiete gäbe. Nun stand für mich fest, dass wir uns selbst helfen mussten, und zwar mit gröberen Mitteln. Dass unsere Flugzeuge tatsächlich angegriffen worden waren, darüber gab es für mich keinen Zweifel, denn man hatte mein eigenes Flugzeug beschossen. Nun befahl ich die Bewaffnung der amerikanischen Flugzeuge und setzte Konjew offiziell in Kenntnis, dass von diesem Tage an jedes russische Flugzeug, das gegenüber einem amerikanischen eine drohende Haltung einnehmen würde, dies auf eigene Gefahr tue. Ich fügte hinzu, dass unsere Besatzung Befehl habe, erst zu schießen, wenn sie sich bedroht fühle. Hierauf gab es keinen Zwischenfall mehr mit russischen Fliegern.

Obwohl eine gewisse Spannung in den Beziehungen bestand, verliefen die Zusammenkünfte im Alliierten Rat dem Anscheine nach in einer freundlichen Atmosphäre, wenigstens war dies zu Beginn einer jeden Sitzung der Fall. Es war Brauch geworden, dass vor Sitzungsbeginn die Hochkommissare und ihre Stellvertreter sich freundlich begrüßten. Auch dies war nun anders geworden. Bei einer der Sitzungen nahm ich unmissverständlich wahr, dass Scheltow uns Amerikanern die kalte Schulter zeigte. Er starrte mich an und grüßte nicht einmal mit einem Kopfnicken. Ich hatte keine Ahnung, was die Ursache war, und nach einer Pause schickte ich einen Adjutanten zu ihm, sich zu erkundigen. Die Frage, was ihn plage, wurde so taktvoll als möglich gestellt.

«Haben Sie die letzte Ausgabe des Magazins ‚Time‘ gelesen?» fuhr Scheltow meinen Adjutanten barsch an.

Ich muss gestehen, dass ich ein Exemplar dieses Magazins zwar in den Händen gehabt hatte, zumal es mein Photo auf der Titelseite brachte, dass ich aber noch keine Gelegenheit gefunden hatte, den Inhalt zu lesen. Ich war daher nicht recht im Bilde, worauf Scheltow anspielte. Erst als ich das Versäumte nachholte, wurde mir alles klar. Das Magazin enthielt einen Artikel über die österreichische

Besetzung, wobei es an einer Stelle hiess: «Der Oberschurke unter den Russen in Wien ist General Alexej Scheltow, Konjews Stellvertreter. In informierten Kreisen wird versichert, dass er mehr gilt als Konjew selbst. Scheltow ... war ehemals Ringkämpfer und US-Korrespondent beschreiben ihn als stiernackig. Kürzlich soll Scheltow sich für die Bedeutung dieses Wortes interessiert haben und als er sie erfuhr, wurde er wütend.»

Das Wort «stiernackig» hielt ich für das einzige Adjektivum, das Scheltows Dickhäutigkeit am besten zum Ausdruck brachte. Er hingegen konnte das Wort nicht ausstehen und liess seinen Missmut darüber die ganze Sitzung hindurch fühlen. Ich fand, dass er darin zu weit ging und bei Sitzungsschluss machte ich die Äusserung:

«Die Haltung, die General Scheltow bei unserer heutigen Zusammenkunft an den Tag gelegt hat, ist beleidigend.»

Ich schlug sodann vor, mit ihm gemeinsam in sein Büro zu gehen, um festzustellen, was los sei. Als wir die Tür hinter uns geschlossen hatten, wandte ich mich an Scheltow und fragte:

«Wollen Sie mich persönlich beleidigen oder liegt es in Ihrer Absicht, die Vereinigten Staaten zu beleidigen?»

Scheltow verwies neuerlich auf den Artikel in der «Time» und meinte, dass es nicht gestattet sein sollte, kränkende Bemerkungen über Sowjetfunktionäre zu veröffentlichen. Es war die gewohnte Taktik der Russen. Es blieb mir nichts übrig, als ihm ein kurzes Privatissimum über Pressefreiheit zu gewähren und mich sodann zu empfehlen.

Durch Monate gestattete die Versorgungslage Österreichs nur ein Planen von einem Tag zum anderen. Die Rote Armee hatte Lebensmittel, Vieh und landwirtschaftliche Geräte aller Art beschlagnahmt und lebte tatsächlich von den Erträgen des Landes, das sie besetzt hielt. Es fiel ihr nicht ein, Österreich die geforderte Kontrolle über Erzeugnisse einzuräumen, die aus der Russenzone selbst stammten, und ebensowenig gaben die Russen ihre Einwilligung zur Verschickung von Nahrungsmitteln in andere Teile Österreichs. Auf die Sowjetzone entfielen allein 65 Prozent der gesamten Agrarproduktion in normalen Zeiten. Sie galt daher mit Recht als die «Kornkammer» des Landes und dies in besonderem Masse für Wien. In der amerikanischen Zone gab es hauptsächlich Vieh. Ich veranlasste daher Viehtransporte auf dem Schiffswege in die Sowjetzone. Es gelang erst nach monatelangen Verhandlungen im Alliierten Rat, die Russen dahin zu bringen, dass sie der österreichischen

Regierung das Kontrollrecht hinsichtlich der im Lande selbst produzierten Agrargüter und deren uneingeschränkte Verwendung in der eigenen Wirtschaft einräumten.

Als ich meine Absicht verlauten liess, in der amerikanischen Zone eine Tagesmenge von 1550 Kalorien einzuführen, verursachte ich damit nicht nur den Russen, sondern auch den Briten Schwierigkeiten. Denn auch bei diesen herrschte Lebensmittelknappheit. (Der französische Anteil wurde von den Vereinigten Staaten beige stellt.) Das Ergebnis war, dass sowohl die Russen als auch die Briten an der Belieferung Österreichs durch die UNRRA interessiert waren, um die Bevölkerung zu ernähren. Von den Kosten einer solchen Hilfeleistung sollten 73 Prozent allein auf die Vereinigten Staaten entfallen, da sie innerhalb der UNRRA bei Weitem für das grösste Kontingent aufzukommen hatten. Ich zeigte mich über die Tatsache wenig erfreut, dass nunmehr die UNRRA die Nahrungssorgen der Österreicher auf sich nehmen sollte, denn ich ahnte schon damals, wie schwierig es sein würde, die Garantie dafür zu übernehmen, dass die Nahrungsmittel auch wirklich den Österreichern ausgefolgt und nicht etwa von den Sowjets weggeschnappt würden.

Die UNRRA legte sich den Grundsatz zurecht, ihre Güter gleichmässig, das heisst ohne Unterschied der Besatzungszonen, auf Österreich zu verteilen. Es war Sache der Agenten der UNRRA, die Belieferung und Verteilung zu kontrollieren. Dies liess sich, theoretisch gesehen, recht gut an. In der Praxis aber sah es wesentlich anders aus, denn innerhalb der Sowjetzone war eine Kontrolltätigkeit nahezu ausgeschlossen. Wohl aber standen dort Diebstählen Tür und Tor offen.

Es dauerte auch nicht lange, so hatten meine Geheimagenten für solche Diebstähle an UNRRA-Gütern Beweise in Händen. Ganze Eisenbahnwaggons, deren Nummern festgestellt worden waren, angefüllt mit Lebensmitteln, landwirtschaftlichen Traktoren und anderen Waren, von der UNRRA geliefert, waren aus der russischen Zone nach Rumänien, Ungarn und die Tschechoslowakei weitergeleitet worden. Ich protestierte bei der UNRRA, konnte jedoch niemand ausfindig machen, der meinen Protest entgegengenommen hätte. Als ich jedoch in Erfahrung brachte, dass der damalige Chef der UNRRA, Fiorello La Guardia, beabsichtigte, die Schweiz zu besuchen, überredete ich ihn, auch nach Österreich zu kommen. Hier versorgte ich ihn mit allen nötigen Daten über die Diebereien, denen wir auf die Spur gekommen waren. Ich drang schliesslich darauf, La

Guardia möge von sich aus etwas unternehmen, um derartige Vorfälle in der Zukunft zu vermeiden, aber es geschah nichts.

Noch ein anderes Problem, das Österreich betraf, soll erwähnt werden. Ich meine das Problem der «Versetzten Personen». Als die Rote Armee im letzten Stadium des Krieges nach dem Westen marschierte, zogen Millionen Menschen vor ihr her, die aus dem einen oder anderen Grund nicht in die Hände der Russen zu fallen wünschten. Unter ihnen befanden sich Weissrussen, Balten, Polen, Jugoslawen, Juden, Ukrainer und noch eine Reihe anderer Nationalitäten. Innerhalb der amerikanischen Zone wurden bei Kriegsende die Zahl solcher Menschen auf 750.000 geschätzt.

Sie stellten ein neues, unerhörtes Problem dar. Allein die Aufgabe, einer solchen Menschenmenge Unterkunft und Nahrung zu beschaffen, wog für ein Land schwer, das, wie Österreich, so viel gelitten hatte. Diese Sorge fiel daher den Besatzungsmächten zu. Da es in erster Linie darum ging, die Leute unter Dach zu bringen, musste jedes verfügbare Gebäude erhalten. Es wurden dann auch ehemalige deutsche Konzentrationslager herangezogen und ich gebe gerne zu, dass wenigstens zu Anfang die Lebensbedingungen für die Bedauernswerten nicht eben die rosigsten gewesen sein mögen.

In den folgenden Monaten nahm die Zahl der Flüchtlinge etwas ab. Es war uns möglich, viele Tausende von ihnen freiwillig zu repatriieren. Andere zogen nach Palästina, während sich viele in die amerikanische Zone Deutschlands wandten in der Hoffnung, von dort aus die Vereinigten Staaten oder ein anderes Zufluchtsland zu erreichen. Dieser Flüchtlingszustrom in die amerikanische Zone Deutschlands wurde in der Folge so gewaltig, dass General Lucius Clay, der damalige Hochkommissar, darüber ernstlich besorgt wurde. Er drohte daher, diesen dadurch zum Stillstand zu bringen, dass er entlang der deutsch-österreichischen Grenze Wachtposten aufstellte, die keinen der Flüchtlinge mehr durchlassen sollten. Als ich Österreich verliess, befanden sich dort noch immer 400.000 Versetzte Personen. Allein 30.000 davon waren Juden. Keiner von ihnen wünschte in seine Heimat, die mittlerweile unter Sowjetherrschaft gekommen war, zurückzukehren.

Wir machten es uns zum Grundsatz, keinen der Flüchtlinge zur Rückkehr in ein Land zu zwingen, das unter russischer Herrschaft stand, da den meisten dort schwere Strafe oder gar der Tod drohte. Hinsichtlich vieler Flüchtlinge jedoch machten die Russen Ansprüche auf deren zwangsweise Rückstellung. Dies war insbesondere dort der Fall, wo es sich, nach russischen Behauptungen,

um Kriegsverbrecher oder Deserteure der Roten Armee handelte. Wir erklärten uns schliesslich zur Erfüllung der russischen Forderung in jedem einzelnen Fall bereit, in dem uns unzweifelhaft bewiesen wurde, dass es sich um einen Deserteur, beziehungsweise um einen Kriegsverbrecher handle.

Die Folge davon war, dass ich aus Washington Anweisung erhielt, einer russischen Repatriierungsmission das Betreten der amerikanischen Besatzungszone zu erlauben, um es ihr zu ermöglichen, die Flüchtlinge zur Heimkehr zu bewegen oder unter ihnen Kriegsverbrecher und Deserteure zu identifizieren. Durch die Tätigkeit dieser Mission erwachsen mir indessen lediglich Unannehmlichkeiten. Statt sich an ihre Aufgabe zu halten, versuchte die Mission auf Flüchtlinge, die nicht heimzukehren wünschten, einen Druck auszuüben, die übrige Zeit aber verwendete sie zu Spionagezwecken. Ich sah dem eine Weile zu, bis ich Konjew mitteilte, dass ich nun genug hätte und wünschte, dass die Mission unsere Zone verliesse. Konjew zeigte sich unter der Bedingung bereit, dass es ihm gestattet sei, eine zweite Mission an Stelle der ersten zu entsenden. Er schlug für die Tätigkeit dieser zweiten Mission einen Zeitraum von 30 Tagen vor, innerhalb welcher wir Gelegenheit zur Feststellung haben würden, zu sehen, ob die Dinge nun besser liefen. Ich erklärte mich damit einverstanden.

Kurz bevor die alte Mission die amerikanische Zone verliess, brachte unser Spionageabwehrdienst heraus, dass einer seiner Agenten, ein österreichischer Staatsbürger, entführt werden sollte. Da der Spionageabwehr eine Fülle unangenehmer Aufgaben durch die Tätigkeit der russischen Repratriierungsmission erwachsen war, wünschte sie nichts sehnlicher, als dass dieses Komplott den Anlass geben würde, jede Missionstätigkeit der Russen in unserer Zone ein für allemal zu beenden.

In der Nacht des 23. Januar 1946 fuhren mehrere Autos mit abgeblendeten Lichtern knapp an das Haus heran, in dem der Agent unseres Abwehrdienstes seine Wohnung hatte. Eine Gruppe Männer verliess die Wagen, betrat das Haus und hielt dem Agenten drohend eine Pistole vor. In diesem Moment erschien unsere Militärpolizei. Geschickt angebrachte Leuchten flammten auf und tauchten die Umgebung des Hauses in ein Meer von Licht, das es auch nur einem der Menschenräuber unmöglich machte, zu entweichen. Die Falle war erfolgreich zugeklappt. Mehrere Mitglieder der bewussten Repatriierungskommission befanden sich unter ihnen. Ein Offizier trug die vollständige Uniform der US-Militärpolizei. Sein Helm verriet,

dass er beim 250. Bataillon der US-Militärpolizei in Salzburg gestohlen war. Ein zweiter Offizier hatte über seine Uniform der Roten Armee einen Zivilmantel geworfen. An Stelle der Kappe trug er einen Hut. Ein dritter bediente sich zwar gleichfalls eines Zivilmantels, aber er hatte sich von seiner Militärmütze nicht trennen wollen, von der er zwar alle Abzeichen entfernt hatte. Ein Soldat, der Lenker eines der Autos, trug die volle Uniform der Roten Armee. Alle waren bewaffnet und einer der Offiziere hatte bei seiner Festnahme die Pistole gezogen.

Am dar auf folgenden Tag verständigte ich Konjew, dass wir die Männer in Gewahrsam hielten und dass wir sie am nächsten Tag um 14 Uhr in Linz in die russische Zone überstellen würden. Ich erklärte die näheren Umstände und sagte, dass wir keine Repatriierungskommission mehr in der amerikanischen Zone wünschten.

Die Schwierigkeiten, die sich mit den Russen ergaben, häuften sich zusehends. Es wäre mir jedoch nie eingefallen, deswegen Konjew Vorwürfe zu machen. Es war ersichtlich, dass er nur gemäss ihm erteilter Weisungen handelte. Er legte dafür gelegentlich selbst Humor an den Tag. Als einmal im Gespräch über die politischen Verhältnisse in Österreich zwischen ihm und mir der Name des kommunistischen Parteiführers Ernst Fischer fiel, sagte ich scherzhaft: «Ach, den mag ich nicht, er ist ja Kommunist.»

«Ausgezeichnet!» antwortete Konjew mit behaglichem Schmunzeln; «ich mag ihn auch nicht, weil er ein österreichischer Kommunist ist.»

Ein anderes Mal war es mir in den Sinn gekommen, Konjew, der die Jagd liebte, ein Jagdgewehr zu schenken. Es war mit Silber beschlagen, in das ich die Widmung gravieren liess: «Marschall Konjew, von seinem Freund, General Clark.» Da ich nicht sicher war, dass er mein Geschenk auch wirklich erhalten würde, wenn ich es einfach an sein Hauptquartier schickte, übergab ich es einem Offizier, der es ihm persönlich aushändigte. Allein des Gewehres wurde mit keiner Silbe Erwähnung getan, obwohl ich Konjew in der darauffolgenden Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten sah. Schliesslich waren darüber drei Wochen verstrichen, als ich mit dem Marschall nach einer Sitzung des Alliierten Rates zum Lunch ging. Ich fragte ihn durch den Dolmetscher, der uns begleitete, ob er mein Geschenk erhalten habe.

«Ja», lautete die Antwort.

«Fragen Sie den Marschall, ob es ihm gefällt.»

«Es gefällt mir gut.»

«Nun, da wundert es mich, dass Sie darüber noch kein Wort zu mir sprachen.»

«Was hätte das für einen Sinn gehabt, da Sie mir doch keine Munition zu dem Gewehr mitschickten.»

Da beeilte ich mich, ihn rasch zu versichern: «Für das Gewehr wird eine eigene Spezialmunition hergestellt. Sie werden diese so bald als möglich bekommen.»

«Das ist fein», erklärte Konjew befriedigt.

Schon wenige Tage später konnte ich das Versprochene nachholen. Aber Konjew verlor kein Wort mehr über mein Geschenk.

Im Sommer 1946 wurde Marschall Konjew aus Österreich abberufen. An seine Stelle trat Generaloberst V. V. Kurasow. Mir tat es leid, Konjew scheiden zu sehen. Einige Monate später sah ich ihn wieder bei einem Empfang in Moskau. Wir unterhielten uns eine Weile freundschaftlich miteinander, kamen indes mit keinem Wort auf Wien zu sprechen. Er soll damals das Oberkommando über die russischen Landstreitkräfte gehabt haben, ein Posten, der mir selbst in den Vereinigten Staaten bevorstand.

Einige Monate, nachdem ich Konjew das Gewehr geschenkt hatte, handelte es sich bei mir wieder um ein Geschenk, nur sollte diesmal ich der Empfänger sein.

Ich habe schon davon gesprochen, welchen Eifer der italienische Kronprinz Umberto an den Tag legte, um an den Gefechten der mit uns kämpfenden italienischen Truppen in den vordersten Linien teilzunehmen. Manchmal hatte ich das Gefühl, als wollte Umberto auf diese Weise dazu beitragen, den Schandfleck auszumerzen, der der italienischen Ehre durch das Bündnis Mussolini-Hitler anhaftete. Mehr als einmal konnte ich dabei die Beobachtung machen, dass der Repräsentant des Hauses Savoyen sich wie ein Mann benahm, der im Kampf gegen die Nazis den Tod nicht fürchtete, ja ihn oft genug geradezu herausforderte.

Im Sommer 1946 fanden in Italien Wahlen statt, die einen Volksentscheid über die Beibehaltung der monarchistischen Regierungsform bringen sollten. Während die Wahlvorbereitungen in vollem Gange waren, lud mich Umberto zu einem offiziellen Besuch in Rom ein. Da indessen aus einem solchen Besuch, inmitten des Wahlkampfes der Parteien, leicht eine bewusste Beeinflussung der italienischen Wähler hätte abgeleitet werden können, lehnte ich die Einladung ab. Aus einem anderen Grund musste ich aber um dieselbe Zeit doch nach Rom und konnte mich mit Umberto privat

treffen. Schon am nächsten Tag kam es zur Wahl. Sie entschied gegen die Monarchie. Kurz darauf ging der Kronprinz ins Exil nach Portugal. Am Tage vor seiner Abreise brachte mir ein Bote ein flaches Lederetui in mein Hotel mit der Erklärung, es stamme vom Kronprinzen. Als ich es öffnete, fiel mein Blick auf eine kleine automatische Pistole, die Umberto den ganzen Krieg hindurch bei sich getragen hatte. Auf dem Etui fand sich eine Plakette mit den eingravierten Worten: «Dem Sohn General Mark Wayne Clarks, von einem Freund seines Vaters.»

Ich halte es für zweckdienlich, hier einen Auszug aus meinem Tagebuch einzufügen, über unsere Bemühungen, den Weg zu einer unabhängigen österreichischen Regierung und günstige Bedingungen für einen Friedensvertrag zu schaffen. Die entsprechenden Eintragungen stammen aus den Spätwintertagen des Jahres 1946. Sie geben vielleicht ein Bild von dem Fortschritt – oder von dem Fehlen eines solchen –, der sich während meiner Funktionsperiode als Hochkommissar ergab, obwohl ich diese Funktion in Österreich noch länger als ein Jahr ausüben sollte.

*«Es steht für mich fest, dass die Politik der Sowjets darauf ausgeht, die Errichtung eines wirtschaftlich lebensfähigen Österreich zu verhindern, es sei denn, es würde enge Bindungen mit Sowjetrußland oder anderen durch die Sowjets kontrollierten Ländern eingehen. Während die Regierungen der drei Westmächte bestrebt sind, zu einer Einigung in der so wichtigen Frage des deutschen Eigentums zu gelangen, entfernen die Russen Produktionsmittel, Vorräte und andere wirtschaftliche Güter aus ihrer Besatzungszone. In gewissen Fällen, wie bei den Zistersdorfer Ölfeldern und bei der Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft, üben sie eine derartige Kontrolle aus, als ob Österreich auf Jahre hinaus unter sowjetischem Einfluss bleiben müsste.*

*Unter den Produktionsmitteln sind es ganze Maschinenanlagen, die für die österreichische Industrie eine Lebensnotwendigkeit darstellen und dennoch aus dem Lande geschleppt wurden. Wo dies nicht anging, wurden Produktionsstätten dazu verhalten, ihre Erzeugung ausschliesslich für Zwecke der Roten Armee aufzunehmen. Die Sowjets üben über die Schifffahrt auf der Donau in Ungarn und Rumänien wirksame Kontrolle aus, es ist daher nur zu begreiflich, dass sie diese Kontrolle auch auf jenen Teil des Stromes auszuweiten trachten, der in Österreich liegt.*

*Die Rote Armee beehrte von der österreichischen Regierung eine Landfläche von 60.000 Morgen in Nieder Österreich, um darauf*



*Gemüse und andere Gartenprodukte zu ziehen, die sie zum Unterhalt ihrer Truppen brauche. Unsere Fachleute haben berechnet, dass eine solche Anbaufläche hinreichend wäre, um 60.000 bis 100.000 Personen ein Jahr hindurch mit einer Tagesmenge von 1550 Kalorien zu versorgen. – Der Entzug dieses Landes aber bedeutet für die österreichische Wirtschaft, dass die UNRRA (d. i. die Vereinigten Staaten als grösste Beitragszahler) indirekt die Rote Armee ernähren muss, weil durch den Verlust dieser Fläche grössere Lebensmittel-einfuhren notwendig sind, um den Ausfall zu decken.*

*Die Stärke der russischen Position in Österreich ist der Regierung dieses Landes kein Geheimnis. Ebenso erkennt sie die Schwäche der Position der Westmächte, die dem russischen Übergewicht nicht die Waage zu halten vermag. Österreicher von Rang und Ansehen sprechen es offen aus, dass Wien wenig Hoffnung auf wirtschaftliche Besserstellung bleibt, da es sich rings von sowjetisch besetztem Land umgeben sieht.*

*Wenn ich mir die Verantwortung der Vereinigten Staaten gegenüber Österreich vor Augen halte, bin ich mir bewusst, dass nur wenig getan werden kann, sie dieser Verantwortung zu entbinden, so lange es nicht möglich ist, die vier Mächte auf eine gemeinsame Linie in der Auffassung ihrer Besetzungsaufgaben zu bringen. Durch das Vetorecht der Sowjets sind den westlichen Alliierten im Alliierten Rat die Hände gebunden, und die Dienste, die sie der österreichischen Regierung leisten können, auf das Erteilen von Ratsschlüssen hinsichtlich der von den Russen gewählten Politik beschränkt, die der unseren gerade entgegengesetzt ist. Wenn wir eine Fortsetzung der Sowjetpolitik gestatten, können die wirtschaftlichen Gewinne, die die Sowjets dabei erzielen, nur zu einer allmählichen politischen Abwürgung führen.*

Im September 1946 fuhr ich zum zweiten Male nach Washington. Ich fand diesmal Gelegenheit, mit Eisenhower, dem damaligen Generalstabschef, zu sprechen.

«Möchten Sie gerne heimkommen?» fragte Ike unvermittelt.

«Ich will es nicht leugnen», antwortete ich. «Es sind fast vier-einhalb Jahre, die ich ausser Landes verbringe.»

«Nun, ich glaube selbst, dass Sie heimkommen sollten», erwiderte er. «Vielleicht gedulden Sie sich noch ein wenig, dann wird es so weit sein. Was möchten Sie gerne beginnen?»

«Es verlautet, dass Joe Stilwell sich zurückzuziehen gedenkt», gab ich Bescheid. «Dadurch würde bei der Sechsten Armee ein Platz frei. Ich hätte Lust, mich eine Zeitlang dort umzusehen.»

«Das hört sich ganz vernünftig an», meinte Ike. «Ich werde sehen, was sich tun lässt.»

Bevor ich die Vereinigten Staaten verliess, hatte ich noch ein interessantes Erlebnis. John Steelman rief mich aus dem Weissen Haus an und sprach die Hoffnung aus, dass ich am folgenden Tag zu einer Gruppe von Leuten im Weissen Haus sprechen könnte.

«Leider kann ich das nicht», war meine Antwort, «denn ich stehe vor meiner Abreise.»

Es folgte ein kurzes Schweigen, dann hörte ich Steelman unsere Verbindung abbrechen.

Etwa drei Minuten später läutete mein Telephon neuerlich. Diesmal war es Patterson, der Kriegsminister.

«Sind Sie's, Clark?» hörte ich seine Stimme am Apparat. «Sind Sie wohlauf oder ist Ihnen etwas zugestossen?»

Ich gab ihm die Versicherung, dass ich mich durchaus wohl fühlte.

«Nun, dann ist es ja gut. Ich war dessen nicht ganz sicher», fuhr er fort. «Es ist nur, dass man mich eben verständigte, Sie wären vom Weissen Haus angerufen worden, um eine Rede zu halten und dass Sie sich geweigert hätten.»

Ich wollte eben zugeben, dass ich dies wirklich getan hätte, da kam es mir erst – ein bisschen spät allerdings – zum Bewusstsein, dass ich ja gar nicht gefragt worden war, ob ich die Rede halten wollte, sondern dass ...

Ich unterbrach meinen Gedankengang und beeilte mich, in den Hörer zu sprechen: «Verzeihung, ich wusste nicht, dass es ein Befehl war.»

«Ja, das war es. Wollen Sie nun Ihrerseits Steelman anrufen?»

«Jawohl, mein Herr!»

Ich tat es und ich hielt auch die verlangte Rede. Im Übrigen machte ich die Entdeckung, dass ich vergessen hatte, was zu Hause als ungeschriebenes Gesetz galt. Daran war sicherlich meine lange Abwesenheit Schuld. Vielleicht war es besser, nach Österreich zurückzukehren, bevor ich meinen Fuss wieder auf Washingtoner Boden setzte.

Am nächsten Morgen war ich schon unterwegs.

## XX

### DIE KONFERENZ VON MOSKAU

MÄRZ 1947

Am 4. November traf ich wieder in Wien ein. Von da an zählte ich die Tage, die mich von meiner Abberufung und Verwendung auf neuem Posten trennten. Auch meine Frau zählte mit mir. Aber, wie schon so oft, sollte es anders kommen. Anders hiess dieses Mal: Ich fuhr nach Moskau.

Kurz vor Weihnachten funkte mir Patterson, dass Staatssekretär Byrnes mich als seinen Stellvertreter zu der Sitzung des Aussenministerrates nach London mitnehmen möchte. Es sollten dort die Grundlagen für den österreichischen Staatsvertrag geschaffen werden, dessen Abschluss später in Moskau erfolgen sollte. General Stilwell starb zu dieser Zeit und meiner Transferierung zur Sechsten Armee wäre also nichts mehr im Wege gestanden. General Keyes war zu meinem Nachfolger in Österreich bestimmt. Als ich aber Byrnes Nachricht empfing, blieb mir nichts anderes übrig als anzunehmen. Überdies verlangte es mich sehr, meinen Teil beitragen zu können, dass den Österreichern ihr Recht würde.

Ich kabelte daher sofort an Byrnes, dass ich mit meinem Stab von Fachleuten für die wirtschaftlichen und politischen Fragen Österreichs nach London kommen werde. Zu meiner nicht geringen Überraschung kam bald die Antwort, dass mir in London Experten des Staatsdepartements zur Seite stehen würden und dass es genüge, wenn' ich mich nur von einem Sekretär begleiten liesse. Gut oder schlecht: das Kabel kam zu spät, denn ich hatte meinen Stab bereits per Flugzeug nach London vorausgeschickt. Ich informierte Washington, dass ich meinen Plan nicht mehr ändern könne. Nebenbei fühlte ich, dass es notwendig war, Männer zur Verfügung zu haben, die mit der Lage in Österreich vertraut sind. Ich wollte mich nicht auf Beamte aus Washington verlassen, die wahrscheinlich nur theoretische Kenntnisse unserer Probleme besaßen. Die Folge davon war, dass ich bei meiner Ankunft in London zwei Stäbe hatte.

Mein Stab, den ich aus Österreich mitgebracht hatte, setzte sich

zusammen aus den beiden Obersten Frank Oxx und Ed Howard<sup>1</sup>, Oberstleutnant James Rundell als Wirtschaftsberater, Arthur Marget als Finanzberater und James Garrison als Sachverständigen in Reparationsfragen. Washington hingegen hatte mir Frances Williamson als politischen, Charles Rogers als wirtschaftlichen und Leonard Meeker als juristischen Berater beigelegt. Ausserdem fand sich Ware Adams in London ein, der schon in Österreich das politische Ressort für mich betreut hatte.

Als wir an die Arbeit gingen, fand ich bald heraus, dass die Herren aus Washington geneigt schienen, Österreich mit den Satellitenstaaten<sup>2</sup> in eine Reihe zu stellen. Dies musste dazu verleiten, den Vertragsentwurf in Anlehnung an die Verträge zu gestalten, die mit jenen Ländern geschlossen worden waren, vielfach unter Anwendung derselben Klauseln; mit anderen Worten, ein Vertragsentwurf müsse um jeden Preis zustandekommen.

Die Hauptschwierigkeit bei der Vertragsformulierung bildete, wie ich schon früher ausführte, die Forderung der Russen, ihre Definition des deutschen Eigentums in Österreich anzuerkennen und ihnen so einen Freibrief für ihre Ausbeutungsmethoden auszustellen. Jetzt stellte es sich heraus, dass wir uns beim Zustandekommen der Verträge mit den Satellitenstaaten den Russen gegenüber allzu gefügig gezeigt und die Länder an der unteren Donau den Sowjets preisgegeben hatten. Doch damals ahnte niemand von uns, dass es den Russen darum ging, Mitteleuropa völlig unter ihre Herrschaft zu bringen. Am Beispiel Österreich aber trat diese Absicht klar zutage.

Die Dinge in Österreich waren so ganz anders geartet als bei den Satellitenländern und ich war entschlossen, alles zu unternehmen, um die Unabhängigkeit des Landes auf der Basis einer gesunden Wirtschaft, die frei von jeder sowjetischen Kontrolle war, zu garantieren.

Die Konferenz in London zog sich fast zwei Monate hin. Wesentliche Fortschritte wurden hierbei nicht erzielt. Dies lag in dem Umstand, dass in der Frage des deutschen Eigentums eine einmütige Auffassung nicht zu erreichen war.

Da Jugoslawien von Österreich Gebietsteile und auch Reparationen verlangte, wünschten beide Länder durch Delegationen bei der Konferenz vertreten zu sein. Die Frage der Prozedur, die ein-

<sup>1</sup> Beide führten während ihres Kriegsdienstes den Titel «Brigadegeneral» und nahmen nun zufolge des Demobilisierungsplanes wieder ihren alten Rang ein. Sie hatten mir den ganzen Krieg hindurch ausserordentlich nützlich gedient.

<sup>2</sup> Ungarn, Rumänien und Bulgarien.

gehalten werden sollte, um die Standpunkte dieser Länder zu hören, erwies sich als eines der ersten Probleme, die uns beschäftigten. Die Russen waren der Meinung, Österreich müsste gar nicht angehört werden, während ich den gegenteiligen Standpunkt vertrat. Ich hätte es gern gesehen, das Prestige Dr. Renners in seinem Lande dadurch zu heben, dass es seiner Regierung möglich gewesen wäre, ihre Sache selbst zu vertreten. Da die Russen damit einverstanden waren, die Jugoslawen zu hören, gelang es uns schliesslich, zu einem Kompromiss zu kommen, nämlich beide Delegationen zu hören. Die jugoslawische Delegation fand zuerst Gelegenheit, ihre Sache zur Sprache zu bringen, an einem Tag, an dem der sowjetische Aussenminister-Steil Vertreter Feodor T. Gusew in der Konferenz den Vorsitz führte.

Auf die rechtliche Grundlage der jugoslawischen Ansprüche wirft ein Vorfall aus den letzten Kriegstagen ein bezeichnendes Licht. Aus mir damals unbekanntem Gründen hatte ich vom Staatsdepartement den Auftrag erhalten, sobald als möglich Truppen nach den österreichischen Städten Villach und Klagenfurt zu dirigieren. Die amerikanischen Truppen kamen eben noch zurecht, bevor jugoslawische Streitkräfte den Versuch unternahmen, in Unterkärnten einzudringen. Der Anspruch der Jugoslawen vor der Londoner Konferenz richtete sich nun auf die Abtretung jenes Gebietes, wobei sie von den Russen, offenbar mit der Absicht einer kommunistischen Annäherung an Italien, unterstützt wurden. Wäre es damals den Jugoslawen gelungen, Villach und Klagenfurt zu besetzen, hätte es sicherlich gewaltsamer Mittel bedurft, um sie wieder aus dem Lande zu bringen. Da es ihnen jedoch nicht geglückt war, hatten wir es nun leichter, uns ihren Ansprüchen zu widersetzen.

Am nächsten Tag war die österreichische Delegation an der Reihe, vor der Konferenz gehört zu werden. Dr. Karl Gruber, der österreichische Aussenminister, wusste den Standpunkt seiner Regierung geschickt zu vertreten. An diesem Tag traf es sich, dass ich den Vorsitz in der Konferenz führte, der unter den vier Mächten täglich gewechselt zu werden pflegte. Als Gruber seine Ausführungen beendet hatte, wurde er von Gusew und anderen Russen eingehend mit Fragen überschüttet. Hierbei wurde von den Interpellanten eine sichtlich feindselige Haltung an den Tag gelegt.

Während dieser Befragung überreichte mir ein Sekretär ein Schreiben der jugoslawischen Botschaft, das, wie ich vermutete, Gusew zum geistigen Urheber hatte. In dieser Vermutung wurde ich bestärkt, als ich nach der Lektüre des Schreibens meinen Blick hob

und auf den Russen richtete. Gusew hatte die ganze Zeit gespannt beobachtet, was ich nun tun würde. Der Inhalt des Briefes drückte den Protest der Jugoslawen gegen die Anwesenheit des Landeshauptmannes von Kärnten bei der österreichischen Delegation mit der Begründung aus, dass er ein Nazi sei. Dies sollte wie eine Bombe in die Sitzung einschlagen, die Österreicher daran hindern, sich weiter für ihre Sache einzusetzen und eine Atmosphäre allgemeiner Verwirrung und Ratlosigkeit verursachen. Da ich jedoch schon einige Erfahrung mit solchen taktischen Manövern in Österreich gesammelt hatte, legte ich das Schreiben einfach beiseite und liess die Österreicher ihren Standpunkt weiter verfechten.

Als dies geschehen war und sowohl die Österreicher als auch die Jugoslawen den Sitzungssaal verlassen hatten, bat ich die Konferenzmitglieder noch zu bleiben und eröffnete ihnen den Inhalt des Briefes, den ich eben empfangen hatte.

«Ich hielt es für richtig», erklärte ich schliesslich, nachdem ich das Schreiben vorgelesen hatte, «Ihnen hievon Mitteilung zu machen, da es Sache der Konferenz ist zu entscheiden, was geschehen soll. Als gestern die Jugoslawen hier im Saal waren und sprachen, warf niemand die Frage auf, ob jemand ein Nazi sei oder nicht. Sie hatten Gelegenheit, ihren Standpunkt vorzubringen. Die Österreicher sollten morgen mit ihren Ausführungen fortfahren. Ich schlage daher vor, nichts zu unternehmen und ihnen dies zu gestatten.»

Aber Gusew beharrte hinsichtlich der Person des Kärntners auf seinem Standpunkt und fügte seiner Erklärung hinzu: «Ich beantrage, darüber abzustimmen, ob der Mann das Recht hat, vor dieser Konferenz zu erscheinen.»

Ein derartig formulierter Antrag entsprach gleichfalls jener Verhandlungstaktik der Russen, die mir von meiner Tätigkeit in Wien her nur allzu vertraut war. Er gestattete nämlich mit Rücksicht darauf, dass die Beschlüsse der vier Mächte an Stimmeneinhelligkeit gebunden waren, die Anwendung des Vetorechts durch Gusew mit der Wirkung, dass der Mann, um den es sich handelte, ausgeschlossen werden musste.

«Gedulden Sie sich einen Augenblick», sagte ich daher. «Da ich heute den Vorsitz führe, liegt die Formulierung Ihres Antrages bei mir. Da es nun zweifellos feststeht, dass der Mann bereits im Genuss des Rechtes steht, vor dieser Konferenz zu erscheinen, kann es sich also nur mehr um die Frage handeln, ob wir ihm dieses Recht entziehen wollen. Aus diesem Grunde halte ich es für rich-

tiger, dass darüber abgestimmt wird, ob dies geschehen soll.»

Durch diesen kleinen Schachzug wurden die Russen ihres Rechtes auf Einspruch verlustig, das durch die Neuformulierung des Antrages vielmehr auf unserer Seite lag. Damit entschied es sich, dass der Landeshauptmann von Kärnten weiter bleiben durfte.

Wie ich bereits ausführte, brachte die Londoner Tagung kein anderes Resultat, als Klarheit darüber, dass wir in Moskau uns hauptsächlich mit dem Problem zu beschäftigen haben würden, eine gemeinsame Formel für das deutsche Eigentum in Österreich zu finden. Die Zusammenkunft der Aussenminister der vier Mächte in Moskau stand unmittelbar bevor, aber wir befanden uns noch in London, als Byrnes zurücktrat und durch General Marshall ersetzt wurde. Unmittelbar nach diesem Wechsel empfing ich von Marshall ein Telegramm mit dem Ersuchen, meine Funktion auch unter seiner Amtsführung beizubehalten und ihn daher nach Moskau zu begleiten. Neuerdings erhob sich die Frage, ob ich meinen eigenen Stab würde mitnehmen können. Nachdem eine Weile hin und her gekabelt worden war, gestand man mir schliesslich ein paar Leute als Begleitung zu. Später erklärte mir der General, dass er von diesem Telegrammwechsel nichts gewusst habe, obwohl die letzte Depesche seinen Namen trug. Diesmal nahm ich G. Erhardt als politischen Ratgeber, Oberst Frank Oxx und Arthur Marget, weiters meinen Sekretär und einen Dolmetscher mit auf die Reise.

Es blieben mir bis zur Konferenz in Moskau noch ein paar Tage, die ich in Österreich verbrachte. Am 8. März flog ich nach Berlin, wo ich Marshall mit seinem Stab traf. Diesem gehörten an: John Foster Dulles, Benjamin Cohen, Robert Murphy und General Lucius Clay. Ich konnte mir vorstellen, dass es für Marshall keine Kleinigkeit war, eben erst sein Amt angetreten zu haben und bereits vor der Verpflichtung zu stehen, nach Moskau zu gehen, wo ihn eine Reihe heikelster Probleme erwartete. Er konnte unmöglich Zeit gefunden haben, sich mit den Details, die der gesamte Fragenkomplex umfasste, genügend vertraut zu machen. Zu meinem Erstaunen entdeckte ich jedoch in Berlin, dass wir überhaupt nichts auf weisen konnten, das irgendwie einem festen Verhandlungsprogramm gleichsah. So konnte es geschehen, dass wir am Vortag der bedeutendsten Konferenz seit Potsdam in Berlin beisammensassen und darüber diskutierten, was wir in Moskau tun sollten.

Der nächste Tag sah uns auf dem Flug nach Moskau. Wir waren gezwungen worden, einen russischen Fliegeroffizier an Bord zu nehmen, da eine Anordnung der Sowjets existierte, derzufolge

russisches Hoheitsgebiet in der Richtung auf die russische Hauptstadt nur in Begleitung eines russischen Piloten überflogen werden durfte. Wie sich jedoch bald herausstellte, flog unser eigener Pilot ganz selbständig, während der Russe am Fenster sass und gelegentlich auf eine Stadt oder ein Bauernhaus zeigte.

Ich kann nicht eben behaupten, dass ich meinen Besuch in Moskau so genoss, wie ich es mir vorgestellt hatte. Denn ich muss gestehen, dass ich vor Antritt der Reise ausserordentlich begierig war, die Gelegenheit auszunützen, um Stadt und Leute kennenzulernen. Jedoch wir waren während unseres Aufenthaltes in Moskau meist beschäftigt und unsere Absicht wurde gewöhnlich vereitelt. Dazu kam noch, dass wir fast immer von einem Schwarm Sowjetfunktionäre umgeben waren.

Man wird verstehen, was ich damit ausdrücken will, wenn ich erwähne, dass im Zimmer meines Moskauer Hotels das Telephon fast die ganze Nacht hindurch schrillte. Jedesmal aber, so oft ich den Hörer abhob, meldete sich eine weibliche Stimme, die sich teilnahmsvoll nach meinem Befinden erkundigte oder interessiert fragte, ob ich irgendwelche Wünsche hätte oder vielleicht ausgehen wolle, um mir die Stadt anzusehen. Das Telephongeklingel nahm kein Ende, wann immer ich mich in meinem Zimmer aufhielt, bis es mir doch zu bunt wurde und ich den Telephonapparat in ein Badetuch wickelte und in eine Tischlade steckte, wo ich ihn nicht mehr hören konnte.

Fast alle Hotelräume, die wir bewohnten, enthielten an verborgenen Stellen Mikrophone, durch die sich die Geheime Staatspolizei in die Lage versetzt sah, jederzeit jedes unserer Gespräche abzuhören. Zuweilen machten wir uns einen Spass daraus, lange und lächerliche Gespräche zu führen, nur zu dem Zweck, uns über diese Einrichtung lustig zu machen. Ich erinnere mich, dass wir bei einer solchen Gelegenheit einmal Reden führten, die vermuten liessen, dass wir uns in Österreich der Dienste irgendeines angesehenen kommunistischen Funktionärs bedienten, der für uns als Spion arbeitete und Sabotageakte verübte. So oft sich die Notwendigkeit ergab, dass wir uns ernstlich über wichtige Fragen besprachen, begaben wir uns entweder in das Gebäude der amerikanischen Botschaft oder spazierten in den Strassen auf und ab. Gelegentlich hielt ich auch für den Wunsch, unbelauscht und ungestört zu bleiben, einen Rundgang um die Mauern des Kreml für zweckmässig.

Die Aussenminister sahen sich einem reichen Programm ver-



handlungsbedürftiger Fragen gegenüber. Unter ihnen bildete der österreichische Staatsvertrag nur einen Teil. Bevor es so weit war, dass dieser zur Sprache kam, erneuerten die Stellvertreter ihre Anstrengungen, eine Übereinstimmung in der Behandlung der Probleme zu finden, die Österreich betrafen. Sie kamen dabei jedoch nicht weiter als in London.

Die Russen machten in erster Linie Einwände hinsichtlich jener Bestimmungen, die vorgeschlagen wurden, um die territoriale Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit Österreichs zu garantieren.

Während sie früher keine Bedenken gezeigt hatten, in diesem Punkt zuzustimmen, stellten sie die Sache in Moskau so hin, als wäre die Unabhängigkeit Österreichs mehr eine Angelegenheit, für die die Vereinten Nationen, nicht aber die Besatzungsmächte zuständig seien.

In einem zweiten Punkt, der die Berechtigung Österreichs zur Aufstellung eines Heeres von 53.000 Mann für die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und zum Schutz seiner Grenzen nach Aufhebung der Besatzung im Lande aussprach, gelang es schliesslich, die Zustimmung der Russen zu erlangen. Kaum aber war diese erfolgt, so hiess es sogleich wieder, dass auch mit der Aufstellung des Heeres keinesfalls früher begonnen werden dürfe, als bis die Alliierten ihre Truppen aus Österreich zurückgezogen haben würden. Überdies dürfe dieses Heer nur mit Waffen ausgerüstet sein, die «im Lande selbst hergestellt worden wären». Dagegen wandte ich ein, dass ich es für töricht hielte, ein Land so lange ohne innere Sicherheit und äusseren Schutz zu lassen, bis die umständliche Prozedur der Rekrutierung und Ausbildung eines Heeres beendet sei. Was aber die zweite Forderung der Sowjets hinsichtlich der Bewaffnung dieses Heeres betreffe, so müsse darauf hingewiesen werden, dass doch die gesamte Rüstungsindustrie Österreichs von den Alliierten zerstört worden sei. Es könne deshalb nicht gut eingesehen werden, wie es die Österreicher anstellen sollten, um Waffen für ihr Heer zu produzieren.

Hier stiess ich auf die Gegnerschaft des weisshaarigen, bärbeissigen Andrej Wischinsky. Denn nachdem ich ausgeführt hatte, dass es den Österreichern freistehen müsse, sich die Ausrüstung für ihr Heer zu beschaffen, wo immer ihnen dies möglich sein würde, antwortete er mir mit einer langen Rede. Der Tenor dieser Rede gipfelte in der Feststellung, dass keine Nation, die etwas auf sich hielte, so tief sinken könnte, um sich die Waffen für ihre Armee von einem fremden Land liefern zu lassen.

«Und doch ist mir eine Nation bekannt, die dies nicht unter ihrer Ehre hielt», erwiderte ich ihm unbedenklich. Ich gedachte der ungeheuren Rüstungslieferungen, die während des Krieges als Leihpacht von den Vereinigten Staaten nach Sowjetrußland gegangen waren. Es war mir nicht unbekannt, dass die Sowjets ihren Soldaten die Herkunft ihrer Waffen verschwiegen und sie in dem Glauben gelassen hatten, sie wären in russischen Fabriken hergestellt worden. Dies ging so weit, dass die Soldaten der Roten Armee in Österreich der Meinung waren, jeder Jeep, den sie bei uns sahen, gehörte von Rechts wegen ihnen, da er doch russischer Herkunft war. Die zahllosen Diebstähle an Jeeps, die von Russen begangen wurden, mochten zu einem erklecklichen Teil ihre Wurzeln in dieser Verkennung des wahren Sachverhaltes haben. Nebenbei bemerkt, hörten die Diebstähle in Österreich nicht früher auf, als bis wir die Parkplätze unserer Wagen durch bewaffnete Posten bewachen liessen.

Die Aussenministerkonferenz zog sich durch Wochen hin. Ich benützte eine Pause in den Verhandlungen zu einem eiligen Aufenthalt in Österreich, wo ich meinen Schreibtisch von den Rückständen befreite, die sich in meiner Abwesenheit dort angesammelt hatten. Darüber hinaus gelang es mir sogar einen Tag herauszuschlagen, den ich in Hinterstoder mit der geliebten Jagd ausfüllte. Die Hündin Snooty, unser Drahthaar-Terrier, zeigte sich davon wenig erbaut, denn sie sah Mutterfreuden entgegen. Der Tierarzt, der sie in ihrer schweren Zeit zu betreuen hatte, äusserte sich recht besorgt über ihren Zustand und stellte die Notwendigkeit eines Kaiserschnittes in Aussicht. Er wusste, wie sehr wir alle an Snooty hingen und beriet sich über den Fall mit einigen seiner Kollegen. Am Ende zog er sogar einen namhaften Wiener Chirurgen zu Rate. Wenn einer von den Umständen hörte, die Snootys wegen gemacht wurden, hätte er leicht meinen können, die Hündin liefe Gefahr, in einen internationalen Konflikt verwickelt zu werden. Sie liess noch immer die Ohren hängen, als ich nach Berlin flog, um nach Moskau zurückzukehren.

Ich hatte meine Rückreise bis zur letzten Stunde verzögert, aber schliesslich musste es doch sein. Als ich jedoch Berlin erreichte und auf dem Tempelhofer Flugfeld aus dem Flugzeug stieg, meldete mir ein amerikanischer Offizier, dass der russische Pilot, der sich dort zu uns gesellen sollte, verschwunden sei.

«Noch vor einer halben Stunde war er hier», meinte der Offizier; «Nun kann ich ihn nirgends finden.»

Wir versuchten eine Reihe von Telephonanrufen in der Hoffnung, etwas von seinem Verbleib zu erfahren, jedoch ohne Erfolg. Inzwischen war es spät geworden und wir mussten trachten weiterzukommen, wenn wir noch vor Einbruch der Dunkelheit Moskau erreichen wollten.

«Können Sie ohne einen russischen Navigator nach Moskau fliegen?» fragte ich meinen Piloten, Oberst Howard Moore.

«Warum nicht?» lautete die Antwort. «Und wenn es gerade nötig sein sollte, so kann der zweite Pilot russisch.»

Nach dieser Feststellung flogen wir ab, diesmal die Vorschrift ausser Acht lassend, einen russischen Navigator mit uns zu nehmen.

Unsere Ankunft in Moskau verursachte nicht wenig Aufregung. Offiziere und Soldaten in grosser Menge drängten sich um unser Flugzeug, sobald es auf dem Rollfeld Stillstand. Sie riefen uns etwas zu, das wir nicht verstanden. Als der Sergeant die Tür öffnete, schrie ihm ein Offizier entgegen: «Niemand darf dieses Flugzeug verlassen!»

Ich trat hinter den Sergeanten, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: «Lassen Sie mich durch!» Im nächsten Augenblick stand ich mit einem Sprung mitten unter der Menge, die uns umgab. Ich wandte mich an die Zunächststehenden und erklärte ihnen, was uns in Berlin veranlasst hatte, den Flug ohne den russischen Begleiter fortzusetzen. Dann gelang es mir auch, die Mannschaft aus dem Flugzeug herauszubekommen und mit ihnen in die Stadt zu fahren. Die Russen machten nicht wenig Aufhebens von der Sache und wenige Tage darauf forderte mich das Staatsdepartement auf, mich zu dem Vorfall zu äussern. Es dauerte dann noch eine geraume Weile, bis über die Geschichte Gras gewachsen war, wenigstens aber war ich zeitgerecht in Moskau angekommen.

Da General Marshall kaum Gelegenheit gehabt hatte, sich vor der Aussenministerkonferenz mit den einzelnen Verhandlungspunkten richtig vertraut zu machen, pflegten wir täglich um zehn Uhr vormittags in unserer Botschaft kurze Sitzungen abzuhalten. Dabei ging Marshall mit den verschiedenen Experten die Gegenstände durch, die die Konferenz im Laufe des Tages beschäftigen sollten. Anschliessend fuhr er dann mit der erforderlichen Begleitung zur Tagung.

Der Mann, der über die gründlichsten Kenntnisse der Fragen verfügte, die die abzuschliessenden Verträge betrafen, war Ben Cohen. Er hatte eine grosse Rolle beim Zustandekommen der Verträge mit den Satellitenstaaten gespielt. Auch bei den Verhand-

lungen mit den Deutschen, die täglich viele Stunden in Anspruch nahmen, konnten sich Murphy und Clay davon überzeugen, dass Cohen sich als eine wahre Fundgrube für alle Informationen erwies, die man nötig hatte. Was immer bei den Verhandlungen vorgebracht wurde, Cohen wusste Bescheid. Aus diesem Grunde war er nun auch ausersehen worden, Marshall seine wertvolle Hilfe angedeihen zu lassen.

Ich fand die Prozedur der täglichen Vorbesprechungen allerdings ein wenig mühselig und umständlich. Als daher die Sache des Österreichischen Staatsvertrages vor die Aussenminister kam, legte ich für General Marshall ein dünnes Heft an, in das ich, nach den einzelnen Klauseln des Vertrages geordnet, alles darüber Wissenswerte eintrug. Für jede Klausel gab es dabei mehrere Seiten. So enthielt die erste den Text derselben, wie wir ihn wünschten. Die folgende Seite aber wies die Standpunkte auf, die hierzu von den Briten, Franzosen und Russen eingenommen wurden, alles natürlich in kurze Schlagworte gefasst. Die restlichen Seiten schliesslich enthielten Hinweise darauf, wie weit wir im Kompromisswege von dem abweichen konnten, was wir ursprünglich wollten, ohne dadurch die Grundsätze zu gefährden, die wir uns für den österreichischen Staatsvertrag gestellt hatten.

Die Mühe, die ich für die Anlage eines solchen Merkheftes verwendet hatte, machte sich bald belohnt. Ich war mit Marshall hinlänglich bekannt, um es mir leisten zu können, ihn am frühen Morgen in seinem Zimmer aufzusuchen. Während er sich dann ankleidete und sein Frühstück einnahm, pflegte ich mit ihm die Punkte durchzugehen, die auf der Tagesordnung standen. Ich legte ihm auseinander, was dazu wahrscheinlich die Russen, Franzosen oder Briten sagen würden. Wo es mir schien, dass es zu Auseinandersetzungen kommen würde, besprach ich mit ihm die Erwidierungen und Entgegenstellungen, die wir mit Vorteil machen könnten. Das Ergebnis der morgendlichen Diskussion zeitigte, dass Marshall an ihnen schon richtig warm geworden war, wenn wir uns um zehn Uhr in die Botschaft begäben und die Dinge dort dementsprechend rascher durchgegangen werden konnten.

Die Hauptschwierigkeit aller Verhandlungen bei der Konferenz der Aussenminister bildete noch immer die Definition des deutschen Eigentums. Als der Tag kam, an dem dieses Problem recht eigentlich zur Erörterung stand, war es uns klar, dass aller Erfolg für uns von dem Umstand abhing, dass es uns gelang, ein Kompromiss zu finden. Freilich musste dies von der Art sein, die die Auslieferung

der österreichischen Wirtschaft an die Sowjets schlechterdings unmöglich machte.

«General», redete ich Marshall während unserer Besprechung im Gesandtschaftsgebäude an, «hier handelt es sich um den Kernpunkt des österreichischen Vertrages. Wenn es uns gelingt, damit zu einer Lösung zu kommen, wird es bei allen anderen Punkten keine Schwierigkeiten mehr geben. Ich habe hier niedergeschrieben, wozu wir uns im äussersten Falle den russischen Forderungen gegenüber verstehen könnten, um zu verhindern, dass die Sowjets Österreich auf legalem Wege ausbeuten und seine Wirtschaft vernichten. Ich halte es für unvorstellbar, dass wir in unseren Zugeständnissen auch nur um einen Zoll weitergehen könnten.»

Mit diesen Worten übergab ich Murphy, Cohen und Dulles Durchschriften.

«Was halten Sie davon, Mister Cohen?» fragte Marshall nach einigen Minuten.

«Die Russen werden sich damit nicht einverstanden erklären», lautete die Antwort.

«Und Sie, Mister Dulles? «

«Ich bin derselben Meinung wie Cohen.»

«Was meinen Sie denn, dass wir tun sollen?» fragte Marshall weiter.

«Ich schlage vor», liess sich Cohen vernehmen, «dass wir in diesem Punkt dieselben Formulierungen verwenden, wie sie bei den Satellitenländern gebraucht wurden.»

Dass dieser Vorschlag gemacht werden würde, hatte ich mit Recht befürchtet. Die Formulierungen, dass heisst die Sprache, deren sich Cohen mit Vorliebe zu bedienen pflegte, war unbestimmt und vieldeutig. Sie gab Anlass zu falschen Auslegungen von Vertragstexten, wie dies gerade bei den Satellitenstaaten der Fall gewesen war. Sie bildeten später die Ursache, dass die Russen sich unter Berufung auf ebensolche nebulöse Formulierungen Rechte anmassen, die ihnen einzuräumen niemandem eingefallen wäre. Ich glaube, dass ein einziger Blick auf die Lage der Länder in Südosteuropa genügt, um dies heute zu bestätigen.

«Ich möchte dazu etwas bemerken», erklärte ich daher, nachdem Cohen gesprochen hatte. «Da ich alles daran gesetzt habe, um Österreichs Unabhängigkeit zu garantieren, wird es mir gestattet sein, zu sagen, was ich denke. Wenn Sie Mister Cohens Vorschlag akzeptieren, dann heisst dies, dass Sie Österreich an die Russen verkaufen. Österreich wird dann nur mehr ein Marionettenstaat sein.

Die Vereinigten Staaten hätten bei den Verträgen mit den Satelliten niemals der Klausel zustimmen dürfen, die die Frage des deutschen Eigentums zum Inhalt hat. Davon abgesehen, ist die Lage Österreichs auch noch eine ganz Verschiedene. Ich meinerseits spreche mich daher gegen Formulierungen aus, wie sie von Mister Cohen in Vorschlag gebracht werden, und ich glaube, dass auch die Briten und Franzosen sich meinem Standpunkt anschliessen werden.»

Marshall blickte auf seine Uhr und sagte: «Es ist Zeit, dass wir gehen.»

Bevor wir gingen, wandte ich mich noch einmal an den General.

«Wir müssen in dieser Frage, die in der heutigen Nachmittags-sitzung zur Sprache kommt, einen Entschluss fassen, General.»

«Nun, gut», lautete die Antwort, «diktieren Sie ein Resümee und bringen Sie darin Ihren Standpunkt zum Ausdruck.»

Aber ich hatte ein solches bereits vorbereitet. Am Nachmittag händigte ich es Marshall ein.

Wir betraten den Konferenzsaal, in dem die Aussenminister mit ihren Stäben rund um den grossen, ovalen Tisch sassen. Marshall führte den Vorsitz, zu seinen beiden Seiten Cohen und ich. Bevin, Bidault und Molotow waren mit ihren Ratgebern erschienen. Jeder Einzelne hatte die Hoffnung auf ein Übereinkommen aufgegeben und wartete jeden Augenblick auf das Abbruchsignal. Marshall gab es.

Er begann mit der Feststellung, dass die britische, französische und amerikanische Delegation eine Reihe von Vorschlägen gemacht haben, die ihr aufrichtiges Bestreben ausdrücken, eine gemeinsame Plattform zur Lösung der Frage des deutschen Eigentums in Österreich zu schaffen. Er bedauerte jedoch, wahrgenommen zu haben, dass die Sowjets keinerlei Kompromissbereitschaft zeigen und auch mit keinen anderen Vorschlägen gekommen sind, als denen, die sie schon in London gemacht hatten. Es besteht keine Hoffnung, dass eine Regelung ohne Zugeständnisse der Sowjet-Delegation zustandekomme. Resümierend brachte er zum Ausdruck, dass die Konferenz auf einen toten Punkt käme, wenn die Russen nicht einen neuen Vorschlag machten, der unmissverständlich zutn Ausdruck bringe, dass der Begriff «deutsches Eigentum» jenes Eigentum nicht einschliesse, auf das nicht-deutsche Besitzer mit Fug und Recht Anspruch erheben könnten. Marshall schloss seine Ausführungen mit dem Hinweis, dass die Vereinigten Staaten sich gegen die Vorstellung wehrten, die Sowjets wollten sich in Widerspruch zu ihrem in Potsdam gegebenen feierlichen Versprechen setzen; von Öster-

reich keine Reparationen zu fordern. Die Vereinigten Staaten hätten in diesem Zusammenhang auch jenes andere durch die Sowjets feierlich abgegebene Versprechen nicht vergessen, wodurch die Bildung eines souveränen, unabhängigen und demokratischen Österreich gewährleistet worden sei.

Damit fanden alle Anstrengungen, zu einem Staatsvertrag mit Österreich zu gelangen, ihr Ende. Es gab in den vergangenen drei Jahren, auf niedrigerer Ebene, eine Reihe von Viermächte-Konferenzen, die die alten Bemühungen fortsetzten. Das Ergebnis war gleichwohl dasselbe. Die Russen haben niemals von sich aus etwas unternommen, das zu einer Einigung der Standpunkte hätte führen können. Daher konnte auch bei allen der Moskauer Konferenz folgenden Verhandlungen kein Erfolg erzielt werden. Die Vereinigten Staaten jedoch werden niemals einem Vertragsentwurf zustimmen, der Österreich zu einem Satellitenstaat der Sowjetunion machen würde.

Mit dem Schlusswort, das Marshall auf der Konferenz in Moskau gesprochen hatte, endete auch mein Dienst in Europa. Es gab noch einige bedeutungslose Formalitäten zu erfüllen, aber die Arbeit, soweit sie meine Person betraf, war zu Ende.

Am Abend fuhren wir noch in den Kreml, schritten die mächtige Freitreppe empor und wurden von Generalissimus Stalin begrüßt und in den Bankettsaal geleitet. Ich sass neben Konjew, und als Wodka serviert wurde, liess ich die Flasche auf den Tisch stellen und wir bedienten uns gemeinsam aus ihr. Wir scherzten dabei über Konjews alte Gewohnheit, Weisswein statt Wodka zu trinken. Aber als wir zwei Gläschen getrunken hatten, liessen wir es genug sein und rührten die Flasche nicht mehr an. Selbst dann nicht, als später Trinksprüche ausgebracht wurden, die kein Ende nehmen wollten. Aber das tat weiter keinen Schaden, denn die Trinksprüche, die unseren verschiedenen Regierungen und unser aller Freundschaft in der Zukunft galten, waren genauso inhaltslos und leer wie die beiden Schnapsgläser, die vor Konjew und mir auf dem Tisch standen.

Mit einem Gefühl von Mutlosigkeit suchte ich mein Hotel auf, um zu packen. Meine Rückreise sollte mich nach Wien führen, aber diesmal würde es nur einen kurzen, vorübergehenden Aufenthalt dort geben. Ike hatte mir meinen Platz bei der Sechsten Armee bereitgehalten. Ich sah schon Presidio und Golden Gate im Geiste vor meinen Augen, die prachtvolle Gelegenheit zum Fischen und den Weg, der auf die Hügel bei San Franzisko hinaufführte.

Ich war schon so lange aus Amerika fort, dass es mir nie schöner erschien als jetzt in meinen sehnsüchtigen Gedanken an die Heimkehr.

Im Hotel wurde mir schon im Vestibül mitgeteilt, dass ein Telegramm für mich angekommen sei. Ich eilte in mein Zimmer hinauf und fand das Blankett sorgfältig mit einer Stecknadel an meinen Kopfpolster geheftet. Ich öffnete es gespannt und las:

«Snooty brachte fünf Junge zur Welt. Mutter und Nachkommenschaft wohlauf.»

Ich las es ein zweitesmal. Das nannte ich eine feine Nachricht. Wir würden sie alle mitnehmen. Fünf Junge! Das war eine Leistung. Was aber hatten wir in Moskau geleistet?

Am nächsten Morgen flog ich mit meiner Frau und unserer Tochter Ann, die vor mehreren Tagen nach Moskau gekommen waren, zurück nach Wien. In Warschau gab es einen kurzen Aufenthalt, bei dem wir unseren Lunch einnahmen.

Der zweite Weltkrieg bildete einen Zeitabschnitt, aus dem Amerika als Weltmacht hervorging. Es gab allerlei, was wir erst lernen mussten, und gibt vieles, das uns noch zu lernen bevorsteht. Es war im Grunde vielleicht gar nicht so sehr verwunderlich, dass wir den Sieg feierten, als wir den Krieg eigentlich noch nicht richtig gewonnen hatten. Wir hatten das Geschäft des Krieges zu rasch aus den Händen gelegt. Der Grund, weswegen wir dies taten, war, dass es uns drängte heimzukommen. Wir freuten uns über das Ende des Krieges und wir hiessen den Frieden willkommen. Aber nach einigen Jahren, die uns Mühe und Kosten genug verursachten, entdeckten wir, dass wir den Frieden nicht gewonnen hatten.

Während des italienischen Feldzuges hatte es sich, wie niemals zuvor, erwiesen, dass eine Armee, in der man in verschiedenen Zungen redete, sehr wohl zu einem Instrument verbündeter Interessen gemacht werden konnte. Es hatte sich auch gezeigt, dass man mit einem solchen Instrument selbst beträchtlicher feindlicher Anstrengungen Herr werden konnte. Aber in Österreich und in anderen Ländern des Nachkriegs-Europa war es uns beschieden, über das Wesen von Bündnissen eine neue Lektion zu lernen. Die Russen waren an Bündnissen und dem, was sie an gemeinsamer Arbeit erheischten, nicht interessiert. Ihnen lag vielmehr daran, dass die



Dinge in Gärung blieben. Lüge, Verrat und Bruch feierlicher Versprechen, das war es, wozu sie jederzeit bereit waren. Dazu kam, dass sie ihrer Veranlagung nach stets dazu neigten, Gewalt anzuwenden, wann immer ihnen dies zur Erreichung ihrer Zwecke vorteilhafter erschien. Sie waren geschickt, jedes Zeichen von Schwäche, Unsicherheit oder auch nur friedlicher Gesinnung überhaupt auszunützen. Das war ihre nationale Politik.

Einmal sagte ich zu Konjew:

«Sie haben bei der heutigen Ratstagung zehn Forderungen vorgebracht. Gesetzt den Fall, ich würde Ihnen darauf antworten: ‚Schön, ich bin damit einverstanden/ Was würden Sie dann tun?‘»

«Ich würde morgen mit zehn neuen Forderungen kommen», gab Konjew zur Antwort.

Da ich sowohl die Rote Armee als auch die russische Diplomatie an der Arbeit gesehen habe, halte ich an der Überzeugung fest, dass die Sowjets vor nichts, aber auch vor gar nichts zurückschrecken würden, um die Weltherrschaft an sich zu reißen. Aber ich habe andererseits auch die Wahrnehmung gemacht, dass sie Stärke am Gegner achten. Vielleicht ist Stärke überhaupt das einzige, das sie gelten lassen. Wenn man ihnen kraftvoll und entschlossen entgegentritt, halten sie inne und machen Augen und Ohren auf.

Die schwierige Aufgabe, auf politischen Wegen die Geschicke unseres Landes zu lenken, ist und war niemals mein Geschäft. Ich höre es auch nicht gerne, wenn in Washington mit dem Säbel gerasselt wird. Aber auf Grund der Erfahrungen, die ich gemacht habe, würde ich es für töricht halten, drohende Tatsachen, denen wir gegenüberstehen, nicht zu beachten. Wir werden nur dann Herr der Situation sein, wenn wir unsere Kräfte zusammenreißen, wenn Heer, Flotte und Luftwaffe zusammenstehen und die Mittel uns nicht vorenthalten werden, um stark zu sein und zu bleiben. Als Chef der Landstreitkräfte für die Schlagkraft der Armee in jedem Notstandsfalle verantwortlich, weiss ich, dass dies keine einfache und leichte Aufgabe ist. Sie erfordert das Verständnis und die Unterstützung des ganzen amerikanischen Volkes. Denn wir müssen eine Nationalarmee aufstellen, deren Existenz es jedem klarmacht, dass er sich selbst vernichtet, wenn er unseren Weg gefährdet. Die Welt muss wissen, und auch jeder in unserem eigenen Land, der unsere Regierungsform ändern will, dass wir stark sein wollen; dass wir die Absicht haben, die Segnungen der Freiheit zu erhalten, für welche Männer und Frauen der Fünften Armee und Millionen anderer Amerikaner kämpften und starben.

## NAMENREGISTER

- Adam, General Sir Ronald, 310  
Adams, Ware, 555  
Airey, Brigadier Terence, 334  
Alexander, General Sir Harold R., 48-49, 76, 114, 162, 183, 185, 202, 211-12, 216-17, 223, 234-35, 238, 243, 249-50, 254, 270, 272, 278-79, 295, 299-300, 303, 305-07, 319, 328, 337, 340, 347-48, 353, 355-58, 366-67, 370-72, 378, 383, 385, 395, 397-99, 407-11, 416-17, 419-21, 431, 441, 449-50, 454-55, 464, 468-69, 472, 503, 510, 512  
Allen, Generalmajor Terry, 46, 50  
Almond, General Ned, 479  
Anders, General Wladyslaw, 409, 485-87  
Anderson, General Jonathan W., 179  
Anderson, Generalleutnant Kenneth, 47, 49-52, 55, 77, 143, 147, 160-61, 164-65, 167-68  
Ankcorn, Oberst Charles, 236-37  
Arnold, General H. H., 21, 288, 501  
Attlee, Clement, 85  
Auchinleck, General Sir C. J. É., 48  
  
Badoglio, Marschall Pietro, 211, 217, 236  
Bartel, Konteradmiral, 127  
Béardwood, Kapitän Jack, 28, 127, 147, 196, 341  
Bèncivento, General Roberto, 427  
Benson, 342-43  
  
Berlin, Irving, 390  
Berlioz, Konteradmiral R. H., 127  
Béthouart, General Emile, 144, 525-26  
Beucler, General George, 175  
Bevin, Ernest, 565  
Bidault, Georges, 565  
Billingslea, Major, 147  
Blackburn, Korporal Edgar L., 228  
Blesse, General Fred A., 175, 254  
Boatner, Oberst Mark M., 370  
Bohucz-Szyszkowski, General Zygmunt, 487, 494  
Boisson, General, 150-51  
Bolte, General Charles L., 447  
Bowman, General Frank O., 175, 341, 440  
Boys, Kapitän, 147  
Bradley, General Omar, 199, 202  
Bradshaw, General Aaron, 380  
Brann, General Don, 174, 297, 341, 475, 518, 535  
Broedlow, Oberst Rudolph W., 515  
Brooke, General Sir Alan, 61, 64, 77, 85  
Brown, Leutnant Allen T., 393  
Brown, Kapitän Clifton, 393  
Burrough, Admiral Sir H. M., 53-54, 122  
Butler, General B., 370  
Byrnes, James, 554, 558  
  
Candee, General Robert C., 42, 173  
Carpenter, Leutnant Clair F., 228

Carroll, Monsignore Walter S., 434  
 Chaney, Sergeant William C., 28, 205,  
 234, 249, 297-98, 381, 444, 451, 518, 529  
 Chatel, Yves, 145  
 Chatignon, Oberst Marius S., 25  
 Chidlaw, General B. W., 487, 505  
 Childs, J. Rives, 195  
 Christian, Oberstleutnant, 455  
 Churchill, Winston, 2, 29, 32-37, 43,  
 47, 54, 56-64, 66-67, 70-72, 75-77,  
 80-81, 83, 85-86, 106, 108-09, 112,  
 171-72, 176, 178, 201, 249, 299-  
 301, 305-07, 310, 318, 333, 340,  
 383, 431, 454-55, 468-69  
 Churchill, Frau Winston, 33  
 Clark, Oberstleutnant Kenneth, 175, 251  
 Clark, Frau Mark W., 4-7, 21, 26-29,  
 87, 207, 261, 391, 516, 518, 554, 567  
 Clark, William, 446-47  
 Clay, General Lucius D., 547, 558, 563  
 Cohen, Benjamin, 558, 562-64  
 Collins, Vizeadmiral, 89  
 Coningham, Luftmarschall Sir Arthur, 248  
 Cornell, Katherine, 472  
 Costa, General E. Z. da, 460  
 Coulter, General John B., 395  
 Courtney, Kapitän Godfrey B., 92, 94,  
 101-02  
 Crane, Oberst William C., 97  
 Crittenberger, General Willis, 419, 427,  
 443, 452, 494, 518  
 Cunningham, Admiral Sir Andrew, 78, 86,  
 113-14, 145, 216  
 Cunningham, Admiral Sir John, 303, 354  
 Dapino, General Vincenzo, 281  
 Darby, Herr und Frau Percy N., 502  
 Darby, Oberst William O., 231, 234,  
 250, 254, 358, 501-02.  
 Darlan, Admiral Jean, 83-84, 109, 123,  
 125-27, 129-53, 155-58, 163, 167  
 Darlan, Frau Jean, 153  
 Dawley, General Ernest J., 199, 212,  
 223, 234-35, 237, 239, 244, 249  
 Dean, General John R., 520, 522  
 De Gaulle, General Charles, 43-45, 63, 441  
 Devers, General Jacob L., 464  
 DeWitt, Generalleutnant John L., 12  
 Diamare, Monsignore Gregorio, 374, 377  
 Dick, Commodore, 127, 136  
 Dill, Sir John, 10, 23, 468  
 Dixon, Sergeant Shirley B., 542-43  
 Dody, General A., 290, 314  
 Donald, Ensign, 342  
 Donovan, General William, 73, 337  
 Doolittle, General James H., 50-51, 55,  
 113-14, 165, 172  
 Doran, Commodore Andrew E., 343  
 D'Orsa, Oberleutnant Charles S., 354  
 Douglass-Pennant, Commodore, 112  
 Drum, General Hugh, 15  
 Duff, General Robinson E., 501  
 Dulles, John Foster, 558, 564  
 Dutra, General Enrico D., 460, 519  
 Eaker, General Ira, 385, 391  
 Early, Stephen, 40  
 Eddy, Oberst, 66, 90  
 Eddy, General Manton, 180  
 Eden, Anthony, 61, 85  
 Eichelberger, General Robert L., 12  
 Eisenhower, General Dwight D., 4, 6,  
 13, 19-24, 26, 29, 31, 36, 39-40, 44,  
 46-50, 52, 55-56, 60, 64, 66-69, 73,  
 75, 77-80, 82, 85-87, 106-10, 11244,  
 116-17, 119-21, 127-28, 133-34, 136,

Eisenhower, General Dwights D.,  
 144-46, 148-50, 152-55, 160, 163,  
 165, 167, 172, 174-75, 183, 185-86,  
 193-94, 202, 210, 212, 216-18, 223,  
 248-50, 289, 294-95, 299-302, 360,  
 364, 426, 429, 462, 469, 482, 552  
 Esteva, Admiral, 137, 139, 144  
 Erhardt, John, G., 558  
  
 Fawkes, Kapitän Barney, 89-90  
 Fenard, Admiral, 125, 127, 138-40  
 Figi, Dr. Leopold, 541  
 Fischer, Ernst, 549  
 Foote, Leutnant J. P., 92  
 Forsythe, Oberst John D., 227  
 Foulkes, General, 483  
 Franco, General Francisco, 65, 198  
 Frazier, Major David M., 322  
 Fredendall, Generalmajor Lloyd, 18,  
 21, 24, 120, 168  
 Frederick, General Robert T., 280-81, 285,  
 422-23  
 Freyberg, General Bernhard, 279, 347-49,  
 355, 366-72, 374, 385, 387-88, 510-11  
 Funk, Oberstleutnant, Russell D., 241  
  
 Garrison, James, 555  
 Garteiser, André, 432  
 Gebhart, Soldat, 292-93  
 Georg VI., 29, 109-10, 208-10, 432, 450-51  
 Gervasi, Frank, 341  
 Gillespie, Kapitän Eugene P., 182, 261  
 Giraud, General Henri H., 6, 68, 81,  
 84-85, 98, 107, 109-10, 112-19, 121-  
 23, 125, 129-30, 133-37, 141-43, 145-46,  
 151-55, 157, 160, 167, 177, 215, 273-74  
 Gomez, General Eduardo, 196  
 Gonzales, Sergeant Manuel S., 228  
  
 Gott, Generalleutnant W. H. E., 48-49  
 Gray, General Carl R., 271-72  
 Griggs, Sir James, 208  
 Grogan, Oberst Stanley J., 539  
 Gruber, Dr. Karl, 556  
 Gruenther, General Alfred M., 51, 69,  
 79, 165, 172, 174-75, 196, 205-06,  
 257, 295, 297, 299, 302-03, 367-71,  
 385, 416-17, 421-22, 424, 469-70,  
 475-76, 479, 506, 519-20, 526, 533, 535  
 Guellaume, Oberst A. L., 214-15  
 Gusew, Feodor T., 556-57  
  
 Hamblen, Oberst A. L., 82, 92  
 Hamilton, Kapitän Jacob R., 239, 243  
 Handy, Generalmajor Thomas, 55-56  
 Harding, General Sir John, 369, 407,  
 417, 494, 510-11  
 Harmon, General E. N., 179  
 Harriman, Averell, 68  
 Hawkesworth, General John L. L., 263, 494  
 Hays, General George P., 481, 501  
 Hewitt, Admiral Henry K., 120, 212,  
 219, 221, 223, 225-26, 230  
 Hitler Adolf, 8, 71, 139, 152, 170-71,  
 221, 230, 345, 349, 377, 507-08, 525  
 Hoare, Sir Samuel, 65  
 Holden, Sergeant, 244  
 Holmes, Oberst Julius C., 82, 87, 91-92,  
 95, 105, 115, 118, 127, 147  
 Hopkins, Harry, 40, 73, 289, 432  
 Horne Sergeant Jerry, 359  
 Horrocks, Gen. Sir Brian, 213  
 Horta, Kapitän, 196  
 House, General Edwin J., 224, 266, 271  
 Howard, General Edwin B., 28, 175,  
 196, 334, 341, 463, 555  
 Hughes, Generalmajor Everett, 66  
 Hume, General Edgar E., 256, 424

Ismay, General Sir Hastings, 54, 61, 80  
 I sore, Ray monde, 172  
  
 Jaccard, Major Robert, 172  
 Jewell, Leutnant N. A. A., 89-91, 93,  
     99-100, 103, 105-06  
 Jones, Soldat J. C., 228  
 Juin, General A., 5, 125-26, 129, 132,  
     135, 139-41, 145, 214, 255, 281, 405,  
     407, 411, 417, 427, 434, 441-42  
  
 Keightley, General C. F., 494  
 Kelly, Edward J., 516  
 Kendall, General Paul W., 464  
 Kesselring, Feldmarschall Albert, 222,  
     237, 240, 246, 250, 252, 430, 438,  
     448, 453, 455  
 Keyes, General Geoffrey, 283, 317-18,  
     322, 324, 326, 349, 366, 406, 414,  
     419-20, 422-23, 427, 466, 494, 498,  
     514-15, 554  
  
 Kim, Kapitän Young O., 482  
 King, Admiral Ernest J., 39-40, 43-44, 115  
 Kippenberger, General H. K., 310  
 Klementiew, Hauptmann, 542  
 Knight, Ridgeway, 100, 104  
 Knox, Frank, 255  
 Koeltz, General, 127, 135  
 Kolisch, Major Joseph, 517  
 Konjew, Marschall J. S., 520, 522, 525,  
     527-28, 530-31, 538-39, 543-44, 548-  
     50, 566, 568  
 Kostelanetz, André, 451  
 Krueger, Generalleutnant Walter, 18-19  
 Kunikin, 538  
 Kurasow, General V. V., 550  
  
 Labard, Admiral de, 138  
 La Guardia, Fiorello, 546  
 Lampson, Kapitän, 277  
 Landry, Major Hilton J., 291-92  
  
 Laval, Pierre, 129  
 Leahy, Admiral William D., 73, 289  
 Léar, Generalleutnant Ben, 18  
 Lee, Generalmajor John C., 30, 50  
 Leese, Generalleutnant Sir Oliver W. H.,  
     302, 410, 418, 454, 485  
 Lemaux, Leutnant, 206  
 Lemnitzer, General Lyman L., 82, 87-88, 92,  
     113-14, 165, 409-10  
 Lewis, Leutnant 291  
 Lewis, General Thomas E., 175, 353  
 Livesay, General William G., 448, 460, 510  
 Livingstone, Kapitän R. P., 91-92, 95, 102  
 Logan, Soldat James M., 228  
 Lowry, Admiral Frank J., 317  
 Lucas, General John P., 249, 263, 278.  
     284, 300, 308, 317, 320, 335-37, 340,  
     345-47, 352, 355, 357-58, 360, 381-82  
 Luce, Clare Booth, 487  
 Lyster, Admiral, 68-69, 161  
  
 Mac Arthur, General Douglas, 13  
 McClintic, Guthrie, 472  
 McCreery, General Sir R. L., 223, 231,  
     234, 249, 262-63, 266-67, 277-78, 283,  
     296, 310, 314-15, 318, 356, 455, 485,  
     495, 503, 505, 511, 513-15, 525-26  
 Mackensen, General Eberhard von, 345,  
     359-61, 378  
 McLain, General Raymond S., 280  
 McNab, Major Sandy, 311-12  
 McNair, General Lesley J., 10, 14-15,  
     17-21, 26, 203, 212, 396, 409  
 McNair, Frau Lesley J., 17  
 McNarney, General Joseph T., 488  
 Mammeri, Si., 188-89, 192  
 Marget, Arthur, 555, 558  
 Marhieno, Roberto, 519

Marrakesch, Pascha yon, 191  
 Marshall, General George C., 10-12, 14,  
     17, 20, 23-24, 39-40, 43-44, 47, 52,  
     60, 72, 79-80, 112, 115, 154, 168,  
     172, 176, 280j 391-92, 396, 408, 428,  
     441-43, 445, 456, 481-82, 488-89,  
     491, 502, 533, 558, 562-66  
 Martin, General Joseph L, 205, 350  
 Mascarenhas, General, 458, 471, 474, 519  
 Mason-McFarlane, Generalleutnant, 89,  
     117, 123  
 Mast, General Charles E., 7, 81, 84, 96-99,  
     107, 110, 112, 116-17, 119, 142, 157  
 May, Abgeordneter A. J., 327  
 Meacham, Major, 147  
 Meeker, Leonard, 555  
 Mendigal, General, 127, 134-35  
 Merrill, Sergeant Kenneth G., 26-27  
 Middleton, General Troy, 246-47, 263  
 Missoffe, Admiral Jacques M., 186  
 Mockler-Ferryman, Brigadier E. E., 68, 78  
 Molotow, Vyacheslav M., 565  
 Monsabert, General Goisland de, 314  
 Montgomery, General Sir Bernard L.,  
     22-23, 49, 162, 202, 211-12, 216, 219,  
     221, 239, 249-51, 253-54, 277-78, 281,  
     302, 310  
 Moore, Oberst Howard, 562  
 Moran, General Richard B., 175  
 .Moreau, Eskadre Vizeadmiral, 127  
 Morgan, General Sir Frederick, 172-74  
 Morgan, Général Sir William D., 513  
 Marokko, Sultan von, 187-89  
 Morse, Admiral J. A. V., 261, 382  
 Mountbatten, Lord Louis, 10, 23-24, 30,  
     54, 59, 61, 85  
 Muldrow, Oberstleutnant Hal.' L. jun.,  
     Murphy, Robert, 67-68, 73, 80-85, 87, 91,  
         93, 95, 97, 100-02, 104-07, 110-12, 116,  
         121, 125, 127-29, 134, 140, 142, 153,  
         217, 558, 563-64  
     Mussolini Benito, 211, 503  
     Niblo, General Urban, 379  
     Nogues, General Auguste, 132, 135, 140-45,  
         151, 154, 171, 187, 190, 196, 199, 207  
     O'Daniel, General Michael, 42, 183,  
         230, 358  
     Oliver, General Lunsford E., 166-67  
     Orgaz Yoldi, General Luis, 196-200  
     Oxx, Oberst Frank, 555, 558  
     Patterson, Leutnant, 341-42  
     Patterson, Robert P., 326, 553-54  
     Patton, Generalmajor George, 21, 24,  
         47-48, 51, 55, 73, 93, 117, 119, 132,  
         165-66, 168, 173-74, 178-80, 187, 199,  
         202, 210, 288, 534-35  
     Pence, General Arthur W., 259-60  
     Penney, General W. R. C., 336  
     Pétain, Henry, 84, 127, 129-33, 135-38,  
         142, 151  
     Phillips, Major Joseph, 123  
     Pius XII, 374, 435-36  
     Platon, Admiral, 144  
     Pons, Lily, 451-52  
     Poole, General W. H. E., 480  
     Portal, Lady, 33  
     Pound, Adihiral Sir Dudley, 59, 72, 85  
     Primieri, General Clemente, 483  
     Radnor, Lord, 38-39  
     Raff, Oberstleutnant Edson D., 75, 162  
     Ramsey, Admiral Sir Bertram D., 51, 112  
     Rennér, Dr. Karl, 531 r32, 538/541, 556  
     Renwick, Major, 286

Richardson, General Alec, 274, 299  
 Richardson, General Matthew B., 274, 299  
 Ridgway General Matthew B., 199,  
     216-17, 238-39, 243-44, 249, 254-55,  
     259, 279  
 Robertson, General, 299  
 Rogers, Charly, 555  
 Rommel, Feldmarschall Erwin, 162, 169,  
     181, 183-84, 267  
 Ronarch, Admiral, 190  
 Rooks, General Lowell, 28, 31, 165, 383  
 Roosevelt, Franklin D., 40-41, 56-57,  
     60-63, 68, 73, 111, 130, 150-51, 156,  
     176-81  
 Roosevelt, General Theodore jun., 50  
 Roper, Jim, 384  
 Rundell, Oberstleutnant James, 555  
 Rundstedt, Feldmarschall Gerd von, 138  
 Russell, H. Earle, 186  
 Rutledge, General Paul W., 455  
 Ryder, General Charles W., 120, 122, 124,  
     127, 132, 145, 263, 329, 366, 370, 443  
  
 Salnikow, Leutnant, 542-43  
 Saltzmann, Oberst Charles E., 175, 196  
 Sauer, Oberst George, 350  
 Saville, General Gordon, 355  
 Scheltow, General A. S., 522, 525-26,  
     528-29, 544-45  
 Schulenburg, Graf von der, 364  
 Senger und Etterlin, General von, 505-08  
 Sevez, Brigadegeneral 127  
 Sloan, General John E., 396  
 Slocum, Oberst LeCount, 27-28, 126,  
     139, 172  
 Smith, Major C., Coburn, 28, 175  
 Smith, General W, Bedell, 44, 69, 172  
  
 Smuts, General Jan. C., 76-77  
 Solodownek, General, 286  
 Spaätz, Generalmajor Carl, 30, 86, 148,  
     165, 194, 216  
 Spellman, Erzbischof, 451  
 Spingarn, Oberstleutnant Stephen, 430  
 Stalin, Joseph, 57, 59, 67, 70-71, 430, 474  
 Stark, Admiral Harold R., 30  
 Steelman, John, 553  
 Stevenson, Herr und Frau William, 351  
 Stilwell, Generalmajor Joseph W., 18, 21,  
     552, 554  
 Stimson, Henry L., 72  
 Strong, Brigadier Kenneth, 333  
 Sullivan, Oberst Joseph P., 174-75  
 Sullivan, Commodore W. A., 261  
 Suslaparow, General, 473  
 Sutherland, Oberst Arthur, 207, 273, 444  
 Sweeney, Generalmajor Walter C., 12, 14  
  
 Täte, General Ralph H., 293, 536  
 Tayler, Brigadegeneral Maxwell D.,  
     217, 235  
 Tedder, Luftmarschall Sir A. W., 194,  
     214, 216  
 Teissier, M., 95-96, 98-104  
 Testa, Kapitän Warren, 443  
 Tibbets, Oberst Paul, 88  
 Tito, Marschall, 431-32, 473, 509-13  
 Truscott, General Lucian K. Jr., 73,  
     263, 316-17, 336, 352, 358, 360,  
     381-82, 397-99, 414, 427, 446, 469,  
     494, 497, 505, 508-09  
 Tucker, Oberst Ruben, 244  
  
 Umberto, Kronprinz, 483, 550-51  
  
 Vandenberg, General Hoyt, 21  
 Vargas, Getulio, 519

Viktor Emanuel, 211.  
Vietinghoff, General H. von 503-04, 508  
Walker, General Fred, 233, 320, 322,  
324, 326, 328, 445-46  
Walker, Major, John T., 212, 234, 338,  
351, 422-23, 436-37, 484-85  
Ward, General Orlando, 167  
Wasiljeff, General, 286  
Watson, Mark, 275  
Welsh, Luftvizemarschall Sir W. L., 51, 74  
Wentzell, General Fritz, 374  
Werner, Oberst Richard J., 227  
Westphal, General Siegfried, 405  
White, Leutnant, 291

Wilbur, General William H., 321  
Williams, Sergeant, George R., 17  
Williamson, Frances, 555  
Wilson, General Sir H. M., 294, 299, 328,  
339, 431, 461, 464, 468  
Winant, John G., 68  
Wischinsky, Andrej, 287, 560  
Wright, Kapitän Jerauld, 6, 82, 92,  
104, 110, 115, 127, 147  
Wyatt, Oberstleutnant, Aaron W., 291  
Yaqui, General, 195  
Yarborough, Oberst William P., 75, 481  
Yardley, Oberst Doyle R., 247  
Yoldi, General Luis Orgaz, 195  
Zanuck, Oberst Darryl, 126, 172